Das

Testament von St. Helena.

Historischer Roman in drei Bänden

von

Otfrid Mylius.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Vogler und Beinhauer.
1869.

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vorm. J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Das Testament von St. Helena.

Viertes Buch.

1.

Männerschwüre, Männertreue, was seid ihr? hätte die schöne liebreizende Prinzessin Mathilde von Montfort sicher ausgerufen, wenn sie, anstatt mit ihrem Vater zum Besuch am Hofe ihres Oheims, des Königs von Württemberg, zu sein, an einem glorreichen Sommerabende des folgenden Jahres 1836 sich nach Baden-Baden hätte versetzen und Zeugin eines Auftritts sein können, welcher sich in einer eleganten Wohnung am „Graben" zutrug. Es war ein zierlich möblirter Salon mit drei Fenstern, dessen eines, bis zum Boden herabreichend, auf einen mit immergrünen Gewächsen reich besetzten geräumigen Balkon führte. Die Marquise über dem Balkon war herabgelassen und dämpfte das Licht in dem Salon. Die Fenster waren geöffnet und ließen ein kühlendes Lüftchen herein, welches nach der sengenden Gluth des Tages doppelt erfrischend war. Blühende Gewächse aller Art auf Blumentischen und Etagèren schwängerten die Luft mit berauschendem Duft und halfen jene Atmosphäre und Stimmung schaffen, welche so mächtig anregend auf die Einbildungskraft und die Sinne wirkt. Die Klänge eines prachtvollen pariser Flügels, von einer geschickten, sichern Hand gespielt, wogten durch das hohe Gemach und die anstoßenden Wohnräume und ordneten sich zu einem anziehenden Vorspiel, zu einer einschmeichelnden Melodie; dann setzte eine vollklingende, kräftige Sopranstimme von reinstem Metall ein und sang jene wunderbare Arie der Gräfin aus „Figaro's Hochzeit" in den einschmeichelnden Worten des italienischen Textes, welche an sich schon Musik sind. Die Sängerin war eine hochgewachsene schlanke Gestalt mit einer herrlichen Büste und einem nicht eben regelmäßigen, aber aus-

drucksvollen Gesicht und wunderschönen dunklen sprechenden Augen. Ein leichtes, duftiges, weißes Gewand und ein dünner, halbdurchsichtiger Spitzenshawl, den sie leicht um die Schultern geworfen, hoben die wundervoll reich und ebenmäßig gemodelten Formen ihrer Gestalt mehr hervor, als daß sie dieselben verdeckten, und es lag in der Haltung des Kopfes, in der ganzen Erscheinung, in den Bewegungen der beiden schön gemodelten schmalen weißen Hände, in dem Ausdruck des Gesichts, das halb seitwärts nach oben gerichtet war, in dem Blick dieser herrlichen Augen, welche häufig sich von den Noten ab- und zu dem jungen Mann wandten, welcher hinter ihrem Stuhle stand und mit einer unsäglichen Spannung und Entzücken diesem Gesange lauschte, etwas unbeschreiblich Anmuthiges, Bezauberndes.

Die Blicke der Sängerin mußten tief in die Seele des Hörers dringen, denn so oft sie zu ihm aufblickten und der Ausdruck von träumerischer Wehmuth und Melancholie in ihren Zügen durch ein unnennbar süßes leichtes Lächeln verklärt wurde, konnte sich der Hörer nicht enthalten, sich zu der Sängerin herabzubeugen und einen Kuß auf ihre schöne weiße Stirn oder ihr reiches duftendes Haar zu drücken, und ihre sonore, trefflich geschulte Stimme bebte dann leise und ihre großen dunklen Augen schloßen sich auf eine Weile wie in einer unwillkürlichen Verzückung.

Die Sängerin aber war Eleonore Gordon, die Wittwe eines englischen Offiziers Sir H. Gordon, welcher als Oberst der britischen Hülfs- und Fremdenlegion in den Diensten der Königin Isabella II. gestanden hatte. Sir H. Gordon war nach der Rückkehr aus Spanien in London mit einer schönen jungen Französin Eleonore Archer bekannt geworden, der Waise oder natürlichen Tochter eines ehemaligen Offiziers der napoleonischen Garde, einem reizenden, gewinnenden Mädchen, das im pariser Conservatorium sich zur Sängerin ausgebildet hatte und nun von Stadt zu Stadt reiste, öffentliche Konzerte gab und in den Salons sang. Sir H. Gordon hatte der Sängerin seine Hand und seinen Namen angeboten und damit ein gutes Geschäft ge-

macht, denn die Sängerin ward als Mrs. Gordon bereitwilliger nach ihrem künstlerischen Verdienst anerkannt und besser bezahlt, wie als Mademoiselle Archer, und hatte ihren Gatten mit ernährt, was auf die Dauer allerdings eine schwierige Aufgabe gewesen wäre, denn der Herr Gemahl hatte eine Menge kostspieliger Liebhabereien, denen zwar ein reicher Mann ungestraft nachhängen kann, die jedoch für den jüngern Sohn eines zwar vornehmen, aber nicht mehr wohlhabenden Hauses leicht sehr präjudiziell werden können. Glücklicherweise hatte Oberst Gordon seiner jungen Frau den Gefallen gethan, bald nach der Hochzeit zu sterben, und so hatte sie wenigstens seinen Namen und Rang geerbt, wenn auch keinerlei Vermögen, und war genöthigt, nach wie vor wieder ihre Konzerte zu geben und sich mit ihren Kunstleistungen ihren Unterhalt zu verdienen. Eleonore war geistvoll, graziös, leidenschaftlich, glühende Bonapartistin. Sie hatte in der Schweiz den Prinzen Louis Napoleon kennen gelernt und ein Interesse für ihn gefaßt, das durchaus nicht einseitig war, wie wir sehen.

Der Mann, der hinter dem Stuhl der Sängerin stand, ihr verzückt zuhörte und sich an ihren Reizen nicht minder weidete als an ihrem Gesang, war der Prinz Louis Napoleon, der jetzt bis über die Ohren verliebt war in die schöne Künstlerin, in dieses wahrhaft verführerische, gluthathmende, leidenschaftliche Weib, welches mit allen Künsten der Gefallsucht vertraut war.

„Bösewicht! Ungeheuer! mich nicht zu Ende singen zu lassen und meinen Haarputz gar in Unordnung zu bringen!“ rief Eleonore, plötzlich vom Flügel aufspringend und das Tabouret umwerfend, worauf sie gesessen hatte. Ihre vollen weißen Arme umschlangen den Nacken des Prinzen, welcher ihr seine Arme entgegengebreitet hatte, und Beider Lippen fanden sich in einem langen leidenschaftlichen Kusse. „Du böser, böser, garstiger Mann, warst Du mit meinem Gesange nicht zufrieden, daß Du mich unterbrachst?“ flötete sie nach einer Weile und ihr feuchtes Auge versenkte sich tief in das glühende, blitzende des Prinzen.

— „Im Gegentheile, Du Süße, Himmlische! Du sangest,

unübertrefflich! Ich habe niemals noch diesen Schmelz, diesen Ausdruck, diese süße traumhafte Schwärmerei gehört," flüsterte der Prinz und umschlang die halb sich Sträubende von Neuem und drückte sie an sein Herz. „Aber warum bist Du so schön, so unwiderstehlich, meine göttliche Eleonore? warum kann man Dich nicht hören noch sehen, ohne überwältigt von so viel Seele, Leidenschaft, Schönheit und Liebreiz zu Deinen Füßen niedergezogen zu werden, weil man gebieterisch gezwungen wird, Dich anzubeten, Krone der Frauen?!"

„Schmeichler! Böser, gefährlicher Verführer, was machst Du aus mir!" flüsterte Eleonore auf einen Divan niedersinkend und zog den Prinzen mit sich herab, daß er vor ihr auf die Kniee niedersank und ihren Nacken mit beiden Armen umschlingend sie mit leidenschaftlichen trunkenen Küssen bedeckte.

Ob Louis Napoleon wohl in diesem Moment überhaupt noch einen Gedanken an seine Cousine Mathilde hatte, die ihn mit einer wahrhaft abgöttischen Neigung und Verehrung liebte? Wir glauben kaum, denn wie zahm und scheu und mädchenhaft war die Neigung der Prinzessin, dieses schüchterne Aufdämmern einer jungfräulichen Liebe, gegenüber von der Leidenschaft dieses welterfahrenen raffinirten Weibes, das den Erben eines berühmten Namens und einer möglichen großen Zukunft vielleicht auch liebte, aber nicht mit der schüchternen Liebe einer wohlerzogenen Prinzessin, sondern mit der ganzen Begehrlichkeit eines sinnlichen Weibes und doch wieder mit der Selbstbeherrschung einer ehrgeizigen Frau von Welt. Und ist es nicht eine uralte Erfahrung, daß wo Frauen und Mädchen um die Liebe eines Mannes concurriren, die Welterfahrung und das freiere Gebahren der Frau immer einnehmender, verführerischer, hinreißender wirkt, als das Schüchterne, Ahnungsvolle, Jungfräuliche, Zaghafte des Mädchens?

„Laß mich! Genug, Du Böser!" rief Eleonore, sich plötzlich aufraffend, und entrang sich der Umarmung des Prinzen. „Du bist garstig, Napoleon! Du willst mich demoralisiren! Du hast mein Vertrauen mißbraucht!" rief sie leidenschaftlich, flüchtete

unter die offene Thüre des Balkons und vergrub das glühende Gesicht in die schönen Hände, die sie an den Thürpfosten stemmte.

— „Leonore! Süße, Himmlische, Göttliche, zürne nicht! Warum bist Du so schön, so verführerisch, so reizend!“ flüsterte der Prinz, und versuchte sich an sie anzuschmiegen und ihr die Hände vom Gesicht zu entfernen; aber sie wandte ihm beharrlich den Rücken und wich nicht zwischen Thür und Angel. „Eleonore, mein süßes Herz, vergib!“ flüsterte er und bedeckte den vollen Nacken mit Küssen; „sei nicht grausam, Göttliche!... Oh, nur Einen, nur einen einzigen Blick, nur ein einziges liebes Wort!“

„Garstiger, unbändiger Mensch!“ lispelte sie und schaute ihn auf einen Moment mit einem Blick an, in welchem ihre ganze Seele lag. „Geh, laß mich!“ fuhr sie fort; „Du weißt, was ich Dir gesagt habe! Du kennst unsern Vertrag! Ich will Dich verdienen, erwerben, erkaufen durch meine treuen guten Dienste, durch meine Ergebenheit und Umsicht. Du sollst meine Liebe nicht Deinen Schwüren, nicht dem Zauber Deiner Persönlichkeit verdanken, nicht dem Ruhme Deines Namens, noch dem geschmeichelten Ehrgeiz des Weibes, das den Erben und Neffen des Abgotts seiner Jugend zu seinen Füßen sieht! Du darfst mir nicht erscheinen wie die anderen Männer, nicht mit verdrehtem Kopfe, nicht als girrender Seladon! Ich will keinen Schwächling in Dir sehen, den die Sinnlichkeit berauscht hat. Als ich Dich zuerst sah, da war es das spartanisch Einfache, das echt Kriegerische, das schlicht Heroische, das kindlich Träumerische Deines Wesens, was mich zu Dir hinzog! Du warst ein Prinz, wie ich mir das Ideal eines solchen gedacht, selbstgenügsam und stolz, voll einfacher einsamer Größe, karg von Worten, aber reich von Gedanken, glühend nach Einem großen, gewaltigen Ziele strebend, von welchem aber die Welt nichts ahnt und das nur die Eingeweihten erkennen und begreifen. So durchschaute und begriff ich Dich, so erschien mir der ernste Soldat, der in der einfachen nüchternen Uniform eines schweizerischen Artillerie-Hauptmanns doch ein echter Prinz aus eigener Machtvollkommenheit war,

unter dessen verschleierten Blicken ich dennoch die vulkanische Seele, den unergründlich reichen Geist ahnte. So sollst Du mir immer gegenüber stehen, mein Geliebter! So sollst Du als mein Idol mir vor der Seele schweben, und so will ich als Deine Priesterin Dir dienen und für Dich leben und sterben, denn ich weiß ja, daß wenn Du einst Dein Ziel erreicht haben wirst, nicht ich diejenige bin, welche der Brautkranz ziert und deren Hand in der Deinigen von dem Priester am Altare eingesegnet wird!" flüsterte sie, und barg ihr schönes stolzes Haupt an seinen Knieen, denn sie hatte ihn in einen Lehnstuhl gedrängt und war vor ihm niedergesunken und hatte seine Hände an ihre Augen gedrückt, die von Thränen des Glückes und doch auch der Wehmuth überquollen.

— „Und wer sagt Dir, Eleonore, daß Du meine Zukunft nicht theilen sollst und kannst?" fragte der Prinz und hob das ausdrucksvolle Antlitz zärtlich empor und blickte innig in die schönen Augen und auf das erglühende rührend schöne Gesicht.

„Meine Ahnung, Geliebter, und mein gesunder Menschenverstand!" versetzte Eleonore flüsternd. „Dein Wille mag es wohl sein, das Gelübde zu halten und die Schwüre, welche Du mir gegeben hast, aber bin ich die Einzige, welcher Du dies geschworen?..."

— „Närrchen, wie kommst Du zu dieser seltsamen Frage?" rief Louis Napoleon mit schwachem Lächeln.

„Auf die einfachste Weise von der Welt, Geliebter! eben weil ich Dich liebe und an meiner eigenen Schwäche — und ich halte mich sonst nicht für ein schwaches Weib! — den Zauber Deiner Persönlichkeit in ihrer ganzen Stärke fühle!" flüsterte Eleonore. „Weil ich an Deinem ganzen Gebahren sehe, wie leicht es Dir von je her ward, Weiberherzen zu bethören, und weil ich ahne, daß Du klein genug von den Frauen denkst, um sie von Dir zu schleudern wie eine ausgesaugte Frucht, wenn Du ihrer überdrüssig bist!"

— „Du bist ungerecht, Leonore!" versetzte der Prinz vor-

wurfsvoll. „Hab' ich Dir je Grund gegeben, so gering von mir zu denken?"

„Nein, Du nicht, mein Theurer, aber ihr Männer alle seid die personifizirte Selbstsucht!"

— „Jenun, manche Frauen verdienen vielleicht auch nicht anders behandelt zu werden," sagte der Prinz sentenziös. „Gott, wie gering lernt man von Geschöpfen denken, die sich unsern Leidenschaften in den Weg werfen, wie die dummen Hinduhs dem Wagen des Juggernaut, nur um von uns überfahren und zermalmt zu werden! Arme Fliegen, die sich mit kopfloser Verblendung in die Kerzenflamme stürzen, welche sie umschwärmen!" fuhr er mit leichter Geringschätzung fort. „Glaub' mir, liebes Herz, man wird leicht ein Menschenverächter, wenn man auf einem gewissen Piedestal steht; man lernt gering denken von Denen, welche die eigene Würde verleugnen, nur um Licht und Glanz von Anderen zu borgen — arme winzige Trabanten oder Planeten im Umkreise eines wenn auch noch so kleinen Fixsterns! — Aber zu jenen Alltagsgeschöpfen, zu jener werthlosen Scheidemünze der Menschheit gehörst Du nicht, meine süße herrliche Lolly!" setzte er mit warmem treuherzigem Tone hinzu, welcher seine Wirkung auf die Sängerin nicht verfehlte. „Eine Frau wie Du, von solchem Gemüth und Genius, solchem Seelenadel, solcher Charakterstärke, geeignet die kühnsten Aspirationen eines Mannes nicht nur zu begreifen, sondern auch zu nähren, zu befeuern, zu theilen, — eine weibliche Heldenseele, ein Soldatenkind, ein hochgebildetes Genie, ein hochbegabter Geist! — ah, meiner Treu, Lolly! wer sollte Dich mit dem gemeinen Troß der Weiber nur in Einem Athemzuge nennen? Bah, eine Frau wie Du ist die Zierde eines Throns, mehr als meine Großmutter Josephine, die im Grunde nur eine launenhafte Modenärrin war. Aber wie mein Oheim Josephinen zu sich erhob, so werde ich mit Dir, Du süßes, herrliches Wesen, all das theilen, was ich mir dereinst vom Schicksale fordern werde, denn Du wirst mir als treue Verbündete die Wege geebnet, wirst Dir ein heiliges Anrecht auf diese Zukunft erworben haben!"

„Geliebter, süßer Herzensmann!“ flüsterte Eleonore Gordon, und richtete sich auf den Knieen auf, um mit ihren Lippen seine Wange zu erreichen. „Wie lieb und gut von Dir? Und Du gelobst mir dieß wirklich?“

— „Geloben? ah! hast Du nicht schon meine Schwüre, göttliches Mädchen?“ flüsterte der Prinz, zärtlich ihre Küsse erwidernd. „Bist Du mir nicht noch beeiferter ergeben, als Josephine es meinem Oheim war?“

„Oh, Geliebter, sprich nicht von der Kaiserin Josephine!“ bat Eleonore und drückte ihre Stirne auf des Prinzen Kniee. „Dieser Name erinnert mich immer an jene unselige Scheidung, an die bittere Enttäuschung, welche die arme Josephine erfahren mußte, an das gebrochene Herz, woran sie starb, und an die alberne österreichische Prinzessin, welche an ihre Stelle trat. . . . Es geht mir ein Stich durch das Herz, wenn ich denken muß, daß vielleicht auch mich dereinst eine solche Oesterreicherin von Deiner Seite verdrängen soll.“

— „Aber, liebes Engelsherz, was sind dieß für Gedanken!“ rief der Prinz mit dem treuherzigsten gewinnendsten Lächeln. „Wie magst Du Dich nur so unverdient demüthigen. Dich in Eine Reihe und auf Eine Stufe mit einer solchen Prinzessin oder sogar mit meiner Großmutter zu stellen? Du weißst ja, was den Kaiser bewog, sich von Josephinen zu trennen, mein süßes Herz! ich sprach Dir ja schon oft davon. Es war nicht die Ueberzeugung allein, daß Josephine ihm keinen Erben seines Thrones mehr geben könne, auch nicht die kopflose Verschwendung und die Launenhaftigkeit meiner guten Großmama, auch nicht der Ehrgeiz und die politische Berechnung meines Oheims allein, welcher seine Herrschaft für gesicherter ansehen mochte nach seiner Verbindung mit der Tochter eines der ältesten und mächtigsten Dynastenhäuser, sondern es war ein Irrthum meines großen Oheims, in welchen ich nicht verfallen werde, eben weil ich ihn erkannt habe . . . .“

„Nun, und was für ein Irrthum war dieß?“ fragte Frau Gordon begierig.

— „Mein großer Oheim machte es Josephinen zum Vorwurf, daß sie bald nach ihrer Krönung als Kaiserin zu gedankenlos, zu indolent und zu stolz war, um noch für seine Fahne zu werben, — daß sie mit einem verletzenden Dünkel auf die Menschen herabschaute und es verschmähen zu dürfen wähnte, dieselben durch alle Mittel für sich zu gewinnen!" sagte der Prinz treuherzig und mit überzeugender Zuversicht. „Meiner guten Großmama war der Erfolg allzu sehr zu Kopfe gestiegen, und sie überbot in Ansprüchen an Etikette und Huldigung noch den alten Hof der Bourbonen und die übrigen Dynastieen. Und dies war ein großer Mißgriff, mein liebes Herz; ist man als Emporkömmling zu einem bestimmten hohen Ziele hinangestiegen, so darf man nicht vergessen, daß man immer neuer Freunde und Stützen bedarf, um die Zahl seiner Tafelrunde zu erweitern, daß immer und immer neue Individuen auftauchen, welche sich an der neuen Sonne wärmen wollen und daß die verbindliche Huld einer Kaiserin oder Königin wenigstens durch Freundlichkeit Hoffnungen erwecken und Aussichten eröffnen kann, wo die Hand des Kaisers oder Königs zu leer geworden ist, um sogleich zu geben. Die beiden Gatten auf dem Throne müssen stets bemüht sein, die Reihen ihrer Anhänger zu ergänzen, welche Tod und Abfall zu lichten drohen; jede Intelligenz, jede Kapazität, jedes Talent muß für die Partei am Ruder gewonnen werden!"

„Und hat die Oesterreicherin dies gethan?" fragte Eleonore zweifelnd.

— „Nein! Wie wenige der stolzen dünkelhaften Prinzessinnen von Geblüt verstehen sich hierauf oder sind erbötig, es nur zu versuchen!" entgegnete der Prinz. „Meine gute Mutter that es von je her. Sie besitzt das Geheimniß dieses Zaubers in höherem Maße, als irgend eine andere Frau; sie ist hierin unübertrefflich, und sie soll Deine Lehrmeisterin sein, meine süße Lolly! sie wird an Dir eine gelehrige Schülerin haben!"

„Oh gewiß, mein Geliebter! ich wünschte nichts sehnlicher, als schon jetzt diesen Unterricht zu beginnen!" sagte Eleonore

enthusiastisch. „Ich würde noch heute nach dem Arenenberg eilen. Willst Du mich dorthin schicken, Geliebter meines Herzens?"

— „Noch nicht, mein süßes Leben! noch bist Du hier unentbehrlich," antwortete der Prinz liebkosend. „Daß Josephine dies unterließ und daß mein kaiserlicher Oheim es nicht begriff, das war ein bedauerlicher Irrthum und von den verhängnißvollsten Folgen. Ich werde nicht in denselben Fehler verfallen. Eine Gemahlin aus den Reihen des Volkes, erzogen in der Schule des Lebens zu einer gemeinnützigen Thätigkeit, anstatt von Miethlingen und Schranzen zur Repräsentation einer leeren Würde, — das wird mir die Herzen des Volkes, der Armee gewinnen, meine göttliche Eleonore, und wo könnten mein Herz und mein Verstand eine glücklichere Wahl treffen als an Dir, die alle nur wünschenswerthen Vorzüge in sich vereinigt, welche die Erscheinung einer Königin mit der Seele einer Heldin und dem Geiste einer Weisen verbindet?! Sieh, mit diesem Kusse weih' ich Dich zur Gefährtin meiner Zukunft!"

„Dein, Dein, ewig Dein! mit Leib und Seele, mit jeder Faser, jedem Pulsschlag meines Daseins!" flüsterte Eleonore Gordon enthusiastisch und unter Thränen der Rührung, der Freude und Begeisterung, welche ihre Stimme erstickten, und warf sich an den Hals des angebeteten Mannes, der sie fest umschlang und brünstig küßte.

Es war ein hehrer, unvergeßlicher Moment für Eleonore Gordon, der selbst Jahrzehnte später noch in unverblichenem Glanze in ihrer Erinnerung lebte, als bereits die bittersten Enttäuschungen ihn der erweckten Hoffnungen entkleidet hatten. Es war wie ein Omen, daß er gestört ward, daß er so kurz war, um mehr empfunden als klar bewußt zu werden. Man pochte diskret an die Thüre und die beiden Liebenden fuhren erschrocken aus einander. Der Prinz nahm eine gleichgültige conventionnelle Haltung in seinem Lehnstuhle an, Eleonore schritt der Thüre zu und rief: „Herein!" Es war die Zofe der Gordon, welche den Sekretär der Spielbankverwaltung meldete. Frau Gordon sollte aus seiner Hand das Honorar für ihre Mitwirkung in den musi-

kalischen Soireen in Empfang nehmen, und nachdem sie den Sekretär in einem Nebenzimmer angenommen und abgefertigt hatte, trat sie mit glühender Wange und leuchtendem Blicke wieder in den Salon, eine zierliche Kassette aus getriebener Bronze in der Hand, in welcher ein kleines Vermögen in Banknoten und Rollen von Goldstücken verwahrt war.

„Hier, mein Geliebter! nimm was Du bedarfst für Deine Zwecke!“ flüsterte sie mit den gewinnendsten Schmeicheltönen ihres herrlichen Organs und schlang ihren vollen weißen Arm um seinen Hals. „Nimm Alles hin, was ich besitze! Ich habe genug für mich selbst, aber ich weiß, daß Du darbst, daß Du die Beschränkung und den Druck Deiner Verhältnisse schmerzlich fühlst! Oh, mein Geliebter, ich bitte, ich beschwöre Dich, mach' mich glücklich und stolz, indem Du über mein bescheidenes Vermögen schaltest, als ob es das Deinige wäre!“

— „Was fällt Dir ein, meine theuerste angebetete Lolly?“ rief der Prinz, anfangs etwas überrascht und beinah gedemüthigt. „Wie sollt' ich von Dir nehmen, was Du so mühsam Deiner Kunst verdankst? Nein, nein, niemals! Und überdem, mein süßes Leben, hab' ich ja was ich bedarf, und kann mir immer verschaffen, was ich weiter gebrauche!“

„Kränke mich nicht durch Ablehnen, Napoleon!“ bat Eleonore. „Wenn Du mich liebst, mein theurer Herzensfreund, dann ziere und sperre Dich nicht länger. Das Unternehmen, welches vor Dir liegt, ist ein solch ernstes, wichtiges, daß man nie allzu viel Geldmittel dazu haben kann.... Ziere Dich nicht, Geliebter! genire Dich nicht vor mir! Ich weiß ja, welche Entbehrungen man sich auf dem Arenenberg auferlegt, nur um die beiden Enden zusammenzubringen und den Schein von Wohlhabenheit und Genüge aufzubringen!“

— „Wie kannst Du dieß wissen, mein gutes Kind! Solche albernen neidischen Gerüchte, erfunden von Polizei-Agenten des Barricadenkonigs oder von müssigen klatschenden Engländerinnen, welche vielleicht in Arenenberg nicht mit demjenigen Glanz und Prunk empfangen worden sind, die nach ihrer Meinung ihrer

unbedeutenden aufdringlichen Persönlichkeit gebührte!" versetzte der Prinz mit einem gewissen ungeduldigen Unbehagen. „Man hält uns vielleicht für arm, weil es unser Wunsch ist, einfach und zurückgezogen zu leben!"

— „Ohne Zweifel thut man dieß, mein Geliebter!" rief Eleonore lebhaft und eindringlich und schmiegte sich bittend an Louis Napoleon an. „Aber das widerlegt dennoch nicht, daß ich ganz zuverlässig weiß, welche Opfer Du und die gute edle Königin Hortense sich auferlegen müssen! Oder würde Deine erlauchte Mutter sich dazu verstanden haben, jenes kostbare Halsband zu veräußern, welches sie vor einundzwanzig Jahren dem Kaiser beim Abschiede in Malmaison aufdrang und welches er ihr nach seinem Tode durch Marchand, seinen Kammerdiener, von St. Helena aus wieder zurückgesandt hatte. Konnte etwas Anderes als wirkliche Noth eine solch edle stolze Seele wie diejenige Deiner erlauchten Mutter bewegen, sich von einer Reliquie zu trennen, welche durch den Aufenthalt in St. Helena und dadurch, daß der Kaiser sie, in ein schwarzes Seidenband eingenäht Jahre lang auf dem Herzen getragen hat, noch eine höhere Weihe empfangen?"

— „Ich staune, liebes Herz, woher Du nur alle diese Märchen weißst?!" sagte der Prinz.

„Oh, wollte der Himmel, daß es Märchen wären, mein angebeteter Herzensmann, mein armer Held!" rief Eleonore leidenschaftlich; „aber ich weiß es ja nur allzu gewiß! — O gib nicht falschem Stolze Raum, mein heißgeliebter Napoleon! nimm hin, was ich Dir bieten kann, und willst Du es nicht als einen Theil der Mitgift, die ich Dir zubringe, so nimm es hin als ein Darlehen, welches Du mir einst, in glücklicheren Zeiten, wieder erstatten kannst! Du sollst keine Geheimnisse mehr vor mir haben, Napoleon! es soll hinfort Alles, Alles gemeinsam sein zwischen uns! Nimm den Inhalt dieser Kassette hin, ich beschwöre Dich!"

— „Sag' mir zuvor, meine süße Lolly, woher Du diese Fabel mit dem Halsband von Malmaison erfahren!" rief der Prinz lebhaft.

„Du lieber Himmel, auf die einfachste Weise von der Welt,“ erwiderte Eleonore offen. „Es sind kaum zehn Tage her, daß ich in der Soiree der russischen Fürstin L. sang, welcher Du ja ebenfalls anwohntest. Du erinnerst Dich, daß Du Ihre königliche Hoheit die Großherzogin Stephanie etwas früher als sonst nach Hause geleitetest. Ich saß in einer Ecke des Salons, dicht hinter zwei Damen der hohen Aristokratie, von denen die eine die Gemahlin eines Ministers, die andere eine bayrische Gräfin A. war. Diese beiden Damen sprachen von Dir, Deiner Mutter, von der Großherzogin Stephanie; sie erzählten sich alle jene Klatschereien und Gerüchte, welche man über den ‚Hof von Arenenberg‘ debitire; die bayrische Gräfin, eine unausstehlich fade, flache, hochmüthige Person, theilte der Gattin des Gesandten, einer lebhaften Französin, unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, aber so laut, daß man es zehn Stühle weit hören konnte, als verbürgte Thatsache mit, daß die Herzogin von St. Leu eben jenes Halsband von Perlen und Diamanten im Werthe von nahezu einer Million, welches sie einst dem gestürzten Kaiser vor der Flucht aus Frankreich als einen Nothpfenning übergeben, dem regierenden König von Bayern im vorigen Jahre gegen eine Leibrente von 23,000 Franken oder tausend Louisd'or verkauft habe, und daß der König doch kein solch kurzsichtiger Sonderling sei, wie man meine, indem bei den Gesundheits-Umständen der Herzogin von St. Leu, die ja allbekannt seien, diese ihre Leibrente nicht allzulange genießen, der dichtende König also jedenfalls ein gutes Geschäft machen werde. . . . Aber vergib mir, mein Geliebter! ich war sehr insdiskret, ich habe Dir da recht großen Schmerz bereitet. Allein Du zwangst mich ja zu reden, und die Gräfin behauptete, es sei buchstäblich wahr und sie stehe für die Richtigkeit der Thatsache ein. . . . Verzeih' mir, mein Geliebter!“ Und sie strich mit der schönen weichen Hand über die finster gerunzelte Stirne des Prinzen. „Wirst Du mir nun böse sein?“

— „Dir, mein Engel? Oh, niemals! Du hast es gut gemeint; ich danke Dir,“ erwiderte Louis Napoleon weich und ge-

rührt. „Es mag wahr sein, süßes Herz, denn es gleicht meiner edlen trefflichen Mutter auf ein Haar. Das ist so ihre Weise, ganz in aller Stille zu handeln und Opfer zu bringen. Aber mir hat sie es natürlich verschwiegen, denn sie weiß wohl, daß ich solch ein Opfer nicht angenommen haben würde.... Die edle, herrliche Frau! Und ich wähnte sie noch reich und nur genau, nur ängstlich sparsam! Ah! — Aber jenes armselige Gesindel von sogenannten Damen, das hierüber klatscht und tüschelt und uns verhöhnt! Meinen Fluch, meine volle Verachtung über dieses jämmerliche Schranzenpack, über diese hohlen Fratzen, die mir in's Gesicht lächeln und grinsen und um eine Schmeichelei, einen Händedruck von mir buhlen und hinter meinem Rücken mich und meinen guten Namen zerfleischen und die Armuth meiner treuen, theuren, herrlichen Mutter, die mir Alles, Alles geopfert, zum Gegenstande ihres Hohnes und ihrer Epigramme machen! Ha, beim Himmel, man möchte diese ganze Brut unter dem Absatz des Stiefels zertreten, als ob es Skorpione wären!"

„Und nun lässest Du es auch mich entgelten, mein lieber Freund?"

— „Nein, Dich nicht, süße Lolly! Du meinst es ehrlich, denn Du kennst die Armuth, den Kampf mit dem Leben um das Dasein!" rief der Prinz und seine Stimme klang tief und voll wie rollender Donner. „Allein ich sehe ein, daß es nun die höchste Zeit ist, eine That zu wagen, aus dem Stadium der Phrase und der Broschüren in dasjenige der einschneidenden wuchtigen That überzugehen...."

„Und dazu bedarfst Du vor Allem des Geldes, der unerläßlichsten Macht, mein Geliebter!" fiel ihm die Gordon in's Wort. „Du wirst mein Weniges nehmen, um Dich an jenen Elenden zu rächen! Du wirst die Anciens zu Boden treten, sobald Du am Ruder bist, nicht wahr?"

— „Wohlan denn, gib her, mein treues erprobtes Herz, meine himmlische Lolly!" rief der Prinz. „Ich nehme Dein Vermögen; es sei ein Vorempfang auf Deine Mitgift!"

„Ich danke Dir, Geliebter! Du adelst mich, Du machst

mich stolz und glücklich!“ rief Eleonore an seinem Halse. „Nimm auch meine Juwelen, meine paar Diamanten! Alles ist ja Fisch für den Hungrigen, Du lieber, lieber Mann!“ Und sie stopfte ihm die Banknoten und die Geldrollen in alle Taschen seiner Kleider.

Die düstere Wolke wich bald wieder von der Stirne des Prinzen und er plauderte mit Eleonoren von anderen Dingen, von seinen politischen Plänen, von einer Schilderhebung, welche er beabsichtigte, und wozu ihn namentlich seine Freunde in der Armee drängten. Eleonore Gordon hatte sich selber längst einen Antheil daran zuerkannt. Als echtes Soldatenkind fühlte sie sich von einer unbezwinglichen Thatkraft, einem kühnen freisamen Muthe des Wagens durchglüht; sie wollte, wie sie sagte, die Männer beschämen und die Frauen mit sich fortreißen.

„Wenn Du mir nützen willst, Geliebte, kannst Du es auf eine ganz eminente Weise,“ sagte der Prinz zu ihr. „Die Nähe der französischen Grenze, der starken Garnison Strasburg führt beinahe täglich Offiziere unserer glorreichen Armee hieher nach Baden-Baden. Mach' ihnen einige Avancen, süße Lolly! Gewinne sie für mich, für mein Unternehmen, für das Ziel unserer Wünsche, unseres Glücks! gewinne sie in dem Sinne, wie Josephine meinem Oheim zuerst einen Anhang gewann und wie sie nach meiner unmaßgeblichen Meinung auch als Kaiserin ihn fort und fort ihrem Gemahl hätte gewinnen und werben sollen, und wenn mich meine Zuversicht, mein unerschütterlicher Glaube an meine eigene Bestimmung nicht trügt, so ernten wir schon binnen weniger Monate die Früchte davon. Hast Du mich verstanden und willst Du in diesem Sinne wirken, Geliebte?“

— „Mit tausend Freuden, aus allen meinen Kräften, mein theurer Herzensfreund!“ rief Eleonore mit leuchtenden Augen. „Vertraue mir, verlaß Dich ganz auf mich, und ich will den alten Brummbart sehen, den ich dem Barrikadenkönig nicht mit meinen Schmeicheleien abtrünnig mache! Ah parbleu, ich schmeichle mir, den Ton zu verstehen, in dem man mit diesen Herren verkehren muß! sie werden als Franzosen und Offiziere sich nicht von einer

Frau beschämen lassen wollen! — Aber Du willst doch hoffentlich nicht schon gehen, mein theurer Napoleon?"

„Ich muß leider, mein Kind! obschon ich tausendmal lieber den Abend bei Dir verbrächte," versetzte der Prinz nach einem Blick auf die Pendule. „Meine Tante Stephanie erwartet mich zum Thee. Aber vielleicht komme ich nachher noch mit einem oder einigen meiner Freunde, wenn Du uns annehmen willst!"

— „Du sollst mir tausendmal willkommen sein, mein Held, allein oder mit Freunden! Aber wie Schade, Dich nun gehen lassen zu müssen! Ich bin fürwahr recht eifersüchtig auf die Damen, die Du bei der Herzogin treffen wirst und die Dich mir ganz verderben werden, mon joli petit chéri!" flüsterte Eleonore, schmiegte sich zärtlich an den Geliebten und umfing ihn mit ihren Armen, als ob sie ihn nicht mehr lassen wollte. „Oh, daß ich Dich begleiten und wie meinen Augapfel hüten könnte vor jedem Blicke jener abscheulichen, koketten, falschen Weiber!"

„Du wirst doch jene Drahtpuppen, jene Modepuppen nicht fürchten, meine himmlische Lolly! Ah pardieu, sie stehen ja alle himmelweit unter Dir, und ich bin vollständig von ihnen enttäuscht, entzaubert, desillusionirt," sagte der Prinz lächelnd. „Jene lächerlichen Marionnetten haben einen Schminktopf an der Stelle, wo eine wackere Frau das Herz hat. Nein, meiner Treu, wer die Welt und die Frauen kennt, der ist in der Liebe Demokrat: er sucht ein mitfühlendes treues Herz nur bei den Töchtern des Volkes, bei Deinesgleichen, süße Lolly! Zum Geier mit jenen Modepuppen, mit jenen Papageien der Salons, jenen Töchtern der Langeweile! — Noch einige Monate, meine göttliche Lolly, und Du wirst die Sonne eines neuen Systems, das Centrum einer neuen stärkern Anziehungskraft sein, welche jene hohlen Weiber als Sternschnuppen aus ihren Bahnen hinausstoßen wird, nachdem Du sie zermalmt hast. Auf Wiedersehen heute Abend, meine neue Centralsonne!"

Und nach einer innigen, raschen Umarmung riß sich der Prinz los und eilte fort. Eleonore Gordon trat auf den Balkon hinaus, blickte ihm nach, warf ihm hinter dem blühenden Granatstrauch

noch Kußhändchen zu und kehrte erst nachdem der Prinz um die Ecke verschwunden war, in ihren dämmernden Salon zurück, um selig zu träumen von dem Glück der Liebe und von den reichen Hoffnungen für ihre Zukunft. Sie liebte den Prinzen wirklich. Sie liebte ihn nicht mit dem Herzen allein als einen bedeutenden, geistvollen, liebenswürdigen Mann, sondern auch mit dem Geiste, mit der Phantasie, mit dem Patriotismus eines Soldatenkindes als den Neffen und Erben des vergötterten Kaisers; und der Gedanke, einst mit ihm jene Sonnenhöhe des Ruhmes auf dem Gipfel der Menschheit theilen dürfen, nachdem sie sich dieses Glück verdient und ehrlich errungen habe, hatte etwas Berauschendes, das ihre ganze Seele mit unsäglicher Wonne erfüllte.

2.

Es war einige Tage später, wiederum ein wunderschöner Sommerabend. Ein Gewitter hatte sich am Mittag über dem paradiesischen Thal von Baden entladen, die schwüle Luft abgekühlt, den Staub gelegt, die üppige Vegetation der Promenaden erfrischt. Lind und weich war die balsamische Luft, welche ein leichter Westwind bewegte und der Würzhauch von Tausenden von blühenden Gewächsen durchduftete. Der frische grüne Schatten, die magische Beleuchtung, die aufregenden Klänge einer herrlichen Militärmusik, welche vor dem Konversationshause spielte, das rege Leben der bunten Menge, welche sich hier auf und ab bewegte, — alles lieh dem wohligen Abend jenen unbeschreiblichen Zauber, dessen sich so manche der Besucher dieses Gartens von Süddeutschland schon bei solchen Gelegenheiten bewußt geworden sind und der sie immer und immer wieder mit Schwalbengefühlen der Sehnsucht dorthin zieht, wenn die Sonne auf ihrem Kreislauf ihre größte Erdennähe erreicht.

Die ganze schöne Welt von Baden war auf der Promenade, lachend, scherzend, plaudernd, lustwandelnd, ruhend, kokettirend. Da rollte eine einfache elegante Equipage heran, aus welcher zwei Damen und zwei Herren stiegen, um sich zu Fuße unter die vornehme und elegante Welt zu mischen. Aller Augen richteten

sich auf den jungen Mann, welcher der ältern der beiden Damen den Arm reichte und sie durch die Menge geleitete, die überall achtungsvoll grüßte.

„Die Großherzogin Stephanie! Der Prinz Louis Napoleon von St. Leu!“ lief es von Mund zu Mund, und man betrachtete die Beiden noch aufmerksamer, denn die Liebenswürdigkeit und Herzensgüte der Einen hatte Aller Herzen gewonnen, und die Erscheinung des Andern, dessen verschleiertes Auge suchend durch die Menge lief und dessen Mund und Blick mit der verbindlichsten Freundlichkeit und Dankbarkeit alle Grüße erwiderten, war trotz aller Anspruchslosigkeit bedeutend genug, um ihm ein gewisses Interesse zuzuwenden, das seiner Persönlichkeit ebenso sehr galt als der Thatsache, daß er ein Napoleonide war, der Sohn einer der begabtesten und beliebtesten Frauen jener Familie, der Sohn eines jener entthronten Könige, auf welche ein Abendroth von Mitleid fiel, wie auf alle gefallenen Größen.

Wer mit der so populären und einfachen Großherzogin nur irgend näher bekannt war, der trat herzu, um ihr seinen Zoll der Verehrung und Huldigung darzubringen, und auch auf den Quasi-Neffen der verehrten Frau fiel mancher freundliche Gruß ab. Allein kaum war der gleichsam offizielle Theil dieses Austausches von Artigkeiten abgethan, so näherten sich die Großherzogin und der Prinz verschiedenen Gruppen aus eigenem Antrieb, um Personen anzureden und zu begrüßen, welche dem Einen oder dem Andern bekannt waren.

Eine der ersten Personen, welchen diese Auszeichnung zu Theil wurde, war Frau Eleonore Gordon, die in einer reichen und sehr geschmackvollen Toilette bei einigen Damen und Herren an einem der kleinen Tische in der Nähe des Restaurant saß. Ihr Auge leuchtete, ihre Wange erglühte leicht, als sie aufstand, um der hohen Frau den üblichen Zoll ihrer Hochachtung darzubringen, sobald das hohe Paar in ihre Nähe kam und der Blick der Großherzogin mit wohlwollendem Interesse sie streifte. Allein Eleonorens Herz pochte beinahe hörbar laut und ihr schönes dunkles Auge schwamm in feuchtem Glanz, als die Großherzogin

am Arme des Prinzen auf sie selber zutrat in der unverkennbaren Absicht, sie anzureden.

„Gestatten Sie mir, Madame," redete der Prinz sie mit der ausgesuchtesten, verbindlichsten Artigkeit an, „gestatten Sie mir, meine verehrte Madame Gordon, Sie Ihrer Königlichen Hoheit der Großherzogin Stephanie von Baden, meiner verehrten Tante, vorzustellen, welche sich ganz insbesondere für Sie zu interessiren geruht!" Und die Präsentation fand in üblicher Weise statt.

— „Königliche Hoheit sind allzugütig — ich habe bereits das Glück gehabt, Hochdenselben vorgestellt zu werden," stammelte Mrs. Gordon in ungeheuchelter Ueberraschung.

„Ja, ich hatte neulich das Vergnügen, Sie zu sehen und Ihnen für den hohen Genuß zu danken, welcher mir Ihr herrlicher Gesang gewährte, meine theure Frau Gordon," entgegnete Stephanie. „Allein mein Neffe, der Prinz v. St. Leu, hat mir seither so viel Günstiges von Ihnen erzählt, daß Sie die Tochter eines der tapfersten Offiziere der alten Garde und eine glühende Verehrerin des Kaisers und der Erinnerungen an die glorreiche Kaiserzeit seien; er hat mir so viel Rühmliches und Rührendes von Ihrer Jugend, Ihrer künstlerischen Entwickelung, Ihren Kämpfen und Schicksalen mitgetheilt, daß ich dem Verlangen nicht widerstehen konnte, Sie meines innigsten wärmsten Antheils an Ihren persönlichen Schicksalen und meiner Anerkennung der Treue und Loyalität zu versichern, womit Sie an den Traditionen und Erinnerungen einer uns Allen so theuren, ruhmvollen Vergangenheit hängen. Ich vermochte dem Wunsche nicht zu widerstehen, Ihnen Aug' in Auge zu sagen, wie sehr es mich freuen wird, Sie näher kennen zu lernen und aus Ihrem eigenen Munde noch mehr von Ihrer Vergangenheit und Gegenwart, von Ihren Aussichten und Hoffnungen für die Zukunft zu vernehmen. Vergessen Sie nicht, Madame, daß ich mich sehr freuen werde, Sie bei mir zu sehen, und daß ich für Sie jederzeit zu Hause bin, meine hochverehrte Künstlerin! — Also auf baldiges Wiedersehen! auf nähere Bekanntschaft!"

Der Ton und das Lächeln, welches diese einfachen herzlichen

Worte begleitete, waren unwiderstehlich. Beinahe ungestüm ergriff Eleonore die feine Hand, welche die Großherzogin ihr reichte, und zog sie stürmisch und mit einem Blick voll unendlicher Dankbarkeit an ihre Lippen.

„Die Güte Eurer königl. Hoheit erschüttert mich förmlich,“ stotterte sie; „ich finde in diesem Momente keine geeigneten Worte des Dankes — ich kann nur stammeln: der Himmel segne Eure königliche Hoheit und die ganze Familie des Kaisers!“

„Merci, grand merci, chère madame!“ flüsterte Stephanie lächelnd. „Ah bientôt, ma chère compatriote; n'est-ce pas?“ *) — Und nach einigen Schritten sah sie sich nochmals nach Eleonoren um und nickte auf das leutseligste.

Dieses Gebahren der hohen Dame gegen die Künstlerin war natürlich nicht unbemerkt geblieben und hatte der letzteren große Theilnahme erweckt, so daß sie, deren Brust in diesem Augenblick von einem unbeschreiblichen Rausche befriedigter Eigenliebe und weicher Ruhe geschwellt war, sich schnell von einem Kreise von Bekannten umgeben sah, welche beeifert sich erkundigten, was denn die diese Begegnung mit der hohen Dame zu bedeuten gehabt habe. Frau Gordon mußte Rede stehen und erzählen, obschon sie in dieser Stimmung lieber allein gewesen wäre mit ihren stürmischen wirren Gedanken und Empfindungen, mit den Dankgefühlen gegen den Prinzen, welche ihr Herz schwellten, denn ein Chaos von Hoffnungen, Glückesahnungen und Ideen zog ihr durch die Seele und ließ sie sich schon als die Gattin dieses Mannes träumen, für welchen noch ein so großes glänzendes Loos im Schooße der Zukunft lag, wie sie mit Zuversicht glaubte.

Mittlerweile waren die Großherzogin und der Prinz weiter geschritten und nach einigen anderen Begegnungen in die Nähe einer Gruppe von Männern in mittleren und reiferen Jahren gelangt, welche durch Physiognomie, Kleidung und Haltung sich als Franzosen und zwar als Militärs zu erkennen gaben. Einer

*) Dank, besten Dank, liebe Frau! auf baldiges Wiedersehen, meine liebe Landsmännin, nicht wahr?

derselben, ein hochgewachsener, stattlicher, wohlgebildeter Mann mit einem männlich-schönen, ausdrucksvollen, offenen Angesicht und einem Strahl von Intelligenz im dunklen Auge, zeichnete sich schon durch seine Erscheinung so vortheilhaft vor den Anderen aus, daß er die Beachtung der Großherzogin auf sich lenkte.

„Wer ist jener große Herr mit der Bandrose im Knopfloch dort vor uns?" flüsterte Stephanie.

— „Ein Bekannter von mir, — Oberst Vaudrey aus Straßburg, — ein Offizier des Kaiserreichs, liebe Tante! ein sehr interessanter Mann — gestatten Sie mir, daß ich ihn Ihnen vorstelle."

Dies geschah denn schon im nächsten Augenblick, ehe noch die Großherzogin sich darüber zu äußern vermocht hatte, und mit der Beeiferung und Wärme eines Freundes, so daß Stephanie schon um ihres Neffen willen das gewinnendste Wohlwollen gegen den Offizier an den Tag gelegt haben würde, auch wenn der schöne martialische Habitus dieses Mannes ihr nicht ein wirkliches Interesse für ihn eingeflößt haben würde.

„Oberst Vaudrey vom 4. Artillerieregiment, meine liebe Tante," sagte Louis Napoleon nach den einleitenden Bemerkungen, und wußte die Präsentation seines Bekannten auf eine Weise abzuschmecken, welche der Großherzogin Mitgefühl für den Vorgestellten noch steigern mußte. — „Von demselben Regiment, liebe Tante, in welchem der Kaiser, mein Oheim, die Belagerung von Toulon mitmachte, und in welchem sich die stolze Erinnerung hieran und das begeistertste Andenken an den großen Feldherrn und seine ruhmwürdigen Leistungen für Frankreich bis auf diesen Tag noch mit rührender erhabener Pietät fortvererbt haben," fuhr er mit dem urbansten Lächeln fort und ließ dabei den Blick auch über die anderen Offiziere der Gruppe streifen, unter denen er noch einige der Angehörigen des 4. Regiments erkannte. — „Unser lieber Oberst ist noch einer von den alten Tapfern, liebe Tante. Unter dem unvergeßlichen Kaiser aus der polytechnischen in die Applications-Schule und aus dieser in die Armee getreten, hat er in den letzten Kriegen des Kaiserreichs seine Grade und

seine Dekoration sich erworben, hat — von schweren Wunden kaum erst genesen — 1814 alle Schlachten des denkwürdigen Feldzugs in Frankreich mitgemacht, in den Hundert Tagen mit Begierde die Gelegenheit ergriffen, wieder unter seinem geliebten Kaiser zu dienen und namentlich bei La Belle-Alliance sich ausge-gezeichnet, wo er eine Batterie von 28 Geschützen befehligte. Die Restauration hat ihn wieder unter die Fahnen gerufen, aber Sie begreifen, meine theure Tante," fuhr er leiser und nur für Oberst Vaudrey noch vernehmlich fort, „daß weder die Bourbons noch die Orleans sich sonderlich beeilt haben, das ganze Verdienst eines Mannes anzuerkennen, der nun bereits Marschall sein sollte!"

Eine dunkle Röthe schlug auf dem gebräunten mannhaften Angesicht des Obersten bei diesen Worten auf und er drückte dem Prinzen stumm die Hand, während er sich vor der Großherzogin mit der ungezwungenen Anmuth und Artigkeit eines feingebildeten Mannes von Welt tief verbeugte.

„Mein lieber Oberst, es ist nicht blos Phrase, sondern mein innigster herzlichster Ernst, wenn ich mich beeile Ihnen meine aufrichtigste Freude zu betheuern, daß es mir vergönnt ist eine Bekanntschaft zu erneuern und zu konstatiren, die mir höchst schmeichelhaft und willkommen ist," sagte Stephanie nun mit dem ganzen Zauber ihrer einnehmenden Herablassung und Herzlichkeit. „Ihr Name und Verdienst sind mir natürlich längst nicht mehr fremd, denn ich müßte nicht Französin von Geburt und Herz und begeisterte dankbare Verehrerin des militärischen Ruhmes unseres Heeres, ich müßte nicht eine so nahe Nachbarin Ihrer Garnison sein, wenn mir der Name des ebenso tapfern als hochgebildeten geistreichen Oberst Vaudrey, des feinen Gesellschafters, des stillen Anhängers der Traditionen einer glorreichen Zeit, welche wir Alten mit beglückendem Stolze die unsrige nennen, fremdgeblieben wäre. So bleibt mir denn außer dem Danke gegen den Zufall, welchem ich für die so höchst interressante Begegnung und persönliche Bekanntschaft verpflichtet bin, nur die Hoffnung übrig, daß Sie mir die Freude machen werden, diese Bekanntschaft näher und vertrauter werden zu sehen, — daß Sie,

mein lieber Oberst, so großmüthig sein werden, hier und da ein Stündchen Ihrer vielfach in Anspruch genommenen Zeit einer alten Frau zu schenken, welche nie vergessen hat, daß sie Französin ist, und nie vergessen wird, was Frankreich und die Familie der Napoleoniden der tapfern französischen Armee verdanken!“

Diese gewinnenden Worte verfehlten ihren Eindruck auf den Oberst und dessen Begleiter nicht, denen sie ja ebenfalls zu gelten schienen, und nachdem die Großherzogin noch einige Worte mit dem entzückten Vaudrey gewechselt hatte, bat Stephanie diesen, ihr auch die übrigen Herren vorzustellen: den alten General Voirol, Kommandant der 5. Militär-Division, einige Majore und Kapitäne. Für jeden derselben hatte Stephanie einige verbindliche Worte, welche ihn individuell und in seiner Eigenschaft als Mitglied einer Armee betrafen, für die die Großherzogin eine innige, wehmüthige, verehrende Anhänglichkeit bewahrt zu haben schien. Alle waren geschmeichelt und ergriffen, als die Großherzogin, mit der herablassendsten Grazie und dem offen ausgesprochenen Wunsch einer baldigen Wiederbegegnung, von ihnen schied. —

Es dunkelte bereits, als die Großherzogin am Ende der Promenade wieder in ihren Wagen stieg, wohin der Prinz sie begleitet hatte. — „Ich danke Dir, mein Lieber für Deine Begleitung und für Deinen Vorschlag zu diesem Spaziergange,“ sagte sie, Louis Napoleon die Hand drückend, leise zu ihm. Deine Idee, mich zwanglos unter die Promenirenden zu mischen, war vortrefflich. Ich habe habe mich köstlich amusirt und hoffe freundliche Erinnerungen und Eindrücke bei meinen neuen Bekannten hinterlassen zu haben. Grüße mir Alle nochmals, da Du doch noch ein Stündchen unter Deinen Freunden wirst bleiben wollen. Guten Abend, mein Lieber! bis morgen also!“

Der Wagen rollte davon, an den Buden hinunter, in welchen die Lampen bereits brannten, und der Prinz schickte sich an, nach dem Kurhause zurückzukehren, als ein junger Mann von seinem Alter, welcher in seiner Nähe stehen geblieben war, herbeieilte.

„Ah, Sie hier, Fialin?" sagte der Prinz und hing seinen Arm in denjenigen seines Freundes.

— „Ich war den ganzen Abend in Ihrer Nähe, mein Prinz," versetzte der sogenannte Vicomte Fialin de Persigny lebhaft. „Welch ein Glück, daß Sie auf diese Weise und in dieser Begleitung sich der Menge zeigen konnten! Das rückt Sie natürlich noch mehr in den Brennpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit und Betrachtung!"

„Ich bin sehr zufrieden mit meinem Erfolg, mein Freund," sagte Louis Napoleon mit einem feinen Lächeln. „Es kostete einige Mühe, Tante Stephanie zu diesem Gang à la Harun-al-Raschid zu bewegen, aber sie hat sich dabei gut unterhalten und Bekanntschaften gemacht, über welche sie sich freut, weil sie sich bewußt ist, einen äußerst vortheilhaften Eindruck hinterlassen zu haben. Die Damen finden meist eine größere Genugthuung in diesem aktiven Vergnügen, Andere bezaubert zu haben, als in dem passiven, von diesen bezaubert worden zu sein. Die Großherzogin Stephanie will sich morgen wieder in dieser Weise unter ihr Volk und die fremden Gäste mengen. Aber allzu lange wird es nicht dauern, denn die Sache ist hier noch neu. Diese deutschen Zaunkönige und Kleinfürsten und dynastischen Halbgötter sind einer wahrhaft spanischen Etikette unterworfen, die für sie in der That tödtlich langweilig sein muß."

— „Unnahbarer als Götter, in der That, und doch wie leicht und wohlfeil ist diese Kunst, sich beliebt zu machen!" erwiderte Persigny lächelnd; „die Sache hat Sensation gemacht, Jedermann ist entzückt von dieser Herablassung; die hohe Aristokratie war förmlich verblüfft ob dieser Desinvolture."

„Um so mehr wird man sich bald bemühen, der Tante Stephanie bemerklich zu machen, daß sie sich dadurch viel vergeben hat," sagte der Prinz. „Ich las anfangs in den Blicken einiger deutscher Höflinge, daß sie kaum ihren Augen zu trauen wagten. Die Großherzogin Sophie wird entrüstet sein über diesen neuen Versuch der fatalen parvenue Stephanie, sich durch Verleugnung antediluvianischer Vorschriften der höfischen Etikette noch populärer zu machen,

sie wird dem gutmüthigen Herrn Gemahl Leopold so lang mit Nergeleien in den Ohren liegen, bis er der Tante Stephanie durch seinen Hofmarschall oder Oberhofmeister einen artigen aber sehr bestimmten direktiven Wink zukommen läßt, die landesherrliche Würde künftig nicht mehr durch solche Popularitäts-Hascherei zu kompromittiren. Die allerhöchsten Herrschaften werden mich verabscheuen, und die deutschen Kohljunker und Hofschranzen bald kurzsichtig werden, oder wegen eiliger Geschäfte mir ausweichen, wenn sie das Unglück haben mir zu begegnen. Ah, ich freue mich schon auf die dummen Gesichter dieser Gliederpuppen, Fialin. Es ist so herzlich dumm, daß man nur darüber lachen muß, denn es lohnt sich meiner Treu nicht, sich darüber zu ärgern. Parbleu, es muß ja doch Kinderspiel sein, über diese Menschen zu herrschen...."

— „Wenn man erst einmal die Zügel in der Hand hat, mein Prinz!" ergänzte Persigny.

„Es ist nicht so schwer, die Zügel zu erfassen, die in solchen lahmen ungelenken Kinderhänden liegen, Fialin! Glauben Sie denn, daß der Barrikadenkönig verhältnißmäßig klüger und unabhängiger sei? Er ist auch nur ein Sklave jener verdummenden Etikette, mit welcher er sich umgeben hat, und noch ein Sklave seiner Habsucht und seiner übrigen Leidenschaften dazu!" sagte der Prinz sardonisch. „Ich bin der festen Ueberzeugung, mein Freund, daß die Menschen alle Marionnetten sind und daß es ein Leichtes ist, sie nach Belieben tanzen zu lassen, wenn man nur erst den Faden gefunden hat, welcher sie in Bewegung setzt und der vielleicht bei dem Einen tiefer oder geschickter versteckt liegt als beim Andern.... Aber da kommt meine schöne Freundin, meine dienstbare Circe!"

Frau Gordon hatte den Prinzen erblickt und war ihm entgegengegangen, ja fast entgegengeschwebt, noch in der beglückendsten Aufregung und Befriedigung über die schmeichelhafte Auszeichnung, welche ihr zu Theil geworden war.

Louis Napoleon trat ihr mit dem anmuthigsten Lächeln auf den Lippen entgegen. „Ich bin Ihnen zum unsäglichsten Danke

verbunden, meine theure Freundin! Sie haben auf die Großherzogin den günstigsten Eindruck gemacht," sagte er hörbar genug für die Vorübergehenden. „Ihre königliche Hoheit ist ganz enchantirt von Ihnen und brennt vor Begierde, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, sich mit Ihnen ganz vertraulich und behaglich auszuplaudern. Und ich," setzte er rasch und flüsternd hinzu, „werde Dir den feinen Takt nie vergessen, womit Du meine Tante für Dich einzunehmen wußtest, holde unwiderstehliche Zauberin!"

„Sie haben mir heute den schönsten Tag meines Lebens bereitet, mein Prinz," versetzte die Gordon laut und erwiderte kräftig seinen Händedruck. „Ah, welche königliche, herzgewinnende Frau! welche Güte und Leutseligkeit! — Ich muß Dich heute noch sprechen, mein Geliebter," fuhr sie flüsternd fort, — „ich muß Dir unter vier Augen danken und erwarte Dich noch heute Abend — laß mich nicht allzu lange, nicht vergebens warten, mein angebeteter Napoleon!"

— „Ich komme zuverlässig und bald," war die leise Antwort, und dann sagte er laut: „Die Großherzogin findet in Ihnen etwas Congeniales, meine theure Mrs. Gordon! sie ist bezaubert von Ihrem Geist, Ihrer Anmuth, Ihrer Bildung; sie hofft Sie morgen schon bei sich zu sehen. Auf Wiedersehen denn bei Ihrer königlichen Hoheit!"

Mit einem unsäglich süßen Lächeln des Triumphs und stolz aufgerichtetem Haupte schritt das schöne königliche Weib die Promenade entlang, und erschien ihren Freunden und Bekannten noch pikanter und schöner. Die vornehme Welt erblickte in ihr bereits mehr als die bloße Künstlerin, welche um Geld sang, seit man bemerkt hatte, mit welch auszeichnender Artigkeit sie von der Großherzogin behandelt worden war. Die französischen Offiziere, welchen der Prinz vorhin die Großherzogin entgegengeführt hatte, wurden nicht sobald Louis Napoleon's ansichtig, welcher sie wieder aufzusuchen schien, als sie ihm mit einer sichtlichen Beeiferung zuvorkamen.

„Meine Herren," hub der Prinz an, „ich bin so glücklich,

Ihnen die freundlichen Grüße Ihrer königl. Hoheit der Großherzogin Stephanie zu überbringen. Die hohe Dame dankt Ihnen durch mich noch einmal auf das Herzlichste für das große Vergnügen, welches Ihre Bekanntschaft und Gegenwart ihr gewährt hat. Sie ist ganz gerührt über das Glück, sich wieder einmal unter den heldenhaften Söhnen unsers Vaterlandes, unter den Jüngern jenes Heeres befunden zu haben, dessen Ruhm noch die ganze bewohnte Erde füllt. Ja, meine Herren, die Großherzogin war so gerührt von dem Glücke, sich wieder unter Franzosen, unter Landsleuten als Französin, als Tochter eines französischen Soldaten zu fühlen, daß sie nach Hause fahren mußte, um ihre Thränen zu verbergen. Ja, meine Herren, auch mich ergreift es mit unsäglicher Wehmuth, mich wie einen Fremden unter Ihnen zu sehen. Obwohl Franzose mit Leib und Seele, ist es mir nicht vergönnt, das Kleid der Ehre zu tragen, welches Sie schmückt und um welches ich Sie beinahe beneide!" setzte er mit einem leisen Seufzer und einer Miene voll empfindsamer wehmüthiger Träumerei hinzu.

— „Mein Prinz, Sie sind uns kein Fremder, denn sie sind geweiht und gesalbt mit all den glorreichen Erinnerungen ihres Namens und den Verdiensten Ihrer Familie!" erwiderte Oberst Vaudrey enthusiastisch und gleichsam im Namen der anderen Offiziere, die ihm schweigend zustimmten. „Sie sind uns Landsmann, Waffenbruder, Freund, Kamerad, mein Kapitän, denn nicht die Uniform macht den Soldaten, sondern der Geist — nicht wahr, meine Kameraden?"

„Der Prinz ist einer der Unserigen, zuverlässig, mein Oberst!" erwiderte ein Artillerie-Kapitän unter dem beifälligen Gemurmel der Uebrigen. „Wir hoffen und wünschen, daß noch die Zeit kommen wird, wo wir Sie in unseren Reihen sehen werden!"

— „Es würde der schönste Tag meines Lebens sein, wo ich der Fahne Frankreichs Treue schwüre!" sagte der Prinz.

„Der Tag wird noch kommen, wo Sie die Getreuen um die alten Adler der Kaiserzeit versammeln werden, mein Prinz,

und möge dieser Tag bald kommen!" rief der Exwachtmeister Fialin de Persigny begeistert.

Die Offiziere schwiegen und der alte General Voirol warf sogar einen stechenden Blick auf den vorlauten Sprecher. Aber Oberst Vaudrey ergriff den Arm des Prinzen und führte ihn weiter, um die etwas peinliche Scene zu endigen, welche der unzeitige Eifer des Persigny hervorgerufen hatte.

„Meine Tante die Großherzogin ist ganz bezaubert von Ihnen, lieber Oberst," flüsterte der Prinz seinem Begleiter zu, dessen Eigenliebe er kannte. „Sie hatte die Güte mir zu gestehen, daß Ihre Persönlichkeit sie lebhaft an alle die Helden des Kaiserreichs: an die Bayards und Duguesclins der Neuzeit erinnern. ‚Die Heldengestalt und die intelligenten Züge des Obersten Vaudrey haben mir unsäglich imponirt,' sagte sie; ‚er ist mir der vollendetste Typus des hochgebildeten französischen Offiziers, und gemahnt mich an alle die Helden der Tafelrunde unseres unvergeßlichen Kaisers, unseres modernen Artus. Oberst Vaudrey ist einer jener Männer, denen das Schicksal sich stiefmütterlich erzeigt hat, denn sonst führte er heute den Stab eines Marschalls von Frankreich!' das sind ihre eigenen Worte!"

— „Die Großherzogin ist allzugütig, mein Prinz," versetzte Vaudrey geschmeichelt und mit bewegtem Tone.

„Sie ist nur gerecht, mein Oberst! sie spricht aus, was Alle fühlen, wie denn ihre liebenswürdige Offenheit und ihr Gerechtigkeitssinn die hervorragendsten Attribute des Charakters dieser ausgezeichneten Frau sind," sagte Louis Napoleon lebhaft. „Ah, Sie müssen die Großherzogin näher kennen lernen, mein Oberst; Sie müssen erfahren, mit welch' unaussprechlicher Anhänglichkeit und Treue diese hohe Frau noch an Frankreich und an all' den Erinnerungen an die Zeiten seiner höchsten Macht hängt, und wie unglücklich sie sich fühlt, gleichsam hart an der Schwelle Frankreichs als Verbannte zu stehen. Ich kann mir recht gut erklären, was in dem Gemüthe dieser Frau vorgehen muß, wenn sie wieder in den Kreis von Franzosen, von Offizieren tritt, die sie an die schönen unvergeßlichen Zeiten ihrer Jugend gemahnen,

wie sie noch mit meiner theuren Mutter die Honneurs der Tuilerieen machte und eine der Centralsonnen war, um welche all' die leuchtenden Gestirne am Firmament des einstigen Kaiserreichs kreisten!"

„Die Großherzogin ist eine bezaubernde Frau, eine jener Damen, deren Paladin zu sein sich jeder Franzose zur Ehre schätzen würde!" sagte Vaudrey gedankenvoll, denn er baute in seiner Eigenliebe vielleicht insgeheim schon ergeizige Pläne auf die Folge dieser Begegnung mit der Großherzogin.

„Apropos, Excellenz, ich habe einen Auftrag an Sie zu bestellen," wandte sich der Prinz an General Voirol, der mit seinem Adjutanten etwas abseits ging, und näherte sich demselben. „Wollten Sie mir erlauben, mich desselben zu entledigen. Er kommt von einer reizenden jungen Dame."

„An mich, mein Prinz?" fragte Voirol verwundert.

„Gewiß, Excellenz! Kennen Sie Madame Gordon, die famose Sängerin, welche hier schon einige Male in den Soireen auftrat?"

„Nur dem Namen nach, mein Prinz!"

„Wohlan, diese Dame, eine ebenso liebenswürdige Erscheinung wie ausgezeichnete Künstlerin, die Tochter eines verdienten Offiziers des Kaiserreichs, hörte von mir Ihren Namen und glaubt in Ihnen einen Kameraden und Freund ihres verstorbenen Vaters zu entdecken, und brennt vor Begierde, hierüber Genaueres zu erfahren und allfällig ihre Bekanntschaft mit Ihnen zu erneuern, mein General," sagte der Prinz. „Madame Gordon gedenkt in Straßburg Concerte zu geben und hat dort bereits eine Anzahl warmer Freunde und Bewunderer unter der Kaufmannschaft und wird daselbst jedenfalls mit der verdienten Anerkennung empfangen werden. Allein ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß Sie, mein General, wenn Sie erst diese Dame kennen gelernt haben, ebenfalls derselben ihre Protektion zu Theil werden lassen und die Gewogenheit haben dürften, für die Tochter eines ehemaligen Kameraden und Freundes nicht weniger zu thun, als die Pekins für sie zu thun erbötig sind. Wann hätte eine

Soldatentochter, ein talentvolles liebenswürdiges schönes Stiefkind des Geschickes, sich vergebens an die Ritterlichkeit und Großmuth französischer Offiziere gewendet!"

„Gewiß, mein Prinz, rechnen Sie hierin auf mich!" versetzte der General. „Und Madame . . . ."

„Gordon, wenn es beliebt, Excellenz, Wittwe eines englischen Offiziers, mit ihrem Mädchennamen Eleonore Bro oder Archer!" ergänzte der Prinz.

„Madame Gordon ist hier, mein Prinz?"

„Allerdings, Excellenz, ist hier allgemein geachtet und gefeiert, von dem lebhaften Wunsche erfüllt, Sie zu sehen, mein General! — Sie hält offenes Haus und da ich einer ihrer näheren Bekannten und beeiferten Freunde bin, so würde ich es mir zur großen Ehre schätzen, wenn Sie mir gestatten wollten, Sie und Oberst Vaudrey hernach bei ihr einzuführen und ein Stündchen mit ihr zu verplaudern. Sie ist in der That eine reizende Person."

„Was meinen Sie, Oberst, können wir einer fremden Dame so am Abend und ohne Umstände ins Haus fallen?" fragte General Voirol.

„Sie ist uns, dünkt mich, als eine Freundin des Prinzen nicht fremd, und wenn er die Verantwortung für die etwas unceremoniöse Einführung übernimmt, mein General, warum dann nicht?" erwiderte Vaudrey. „Ich für meinen Theil kenne Madame Gordon schon vom Sehen, kann auch nur all' das Günstige bestätigen, was der Prinz von ihrer Erscheinung gerühmt hat, und habe so viel Ausgezeichnetes und Vortreffliches von ihr gehört, daß ich jedenfalls sehr gespannt auf ihre persönliche Bekanntschaft bin!"

„Gehen wir also?" fragte Voirol; „ohne Umstände?"

„Ohne Umstände! à la guerre comme à la guerre, messieurs, und auf meine Verantwortung," entgegnete der Prinz. „Gehen wir sogleich; ich garantire Ihnen die zuvorkommendste Aufnahme und eine vortreffliche Unterhaltung!" Und nachdem der General und der Oberst eingewilligt, wandte er sich zu Fialin,

dem er noch einige Worte zuflüsterte, verabschiedete sich dann von den anderen Offizieren, die er in Persigny's Gesellschaft zurückließ, mit dem Versprechen, sie am Abend noch in dem Kaffeehause zu sehen, wo sie gewöhnlich einsprachen, weil er gezwungen sei, noch eine kleine Soiree zu besuchen. Dann wandte er sich mit den beiden höheren Offizieren zum Gehen und schlenderte mit ihnen der wohlbekannten Wohnung am „Graben" zu, wo sein Erscheinen mit den beiden Gästen eine angenehme Ueberraschung hervorrief.

3.

An einem der nächsten Abende fand sich ein ziemlich zählreicher Kreis angesehener Gäste in dem Salon von Madame Gordon am Graben ein. Man bemerkte darunter mehrere französische Offiziere von verschiedenen Graden, namentlich den General Voirol, sodann einen Herrn von Gricourt, einen der enthusiastischesten Anhänger des Prinzen Louis Napoleon, einige junge Herren von Stande und etliche angehende Diplomaten. Man musicirte, scherzte, liebelte, denn Frau Gordon hatte Sorge getragen, verschiedene unabhängige Damen einzuladen, worunter mehrere Sängerinnen von Ruf, welche soeben in Baden anwesend waren, und man schien sich köstlich zu amusiren.

Der Prinz allein war noch nicht da, sondern in einer Abendgesellschaft seiner Tante, der Großherzogin Stephanie. Aber das war um so bequemer für die Gäste, denn sie waren nicht in ihrer Unterhaltung gestört und beengt, welche sich vorzugsweise um diesen Napoleoniden, den Enkel und Neffen und Erben des Ruhms und der Errungenschaften des großen Kaisers, drehte. Außer Fialin de Persigny und Herrn v. Gricourt, diesen beeiferten Partisanen des Prinzen, machte sich namentlich ein junger Artillerielieutenant Namens Armand Laity durch das enthusiastische Gebahren bemerklich, womit er seine Bewunderung für die hervorragenden Eigenschaften und den Charakter des Prinzen an den Tag legte, so daß ihn der General Voirol mehrmals verwundert fixirte, obwohl er im Allgemeinen wenig Aufmerksamkeit

für das übrige Gespräch hatte, da es Madame Gordon darauf angelegt zu haben schien, dem eitlen Herrn etwas den Kopf zu verrücken.

Ohne ihre übrigen Gäste zu vernachlässigen, kehrte Eleonore Gordon doch immer wieder zu dem General zurück, welcher sie auch zu erwarten schien, denn sein Auge folgte ihrer kräftigen ebenmäßigen Gestalt und ihrem schönen Kopfe von Gruppe zu Gruppe und ein Lächeln glücklicher Genugthuung flog über seine Lippen, wenn die schönen Augen der Künstlerin bisweilen wie zufällig den seinigen begegneten und ihn wie mit einem raschen heimlichen Blicke grüßten.

Eben jetzt umringte ein Kreis von jungen Herrn die schöne Sängerin und bat sie dringend um einen Gesangsvortrag.

„Aber, meine Herren, ich bitte Sie, verlangen Sie nichts mehr von mir!“ versetzte Eleonore. „Ich bin in der That heute nicht bei Stimme und nicht in der Stimmung! Ein andermal jede Arie, jede Cavatine, die Sie wollen! Sie haben ja vorhin gehört, daß meine Stimme heute etwas belegt ist!“

— „Im Gegentheil, Sie sangen himmlisch! Ihr Organ hatte seinen vollen Klang! auf Ehre, ich habe nicht den mindesten Unterschied bemerkt,“ versicherte einer der französischen Offiziere in Civil.

„Sie schmeicheln, mein lieber Herr v. Querelles! Ihr Wohlwollen für mich macht Sie nachsichtiger als ich es verdiene!“

— „Nein, Madame! Sie machen sich nur prüde, Sie wollen nur gebeten sein!“ rief Gricourt; „wir sind ja zufrieden mit dem kleinsten Lied!“

„Ach ja, meine theure Madame Gordon! ein Lied, wenn es gefällig ist!“ baten Alle.

— „Ein Lied, meine Herren? ah, das ist eine schwere Aufgabe! Wie kann ich Ihren Geschmack treffen! Ich singe so viele Lieder; ich bin in wahrer Verlegenheit wegen der Wahl!“

Eine Menge Vorschläge wurden gemacht, aber verworfen. Zu diesen Liedern fehlten die Noten, zu jenen die Begleitung. Endlich sagte einer der Offiziere: „Wie wär' es, meine theure

Frau Gordon, wenn Sie uns das wunderschöne Lied zum Besten gäben, das Sie jüngst bei der Frau Großherzogin Stephanie mit solch wunderbarem Gefühl gesungen?"

„Und welches wäre dieß, Kapitän? Ich habe deren mehrere vor Ihrer königlichen Hoheit zu singen die Ehre gehabt," erwiderte Frau Gordon. „Meinen Sie etwa die ‚Schwalben' von Beranger oder irgend ein anderes?" Sie nannte deren verschiedene, aber der Offizier verneinte.

— „Ich hatte das Unglück, etwas zu spät zu kommen, Madame, und habe nicht mehr gehört, was für einen Titel es hatte," entgegnete er; „aber es bestach mich durch die rührende elegische Stimmung, welche darin lag, so wie durch den tief ergreifenden Vortrag und die unvergeßliche Melodie! Erlauben Sie mir zu erproben, ob ich mich noch der Melodie erinnere!" sprach er dann und trat an den Flügel, auf welchem er einige Akkorde anschlug; „es war ungefähr folgendermaßen!"

„Ah, nun verstehe ich Sie, Kapitän! Sie meinen das Lied ‚La Nostalgie' (das Heimweh), mein Lieblingslied!" rief Frau Gordon lebhaft. „Wie ungeschickt, daß mir dieß nicht früher einfiel! Wie Einem doch zuweilen das Nächstliegende entgehen kann! — Jenun, meine Herren, wenn Sie mit der einfachen edlen Schönheit dieses gefühlvollen Liedes sich begnügen wollen, so stehe ich gerne zu Diensten! Dieses Musikstück wird mich nicht fatiguiren."

Und unter dem allgemeinen Beifallssturm und Zujubeln der Gäste setzte sie sich mit dem sichtlichsten Eifer an den Flügel und sang ein hübsches Lied, dessen Text und Melodie einfach, wahr und ungekünstelt den Schmerz eines heimwehkranken Gemüthes aussprachen. War auch die Musik nicht eben sonderlich ausgezeichnet, so gewann das Lied doch unendliche Wirkung durch den brillanten seelenvollen Vortrag und die schmelzenden Kadenzen und Triller, in denen die Schlußworte der einzelnen Verse verklangen, und dem Vortrage folgte ein noch allgemeinerer, noch stürmerischer Beifall.

„Von wem ist das Lied, Madame? wer ist der Dichter, der Komponist?“ fragte man durcheinander.

— „Rathen Sie, meine Herren!“ versetzte Eleonore lächelnd und geheimnißvoll.

Man nannte alle möglichen französischen Namen und sogar auch deutsche: Methfessel, Abt, Schubert; aber Frau Gordon schüttelte immer den Kopf.

„Ich glaube kaum, daß Sie errathen werden, in wessen Seele so Worte wie Melodie entstanden, meine Damen und meine Herren,“ erwiderte Eleonore lächelnd. „Die Schöpferin dieses unwiderstehlich rührenden Gesangs ist eine Dame von Stande, gleich erhaben durch ihren Charakter wie durch ihre Schicksale, — eine Dame, vor deren Schönheit, Anmuth und Geist sich einst die Elite der bedeutendsten Männer von ganz Europa huldigend beugte, und die nun in bescheidener Zurückgezogenheit ein stilles Leben voll Milde und Entsagung, voll Wohlwollen und stiller Ergebung führt, — eine Dame, meine Herren, welche Frankreich seine Tochter nennen zu dürfen stolz ist — es ist die Königin Hortense von Holland, die nunmehrige Herzogin v. St. Leu auf Schloß Arenenberg!“

Ein Ruf des Erstaunens und der aufrichtigsten Anerkennung lief durch die Gäste und die Unterhaltung drehte sich nun vorzugsweise um die Schicksale dieser Frau und der Napoleoniden überhaupt und dann speziell um den Prinzen Louis Napoleon, den Sohn der Verfasserin jenes Liedes, das eine solch unbezwingliche Sehnsucht nach dem Vaterlande aussprach, welches ihr der Undank des Bürgerkönigs und der mit unlauteren Mitteln erschlichene Beschluß der Kammern anscheinend auf immer verschlossen hatte.

Eleonore war an die Seite des Generals Voirol zurückgekehrt, welcher nun einen Schwall von Komplimenten wegen ihres Gesangs über sie ergoß, wogegen sie sich bescheiden verwahrte.

„Sie sind allzu gütig, mein General! Sie schreiben mir zu, was das entschiedene Verdienst der armen Herzogin v. St. Leu ist!“ erwiderte sie. „Kennen Sie die Königin Hortense, General?“

— „Nur vom Sehen, ganz aus der Entfernung," entgegnete Voirol. „Ich sah die Königin vor Jahren, zur Zeit des Kaiserreichs, im Zenith ihres Ruhms; aber ich war damals ein junger Subaltern-Offizier, der sich nicht erkühnen durfte, in den gefeiten Kreis zu treten, worin jene Göttinnen herrschten."

„Nun muß ich Sie einer allzugroßen Bescheidenheit anklagen, mein General!" sagte Eleonore lebhaft. „Ich habe leider bis jetzt nicht das Glück, jener erhabenen vielgeprüften Dame näher zu stehen; aber nach Allem, was ich von ihr erfahren, war sie von je her diejenige, welche Talent und Genie und geistige Vorzüge jeder Art vortrefflich zu erkennen und zu werthen wußte und das wirkliche anspruchslose Verdienst mit intuitivem Scharfblick erkannte und ermuthigte. So war es denn sicher nur Ihre eigene Schuld, mein General, wenn die Königin nicht auf Sie aufmerksam wurde. Ich bin überzeugt, wenn Sie sich in den Gesichtskreis jener erhabenen Frau gestellt hätten, wären alle die hohen Eigenschaften Ihres Geistes und Charakters dem Scharfblicke der erhabenen Frau nicht entgangen, und man würde Sie aus der Menge hervorgezogen, würdig verwendet, Ihnen Gelegenheit zur Auszeichnung gegeben haben, und Sie wären schon längst, was Sie zu sein verdienen, nämlich Marschall von Frankreich, eine auf dem entsprechenden Posten stehende Persönlichkeit. Denn gestehen Sie nur, mein General, daß es wahr ist, was man mir versichert hat: Sie sind nicht nach Verdienst gewürdigt, Sie sind mehrfach übergangen worden!"

— „Letzteres ist allerdings wahr, meine theure Frau; man hat mir mein Emporkommen etwas schwer gemacht, zumal während der Restauration," erwiderte Voirol mit freudestrahlender Miene, denn die Schmeicheleien der Mrs. Gordon hatten ihr Ziel vollkommen erreicht und ihn beinahe berauscht. „Man hat mir manche Gelegenheit verkümmert, mich auszuzeichnen oder mir Geltung zu verschaffen, obschon ich gestehen muß, meine Theure, daß ich weder selbst so viel von meiner Befähigung halte noch von meinen Vorgesetzten mit diesem ehrenden Wohlwollen behan-

delt wurde, welches Sie in Ihrer himmlischen Güte mir schenken: und worauf ich nicht wenig stolz bin!"

„Wenn uns die Welt versagt, was uns gebührt, General, so müssen unsere Freunde der Spiegel sein, worin wir unser wahres Bild schauen, und ich bin nicht nur Ihre treue Freundin, sondern von einer aufrichtigen Bewunderung und Sympathie für Sie erfüllt, weil mir mein Gefühl und Verstand sagt, daß Ihnen Unrecht geschah, daß Sie nicht gebührend gewerthet worden sind!"

— „Himmlische, gütige, herrliche Frau!" lispelte der alte Herr und zog die runde Hand der Sängerin an seine Lippen. „Sie sind entzückend liebenswürdig."

„Nur gerecht, mein General! Die Kritik der Männer kommt aus dem Verstand, die Kritik der Frauen aus dem Herzen!" flüsterte sie zurück mit einem Blick, der dem General das Blut heiß zu Kopfe trieb, und erwiderte halb schüchtern den Druck seiner Hand.

— „Ich darf mich nicht einmal über mein Geschick beklagen, wenn ich auch vielleicht zuweilen denken möchte, ich hätte noch mehr erreichen können," fuhr Voirol mit einer schlecht maskirten Eigenliebe fort. „Andere haben es nicht so weit gebracht, als ich; der König ist mir gewogen und versucht wenigstens gegen mich gerechter zu sein, als die ältere Linie der Bourbonen!"

„Ein schlechter Trost, mein General! wenn der König nicht den Muth besitzt, die Ungerechtigkeiten seiner Vorfahren zu verbessern, da er doch weiß, wie viel er an Ihnen hat. Aber man sagt, er fürchte im Grunde die alten verdienten Offiziere des Kaiserreichs, und gewähre nur gezwungen, was er nicht verschieben und umgehen könne!" — General Voirol zuckte die Achseln, als wollte er sagen: leider, aber es ziemt mir nicht, mich darüber zu äußern. — „Jenun, eine Ahnung sagt mir, mein General, daß ich Sie noch als Marschall von Frankreich sehe!"

— „Gebe der Himmel, daß Sie Recht hätten, meine Theure! allein ich sehe keine Möglichkeit dazu ab, denn unter dieser Regierung und so lange Marschall Maison Kriegsminister...."

„Sehen Sie, General, das eben ist es! Unter dieser Re-

gierung wohl nie, das mag sein! Aber ist diese Regierung ewig?" fragte Eleonore und sah ihn mit ihren großen schönen Augen eigenthümlich bedeutsam an. „Hat nicht jüngst der Mordanfall von Alibaud die ganze Herrlichkeit des Julithrons in Frage gestellt? Wie nun, wenn bei der jetzigen bittern feindseligen Stimmung der Parteien die Prophezeiungen der Pessimisten in Erfüllung gingen und neue erfolgreiche Mordversuche den Thron erledigten?"

— „Dann wäre der Herzog von Orleans da, um die Erbschaft anzutreten, und von ihm wäre vielleicht für mich etwas mehr Wohlwollen zu erwarten...."

„Aber sind Sie denn so sicher, mein General, daß die Nation sich noch einmal von den Orleans düpiren lassen würde!" fiel ihm Frau Gordon schnell in's Wort. „Glauben Sie so sicher, daß eine plötzliche Thronerledigung ohne alle Bewegung von Seite der Parteien abgehen würde, daß die Republikaner, die Bonapartisten die Hände in den Schooß legen würden?"

— „Bah, was wollen diese Leute machen, so lange wir noch das Heft in der Hand haben?" fragte Voirol mit spöttischem Lächeln.

„Einfach eine Militär-Revolution, mein General, der Sie sich nicht widersetzen noch entziehen könnten — eine Militär-Revolution, die wirksamste von allen Bewegungen, mein Freund, und für welche Hunderte und Tausende von tapferen Herzen im Stillen schlagen, — eine Revolution, welche Ihnen den Marschallsstab bringen, Sie auf denjenigen Posten stellen wird, den Sie verdienen!"

— „Meine himmlische Freundin, ich habe nicht gewußt, was für eine gefährliche Verschwörerin Sie sind, ja was für eine Verführerin! — Allein ich fürchte, in diesem Punkte führt Sie Ihr Eifer zu weit — das Holz zu dem Marschallsstab, den Sie mir verheißen, ist noch nicht gewachsen!"

„Es wird genug erledigter Marschallsstäbe geben, die in würdigere Hände zu gelangen bestimmt sind!" flüsterte Eleonore, seine Hand ergreifend. „Diese tapfere Rechte ist eine derselben!"

— „Möchten Sie Recht behalten, meine kleine Prophetin!" versetzte er lächelnd, hielt ihre Hand fest und sah ihr bedeutsam

in die Augen. „Wenn ich Marschall sein werde, wollten Sie dann diesem Glücksfall noch eine höhere Weihe geben und Frau Marschallin, meine Frau Marschallin werden, Eleonore?“

„Herr Marschall!“ erwiderte sie etwas betreten und heftete einen raschen, forschenden, ernsten Blick auf ihn; — „diese Frage überrascht mich .... aber ich bin ehrgeizig, ein Soldatenkind .... ich habe von je her nach hohen Zielen gestrebt und bin mit Leib und Seele ....“

— „Nun? was sind Sie?“ fragte er begierig, denn sie war aufgestanden und hatte ihre Hand losgemacht.

„Bonapartistin, mein General, und die treu ergebene Anhängerin jenes Mannes, der dort eintritt und Sie zum Marschall machen wird ...“

„Der Prinz von St. Leu?“ murmelte General Voirol in der Richtung nach der Thüre blickend, und stand ebenfalls auf, um den Prinzen zu begrüßen, welcher so eben gekommen war. „Hm, hm, also dort hinaus zielt sie, die gewandte Werberin?“

Das Erscheinen des Prinzen brachte neues Leben in die Gesellschaft und Frau Gordon empfing ihn freundlich, aber ohne ihn besonders auszuzeichnen, während Louis Napoleon ebenfalls seine Gunst- und Achtungs-Bezeugungen ziemlich gleichartig unter die männlichen Gäste vertheilte, Eleonore aber nun allen Fleiß aufwandte, die verbindliche Wirthin zu machen.

„Warum so stumm und allein, mein lieber Kapitän?“ fragte sie einen der französischen Offiziere, welcher sich ziemlich abgesondert gehalten hatte. „Sie langweilen sich unter uns, nicht wahr?“

— „Im Gegentheil, Madame, ich bin zu entzückt, um meine Empfindungen hier an die Erscheinung treten zu lassen,“ versetzte er flüsternd mit einem Ausdruck von mühsam verhaltener Bewegung. „Ihr herrliches Lied von vorhin tönt noch in allen meinen Fibern nach, meine göttliche Frau! Ich möchte Ihnen sagen, was ich für Sie fühle, aber ich finde keine Worte. Ich möchte mit Ihnen allein sein, nur eine einzige selige Minute ... aber was bin ich in Ihren Augen?“

„Ein Mann, den ich aufrichtig achte und verehre, Kapitän Raindre, und den ich mit Stolz zu meinen Freunden zähle — ein Mann, auf welchen die Armee stolz sein darf! . . .“

— „Und mehr nicht, mein Engel? mein Abgott?“ flüsterte er mit einem glühenden, werbenden Blicke.

„Vorerst nicht und hier nicht, Kapitän!“ lispelte sie bewegt. „Um Gott, wie leidenschaftlich Sie sind, mein Freund!“

— „Eleonore, ich bete Sie an — ich muß es Ihnen sagen! Verfügen Sie über mich; ich bin Ihnen mit Leib und Seele zugethan . . .“

„Oh, mit größtem Vergnügen, mein lieber Kapitän; Sie sollen die Noten von dem Liede haben — Sie können die Abschrift morgen selbst abholen!“ sagte Frau Gordon laut genug, um von den Umstehenden verstanden zu werden, und ließ ihm die Hand, die er mit einer leidenschaftlichen Hast an seine Lippen drückte, worauf sie zu einem Andern ihrer Gäste eilte.

Bald darauf meldete man, daß das Souper servirt sei, und General Voirol nahm die Ehre in Anspruch, die Dame vom Hause zu Tische zu führen. Die reizendste anregendste Munterkeit würzte das Mahl, und man genoß ungezwungen, denn die Damen verstanden zu leben. Nach dem Souper, bei welchem der Wein nicht geschont ward, begann ein kleines Spiel, an welchem sich die Mehrzahl der Gäste betheiligte, während Andere den Damen angelegentlich den Hof machten.

Der Morgen graute beinahe schon, als die Gäste aufbrachen. Zwei derselben schlenderten etwas ermüdet und schläfrig die Lange Straße herab, um nach dem badischen Hofe zu gelangen, wo sie wohnten. Der Eine war ein angehender Dreißiger, groß, schlank, hager, verlebt, von feinen Manieren und stolzer Haltung; der Andere ein Mann von kaum fünfundzwanzig Jahren, von riesiger Taille, aber den feinsten aristokratischen Formen, mit der untadelhaftesten Eleganz gekleidet, mit schönen regelmäßigen Zügen und prachtvollen dunklen Augen, aber einem leeren, geistlosen, abgespannten und blasirten Ausdruck in denselben und einer stolzen Haltung.

„Wiederum einen Abend leidlich verbracht!“ sagte der ältere der beiden Herren gähnend. „Wie haben Sie sich amusirt, mein Fürst?“

— „Mäßig, sehr mittelmäßig, Baron! die Weiber waren hübsch und pikant und die Wirthin liebenswürdig, aber im Ganzen kann man sagen: Das Spiel war nicht das Kerzenlicht werth,“ versetzte der junge russische Fürst im elegantesten Französisch. — „Wir waren eigentlich nur als Komparsen bei der Sache.“

„Oder um die Kerzen zu bezahlen, denn Sie haben ziemlich verloren, mein Fürst!“

— „Was kann man Anderes thun als spielen, wenn man sich nicht um diese thörichte Politik interessirt?“ versetzte der Fürst gleichgültig und geringschätzig. „Ich fand den Toast auf diesen jungen Grafen St. Leu sehr geschmacklos, Baron!“

„Wir haben offenbar einer politischen Komödie oder der Zettelung einer kleinen Konspiration angewohnt, mein Fürst!“ sagte Baron H., der Legationssekretär eines kleinen Mittelstaats bei einem andern. „Ich kann mich des Argwohns nicht entschlagen, daß die ganze Sache arrangirt war, und dieß verstimmte mich, denn es war eine Taktlosigkeit, uns dort einzuführen. Ich werde bei erster bester Gelegenheit diesem Herrn v. Ericourt sehr ungeschminkt meine Meinung sagen, daß er meinen Hof und mich durch die Einführung in jenen Kreis nahezu kompromittirt hat. Man wollte offenbar jenen aufgeblasenen schwächlichen General Voirol für irgend einen Plan gewinnen, den die bonapartistische Partei im Schilde führt, und diesen französischen Offizieren, die mit der Geographie diesseit des Rheins nicht weiter vertraut sind, als ihre Grenzkarten gehen, den Eindruck geben, als ob die Höfe, welche wir zu vertreten die Ehre haben, für diese Sache gewonnen seien.“

— „Glauben Sie wirklich, daß man uns hierzu mißbrauchen wollte, Baron?“ fragte der Russe.

„Ich fürchte es wenigstens und werde mich bei Zeiten sicherstellen, indem ich an meine Regierung berichte! Unseren Interessen

und Anschauungen kann es zwar gleichgiltig sein, ob die Franzosen einmal wieder mit einer embryonischen Revolution beglückt werden oder nicht, denn wir haben nur ungern von der Thatsache des Juli-Königthums Akt genommen; allein für unsere Polizei wird es doch ersprießlich sein, etwas von diesen Zettelungen zu erfahren und auf die Presse und die Reisenden Acht zu haben, und unser Hof wird sich einigermaßen dafür interessiren, da er das Unglück hat, mit den Bonapartes verwandt zu sein. Ich werde daher meine Muthmaßungen und Wahrnehmungen formuliren und heimsenden und Sie werden ohne Zweifel ein Gleiches thun, mein Fürst!"

— „Ich weiß noch nicht, Baron, ich sehe die Nothwendigkeit noch nicht ein," versetzte Fürst W. kalt und leidenschaftslos. „Unsere Macht steht auf so festen sicheren Füßen, daß die Erschütterungen Frankreichs noch lange keine Vibrationen zu uns senden. Wir haben weder Sympathieen noch Interesse für den Bürgerkönig; wir können nur zufrieden sein, wenn ein Regime, das unseren politischen Flüchtlingen und Verbannten Asyle gibt, tüchtig heimgesucht wird."

„Aber Sie vergessen, mein lieber Fürst, daß die Kataklysmen an der Seine stets auch einige Schwingungen an der Weichsel verursachen, und darum dürfte es Ihnen doch vielleicht gedankt werden, wenn Sie eine Meldung machen!"

„Bah, die Polen fürchten wir nicht, Baron! Wir werden sie zertreten, wenn sie es wagen sollten, zu renitiren und ideologischen Träumen von einer Wiederherstellung Polens nachzuhängen, das uns zur Arrondirung unserer Westgrenzen unentbehrlich ist. Allein wenn denn doch aus der Intrigue dieses kleinen sogenannten Prinzen mit den eulenartigen Augen Ernst werden sollte, mag es nicht uneben sein, einen Rapport einzusenden, obschon ich nicht weiß, was ich rapportiren soll, denn offen gesagt, Baron, ich beschäftigte mich mehr mit der Musterung der paar Frauen, als mit dem Treiben dieser paar Offiziere und dieses Prinzen, der mir sehr unschädlich zu sein scheint. Sie könnten mir eine Gefälligkeit erweisen, mein lieber Baron! ich werde Ihnen, falls

ich es nicht vergesse, meinen Sekretär hinaussenden, dem Sie das Erforderliche oder Thatsächliche aus Ihrem eigenen Bericht in die Feder diktiren können!“

„Ich werde mir das größte Vergnügen daraus machen, mein Fürst!“

— „Danke bestens — und apropos, wenn ich mich nicht mehr darauf besinnen sollte, dann erinnern Sie mich gefälligst daran. Ich werde den kleinen Prinzen und sein Treiben durch einen unserer geheimen Agenten beobachten lassen, und Ihnen dann als Gegendienst einige Winke geben! — Wir werden zusammen frühstücken, lieber Baron! ich erwarte Sie Punkt zwölf Uhr!“

„Sehr verbunden, mein Fürst! ich werde es mir zur Ehre rechnen und Ihnen den Entwurf meines Berichts mitbringen!“ entgegnete der deutsche Diplomat mit einer Art lakaienhafter Unterthänigkeit.

— „Ich habe auch ein Souper hier zu Vieren mit zwei von den Damen arrangirt, die wir getroffen haben. Wollen Sie mir die Gefälligkeit erweisen, von der Parthie zu sein?“

„Sie sind außerordentlich liebenswürdig, mein Fürst! .... Ich bin Ihnen für diese Auszeichnung sehr dankbar!“

— „Und dieser Herr v. Gricourt, den ich für einen Legitimisten hielt, weil er aus einer legitimistischen Familie stammt, ist also ein Ueberläufer, ein Bonapartist, sagen Sie Baron?“

„Wenigstens hat er sich heute Abend beeifert, sich als einen solchen zu erkennen zu geben, mein Fürst?“

— „Und Sie glauben, daß es ihm damit Ernst sei? daß er keine Nebenabsichten und Rückhalts-Gedanken damit verbindet, Baron? daß er nicht eine Mission hat, diese Farbe zu spielen?“

„Ah, Sie halten ihn also für einen Spion, einen agent-provocateur, mein Fürst?“ fragte der Baron aufblickend und sah dem Russen in das kalte, leidenschaftslose, gleichgültig lächelnde Gesicht; „ich möchte beinahe glauben, mein Fürst, daß Sie ihm hierin Unrecht thun und daß er ein ehrlicher Enthusiast ist!“

— „Dann um so schlimmer, Baron, denn alsdann ist er

ein Abtrünniger, ein Mensch, der an Kaste verloren hat, und den ich nicht mehr kennen werde!" versetzte der Fürst mit eisiger vornehmer Gelassenheit. „Es ist seltsam, mit was für wunderlichen Menschen man in diesen Badeorten zusammen kommt! Man darf förmlich auf seiner Hut sein, bevor man sich Jemand nahe kommen läßt. Ah, da sind wir zu Hause! Adieu, Baron auf morgen denn!" fügte er mit einer gewissen Wärme hinzu, welche mit seiner seitherigen vornehmen Gleichgültigkeit auffallend kontrastirte und von dem Baron sehr geschmeichelt aufgenommen wurde. — —

Just zur selben Zeit verabschiedete sich der Prinz Louis Napoleon von Eleonore Gordon, die ihn noch einmal zurückerwartet, nachdem er dem General Voirol das Geleit nach dessen Wohnung im ‚Geist' gegeben hatte.

„Du wirst mit mir zufrieden sein, mein Geliebter! ich habe mein Bestes gethan," flüsterte sie ihm zu, und schmiegte sich zärtlich an ihn an. „Ich glaube mich der Gewißheit hingeben zu dürfen, daß wir des Generals nun ebenso sicher sind wie des Obersten Vaudrey. Von General Excelmans erwarte ich noch Briefe, und der Offiziere des 16. Linienregiments versichern wir uns durch Raindre, den schweigsamen verschlossenen Offizier, welcher Capitaine-rapporteur bei jenem Regiment ist. Für ihn stehe ich ein, denn er ist mir persönlich zugethan. Und so ist denn der heutige Abend für Dich kein verlorener, mein lieber, süßer Herzensmann!"

— „Wir theilen den Erfolg, Geliebte! dieß sei Dein Lohn!" sagte der Prinz mit einer leidenschaftlichen Umarmung, und verließ dann die von kühnen Hoffnungen und Träumen aufgeregte stolze Schöne. — —

Am folgenden Morgen wartete der verliebte Auditor oder Capitaine-Rapporteur Raindre geduldig im Salon der reizenden Sängerin Eleonore Gordon auf das ihm in Aussicht gestellte Tête-à-Tête, mußte sich aber sehr lange gedulden, bevor die Holde ihre Toilette vollendet hatte; doch war es ja schon ein Genuß, ein Wonnegefühl, ein berauschendes Bewußtsein für den

verliebten jungen Mann, sich der Königin seines Herzens so nahe zu wissen, dieselbe Luft athmen, in denselben Räumen sich bewegen zu dürfen, worin sie lebte. Er war schon in einer gehobenen Stimmung und Aufregung, als Eleonore endlich erschien, in einem reizenden eleganten Morgenkleide, das die Fülle und das Ebenmaß ihrer herrlichen Körperformen mehr ahnen ließ als zeigte, und ihm mit einem huldvollen bezaubernden Lächeln einen Fauteuil an ihrer Seite anwies.

Der Kapitän war von Hause aus etwas linkisch, schwerfällig und verschlossen und dazu über Hals und Kopf in die schöne Frau verliebt; er hatte die Freundlichkeit, womit ihm Frau Gordon entgegenkam, auf Rechnung seiner Persönlichkeit gesetzt, und mochte keine Ahnung davon haben, daß sie nur seiner Eigenschaft als Offizier und der Werbung seiner Person für die Zwecke des Prinzen gelte. Er war daher in dieser Unterredung wo möglich noch befangener als in der vergangenen Abendgesellschaft, und die weltgewandte Dame seines Herzens mußte ihm über manche peinliche Pause hinüber helfen, in welcher sogar seine Augen nicht mehr die Dolmetscher seiner Gefühle zu machen wagten.

„Wie?“ fragte sie unter Anderem, auf eine Andeutung von ihm, — „Sie sind meinethalben, um dieses Tête-à-Tête willen, hier geblieben, auf die Gefahr hin, für diese Versäumniß bestraft zu werden, Kapitän?“

— „Gewiß, Madame! ich habe nicht nur keinen Urlaub, sondern habe sogar die Verordnung verletzt, wornach ein Offizier, welcher die Garnison über Nacht verläßt, um Urlaub, um spezielle Erlaubniß einkommen muß!“ entgegnete er.

„Unbesonnener! Sie hätten das nicht thun sollen!“ sprach Eleonore im Tone der freundlichsten Theilnahme und sandte ihm einen Blick zu, den er sich günstig deutete. „Es schmerzt mich, daß Sie um meinetwillen leiden müssen, denn ich habe Sie unwillkürlich verführt, — ich, die ich als Tochter eines Soldaten wissen sollte, daß Ordnung und Gehorsam die Seele der Heerverfassung sind. Vergeben Sie mir, mein lieber Kapitän! tragen

Sie mir es nicht nach, wenn Sie gestraft werden sollten, was mich untröstlich machen würde!"

— „Madame! himmlische, herrliche Eleonore!" stammelte Raindre und erfaßte mit beiden Händen die schöne Hand, die sie ihm entgegenreichte, und bedeckte sie und den weißen vollen Arm, den der zurückfallende Aermel enthüllte, mit Küssen. „Ich werde um diesen Preis gerne meine Strafe tragen, denn für Sie, mein Idol, meinen höchsten Wunsch auf Erden, würde ich noch mehr wagen! Eleonore, ich liebe Sie, ich bete Sie an, ich bin von Ihnen bezaubert ... ich weiß, daß ich Ihrer nicht werth bin; allein ich werde Alles wagen, um mir Sie zu verdienen, um Ihrer würdig zu sein. ..."

„Stehen Sie auf, Kapitän! ich bitte Sie!" sagte Eleonore mild und hastig. „Man kommt, man darf Sie nicht so sehen! Seien Sie ruhig und gesetzt! — Herein!" rief sie, als der Offizier sich etwas verlegen wieder von den Knieen erhoben und in seinen Sessel gesetzt hatte.

— „Herr Alajeff, der Sekretär des Fürsten W., bittet im Auftrag seines Herrn vorgelassen zu werden," meldete die Zofe, und der Besuch ward angenommen und dem Kapitän ein Zeichen gegeben hier zu bleiben.

Der Sekretär des Fürsten, ein gewandter geschmeidiger Kleinrusse mit einer orientalischen Physiognomie und einer gedrungenen, lacertenartig behenden Gestalt und elegantesten Toilette näherte sich der Sängerin mit grinsendem Lächeln und kriechender Unterwürfigkeit, übergab derselben dann im Auftrag seines Gebieters, dessen Leibeigener er vermuthlich war, ein zierliches goldenes Armband als Andenken an den hohen Genuß, welchen ihm die Künstlerin am vergangenen Abend bereitet habe, und empfing hiefür den verbindlichsten wortreichsten Dank und das huldvollste Lächeln der Sängerin, sowie einen Napoleon, den der elegante Sekretär auch in der That nicht verschmähte, sondern trotz der artigen Ablehnung doch mit einer gewandten Handbewegung in Empfang zu nehmen und in seine Westentasche zu escamotiren wußte.

Kapitän Raindre saß während dieses Auftritts, von dem ihm auch nicht die geringste Nuance erging, wie auf Kohlen. Er fühlte sich beschämt und beklommen angesichts der ekstatischen Freude und Bewunderung, mit welcher Madame Gordon das elegante Geschenk betrachtet und gerühmt und ihm gezeigt hatte, — er selbst erschien sich so arm und unbedeutend neben dem fürstlichen Bewunderer, welcher die Gastlichkeit dieses Hauses in solcher Weise lohnen, seiner Verehrung einen solch großmüthigen und gewinnenden Ausdruck geben konnte. Er war erröthet vor peinlicher Verlegenheit, als er bemerkt, wie Eleonore ihre Börse gezogen und das Goldstück herausgenommen hatte; er hätte darauf schwören mögen, daß der elegante, gewandte Sekretär diese Belohnung mit Entrüstung ablehnen werde, und Kapitän Raindre erglühte vor Scham, als er sah, mit welcher Unbefangenheit der Russe das Geld als etwas Wohlverdientes, ihn nicht Entwürdigendes hinnahm! Madame Gordon mußte also die Menschen und die Verhältnisse doch besser kennen als er selbst; sie erschien ihm in diesem Augenblicke so zuversichtlich und ruhig, sicher, so vollständig Herrin der Situation, daß er sich dagegen unbeschreiblich klein und ungelenk und armselig vorkam.

„Sagen Sie selbst, Kapitän! ist es nicht reizend, dieses Armband?“ fragte Eleonore, als sie den Sekretär mit einem Schwall von schönen Worten und dem Versprechen, sich schriftlich bei Seiner Durchlaucht zu bedanken, zum Salon hinaus komplimentirt und sich mit dem offenen Etui in der Hand wieder zu dem ersten Besucher gewandt hatte. „Sehen Sie nur dieses prachtvolle Email, diese schönen Perlen, das reizende Relief!“ und sie konnte sich nicht versagen, das Armband an ihr schönes Handgelenk zu legen und ihm hinzuhalten.

Dem armen Offizier pochte das Herz in der Brust und er wagte kaum die dargebotene Hand jetzt zu nehmen, geschweige denn an seine Lippen zu drücken.

„Es ist ein reizendes, fürstliches Geschenk!“ sagte er etwas verlegen. „Ich kann Ihnen leider meine Bewunderung, meine .... Dankbarkeit nicht auf solch eclatante Weise kund geben,

aber wenn das Herz eines Mannes, eines braven, biedern Offiziers. . . ."

— „Glauben Sie denn, daß solche Geschenke irgend etwas mit dem Herzen zu schaffen haben, Kapitän?" fiel ihm Frau Gordon lächelnd in's Wort. „Beruhigen Sie sich, mein Freund; der Fürst ist kein Anbeter von mir und wird mir nie etwas gelten. Er hat meine Bekanntschaft zu machen gewünscht, ungefähr wie man ein Gemälde zu sehen verlangt, von welchem die Leute reden. Baron H., der Sekretär irgend einer deutschen Gesandtschaft, hat ihn mir vorgestellt; ich habe beide zu meiner gestrigen Abendgesellschaft eingeladen und der Fürst, welcher mich nicht offiziell zu sich einladen wird und überzeugt ist, daß ich einer privaten nicht folgen werde, sendet mir hier ein Aequivalent für sein Couvert — das ist Alles. Solche Geschenke erfreuen momentan als angenehme Ueberraschung, aber ich lege denselben keinen höheren Werth als den pekuniären bei — ich habe solcher Cadeaux eine Menge. — Sprechen wir jedoch von etwas Anderem, mein Freund, — etwa von Ihnen!"

„Sie sind allzugütig, Madame!" sagte Raindre und folgte der stummen Einladung, sich wieder ruhig in seinen Fauteuil zu setzen.

— „Sie sind der Sohn des Artillerie-Direktors in Nantes, Kapitän, nicht wahr?"

„Wie? Sie kennen meine Familien-Verhältnisse, Madame?" rief der Kapitän, sichtlich geschmeichelt von dem Interesse, welches sich darin kundgab."

— „Ich weiß es aus dem Munde des Prinzen Louis Napoleon Bonaparte, der Ihnen sehr gewogen ist und eine günstige Meinung von Ihnen hegt, eine Meinung, in welcher wir uns gegenseitig bestärkt haben," erwiderte Eleonore verbindlich. „Und da ich den lebhaftesten Wunsch hege, meinen Freunden zu nützen, da ich selbst ehrgeizig genug bin, um auch für alle diejenigen, denen ich wohl will, ehrgeizig zu sein, so habe ich nicht ermangelt, Sie dem Wohlwollen des Prinzen angelegentlichst zu empfehlen!"

„Ich bin Ihnen dafür sehr verbunden und vermag mir nun

die Auszeichnung zu erklären, womit der Prinz mich zu behandeln geruht, obschon ich," fügte er etwas zögernd bei, — „nicht zu begreifen vermag, womit ich dieses Wohlwollen verdient habe!"

— „Ah, Sie sind zu bescheiden, mein Freund! Sind Sie nicht ein Offizier, der sich der unbedingtesten Achtung seiner Kameraden und Vorgesetzten erfreut? Sind Sie sind nicht der Sohn eines verdienten Offiziers des Kaiserreichs, der noch jetzt mit Leib und Seele der Partei der Napoleoniden ergeben ist? Sind Sie nicht selbst ein ebenso leidenschaftlicher und begeisterter Bonapartist, wie ich, wie wir Alle es sind, die Sie gestern Abend hier getroffen haben?"

„Ah so! Ei natürlich! ganz gewiß!" erwiderte Raindre etwas betroffen. „Ich habe ... ich bin allerdings mit den Erinnerungen an das Kaiserreich großgesäugt worden, bin unter diesem Stern geboren, habe als Kind noch einen Theil seiner Herrlichkeit gesehen; allein daß mein Vater sich so offen zur Partei der Bonapartisten bekennen soll, wie Sie mich versichern, war mir neu. Gegen mich wenigstens hat er nie in dieser Richtung irgend welche Winke oder Aeußerungen fallen lassen ..."

— „Ganz natürlich, mein Freund, weil er, wie alle Veteranen der Kaiserzeit, nicht anders glauben und wissen wird, als daß die Napoleoniden die einzig rechtmäßigen Herrscher Frankreichs, die einzige Rettung und Hoffnung der Nation sind, welche unter den Bourbonen wieder von derjenigen Größe und Höhe herabsank, die sie zu behaupten berechtigt und berufen ist," sagte Madame Gordon mit einer überzeugenden ruhigen Zuversicht. „Die Thatsache, daß Ihr Herr Vater, gleich einer Menge der verdientesten höheren Offiziere des Generalstabs, zu derjenigen Partei in der Armee gehört, welche bei der ersten besten Gelegenheit aktiv auftreten wird, um Frankreich einen andern Herrscher und eine kräftigere Regierung zu geben, ist übrigens genugsam verbürgt. Prinz Louis Napoleon wünscht daher aufrichtig, Ihnen als dem Sohne eines ihm so theuren Freundes und Anhängers näher zu treten, und da ich Ihnen ... Ihnen so aufrichtig wohl will und eigenliebig genug bin, Sie in einer Ihrer würdigeren, Ihren Verdiensten

angemessteneren Stellung zu sehen, so habe ich mich erkühnt, mich bei dem Prinzen für Sie zu verbürgen, daß auch Sie einer der Unserigen seien und aus allen Kräften darnach streben werden, bei gewissen Eventualitäten den erledigten Thron Frankreichs wieder an seine rechtmäßigen Erben bringen zu helfen. Sollte ich mich vermessen haben, in dieser Richtung zu viel zu versprechen?"

„Mit nichten, Madame! Verfügen Sie über mich! Ich werde mir ein Anliegen daraus machen, stets auf derselben Seite zu stehen, wie Sie!"

— „Ich wußte es ja, mein Freund!" flüsterte sie und drückte ihm mit dankbarem Blick und glücklichem Lächeln die Hand. „Sie haben gestern Abend gesehen, daß Sie nicht allein stehen, daß außer Ihnen noch eine bedeutende Anzahl hervorragender Persönlichkeiten des Heeres auf unserer Seite stehen, daß man in der Armee längst an die Möglichkeit denkt, durch irgend ein Attentat auf das Leben des Königs den Thron von Frankreich erledigt und die Krone wieder zum Spielball der Parteien gemacht und demjenigen zugeworfen zu sehen, der am gewandtesten intriguirt oder den Leitern der Bewegung in Paris, den faiseurs einer Emeute, am meisten bietet, und Sie können sich denken, daß die Armee, die man unter den beiden letzten Regierungen so schmählich hintangesetzt und bei der Juli-Revolution so schnöde mißbraucht hat, sich nicht wieder düpiren lassen wird. Sie haben in Ihrer Funktion ja am besten Gelegenheit, die Stimmung Ihrer Kameraden zu erforschen und auf die Offiziere des 16. Linienregiments zu wirken, daß sie zu der Sache, für welche ihre Herzen glühen, sich wenigstens im vertrautern Kreise unumwunden bekennen und mit in die Aktion eintreten, wann ... Was ist's?" fragte sie die eintretende Zofe, welche Besuche meldete, die Frau Gordon nur gezwungen anzunehmen schien.

Einige Damen von Stande traten ein; Frau Gordon hatte sie bei der verwittweten Großherzogin und in andern Zirkeln kennen gelernt, und die gnädigen Frauen wollten nun, nachdem sie ihre vorschriftmäßige Kur getrunken und gebadet, bei der ge-

feierten Sängerin ein halbes Stündlein verplaudern und ausruhen.

„Sie wollen aufbrechen, Kapitän?“ fragte Eleonore, als nach der gegenseitigen Vorstellung Herr Raindre sich nicht mehr setzte und nach seinem Hute griff.

— „Ich muß, Madame!“ versetzte er nach einem flüchtigen Blick auf die Pendule. „Der Dienst ruft mich — in zehn Minuten geht die Post nach Straßburg ab. Auf Wiedersehen, Madame!“

„Auf Wiedersehen, mein Freund! Ich danke Ihnen für das Opfer, welches Sie mir gebracht haben, und hoffe Sie bald wieder zu sehen, um über die unangenehmen Folgen beruhigt zu werden, die Sie vorhin befürchteten! Erinnern Sie sich, daß Ihre hiesigen Freunde den Anspruch erheben, Sie möglichst oft hier zu sehen!“ Ein Blick, ein leiser, flüchtiger Händedruck liehen diesen Worten noch eine besondere Deutung.

Mit wirrem Kopfe und vollem Herzen fuhr Kapitän Raindre nach Straßburg zurück. Ein peinlicher Konflikt gährte in ihm. Er redete sich ein, daß auch Eleonore ihm nicht gleichgültig, aber zu stolz, zu ehrgeizig und welterfahren sei, um sich an dem bloßen Herzen eines armen Regiments-Auditors genügen zu lassen; daß sie ihm aber den Weg zeigen wolle, sich einen höhern Grad zu erringen, — aber um welchen Preis? Dieß war es, wovor seine Vernunft und sein Gewissen und die ganze Anschauung des Gesetzkundigen zurückbebten.

4.

Gleichwohl waren der Same der Unruhe und der Gährstoff, der Zweifel einmal in die Seele dieses Mannes geworfen und machten den Kampf, welcher in ihm tobte, ebenso peinlich als dauernd. Der Einfluß, welchen die Neigung zu Frau Gordon in ihm gewonnen hatte, trübte seinen klaren Blick. Er konnte sich der verführerischen Anziehungskraft nicht entwinden, die ihn immer und immer wieder nach Baden lockte, und die Gelegenheiten hiezu fehlten um so weniger, als trotz aller Mouchards und aller sauren Ge=

sichter der Vorgesetzten doch beinahe kein Tag verging, ohne daß Tischgesellschaften von Offizieren der Straßburger Garnison Vergnügungs-Ausflüge nach Baden machten. Kapitän Raindre sah den Prinzen mehrmals und wurde von ihm mit freundlichem Entgegenkommen behandelt, ohne daß Louis Napoleon ihm irgend welche Eröffnungen gemacht hätte. Er besuchte mehrfach die Sängerin, sah sie zwar nur selten allein, wurde aber von ihr in einer Weise behandelt, welche seine Hoffnungen wenigstens nicht entmuthigte. Er schrieb ihr mehrfach leidenschaftliche Briefe, die sie zwar nicht beantwortete, aber auch nicht zurücksandte, wie sie auch seine halben Worte und Seufzer nicht zurückwies, seine verstohlenen Händedrücke duldete. Sie ihrerseits ließ es nicht an Andeutungen fehlen, daß sie als eine glühende Bonapartistin nur einem Mann von gleicher Gesinnung und Ergebenheit ihre Achtung und ihr Vertrauen schenken könne, und schwach und beeinflußt wie er war, legte Kapitän Raindre nun einen Enthusiasmus an den Tag, welcher sich vielleicht weit lebhafter äußerte, als er in seinem Gefühl und seinen Anschauungen wirklich begründet war. Als Gesetzkundiger vermochte sich Kapitän Raindre die Gefahr wie die Schuld der Theilnahme an einer Verschwörung nicht zu verhehlen — und nur eine Verschwörung konnte ja im Grunde das Endziel solcher Umtriebe sein, — und doch war er wieder selbstsüchtig genug, um den Dämon der Verführung nicht abzuweisen. Bevor er sich aber entschied, wollte er des Preises seines Abfalls sicher sein; — er wollte nichts auf's Ungewisse hin wagen. Andererseits drängte es ihn auch, der Ungewißheit ein Ende zu machen, worin er sich wegen seines Verhältnisses zu der gefeierten Sängerin befand. Er wußte, daß er sie glühend, aberwitzig liebte, er hatte es ihr schriftlich und mündlich erklärt, aber noch keinen Bescheid hierauf erhalten. Er fand es einigermaßen erklärlich, daß Eleonore Gordon ihm nicht schrieb, aber sie schien ihm auch keine Gelegenheit zu einer mündlichen Erörterung mehr geben zu wollen. Er erfuhr von Anderen und sah mit eigenen Augen, daß Oberst Vaudrey, General Voirol und andere Stabsoffiziere der schönen Künstlerin wetteifernd

huldigten, und wenn sie auch keinem derselben mehr einzuräumen schien, so gesellte diese Wahrnehmung doch zu den Qualen einer halb hoffnungslosen Liebe und einer innern Unruhe noch den giftigen Stachel unwillkürlicher und unabweisbarer Eifersucht, und drängte ihn zu einer Entscheidung. Nachdem er schon einige Tage zuvor an seinen Vater geschrieben hatte, um zu erfahren, wie dieser sich gegenüber von der brennenden Frage des Parteilebens verhalte, bat er eines Abends in einigen dringenden Zeilen Eleonoren um ein halbes Stündchen Gehör unter vier Augen für den folgenden Vormittag, und ließ das zierliche Billet abgehen.

Die Gordon lächelte, als sie am Morgen diese Zeilen las. „Armer Junge! er nimmt die Sache furchtbar ernst!“ murmelte sie, und zerknitterte das Velinblättchen und warf es auf ihre Bettdecke vor sich, stützte dann das Haupt auf den schönen Arm und sann eine Weile. „Der arme Schmetterling hat sich die Flügel am Lichte versengt; er dauert mich zwar, aber er ist ein Narr, sich mit solchen Gedanken zu tragen, und doch brauchen wir ihn, wie der Prinz sagt. Die Krise ist bei dem unglücklichen Thoren da, aber ich muß ihn trösten, muß die Entscheidung hinausschieben, bis wir ihn ausgebraucht haben und in den Winkel werfen können wie dieses Papier,“ und sie ballte in der Rechten sein Briefchen zusammen und schleuderte es in eine Ecke. „Bah, es wird zwar eine langweilige halbe Stunde sein, aber wir werden auch darüber hinweg kommen!“ Und sie griff nach anderen parfümirten Briefchen, welche ihr die Zofe auf dem Silberteller vor das Bett gestellt hatte.

Eleonorens Toilette war noch nicht beendet, als der Kapitän kam und in den Salon gewiesen ward, um dort das Erscheinen der Angebeteten zu erwarten. Er hörte sie im Nebenzimmer sprechen, lachen, Befehle geben, mit ihrem kleinen Windspiel schäkern, und er war glücklich bei allem Weh des Zweifels und der Ungeduld. — Er war ihr ja nahe und sie hatte seinen Besuch angenommen!

Jetzt öffnete sich die Thüre, welche in das Boudoir führte,

ein klein wenig und Fifine, das milchweiße kleine Windspiel, ward in den Salon hinausgewiesen.

„He, Kapitän! sind Sie da?" rief Eleonorens heitere lachende Stimme.

— „Gewiß, Madame! ich bin hier!"

„Guten Morgen, mein Freund! verzeihen Sie der Langschläferin! Werden Sie nicht ungeduldig, mein Lieber; ich werde sogleich erscheinen!" sagte sie und die Thüre ward zugezogen.

In einer glücklichen erwartungsvollen Aufregung ging Kapitän Raindre im Zimmer auf und nieder; er versprach sich das Beste. Er hätte die ganze Welt umarmen mögen; er hätte das verzogene Windspiel zu küssen vermocht, welches mit einem Papierknäuel spielte, den es aus irgend einem Winkel des Zimmers geholt oder aus dem Boudoir und Schlafzimmer der Gebieterin mitgebracht hatte. Er beugte sich zu dem schlanken Thierchen herab und streichelte ihm die feine glatte Haut; er stieß den Papierknäuel mit dem Fuße fort und Fifine sprang demselben bellend nach und brachte ihn zurück; er nahm ihr den Knäuel ab und warf ihn wieder und das Hündchen schien an dem Spiel Gefallen zu finden, apportirte den Knäuel immer wieder, hielt ihn aber fest und wollte ihn durch Zerren der Hand entziehen, die ihm denselben abzunehmen suchte. Das Papier entfaltete sich halb und zeigte Schriftzüge — es war ein Billet, — Raindre's scharfes Auge entzifferte schnell einige Worte, die ihm das Blut zum Kopfe trieben, und er entriß das Papier dem Hunde. Ehe er es aber noch zu besichtigen vermocht, knarrte die Thüre und Madame Gordon, frisch und rosig wie die meerentstiegene Venus, trat ein und bot ihm mit dem bezauberndsten Lächeln die Hand entgegen.

„Verzeihung, mein lieber Achille!" flüsterte sie mit ihrem schmelzendsten Ton und Blicke. Er hatte kaum noch Zeit, das zerknüllte Papier in den Aermel zu praktiziren, um ihre Hand zu ergreifen und mit stürmischer Zärtlichkeit an seine Lippen zu drücken. Er wollte sie umarmen, aber sie entwand sich ihm gewandt. — „Lassen Sie uns vernünftig sein, mein theurer Freund!

mißbrauchen Sie mein Wohlwollen, mein Vertrauen nicht, wenn ich Ihnen gewogen bleiben soll, mein wilder leidenschaftlicher Mann — mehr Ajax als Achille!" Und sie drückte ihn in einen Sessel.

— „Eleonore, angebetetes herrliches Weib!" flüsterte er und wollte ihre Hände nicht loslassen. „Enden Sie dieses grausame Spiel, das über meine Kräfte geht! Sie reiben mich auf durch Ihr Stillschweigen, durch die Zweifel, die an meiner Seele nagen!"

„Undankbarer, ungestümer Mann, Sie sind hier und reden von Zweifeln?" entgegnete sie. „Mein Gott, was soll ich Ihnen denn mehr thun, als Ihnen hiedurch beweisen, daß Sie auch meiner Ruhe gefährlich geworden sind? Wissen Sie nicht, daß die Liebe manchmal ein Meiden gebietet, wo ein Sich-finden von höchster Gefahr sein kann?"

Der Kapitän wollte ihr zu Füßen stürzen, aber sie hielt ihn mit einer energischen und doch liebreichen Geberde zurück.

„Keine Scene, Achille, wenn Ihnen an meiner Achtung gelegen ist!" bat sie beinahe ängstlich. „Wir können jeden Moment überrascht werden, denn ich erwarte Besuch von .... von Geschäftsfreunden. — Kommen Sie, lassen Sie uns offen reden, als zwei ehrliche treue Freunde! Ihre Briefe voll Beredtsamkeit und Feuer haben mich erfreut und erhoben, und doch wieder elend gemacht, Achille! Erfreut, weil mich Ihre Gefühle ehren und ein Echo in meiner Seele fanden, das .... doch ich darf Ihnen nicht mehr sagen! Geschmerzt haben sie mich nnd mein Herz bluten gemacht, weil ich in einen Kampf verwickelt ward, der über meine Kräfte geht .... Mein Gott, wie soll das enden?"

— „Oh, sprechen Sie nicht so, Eleonore! ich habe frei und offen um Ihre Neigung geworben und Sie lassen mich ahnen, daß es nicht ohne Erfolg geschah! Reichen Sie mir Herz und Hand, und ich will Sie so glücklich machen, als es nur möglich ist! Ich bin arm, habe nichts als meine Gage ...."

„Du lieber Himmel, Achille! wie mögen Sie so reden? Halten Sie mich mercenärer Gesinnungen fähig?" fiel sie ihm

leidenschaftlich ins Wort. „Sie kennen meine Verhältnisse nicht, mein Freund, sonst würden Sie begreifen, wie viel es mich kostet, Ihre Werbung .... zum Mindesten vertagen zu müssen. Ich bin nicht unabhängig, sondern durch die peinlichsten Pflichten gebunden. Ich kann nicht heirathen, nicht über meine Hand verfügen, ohne daß die Familie meines verstorbenen Gatten ihre Einwilligung gibt. Diese Gordons sind so stolz und hochfahrend. Mein Gatte war Oberst, und sein Testament bestimmt — doch erlassen Sie mir, auf solch schmerzliche Einzelnheiten zurückzukommen, mein theurer Freund! Harren, vertrauen, glauben Sie! Nur eine kurze Zeit noch, bis der Prinz im Stande ist, etwas für Sie zu thun, bis Sie Gelegenheit gefunden haben, ihn zu verpflichten .... Ein französischer Oberst oder Generalmajor muß den Ansprüchen jener hochmüthigen, dünkelhaften Familie genügen und mich meiner eingegangenen Verpflichtungen entbinden ....“

— „Etwa Oberst Vaudrey also oder General Voirol?“ fragte Raindre bitter.

„Achille, Sie sind ungerecht gegen mich und Dritte! Was gibt Ihnen ein Recht zu der Annahme, daß jene Herren mir mehr gelten als Sie?“

— „Jenun, jene entsprechen ja den Anforderungen Ihrer stolzen Verwandten! sie können schon jetzt erlangen, was für mich noch eine Reihe von Jahren unerreichbar ist ....“

„Nach dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge vielleicht, nicht aber unter Verhältnissen, deren Eintritt wahrscheinlich ist .... Gehen Sie zum Prinzen, welcher Sie schon seit mehreren Tagen erwartet oder wenigstens zu sehen verlangt ....“

— „Ich sehe keine Möglichkeit ab, wie mir ein Prinz ohne Land und Vermögen diejenige Stellung und Geltung geben kann, welche Sie beanspruchen, Eleonore ...“

Eine Unterbrechung, welche vielleicht nicht unvorbereitet war, weil sie der gefeierten Künstlerin nicht unerwartet kam, störte dieses Zwiegespräch, das viel weiter gediehen war, als Eleonore beabsichtigt hatte. Der Kapellmeister G. aus Fr. ver-

langte sie zu sprechen in dringenden Geschäften, und der Blick der Künstlerin verrieth, daß sie mit dem Manne allein sein wolle.

„Geduld, Muth, Hoffnung!“ flüsterte sie Raindre zu, der ihre Hand rasch an Stirn und Herz drückte. „Ein ander Mal mehr, wenn Sie ruhiger und verständiger sein wollen, Achille! Gehen Sie zum Prinzen! Auf Wiedersehen!“

Kapitän Raindre wußte nicht, wie ihm geschehen war, noch wie er sich alles deuten sollte. Er verließ in einer tiefen Gemüthsbewegung und mit einem Chaos von Gedanken und Gefühlen in Kopf und Herzen das Haus. Auf der Straße rollte der Papierknäuel aus seinem Aermel und er war schon vorüber gegangen und hatte ihn liegen lassen; da fiel ihm bei, daß er hierdurch eine unverzeihliche Indiscretion beginge. Er wandte sich also noch einmal, hob ihn auf und steckte ihn in die Tasche, um ihn von der Oosbrücke hinunter in's Wasser zu werfen. Als er die Erbprinzenstraße hinunter gegangen und auf die Brücke gelangt war, ja schon die Hand ausgestreckt hatte, um das Papier fortzuschleudern, da beschloß er, es wenigstens in Stücke zu zerreißen, bevor er es den Wellen des Baches überantwortete. Aber ein Dämon von Neugier erfaßte ihn bei der Erinnerung an die paar Worte, welche er vorhin gelesen zu haben glaubte, und er konnte der Versuchung nicht widerstehen, sich mit dem Inhalt bekannt zu machen, der ja ohnedem nicht wichtig sein mochte, weil das Papier sonst nicht zu solchem Zweck verwendet worden wäre.

Aber was er las, das drohte ihm das Herz im Leibe zu versteinern. Es war das zärtliche Briefchen eines begünstigten Liebhabers, der längst im Besitz dessen war, was seine leisesten Hoffnungen und Wünsche ersehnten, — ein Briefchen, welches ihm in Eleonoren ein Weib zeigte, das seiner glühenden Neigung unwürdig war. Das Billet trug keine Unterschrift, sondern nur einen Schnörkel, ein Paraph, das der Adressatin bekannt sein mußte.

Einen Moment wurzelte der Fuß des Mannes am Boden,

und er war unschlüssig, ob er nicht umkehren und die Falsche beschämen, entlarven solle. Allein er hatte keinen Beweis davon, daß unter der chère Lolot sie, das Ideal und Idol seines Lebens, gemeint sei; er wußte nicht, wer sein begünstigter Nebenbuhler sei — er begriff nur Eines: er war hintergangen; das Weib, welches er so hoch gestellt, das er für eine Perle ihres Geschlechts gehalten, hatte ihm Neigung gelogen, Theilnahme geheuchelt und ein freches Spiel mit dem Besten getrieben, was er besaß. Und er war kein Jüngling mehr, sondern ein Mann, ein gereifter Mann von wilden Leidenschaften, von energischem Charakter, von vielfacher Welterfahrung. Er war weder schön noch reich noch liebenswürdig oder talentvoll; er war sich bewußt, nicht einmal jenen Frohmuth, jene leichtlebige Anmuth zu besitzen, welche die Menschen gewinnt. Es war eher etwas Hartes, Herbes, Rauhes und Derbes in seinem ganzen Wesen, ja etwas Trockenes und Nüchternes sogar, das Manchen abstieß. Auch hatte vielleicht seine leidenschaftliche Liebe für die Künstlerin nichts gemein mit der Begeisterung, der Reinheit, dem idealen Schwung echter Liebe und Herzensneigung, weil er hiefür zu alt und allzusehr durch die Strudel des Lebens gewaschen und abgerieben war. Es mengten sich vielleicht sinnliche Gluth für jenes schöne Weib, Ehrgeiz, weltliche und selbstsüchtige Gedanken aller Art in die Empfindungen, die er hegte. Aber er hatte ihr seine Gefühle gestanden und sich mit dem Gedanken geschmeichelt, daß sie ihm nicht gleichgültig sei, und nun? So enttäuscht zu werden ist schmerzlich und vergällt alle Empfindungen, alle edleren Aspirationen im Menschen!

Kapitän Raindre war eine Stunde lang in der Lichtenthaler Allee auf und nieder gerannt, ohne den Sturm in seinem Innern beschwichtigen zu können, ohne sich selber über etwas Anderes klar zu werden, als über die erlittene Kränkung und Demüthigung, über den schnöden Mißbrauch seines Vertrauens, seiner Annäherung, über den unerklärbar tiefen Haß gegen den begünstigten Nebenbuhler, dem er geopfert worden war und mit welchem jenes gefallsüchtige falsche Weib vielleicht sich über ihn

und seine Neigung lustig machte! Vergebens grübelte er, wer denn der Begünstigte sein könnte. Etwa Oberst Vaudrey oder der einseitige hochmüthige General Voirol, oder der russische Fürst W., der ihr damals jenes Armband geschickt hatte? Nein, sein Argwohn heftete sich auf keinen von diesen allen. Aber er wollte ihn ermitteln und sich an ihm rächen!

Vorerst mußte er seinen Schmerz abstumpfen und durch andere Aufregungen übertäuben. Er ging in eine Restauration, um sein Mittagsmahl einzunehmen; er trank bei der Table d'hôte mehr Wein als ihm gut und als er gewöhnt war, er ging hernach planlos nach dem Konversationshaus an den grünen Tisch, spielte und verlor, spielte weiter mit abwechselndem Erfolg, bis er endlich auf den Grund seiner Börse sah und aufhören mußte, da er kaum mehr so viel hatte, um das Fahrgeld für einen Platz im Wagen nach Straßburg zurück zu bezahlen.

* * *

Im Lauf des Nachmittags besuchte der Prinz Louis Napoleon seine Geliebte Eleonore Gordon und plauderte mit ihr von Dem, was damals zumeist sein ganzes Wesen erfüllte, — von den Plänen einer Schilderhebung gegen den Julithron, worein Eleonore ganz eingeweiht war.

„Wie steht es mit Deinen Angelegenheiten drüben in Frankreich, mein Geliebter?“ fragte Frau Gordon unter Anderem. „Bist Du einiger höheren Offiziere sicher?“

— „Eines halben Dutzends Brigadegenerale und Obersten unbedingt,“ erwiderte der Prinz mit fröhlicher Zuversicht. „In den Garnisonen im Innern, in Belfort, Lyon, Metz, Bordeaux, Tours, Orleans u. s. w. wächst die Zahl meiner Anhänger täglich. Man bestürmt mich mit Vorstellungen, doch den Schlag zu beeilen, denn man findet den Zustand unerträglich und die Enttäuschung über den Barrikadenkönig ist allgemein. Gricourt und Fialin haben mir eine Menge von Briefen, ganze Listen von Namen derjenigen vorgelegt, auf welche wir zählen dürfen. Man hat mir aus zuverlässiger Quelle gemeldet, daß schon vier

Tage nach dem verunglückten Anschlage Alibaud's auf das Leben Ludwig Philipp's ein neues Attentat auf denselben begangen, aber verheimlicht worden sei, weil es ebenfalls erfolglos und der Urheber des Mordversuchs im Stande gewesen sei, durch raschen Selbstmord der Ahndung durch die Gesetze zu entgehen. Man versichert mich von Paris aus, daß Ludwig Philipp dadurch ängstlich, mißtrauisch, furchtsam geworden sei und sich halb und halb mit dem Gedanken trage, zu Gunsten seines Sohnes abzudanken."

„Siehst Du, mein Theurer? Lauteten nicht meine Briefe aus Paris und Rouen beinahe ebenso?" fragte Frau Gordon mit wilder Freude. „Also zugegriffen, mein Geliebter! nur dem Kühnen steht die Glücksgöttin bei!"

— „Jenun, ich bin entschlossen, den Streich zu führen, obschon mir meine Mutter und Dr. Conneau abrathen und mich verwarnen, nicht allzu sanguinisch zu sein," sagte der Prinz düster und nachdenklich. „Aber die Vorfrage ist: wo sollen wir die Schilderhebung beginnen? Der Ort der Erhebung ist von Wichtigkeit."

„Also Paris! dort stehst Du im Herzen Frankreichs, Louis!" entgegnete Eleonore.

— „Unmöglich, meine Theure! der Barrikadenkönig ist der Garnison seiner Hauptstadt, seiner Generale, seines Kriegsministers Maison sicher und von seiner Polizei allzu gut bedient!"

„Einer Polizei, welche nicht einmal Attentate verhindern, Verschwörungen entdecken kann!" sagte Eleonore geringschätzig.

— „Nein, so sehr ich Paris jeder andern Stadt vorziehen würde und alle Vortheile einer Schilderhebung dort zu würdigen weiß, wo ein zahlreicher turbulenter Pöbel jeder Emeute sich mit wilder Lust anschließt, kann ich mich doch der Ueberzeugung nicht verschließen, daß es allzu gefährlich ist, dort auch nur einen Versuch zu machen. Dort sind bei der Centralisation Frankreichs allzu viele Interessen an den Hof und den König geknüpft und die republikanische Partei zu schwach vertreten, die Anord-

nungen zur Niederhaltung jeder Emeute zu gut getroffen. Nein, die Bewegung muß von der Peripherie ausgehen und in concentrischen Wogen gegen die Mitte drängen und diese erdrücken. Es muß ein großer Waffenplatz und nahe an der Grenze sein ...."

„Also Straßburg, oder Metz oder Belfort, Besançon! Du brauchst ja nur zu wählen, mein Freund! Du sprachst früher schon von Straßburg."

— „Gewiß, auch mehrere Freunde rathen dazu, aber außer einigen Artillerie-Offizieren zähle ich noch keine verlässigen Anhänger dort!" sagte der Prinz ungeduldig. „Die Linie, deren ich vorzugsweise bedarf, beobachtet eine gewisse Zurückhaltung, denn die Offiziere der Straßburger Garnison sind meist jüngere Männer aus einer im Schlendrian der Restaurationsperiode aufgewachsenen Jugend. Was die Linie an thatkräftiger Jugend besitzt, das steht in Algerien und hängt an dem Herzog von Orleans und den Prinzen."

„Aber Voirol? ich denke, der ist ja entschieden für uns? Wenigstens hat er alle meine Andeutungen und Winke beeifert aufgenommen!"

— „Mag sein; er ist auch meinem Entgegenkommen auf eine Weise begegnet, welche ich mir günstig deuten zu dürfen glaube; allein so lange er mir nicht zeigt, daß er meine Pläne ahnt und mir nicht die Zunge löst, kann ich mich ihm nicht eröffnen. Er ist ein kalter, berechnender, listiger Fuchs, keine energische und sanguinische Natur wie Vaudrey. Ja, ich kann mich sogar des Argwohns nicht entschlagen, als ob gerade Voirol's häufiges Erscheinen in Baden den Zweck habe, mich und mein Treiben zu beobachten und die Offiziere seiner Division zu kontroliren, damit sie mir nicht in's Netz laufen; und da wir, wie gesagt, die Linie nicht entbehren können, so ist mir dieser Umstand vom größten Nachtheil."

„Aber Einzelne der Linien-Offiziere sind ja doch schon gewonnen, denke ich?" fragte Eleonore.

— „Einige junge Lieutenants und Kapitäne, allerdings,

aber was heißt das? Ein einziger älterer Offizier oder ein Stabsoffizier, der sich für mich erklärt, reißt ein Bataillon mit sich fort, ein General eine ganze Garnison!"

„Nun, und wie nahm denn der Kapitän-Rapporteur vom 16., den ich Dir heute sandte, Deine Eröffnungen auf, mein Prinz?"

— „Raindre? er war nicht bei mir. Und Du schicktest ihn, Lolot?"

„Gewiß, er war diesen Morgen hier und ganz empfänglich für Alles."

— „Dann ist es befremdlich, daß er nicht kam. Und ich war beinahe den ganzen Tag zu Hause, mit Schreiben beschäftigt, in Geschäfte versenkt, bin nur ein Stündchen spazieren geritten. Aber ich habe auch keine Karte von ihm vorgefunden," sagte der Prinz fast ärgerlich. „Kapitän Raindre wäre ein namhafter Gewinn für unsere Sache. Männer von seinem Ernst und seiner Schweigsamkeit imponiren der Masse, denn man traut ihnen meist mehr zu als wirklich an ihnen ist. Dazu ist er der Sohn eines höheren Offiziers aus der Zeit des Kaiserreichs und durch seine Stellung so eine Art Vormund der jüngeren Offiziere. Ich muß ihn um jeden Preis zu gewinnen suchen."

„So thu' den ersten Schritt, mein Geliebter! denn offenbar wollen Voirol und Raindre und Andere ihresgleichen denselben nicht thun!" sagte Frau Gordon lebhaft und im Tone der Ueberzeugung. „Es begreift sich leicht, daß Jemand einer Sache längst heimlich von Herzen zugethan sein mag, aber doch Skrupel trägt, mit der entscheidenden Erklärung hervorzutreten. Ein Anderes ist, sich anbieten; ein Anderes, sich suchen lassen. Zum Ersteren räth das Herz, zum Anderen der Verstand. Ich meine unmaßgeblich, mein Lieber, Du solltest wenigstens Raindre offen entgegenkommen!"

— „Ich pflichte Dir bei, denn Deine Bemerkung ist treffend," versetzte der Prinz gedankenvoll, schaute aber auf und warf der Sängerin einen dankbaren Blick aus seinen verschleierten Augen zu. „Es kostet den Versuch; schlägt derselbe fehl, so bin ich

bei Raindre's Ehrenhaftigkeit seiner Discretion gewiß und er bleibt mindestens neutral. Vielleicht kam er bei Tage nicht, weil er von irgend einem Mouchard gesehen und denunciirt zu werden fürchtet, und er sucht mich vielleicht erst heute Abend auf. Kommt er aber nicht, so werd' ich ihm schreiben und ihn um ein Rendez-vous bitten."

„Vortrefflich!"

— „Wir haben binnen Kurzem den Napoleonstag, den ich mit all seinen Erinnerungen benützen werde, um den Unschlüssigen auf den Zahn zu fühlen," fuhr der Prinz fort. „Auch mit General Voirol muß ich in's Klare kommen, denn dieser Zustand der Ungewißheit ist unerträglich!" Er versank in eine brütende, nachdenkliche Stimmung, und entfernte sich bald darauf, denn Frau Gordon wußte nur allzu gut, daß in dieser Laune nichts mit ihm zu beginnen war. — —

Die Herzogin v. St. Leu weilte unterdessen auf dem Arenenberg in der freigewählten Selbstbeschränkung, deren Ursache wir im ersten Kapitel dieses Buchs erfahren haben. Ohne Zweifel wußte sie um das, was ihr Sohn in Baden-Baden trieb, und billigte es, denn sie nährte ja beeifert seinen Ehrgeiz. Allein die neuesten Nachrichten von dort aus Briefen von Freunden und Bekannten und das, was sie in den Briefen des Prinzen zwischen den Zeilen las, mochten ihr doch einige Besorgnisse einflößen, daß ihr Sohn sich zu Illusionen hinreißen lasse, welche ihm die ganze europäische Diplomatie auf die Fersen hetzen könnten, und als eine kluge umsichtige Frau wollte sie ihn und sich vor Unbesonnenheiten bewahren. Sie wußte, daß ihr Schwager Jerome und dessen Tochter in Deutschland, am Stuttgarter Hofe zum Besuche waren, und sie rechnete darauf, daß die Neigung zur Prinzessin Mathilde, um welche sie wußte, und allfällig eine Verlobung und Verheirathung mit derselben die Seele des Prinzen mit anderen Gedanken erfüllen würde. Sie lud daher den Exkönig von Westphalen und dessen Tochter zu einem Besuch auf den Arenenberg ein, und beeilte sich, von der Annahme dieser Einladung dem Prinzen Louis Napoleon Nachricht zu geben und

ihn zur schleunigen Heimkehr aufzufordern, indem sie ihm die stillen Hoffnungen andeutete, mit welchen sie sich trug.

Der Brief, welcher den Prinzen nach dem Arenenberg zurückentbot, war noch unterwegs, als Louis Napoleon an einem Sommerabend im Aufzug eines Handelsreisenden oder Vergnügungstouristen mit einem Lohnkutscher in Kehl ankam und sich im Rehfuß'schen Gasthof ein Zimmer geben ließ, worin er bald darauf den Kapitän Raindre empfing. Dieser war in Civil und kam zum Stelldichein auf die spezielle schriftliche Bitte des Prinzen.

Kapitän Raindre war an diesem Abend noch ernster und schweigsamer als sonst; es lag ihm irgend etwas auf der Seele — der Prinz konnte freilich nicht ahnen, was es war und nahm für Verlegenheit und Beklommenheit, was bei dem Andern die bittere Empfindung war, von einem herzlosen Weibe hintergangen worden zu sein.

„Kapitän," hub der Prinz nach den ersten Begrüßungen ganz unvermittelt an. — „Sie sind ein Mann von Bravour und Loyalität, der meine vollste Hochachtung hat, und ich nehme daher keinen Anstand, mich Ihnen anzuvertrauen. Sie sind dem Kaiser mit einer solch aufrichtigen Pietät zugethan, daß Sie gewiß auch seine Familie lieben? Nun wohlan, wir stehen am Vorabend des Ausbruchs einer Bewegung in Frankreich; ich gedenke mich selber an die Spitze dieses Unternehmens zu stellen, welches das Kaiserreich wieder einführen soll. Wollen Sie einer der unserigen sein?"

— „Mein Prinz, ich bin auf eine solche Enthüllung nicht gefaßt gewesen," erwiderte der Kapitän verblüfft. „Ich habe keine Ahnung gehabt, daß die Sachen schon so weit gediehen seien .... ich zähle allerdings zu den aufrichtigen Anhängern und Verehrern des Kaisers und der glorreichen Erinnerungen an ihn, allein .... was soll ich sagen? .... das alles überrascht und verwirrt mich!"

„Ich gebe zu, daß die Sache Ihnen noch neu sein wird," sagte der Prinz mit kühler Zuversicht. „Aber sie ist nun ein-

mal beschlossen und wir sind im Besitz der zuverlässigsten Mittel der Ausführung."

— „Ich zweifle nicht daran, mein Prinz, und bin auch jeder Regung von Furcht fremd; aber ich möchte mir doch erlauben, Sie auf die ungeheuren Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, welchen eine gänzliche Staatsumwälzung begegnen wird, wenn nicht das Heer und das Volk ..."

„Ich anerkenne die Besonnenheit und Umsicht, aus welcher Ihre Bedenken fließen, Kapitän," fiel ihm der Prinz mit einer Zuversicht in die Rede, welche jeden Zweifel am Gelingen des Unternehmens niederschlagen zu wollen schien. „Allein erlauben Sie mir, Ihnen die Sachlage aus einander zu setzen!" Der Kapitän verbeugte sich stumm, und der Prinz sprach nun im Allgemeinen und ohne sich auf irgend ein Detail der Ausführung einzulassen, von der Mißstimmung in Frankreich, welche sich unter allen Schichten der Bevölkerung kund gebe, von dem Geist in der Armee, welcher entschieden bonapartistisch sei und sein müsse; er erklärte rund heraus, daß er nur mittelst der Mitwirkung der alten Waffengefährten seines Oheims und auf deren Andringen nach Frankreich zurückkehren, und daß er zunächst sich auf das Volk berufen werde. „Sie sollen bald sehen, auf welche Seite sich das Volk stellen wird — ohne Zweifel auf die Seite des kriegerischen Ruhms und der nationalen Ehre!"

— „Das ist wenigstens mein Standpunkt und derjenige meiner Gesinnungsgenossen, Prinz," entgegnete Kapitän Raindre. „Allein vergessen Sie nicht, daß wir einer ganz andern Generation gegenüberstehen und mit gegebenen Faktoren zu rechnen haben. Die Interessen der Masse sind andere geworden und sogar unter der Armee, d. h. wenigstens unter den Offizieren, sind viele, die in der Alternative, die ihnen gestellt werden soll, unbedingt zu dem Bestehenden halten werden!"

— „Zugegeben, Kapitän! aber der Erfolg reißt diese alle mit," sagte der Prinz siegsgewiß und im Tone einer unerschütterlichen blinden Ueberzeugung. „Ich fordere von Ihnen auch keine sofortige Zusage; überlegen, wählen Sie! Wir werden uns in

einigen Tagen wieder begegnen, denn ich gedenke in einem vertrauten Kreise in Baden das Napoleonsfest zu feiern und Sie unter meinen Gästen zu sehen. Ich habe eine andere Bitte an Sie — ich wünschte Ihrem Vater einige Zeilen zukommen zu lassen, um ihn für unser Unternehmen zu gewinnen, dem er bereits im Stillen angehört."

— „Mein Vater?" fragte Raindre erstaunt, denn erst an diesem Morgen hatte er aus Nantes einen Brief von seinem Vater erhalten, welcher auf einige Andeutungen des Sohnes mit entschiedener Verwarnung vor allen Zettelungen und Umtrieben warnte.

„Und das wissen Sie nicht, Kapitän?" rief der Prinz. „Ihr Vater ist einer der tapfersten, talentvollsten, charaktervollsten Offiziere der Armee, ein glühender Verehrer des großen Kaisers; diese Zeilen, welche Sie demselben gefälligst zustellen wollen, werden ihm sagen, wie hoch ich ihn verehre und wie sehr ich auf ihn rechne. Ich gebe Ihnen diese Zeilen offen und bitte Sie, den Inhalt derselben kennen zu lernen, damit Sie sich selbst überzeugen, wie viel mir der Name de Raindre gilt. Auch kommen ihm dieselben aus Ihrer Hand sicherer zu, als aus Deutschland, denn man kennt ja die Beeiferung der geheimen Polizei ...."

— „Ich werde sie bestellen, mein Prinz, und Ihnen vom Erfolg derselben Mittheilung machen. Einstweilen gestatten Sie mir die Versicherung, daß ich dem Kaiserreich mit Leib und Seele ergeben bin," sagte Raindre und suchte die Unterredung abzubrechen, angeblich um noch mit dem Abendwagen nach Straßburg zurückkehren zu können.

Der Prinz entließ ihn auf das verbindlichste und glaubte des trockenen zurückhaltenden Mannes nun ganz sicher zu sein. Allein der Schein kann trügen!

Der Kapitän war in einer so unbehaglichen, erbitterten Stimmung in Folge der Enttäuschung, welche er durch Eleonore Gordon erfahren hatte, daß er für jede Illusion, jeden sanguinischen Gedanken noch unempfänglicher war, als sonst. In unmuthigen finsteren Gedanken versunken, fuhr er durch die dunkle

Sommernacht heimwärts. — Also dieß war's, was die Intriguantin von mir wollte? Dieß war die geheime Absicht? fragte er sich, und seine Bitterkeit gegen die Künstlerin wuchs noch, als er je länger desto mehr sich einredete, Eleonore habe nur die Werberin für die Pläne des Prinzen gemacht — ein Verdacht, der unabweisbar überzeugen-wollend vor seinem Geiste aufstieg. Der Prinz selbst erschien ihm nun in einem andern Lichte als bisher — nicht mehr als der liebenswürdige, geistvolle, junge Lebemann, sondern als ein politischer Intriguant, welcher es mit der Wahrheit nicht so genau nahm und in seinen Mitteln nicht wählerisch war, wenn sie nur seinen selbstsüchtigen Zwecken dienten.

Raindre war mit dem Entschlusse, sich an der beabsichtigten Konspiration in keiner Weise zu betheiligen, in sein Quartier in Straßburg zurückgekehrt; er war entschlossen, seinem Vater den Brief des Prinzen nicht zu senden, denn was hätte der alte Soldat von ihm denken gemußt, wenn der Sohn die Verwarnung des Vaters mit dem Versuche beantwortete, diesen selbst seiner Pflicht untreu zu machen. Der Kapitän kannte seinen Vater allzu gut, um nicht zu wissen, daß derselbe nicht so abmahnend und tadelnd sich über die bonapartistischen Umtriebe in der Armee geäußert hätte, wenn er selbst, wie der Prinz behauptete, denselben mit Leib und Seele angehörte. Er wollte ihn verbrennen, sobald er ihn gelesen.

Nun hatte er Licht gemacht; die brennende Kerze stand auf dem Kaminsims; er holte das zusammengefaltete Blatt aus der Brusttasche hervor und entfaltete es. Aber wer beschreibt die Bestürzung, den Ingrimm, die Wuth, die Demüthigung des getäuschten Liebhabers, als der erste Blick in das Blatt ihm dieselbe Handschrift zeigte, welche jenes Billet an „Lolot" aufwies? Ja, es waren ganz dieselben leichten gewandten Schriftzüge, ganz derselbe Schnörkel oder Paraph statt der Unterschrift! Er stampfte mit dem Fuß auf den Boden; er fuhr sich mit der Faust durch das Haar, er rieb sich die Augen — aber es war ja keine

Täuschung möglich! die Vergleichung der beiden Blätter beseitigte jeglichen Zweifel! — —

* *
*

Zwei Tage einer wahren Höllenpein gingen an der Seele des unglücklichen Kapitän Raindre vorüber, ohne daß er zu einem Entschlusse kam. Er hatte sich mit abenteuerlichen Gedanken getragen, dem Prinzen eine Forderung zuzusenden, sich mit ihm über das Schnupftuch zu schießen u. drgl. m.; er hatte gegen sich selbst gewüthet, und war nahe daran gewesen, sich selbst eine Kugel durch den Kopf zu jagen; er war herumgegangen wie ein Betrunkener oder Wahnsinniger, bis ihn am Abend der Major Risler, einer seiner älteren Kameraden, auf die Seite genommen und ihn ernstlich gefragt hatte, was er habe.

„Sie sind in einer gefährlichen Stimmung, mein Freund, wie ich sehe!" sagte der Major liebreich und mit der sorgsamen Ueberlegenheit eines wohlmeinenden ältern Freundes. „Haben Sie sich im Spiel ruinirt oder sonst irgend etwas auf der Seele, was den Dämon im Menschen weckt? Sprechen Sie offen, Kapitän, denn ich bemitleide Sie aufrichtig und bin ernstlich und ehrlich gemeint, Ihnen zu helfen! Weisen Sie die Hand eines treuen Freundes nicht zurück, Raindre, denn es gibt Lagen im Menschenleben, wo ein Anderer besser für uns zu handeln vermag, als wir selbst! Schütten Sie mir Ihr Herz aus, und seien Sie versichert, daß ich, was es auch immer sein möge, treu zu Ihnen stehen und über Alles schweigen werde wie das Grab!"

Der Kapitän nahm den Arm des Majors und führte ihn in sein Quartier, wo er ihm alles anvertraute, was ihm den Seelenfrieden raubte, — den unwürdigen Verrath an seiner Neigung, die Zumuthungen des Prinzen Louis Napoleon, den Kampf in seiner Seele, ob und wie er sich rächen solle, und ob ihm nicht die Ehre die Pflicht auferlege, über die Pläne des Prinzen zu schweigen.

„Ist das Alles, mein Freund?" fragte Risler ernst.

— „Alles, Major — und es ist genug, dünkt mich, um Einem den Verstand zu nehmen!"

„Im Gegentheil, es ist gerade genug, um einem tüchtigen Mann den Verstand wieder zu geben und die falsche Logik der Leidenschaften zu verbannen!" sagte Major Risler ruhig. „Zunächst finden Sie sich mit der vermeintlichen Neigung zu der Gordon durch Verachtung ab. Sie ist eine Kokette, eine Abenteurerin, eine Intriguantin. Ganz Baden weiß, daß sie die Geliebte des Prinzen von St. Leu und der Lockvogel für dessen Pläne ist. Sodann thun Sie Ihre volle Pflicht als Soldat, mein Freund, und feilschen Sie derselben aus weichlichem Mitleid und falschem Ehrgefühl auch nicht das Mindeste ab. Sie haben nur einen einzigen Weg vor sich, den Sie gehen müssen, koste er Sie auch was er wolle!"

— „Eine Kugel vor den Kopf, nicht wahr?" fragte Raindre.

„Ja, wenn Sie feige genug wären, den richtigen Weg nicht zu gehen!" sagte Risler hart.

— „Und dieser wäre?" ....

„Sie gehen morgen zum Kommandanten der fünften Division, dem General Voirol, bitten um Audienz, tragen ihm die ganze Sache in Form einer Meldung vor und übergeben ihm den Brief, welchen der Prinz v. St. Leu an Ihren Vater geschrieben ...."

— „Dem General Voirol, der selbst mit dem Prinzen und der Gordon verkehrt und vielleicht dem ganzen Komplott nicht fremd ist?" rief Raindre skeptisch.

„Einerlei, Kapitän! es ist der einzige Weg, den Ihnen Ehre und Pflicht vorschreiben. Der General muß Ihre Meldung annehmen und befördern. Sie wird ihn vielleicht unangenehm berühren, beschämen — aber sie vermag ihn unter Umständen auch an seine Pflicht zu erinnern und ihm zu zeigen, an welchem Abgrunde er steht. Hört er Sie nicht oder unterdrückt er Ihre Meldung, wohlan so nehmen Sie Urlaub, eventuell sogar Ihre Entlassung, fahren nach Paris und vertrauen sich dem Kriegsminister an!"

— „Ein Denunciant, pfui!"

„Wollen Sie lieber ein Verräther sein und auch Ihren Vater, einen Ehrenmann, zum Verräther stempeln?“ fragte der alte Soldat barsch. „Es gibt keinen Kompromiß mit der Ehre, mit der Pflicht. Sie haben nur zu wählen zwischen Selbstmord, der in diesem Falle doppelte Feigheit wäre, oder dem Gang zum General Voirol! Schießen Sie sich aber heute Nacht todt, so werde ich morgen zum General gehen und thun, was mir mein Fahneneid gebietet!“

— „Nun denn, ich melde mich um 11 Uhr zur Audienz bei dem General,“ sagte Raindre, dem ein Stein vom Herzen fiel, obschon er sich noch immer unglücklich genug fühlte. — —

Der Brief vom Arenenberg war mittlerweile in Baden angekommen und hatte den Prinzen zwar unangenehm berührt, weil er ihn mitten aus seinen Plänen und Zettelungen herausriß, aber ihm auch die Pflicht auferlegte, der Forderung der Mutter zu gehorchen. Ungerne, mit Mühe und unter der Zusage baldigster Rückkehr und täglicher Korrespondenz hatte er seine bevorstehende Abreise Eleonore Gordon mitgetheilt, sich aber nicht versagen können, noch einen Brief an General Voirol abzusenden, welcher denselben zu einer Erklärung bringen sollte. Dieser Brief lautete folgendermaßen:

„Baden, den 14. August 1836.

„General!

„Da ich leider in Kürze nach der Schweiz zurückkehren muß, so wäre ich trostlos, die französische Grenze zu verlassen, ohne einen von denjenigen alten Heerführern, die ich am höchsten ehre und hochachte, noch einmal gesehen zu haben. Ich weiß sehr gut, General, daß die Gesetze und die Politik uns Beide, Sie und mich, in zwei verschiedene Lager werfen möchten; allein dieß ist unmöglich: ein alter Militär wird für mich immer ein Freund sein, wie mein Name ihn unaufhörlich an seine eigene ruhmreiche Jugend erinnern wird.

„General, es blutet mir das Herz, daß ich schon seit einem Monat Frankreich vor Augen haben muß, ohne es betreten zu dürfen. Morgen ist der Geburtstag des Kai-

sers: ich werde ihn unter Fremden, im Auslande verbringen! Wenn Sie mir dieser Tage irgendwo in den Umgebungen von Baden ein Stelldichein geben können, so wird Ihre Gegenwart die traurigen Eindrücke verwischen helfen, welche auf mir lasten. Wenn ich Sie umarme, werde ich die Undankbarkeit der Menschen und die Grausamkeit des Schicksals vergessen.

„Vergeben Sie mir, General, wenn ich mich in dieser freundschaftlichen Weise gegen einen Mann ausdrücke, den ich nicht näher kenne; aber ich weiß, daß Ihr Herz nicht alt geworden ist.

„Empfangen Sie, General, mit dem Ausdruck des Glückes, welches mir das Vergnügen Ihres Anblicks gewähren wird, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung und Mitgefühls

Napoleon Louis Bonaparte."

Diesen Brief hatte General Voirol an demselben Morgen erhalten, in dessen späteren Stunden Kapitän Raindre sich bei ihm zum Rapport meldete. Der Brief hatte den alten General gedankenvoll gemacht, aber doch unangenehm berührt. Das Selbstgefühl eines französischen Divisions-Generals, des Kommandanten eines Armeecorps, ist kein unbedeutendes. General Voirol dünkte sich unendlich mehr zu sein, als jener notorisch arme Prinz, welcher sich mit dem Grade eines Artillerie-Kapitäns im Milizheere einer kleinen Republik begnügte.

„Sapristi, was will denn dieser junge Mensch von mir?" murmelte der alte Herr und schob das Schreiben unter einen Haufen Papiere, nachdem er es gelesen hatte. „Er wird mir doch nicht die Dummheit zutrauen, daß ich mich seinetwegen bei Hofe kompromittire. Ah, die Andeutungen der reizenden kleinen Hexe, der Gordon, zielten also dort hinaus? Man meint, weil ich einige Male dem jungen Prinzen auf Promenaden und in Gesellschaften begegnet und ihm einige Flatterieen gesagt, weil ich gegen die Gordon und den Burschen da, den Persigny, vielleicht hie und da meiner Sympathie für die Napoleoniden zu lebhaften

Ausdruck gegeben, ich müsse mich kopfüber für den Prinzen aussprechen und seine ideologischen Luftschlösser unterstützen? Als ob der Posten eines Divisionsgenerals ein Unterlieutenants-Patent wäre! Va!"

Die Enthüllungen, welche Kapitän Raindre machte, kamen daher dem General sehr gelegen, denn schon der Brief des Prinzen hatte ihn argwöhnisch und verlegen gemacht und ihm die vage Befürchtung eingeflößt, das Komplott könnte schon allzuweit gediehen und daher verrathen und er selbst von einem Angeber, welcher dem Kapitän zuvorgekommen wäre, verdächtigt worden sein. Dieß konnte unter Umständen, eben nach den gegen die Sängerin und den Agenten des Prinzen, Herrn v. Persigny, gemachten Zugeständnissen, für ihn eine sehr verhängnißvolle Wendung nehmen und ihn seine gegenwärtige Stellung kosten, ohne ihm bessere Chancen für die Zukunft zu geben.

„Ich bin Ihnen für Ihre pflichtgetreue Meldung verbunden, Kapitän," sagte er. „Sie werden mir bei Ihrem Worte als Offizier versprechen, zunächst über die Eröffnungen, welche Ihnen der Prinz v. St. Leu gemacht hat, und über das, was wir soeben mit einander verhandelt haben, gegen Jedermann das strengste unbedingteste Stillschweigen zu beobachten. Ich will alle Schritte thun, welche mir in dieser Sache für geeignet erscheinen, und dann meinen Bericht an den Kriegsminister machen. Wir werden über diese Angelegenheit noch weiter mit einander verkehren."

Gleichwohl kam der General nicht sogleich zu einem definitiven Entschluß, sondern schwankte noch über die Art und Weise, wie er die Meldung des Auditors aufnehmen solle: ob als eine ernst gemeinte Anklage des Prinzen und Denunciation der Schritte desselben, ob als einen bloßen Versuch Raindre's, im Interesse des Prinzen die Geneigtheit des Generals zu sondiren und denselben zu einem Entschlusse zu bringen.

Endlich siegte die Behutsamkeit, welche gebot, es lieber mit dem Bestehenden, als dem Sichereren zu halten. General Voirol setzte also einen Bericht über die Schritte auf, welche der Prinz bei verschiedenen Offizieren der Garnison von Straßburg

gethan hatte, um sie zu einem Komplott zu verleiten; dann gab er dem Kapitän Raindre Urlaub und beauftragte denselben, den Brief mit dem Bericht eigenhändig und persönlich dem Kriegsminister zu übergeben, über die Veranlassung seiner Reise nach Paris aber das tiefste Stillschweigen zu beobachten.

Dem Beauftragten des Prinzen, welcher den folgenden Tag kam, um sich den Bescheid des Generals auf Louis Napoleon's Brief zu erbitten, entgegnete er wörtlich: „Bitte, sagen Sie dem Prinzen: ich ehre das Andenken des Kaisers, ich achte und beklage das Unglück, welches seine Familie betroffen hat. Allein es gibt eine Sache, welche mir noch unendlich verehrungswürdiger und höher dasteht, nämlich die Gesetze meines Vaterlandes. Eines derselben versagt der napoleonischen Familie die Rückkehr nach Frankreich, und darum kann ich auf die Wünsche des Prinzen nicht eingehen!“

* * *

Es war ein Glück für den Prinzen, daß ihn seine Mutter in diesen Tagen so energisch nach dem Arenenberg zurückbeschied, wo der Exkönig Jerome und die Prinzessin Mathilde bereits angekommen waren, denn wenn auch der damalige Kriegsminister Marschall Maison über die Anschläge des „kleinen Prinzen von St. Leu“ lachte und sie für „Donquixoterieen“ erklärte, welche keinen einzigen Offizier in der ganzen Armee zum Treubruch verleiten würden, und wenn er es gar nicht für angemessen hielt, den sehr ängstlichen und mißtrauischen Bürgerkönig damit zu behelligen, so dachte doch der Chef der geheimen Polizei in Paris nicht so. Es wurden mehrere der gewandtesten Polizei-Agenten nach Baden-Baden gesandt, um den Prinzen und alle Personen zu überwachen, mit denen er verkehrte, und daher namentlich auch alle französischen Offiziere, welche nach Baden-Baden herüber kamen. Allein die Herren Mouchards fanden das Nest leer, denn der Prinz war alsdann schon wieder auf dem Arenenberg, und Madame Gordon hatte eine Einladung nach Wiesbaden, Ems und Aachen erhalten, um dort Konzerte zu geben. So stimmten denn ihre Berichte so ziemlich mit dem Eindruck überein, welchen der Kriegs-

minister von der Meldung hingenommen hatte, nämlich daß sowohl Kapitän Raindre als General Voirol die Wichtigkeit der Sache bedeutend übertrieben haben dürften, um sich ein größeres Verdienst beizumessen, als sie eigentlich hatten, und weit entfernt, den Beiden dafür besonderen Dank zu wissen, betrachtete man den Kapitän für einen zweideutigen Charakter, den General für einen liebedienerischen, apprehensiven, ehrgeizigen Menschen, der jede Gelegenheit ergreife, um sich vorzudrängen und seine persönlichen Verdienste geltend zu machen, und begnügte sich damit, dem Gouverneur von Straßburg die strenge Handhabung der allgemeinen Instruktionen für den inneren Dienst in den Festungen anzuempfehlen.

Wer hätte auch damals geglaubt, daß es einem vernünftigen Manne nur einfallen könne, durch einen kleinen militärischen Putsch in einer Grenzfestung eine Regierung umstürzen zu wollen, welche den Bürger- und Bauernstand, eine solch breite Basis, für sich hatte? Selbst dem ängstlichen Bürgerkönig, welchen die Attentate von Alibaud und Anderen so nervös gemacht hatten, trübte „dieser kleine Prinz“ draußen in Deutschland mit seinen utopischen Plänen bald den Schlaf nicht mehr, und er äußerte eines Tages gegen seine geistvolle Schwester Adelaide, welche vielleicht allein von der ganzen Umgebung des Bürgerkönig die Pläne des Prinzen Louis Napoleon nicht unterschätzte und auf die Gefahr hinwies, welche durch eine Vereinigung der republikanischen und der bonapartistischen Partei entstehen könnte, ganz unbefangen:

„Wenn dieser kleine Prinz fortfährt ungebärdig zu sein, meine Liebe, so habe ich ein sehr angemessenes Korrektiv für ihn: ich werde seine Wechsel aufkaufen und ihn in den Schuldthurm sperren lassen. Das wird ihm zwar einige Reclame als Märtyrer machen, aber die Mehrzahl seiner Anhänger entfremden. Es gibt nichts Lächerlicheres und Traurigeres als einen armen Kronprätendenten, heiße er nun Stuart oder Naundorf oder Bonaparte!“

„Wie aber, mein Lieber, wenn gerade hierdurch die Familie der Napoleoniden veranlaßt würde, ihn mit ihrem nicht unbe-

trächtlichen Vermögen zu unterstützen?“ fragte die Prinzessin.

„Davor ist mir am wenigsten bange, meine Theure,“ entgegnete der König. „Die Napoleoniden sind effektiv nicht so reich, als man glaubt — Joseph, den Grafen v. Survilliers, ausgenommen. Die meisten sind kaum leidlich wohlhabend, viele davon in steten Geldverlegenheiten. Die reicheren davon aber und so insbesondere Joseph sind Italiener und somit geizig bis zum Exceß. So sehr sie vielleicht mit ihren Wünschen und Sympathieen auch die Pläne jenes jungen Ideologen unterstützen und beglückwünschen mögen, so werden sie ihn doch so lange verleugnen, als er Geld von ihnen begehrt oder erwartet oder sein Erfolg noch irgendwie unverbürgt ist. Dagegen bin ich fest überzeugt, daß wenn dieser politische Donquixote reüssiren würde, er im Nu die ganze Familie bis auf die entferntesten Verzweigungen hinaus um sich versammelt sähe, wie sie um Ehrenstellen, Lehen, Bereicherungen und Sinekuren betteln würden! Nein, die Gefahr von dieser Seite ist nicht sehr groß, meine Theure! jener kleine Prinz, den ich nicht einmal zum Lieutenant haben wollte, läßt mich ruhig schlafen!“

Die Schwaben sagen sprüchwörtlich: „Schätzen kann fehlen.“ Der feine kluge Menschenkenner Ludwig Philipp sollte doch noch erfahren, daß er sich in dem kleinen Prinzen getäuscht hatte. Der Prinz reiste nämlich trotz der dringenden Einladung seiner Mutter noch nicht sogleich nach dem Arenenberg, sondern versuchte zunächst noch ein andres Mittel, um sich über die Stimmung unter den Offizieren der Straßburger Garnison Gewißheit zu verschaffen. Frau Gordon hatte ihn dringend gebeten, noch Zeuge eines ihrer künstlerischen Triumphe in einem großen Concert zu sein, welches sie im Konversationshause gab, und es war dem Prinzen ohnedem zu schwer, sich von diesem reizenden Weibe loszureißen, als daß er nicht ihrem Wunsche willfahrt hätte. Die herrliche wohlgeschulte Stimme Eleonorens hatte etwas ungemein Sympathisches für ihn und übte auf den sonst so kühlen und frostigen Prinzen einen unbeschreiblichen Zauber. Und gerade an diesem Abend sang Frau Gordon unübertrefflich; es

war als fühlte sie, daß sie mit dem Verluste des Mannes bedroht sei, an dem sie mit ganzer Seele hing — als ahne sie instinktmäßig, daß sie mittelst ihrer wundersamen, tief zur Seele sprechenden sirenenhaften Stimme neue unzerreißbare Fäden um diesen Mann schlingen müsse, der es über sich gewann, hier in dem Saale, vor einer gewählten, feinen, speziell eingeladenen Gesellschaft den berauschenden, alle Fibern des Herzens in Schwingung versetzenden Tönen zu lauschen und doch noch an die Zettelungen und Conspirationen zu denken, durch welche er das Ziel seines politischen Ergeizes gleichsam im Sturme und mit Einem kühnen Griff erreichen wollte.

Eleonorens Augen ruhten auf ihm, während sie sang; sein Lächeln, der leuchtende Blitz seines sonst so verschleierten Auges begeisterte die Sängerin. Die paar leise geflüsterten Worte bewundernden Dankes aus dem Munde des Prinzen galten ihr mehr als all die Centner von Weihrauch der Schmeichelei, welche die anderen Herren, die Elite der Gesellschaft, ihr vor der Nase verbrannten; und es berührte sie unangenehm, daß der Prinz gleichsam verschüchtert durch den dichten Kreis der huldigenden Verehrer um sie her, sich rasch und fast unbemerkt aus dem Saale gestohlen hatte.

Draußen an der Thüre harrte Fialin de Persigny des Prinzen mit einiger Ungeduld.

„Ist Alles bereit, Fialin?“

— „Alles, mein Prinz! die Pferde warten schon seit einer halben Stunde.“

„Also vorwärts — in den Sattel!“

Die beiden jungen Männer beschleunigten ihre Schritte, um durch die auf- und abwogende Menge der Spaziergänger vor dem Konversationshause zu dringen und die Stadt zu erreichen. In der Langen Straße dicht neben dem Gasthof znm „goldenen Stern“ steht ein bescheidenes Eckhaus von zwei Stockwerken, durch ein Marienbild in Relief an der Ecke des zweiten Stockwerkes gekennzeichnet und gegenwärtig die Nummer 44 tragend. Hierher lenkten Beide ihren eiligen Gang, denn hier wohnte der

Prinz und auf dem kleinen freien Platz, der neben dem Hause nach dem Oosbach und der Schilling'schen Bierbrauerei hinunterzieht, führte ein Stallknecht zwei gesattelte Miethpferde auf und ab. Nach wenigen Minuten kamen der Prinz und Fialin in unscheinbarer Kleidung auf die Straße herab, schwangen sich in den Sattel und trabten die Lange Straße hinaus in der Richtung nach dem Dorfe Scheuern. Kaum aber hatten sie die Stadt aus dem Gesicht, als aus dem scheinbar zweck- und harmlosen Spazierritt ein toller Postritt wurde, welcher die Richtung nach dem Rhein und nach Straßburg nahm. Stollhofen, Lichtenau, Neufreistett, Bodesweier wurden passirt; Kehl kam in Sicht. Drüben jenseit des Rheins erschienen die langen Reihen von italienischen Pappeln, welche die Grenze Frankreichs bezeichnen. In einem kleinen Gehölz nahe am Rhein hielten die Reiter ihre Pferde an, welche die lange Strecke von Baden bis hieher in schlankem Trabe zurückgelegt hatten. Der Prinz stieg ab und Fialin führte die dampfenden Pferde auf und ab, während sein Begleiter sich in die Büsche schlug. Nach einigen Minuten kehrte er zurück: eine dunkle Perrücke, eine Brille und ein falscher Bart hatten den Prinzen unkenntlich gemacht. Jetzt ging es vollends nach Kehl hinein, über die Schiffbrücke und an den französischen Posten vorüber, bei deren Anblick dem Prinzen doch das Herz einigermaßen pochte. Der Gedanke, auf französischem Boden zu stehen als ein Verbannter, der gleichwohl kühn und mit einem unerschütterlichen Glauben an sein Geschick nach der Krone griff, jagte ihm das Blut in die Wangen und versetzte ihn in heftige Aufregung, so daß er nur mit einer höflichen stummen Geberde die Frage der Douaniers beantworten konnte, die in dem beinahe schulmeisterlich aussehenden Brillenträger eher einen angehenden Landarzt oder Beamten, als den Prätendenten auf den französischen Thron vermuthet haben würden.

„Passez au large, messieurs!" tönte es aus dem Munde eines alten Schnauzbarts, dem, nach seinen Chevrons zu urtheilen, schon mancher Pulverdampf um die Nase geweht hatte; und weiter trabten die Beiden in der Dämmerung über das flache

Gelände nach dem Austerlitzer Thor, welches sie unbehelligt passirten. Fialin de Persigny machte den Führer in den trübe beleuchteten Gassen der nächtigen Stadt. Am Pont du Corbeau trat ein Herr im Mantel, welcher unter einem Laternenpfeiler gewartet hatte, einige Schritte gegen die beiden Reiter vor und that einen leisen Pfiff, welchen Fialin erwiderte, worauf der Mann im Mantel: Herr v. Gricourt, den Reitern voranschritt bis zu einem Hause in der innern Stadt, wo die beiden Fremdlinge abstiegen und ein Diener ihnen die Pferde abnahm. Ein Imbiß in einem hübschen Privatzimmer im zweiten Stockwerk, in einem jener alten wohlhabenden und behaglichen Straßburger Patrizierhäuser, welche im Viereck um einen Hof mit Bäumen, Terrassen und Blumenbeeten herumgebaut sind, harrte der beiden Reiter, welche dieser Erfrischung nach dem angestrengten Ritte sehr bedurften und sich zunächst durch eine kleine Erneuerung ihrer Toilette der Spuren und Folgen des Marsches entledigten.

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, mein lieber Herr v. Gricourt," sagte der Prinz und schüttelte seinem Wirth auf's wärmste die Hand. „Bis hierher ist Alles gelungen, Dank Ihren vortrefflichen Rathschlägen und Anordnungen. Wenn nun auch das andere ebenso reussirt . . ."

— „Zweifeln Sie daran nicht, mein Prinz! Alles ist bereit; Sie werden in jeder Hinsicht zufrieden sein. Aber wir haben nur noch eine halbe Stunde Zeit, und Sie müssen sich erst durch einen kleinen Imbiß stärken, obwohl wir auch bei unserem Freunde de Querelles nicht verhungern werden," sagte Herr v. Gricourt mit einem echt gallischen heitern Leichtsinn. „Die Gäste sind dort versammelt, und zur verabredeten Zeit werde ich sie hinführen."

Der Prinz und sein Begleiter setzten sich mit Herrn v. Gricourt zu Tische und ließen dem gebratenen Huhn und den übrigen kalten Speisen Gerechtigkeit widerfahren. Die Unterhaltung war spärlich und wurde nur mit gedämpften Worten geführt, denn der Prinz war gedankenvoll und mit demjenigen beschäftigt, was ihm für die nächsten Stunden bevorstand, und auch die Herren

Fialin de Persigny und v. Gricourt wurden von diesem schweigsamen Ernste einigermaßen angesteckt.

Mittlerweile fanden sich in einer hübschen Junggesellen-Wohnung in der Nähe des Quartier d'Austerlitz, welche zwei junge Offiziere beherbergte, nach und nach ungefähr zwanzig jüngere Offiziere ein, um einer kleinen Punschkneiperei beizuwohnen, wozu sie von Herrn v. Querelles, Lieutenant im 61. Linien-Infanterie-Regiment, und von Herrn Armand Laity, Lieutenant im 4. Artillerie-Regiment, geladen waren.

Die beiden Wirthe des Abends gehörten zu jenen jugendlich enthusiastischen Bonapartisten der Armee, welche in den jüngst vergangenen Wochen des Aufenthalts des Prinzen Louis Napoleon in Baden-Baden daselbst häufig mit dem Prinzen verkehrt hatten und sowohl von dem persönlichen Werthe und Geiste, wie von dem Betragen des jungen Napoleoniden, von dem wackern gediegenen Charakter und den edlen Grundsätzen und Ansichten desselben ganz entzückt waren; beide hatten sich im jugendlichen Feuer und in der jugendlichen Leidenschaftlichkeit hinreißen lassen, auf die Vorschläge und Eröffnungen einzugehen, welche ihnen bezüglich der Pläne des Prinzen gemacht worden waren, und hingen mit dem vollsten Vertrauen und der opfermuthigsten Hingebung der Sache der Napoleoniden an, bebten vor keinen Folgen eines etwaigen Mißlingens jener Anschläge zurück.

Die beiden Wirthe des Abends waren durch die innigste Freundschaft verbunden, was um so mehr zu verwundern war, als sich hier gewissermaßen zwei Gegensätze berührten. Armand Laity war noch ein ganz junger Mann, klein von Wuchs und zart von Gestalt, mit ernsten regelmäßigen Zügen und sanftem sinnigem Ausdruck darin, den ein Paar geistvoll blickender schöner Augen aber allerdings bedeutend erscheinen ließen. Herr v. Querelles dagegen war eine ordentliche Hünengestalt, breit von Schultern, massig von Wuchs, mit sehr energischen stark markirten Zügen, einer entschiedenen echt martialischen Haltung, — eine jener Gestalten, an denen der gemeine Soldat wegen ihrer physischen Kraftfülle mit einer Art instinktmäßiger Verehrung und blinden

Vertrauens hängt, wenn gleich die gebildeteren Menschen darin nicht eben ein Uebermaß von Geist und Intelligenz sehen wollen. Die Unterhaltung der Eingeladenen, welche natürlich zu einem tiefer liegenden Zwecke, als zur Leerung einen Punschbowle hier versammelt waren, drehte sich zunächst nur um militärische Interessen. Man war damals in der Armee allgemein mißgestimmt und unzufrieden mit dem Nepotismus, welcher sich auch in der Armee ebenso allgemein geltend machte, wie in allen Zweigen der Civilverwaltung. Der Bürgerkönig vertheilte seine Gnaden ganz nach Maßgabe des Vortheils, den er sich davon versprach, und des politischen Einflusses, den er sich damit sichern konnte.

„Wiederum sind einige der besten jüngeren Offiziere bei der Beförderung übergangen worden," rief ein Voltigeurs-Kapitän, ein junger Mann mit geistvoller Stirn und energischem Gesicht, das ein paar frische Narben zierten. „Deschanels, Lambert und Faté, drei Bursche, welche in der polytechnischen Schule und in St. Cyr die ersten Preise errangen und die begründetste Anwartschaft auf Beförderung hatten, sind übergangen worden, als sie sich nach Algerien meldeten, und man hat ihnen einige junge Milchsuppen-Gesichter vorgezogen, die kaum erst aus der Militärschule kamen; aber der Eine davon ist der Sohn eines legitimistischen Pairs, den man gewinnen will; ein Anderer ist der Sohn des Souspräfekten von Rouen und der Dritte — merkwürdigerweise — der Sohn eines Kastellans in Chantilly!"

— „Ah, dann begreift sich Alles, Kapitän!" rief ein stämmiger Lieutenant. „Der Sohn eines Mannes, welcher vielleicht sehr bedeutsame Winke über die Art und Weise geben könnte, in welcher der verstorbene Prinz Condé vor nahezu sechs Jahren an die Bascule jenes Fensterladens in Chantilly gelangte, an welcher man Monseigneur am Morgen an einem Handtuch erhängt gefunden, hat alle Ansprüche auf Berücksichtigung! ... Was sind unsere Dienste in Spanien, in Griechenland, in Algerien werth gegenüber von der Discretion oder Indiscretion eines Mannes, welche möglicherweise dem König mindestens sehr unbequem werden könnte. Sie erinnern sich, meine Herren, welchen Staub damals die

Geschichte des erhängt gefundenen Prinzen v. Condé aufwarf und wie man die Ansprüche der Intestat-Erben zur Ruhe verwies.... Ich lag damals in Vincennes in Garnison und verkehrte zuweilen mit einigen Journalisten von der Oppositionspresse. Ich bin hierüber sehr genau informirt und habe meine ganz spezielle und unerschütterliche Ansicht, daß ein Selbstmord nicht vorlag. . . ."

„Sie halten also die Feuchères und den Abt Brien für die Mörder, Edmond?" fragte ein Anderer lebhaft.

— „Für Mitschuldige wenigstens, wenn auch zu klug, um selber die Hand an den alten, halb stumpfsinnig gewordenen Mann zu legen," versetzte der Erzähler; „allein den intellektuellen Urheber dürfte man in höheren Kreisen suchen. Wenn man sich erinnert, daß der selige Prinz Condé sein Pathchen, den Herzog von Aumale zum Erben eingesetzt hatte und daß er damals notorisch sich mit dem Gedanken getragen haben soll, aus Entrüstung und Schreck über die Juli-Ereignisse sein Testament umzustürzen und sein kolossales Vermögen aus Theilnahme und Loyalität dem Herzog von Bordeaux zu vermachen, so findet man ganz andere Interessen bedroht als die der Feuchères, und somit..."

„So viel im Allgemeinen, Edmond!" sagte ein anderer älterer Lieutenant; „das geht uns Nichts an, sondern wäre die Sache des General-Procurators. Reden wir von etwas Anderem!"

— „Aber Du wirst doch zugeben, Massey, daß dieser dunkle Fall ein charakteristischer ist?" sagte Herr v. Querelles.

„Jenun, aber ein sehr heikler, zu dessen Erörterung hier nicht der Ort ist," sagte Massey.

— „Warum nicht gar? wähnst Du denn, es sei ein einziger Denunciant unter uns?" fragte ein Anderer.

„Keineswegs, Bazaine, aber ich gestehe, daß ich schon mehr als zur Genüge von Seiner Majestät dem Bürgerkönig und dessen Regierung enttäuscht und entzaubert bin, als daß ich wünschte, noch mehr Groll in mir aufzuhäufen," sagte Massey.

— „Ah, das ist ein Anderes! Bravo! Massey hat Recht!" pflichteten Andere bei.

„Die Thatsache, daß man das demokratische Princip in der Armee, die segensreiche Institution der Revolutionskriege, wornach jeder Soldat den Marschallsstab in seiner Patrontasche trägt, aufgehoben und die fluchwürdige Einrichtung des ancien régime, die Beförderungen nach Gunst und Laune zu regeln, wieder eingeführt, läßt sich nicht mehr hinwegleugnen," fuhr Massey mit finsterem Stirnrunzeln fort und strich sich seinen langen dichten Schnauzbart. „Es liegt auf der Hand, daß die Armee zu Grunde gehen, daß das Vertrauen erschüttert werden muß. Wir hören, wenn dies so fortgeht, bald auf, die Blüthe der Nation zu sein, denn wer kann es über sich gewinnen, sich von diesen Gliederpüppchen und Wickelkindchen von Aristos von oben herab ansehen zu lassen!"

— „Man muß ein Gegenmittel ergreifen, Kameraden, das sich im 34. Linienregiment trefflich bewährt hat," sagte ein Anderer, als die Uebrigen finster beigepflichtet hatten. „Wir waren im 34. beinahe lauter Subaltern-Offiziere, die von der Pike auf gedient hatten und im Felde avancirt waren. Als wir von Algerien zurückkamen, mußten die Cadres ergänzt werden, und man sandte uns einige junge Lieutenants und Kapitäne aus den Depots, Pommadenhengste, die noch kein andres Pulver gerochen hatten als Zahnpulver. Wir Alten traten unter einander in Cartel und zwei von Jenen mußten sich gleichsam durch das ganze Bataillon hindurch pauken, die Anderen baten um Versetzung, unser Oberst erhielt eine Nase, und einige von uns wurden zu anderen Divisionen versetzt; aber die Ehre des 34. war gerettet!"

„Ein summarisches Mittel, aber auf die Dauer unhaltbar," sagte Laity. „Das Interesse der Armee muß darunter leiden, weil die Kameradschaftlichkeit dadurch in die Brüche geht und mancher verdiente Offizier dadurch hingeopfert werden kann. Nein, man muß einem solchen Krebsschaden offen zu Leibe gehen, man muß den einzigen wirksamen Weg einschlagen, nämlich die Hervorrufung einer öffentlichen Meinung in der Armee, und diese öffentliche Meinung ist natürlich der Kultus der Traditionen des Kaiserreichs, die Opposition gegen den Bureaukratismus des dermaligen Kriegsministeriums. Wenn man einmal so weit ist,

der jeweiligen Regierung offen bemerklich zu machen, daß die Mehrzahl der Offiziere bonapartistisch oder republikanisch gesinnt ist, so erzwingen wir entweder eine Einrichtung nach unserem Sinne, oder . . ."

— „Nun?"

„Eine Aenderung der Regierung!" sagte Laity.

— „Und zu wessen Gunsten?" fragte Massey; „der Herzog von Orleans ist ein Mensch der Velleitäten."

„Bah, man kann ja weiter greifen!" sagte Laity achselzuckend; „die Bourbonen sind keine militärische Race. Aber die Napoleoniden . . ."

— „Sie werden uns auch nichts helfen, Laity! Das Centralisations-System ist es, woran wir kränkeln wie ganz Frankreich!" sagte Edmond. „Man muß Frankreich wieder in Provinzen zerschlagen, deren jede ein eigenes Armeecorps hat . . ."

„Das hieße Frankreich zerreißen und seine Kraft lahmlegen," sagte Laity; „danken wir es vielmehr Heinrich dem Vierten, daß er um jeden Preis . . ."

— „Zum Geier, jetzt kommen wir gar an gelehrte Konferenzen und Vorträge!" rief Bazaine. „Ich denke doch, ihr habt uns zu einem Punsch eingeladen und nicht zu historischen Vorlesungen!"

— „Ja, laßt uns trinken und singen und die thörichte Politik verbannen!" riefen Andere. „Zu Tische, zu Tische!"

„Kameraden, Freunde! nur noch einen Augenblick Geduld!" sagte Herr v. Querelles mit einem Blick nach der Standuhr auf dem Kaminsims, denn er glaubte, ein verabredetes Signal gehört zu haben. „Ich erwarte noch einen Gast, meine Herren, einen Mann, der unser aller Achtung verdient. Der Prinz Louis Napoleon, von welchem ich Ihnen schon mehrfach erzählt habe und den Sie Alle kennen zu lernen wünschen, ist in Straßburg."

— „In Straßburg? Nicht möglich!" riefen die Zuhörer und alle drängten sich neugierig und überrascht um Herrn v. Querelles. — „Wo ist er? Werden wir ihn zu sehen bekommen? Was treibt er hier? Wollen Sie ihn uns morgen zeigen?"

„Mit nichten; Sie sollen ihn noch heute sehen — in diesem

Augenblick, da er hier im Hause ist und mich gebeten hat, Sie, deren Anhänglichkeit an die ruhmvollen Traditionen und Erinnerungen der Kaiserzeit ich dem Prinzen geschildert habe, ihm vorzustellen. Ich habe ihm nämlich mein Ehrenwort gegeben, daß er unter Ihnen trotz der auf ihm lastenden Verbannung in Sicherheit sein werde."

— „Der Neffe des Kaisers soll uns willkommen sein!" riefen Einige mit der wärmsten Beeiferung und einem wahren Enthusiasmus. „Er steht unter dem Schutz der französischen Ehre. Was hat er zu fürchten? Wir sind bereit, ihn mit Einsetzung unseres eigenen Lebens zu vertheidigen!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und der Prinz Louis Napoleon trat in Begleitung der Herren Laity, Persigny und Gricourt ein, und entbot den Versammelten einen ebenso anmuthigen als edlen Gruß.

Die Offiziere waren etwas verblüfft und verneigten sich vor ihm mit einer unwillkürlichen instinktmäßigen Hochachtung. Der Muth, welchen der Prinz darin kund gab, daß er dem Verbannungsdekrete zum Trotz den Boden Frankreichs betrat, gewann die jungen Gemüther und Herzen für ihn, und die Offiziere drängten sich ehrerbietig und doch beeifert um ihn und betrachteten ihn nicht ohne eine tiefe Gemüthsbewegung.

Ein bedeutsames Schweigen herrschte im Zimmer, beredter als die lautesten Betheuerungen der Ergebenheit, und selbst die Veranstalter dieser Ueberraschung waren in Verlegenheit, wie sie diesen Akt fortführen sollten.

Der Prinz war sichtlich tief bewegt. Der Moment ergriff ihn mit tieferm Ernste, als er vielleicht je geahnt hatte. Er sah sich zum erstenmal unter französischen Offizieren auf französischem Boden, er stand den Uniformen des Heeres gegenüber, auf welches er für seine eigene Zukunft zählte; er war unter Männern, von denen er annehmen konnte, daß ihre Herzen von ähnlichen Gefühlen der Ungeduld und des Ehrgeizes durchglüht seien, wie das seinige.

„Meine Herren!" hub der Prinz endlich mit bewegter

Stimme an und seine Augen strahlten in feuchtem Glanze, — „der Neffe des Kaisers überläßt sich zuversichtlich und vertrauensvoll Ihrer Ehre. Er stellt sich Ihnen vor, um aus Ihrem eigenen Munde Ihre Gefühle und Ihre Ansichten kennen zu lernen. Wenn die Armee sich noch ihrer Bestimmung, ihrer großen Zwecke erinnert, wenn sie die Entwürdigung des Vaterlandes fühlt, — so habe ich einen Namen, der Ihnen zweckdienlich sein kann: er ist dem Volke entsprossen, wie unser vergangener Ruhm; er ist glorreich wie das Volk. Allerdings ist der ‚große Mann‘ heutzutage nicht mehr am Leben, aber die Sache ist noch dieselbe; der Adler, dieses geheiligte, durch Hunderte von Schlachten berühmt gewordene Sinnbild, repräsentirt noch heute wie im Jahr 1815 die verkannten Rechte des Volks und den nationalen Ruhm. Meine Herren, die Verbannung hat mir manchen Kummer und manche Sorge auf die Seele gelegt! . . . Allein da mich kein persönlicher Ehrgeiz zum Handeln treibt, so sagen Sie mir offen, ob ich mich hinsichtlich der Gefühle der Armee getäuscht habe und ob ich mich erforderlichenfalls darein ergeben muß, auch fürder auf fremdem Boden zu leben und auf eine bessere Zukunft zu warten?“

— „Nein, Sie sollen nicht in der Verbannung schmachten, Prinz!“ riefen die Offiziere. „Wir wollen Ihnen Ihr Vaterland wieder geben; wir wollen wieder gut machen, was die Ungunst des Schicksals an Ihnen verbrochen hat! Sie haben sich schon seit lange alle unsere Sympathieen erworben. Wir sind, gleich Ihnen, der Unthätigkeit überdrüssig, worin man unsere Jugend läßt. Wir schämen uns der Rolle, welche zu spielen man die Armee verurtheilt!“

„Wohlan denn, meine Herren, auf baldiges Wiedersehen und auf beständiges Zusammenwirken!“ rief der Prinz mit glücklichem Lächeln, und bot Einem nach dem Andern die Hand, und Jeder fühlte sich geehrt und beglückt von der Auszeichnung, diese Hand des Erben jener großen ruhmvollen Erinnerungen drücken zu dürfen.

Der Prinz blieb noch eine Weile unter diesen neugewonnenen Anhängern, und elektrisirte sie durch seinen heitern Frohsinn, seinen Geist, seine zuversichtlichen Hoffnungen auf Erfolg.

„Wo ist Kapitän Raindre, mein lieber Querelles? warum ist er nicht hier?" fragte endlich der Prinz seinen Wirth, nachdem er sich noch einmal im Kreise umgesehen hatte.

— „Kapitän Raindre hat Urlaub genommen und ist plötzlich nach dem Innern von Frankreich gereist," erwiderte einer der Offiziere vom 16. leichten Regiment, als Herr v. Querelles die Achseln gezuckt hatte.

„Ah, das ist löblich von ihm," sagte der Prinz mit einem feinen Lächeln. „Ich habe mich in ihm nicht getäuscht; er ist einer meiner ergebensten Freunde und Agenten, der Sohn eines einflußreichen Artillerie-Offiziers! Er ist nach Nantes gegangen, um in den westlichen Departements für mich zu werben und zu handeln. Es ist ganz seine Art, die Schulter an's Rad zu stemmen, ohne ein Wort davon zu äußern."

— „Wenn Raindre sich Ihrer Sache annimmt, mein Prinz, dann dürfen Sie Ihres Erfolges sicher sein," entgegnete der Lieutenant Bazaine; „Raindre ist ein Mann, der trotz seiner Verschlossenheit ein großes Ansehen in der Armee genießt und einen ausgedehnten persönlichen Einfluß hat!"

„Sie sehen, meine Herren," sagte der Prinz, — „daß unsere Sache alle diejenigen Köpfe und Herzen für sich hat, welche das Niveau der Alltäglichkeit überragen!" — ein Kompliment, welches nicht ohne schmeichelhafte und ermuthigende Wirkung auf die versammelten Offiziere blieb.

Bald darauf mußte der Prinz sich von seinen neuen Anhängern verabschieden, um noch vor der Sperrung der Thore die Festungswerke zu passiren. Das Herz geschwellt von Hoffnung und Vertrauen, schied er aus dem Kreis von jungen sanguinischen Offizieren, verließ die Stadt durch die Porte de l'Hopital, und ritt in der kühlen sternenhellen Sommernacht mit Persigny nach Baden-Baden zurück, wo sie noch vor dem Morgengrauen eintrafen und Niemand etwas von dem Ziel und Zweck ihres nächtlichen Rittes geahnt hatte.

* *
*

Das Geheimniß der soeben geschilderten Zusammenkunft war gut bewahrt worden, und trotz der zahlreichen Polizei und geheimen Agenten hatte Niemand eine Ahnung davon, daß Prinz Louis Napoleon in Straßburg gewesen war.

Mittlerweile hatte Kapitän Raindre Paris erreicht, den Brief des Generals Voirol dem Kriegsminister persönlich übergeben und mit wichtigen mündlichen Erläuterungen begleitet, — obschon Raindre für nöthig erachtete, hierbei mit großer Umsicht und Zurückhaltung zu Wege zu gehen. Die Nachricht erschreckte den Kriegsminister und noch mehr den König Ludwig Philipp, und die Regierung traf sogleich diejenigen Vorkehrungen, die ihr erforderlich dünkten, um den Prinzen genau zu beobachten und unschädlich zu machen. Aber die Denunciation selbst glich einem Stein, den man in's Wasser wirft und dessen etwas weiter nach dem Umfang hinauswogende concentrische Kreise den glatten Spiegel eines Teichs plötzlich erzittern machen. Der Schreck und die Ueberraschung der Regierung machte sich bis in die fernste Peripherie geltend, wenn auch je ferner desto schwächer. Als der damalige Präfekt des Departement des Niederrheins, Herr Choppin d'Arnouville, eines Morgens von Paris aus die Nachricht erhielt, daß der Prinz von St. Leu offen gegen die Regierung konspirire, wollte er kaum seinen Augen trauen. Wäre nicht der Befehl angefügt gewesen, durch seine Polizei die Schritte des Prinzen und seiner Commissäre genau überwachen zu lassen, so würde er geglaubt haben, die Regierung sei mysticirt worden. Der Präfekt war einer von den Beamten, welche der Julimonarchie mit Leib und Seele ergeben, aber im Gefühl ihrer Brauchbarkeit und ihres Eifers auch auf ihre Autorität sehr eifersüchtig waren. Es befremdete und beleidigte ihn zu gleicher Zeit, daß der Kommandant der Militär-Division direkt und ohne ihn zu benachrichtigen, eine rein politische und polizeiliche Mittheilung an das Kriegsministerium abgeschickt habe. Herr Choppin d'Arnouville ging daher zu General Voirol, um diesen gewissermaßen zur Rede zu stellen. Der General versicherte ihn, der Prinz Louis Napoleon habe persönlich und direkt Offi-

zieren, deren Namen Voirol jedoch auf keinen Fall zu nennen sich anheischig gemacht, eine Verschwörung und Schilderhebung vorgeschlagen.

„Mein General," erwiderte ihm der Präfekt mit einem ungläubigen und zuversichtlichen Lächeln, — „Ihr Wort in Ehren, aber ich glaube, Sie haben die Sache zu ernst genommen. Man hat vielleicht den Einen oder den Andern Ihrer Offiziere mystifiziren wollen. Ich kann Ihnen im Vertrauen mittheilen, daß ich über alle Schritte des Prinzen genau unterrichtet bin, denn ich habe schon seit längerer Zeit einen Agenten in Baden-Baden, welcher das Treiben des jungen Mannes aufmerksam überwacht und mir beinahe täglich Nachrichten gibt. Der junge Mann ist unbedeutender als Sie glauben, ein eitler Geck, ein Mensch der Velleitäten, mit einem gewissen Größenwahnsinn behaftet, aber sehr ungefährlich; ein Möchte-gern, der es nie zu einer ernstlichen Bedeutung bringen wird. Ich kann Sie versichern, General, daß man seinetwegen ganz ruhig sein kann, und daß Sie eigentlich einen überflüssigen Lärm geschlagen haben, den Ihnen der König eher übelnehmen wird. Ich bin sogar in der Lage, Sie auf das Bestimmteste versichern zu können, General, daß der Prinz Louis Napoleon gar nicht mehr in Baden weilt, sondern schon vor wenigen Tagen nach der Schweiz zurückgereist ist, und daß alle Vorkehrungen getroffen sind, um ihn und sein Treiben auch auf dem Arenenberg überwachen zu lassen."

„In diesem Falle, Herr Präfekt," entgegnete General Voirol mit einiger Befangenheit, „muß ich allerdings annehmen, daß das Vorhaben Louis Napoleons gescheitert ist, aber nichtsdestoweniger die Behauptung aufrecht erhalten, daß es sich von seiner Seite um ernstliche Umtriebe und direkte Versuche, Offiziere zu Felonie und Hochverrath zu verführen, gehandelt hat!"

Die beiden Gewalthaber schieden etwas kühl und berichteten beruhigend nach Paris, hatten aber keine Ahnung davon, daß der Prinz noch vor seiner Abreise von Baden einen Wink erhalten hatte, daß er durch einen, allein nicht sonderlich geschickten Polizeispion auf Schritt und Tritt belauert werde.

4.

Die Rückkehr des Prinzen nach dem Arenenberg erregte große Freude, denn Louis Napoleon war mit Ungeduld erwartet worden. Als der Wagen vor dem Schlößchen anfuhr, winkten ihm die Damen mit den Taschentüchern zu und neben der Königin stand eine reizende jugendliche Gestalt von mittlerer Größe und einem wunderhübschen, ebenmäßigen Wuchs, auf deren Wangen die Freude ihre blühendsten Rosen gelagert, in deren Augen die Liebe ihren wärmsten Feuerstrahl entzündet hatte.

An Hortensens Seite trat ihm die Prinzessin Mathilde entgegen, und den Prinzen überraschte nicht ihre Anwesenheit, sondern nur die Anmuth, die Schönheit, der unbeschreibliche Zauber ihrer Persönlichkeit, welche sich so unerwartet reich an der rundlichen und doch jugendlich elastischen Gestalt entfaltet hatte.

„Napoleon!“ — „Cousine!“ tönte es von Beider Lippen, und ihre Hand bebte in der seinigen — sie wäre am liebsten in seine Arme gesunken, denn sie liebte ihn mit all’ der Gluth eines heißen Herzens, mit all dem Verlangen, das eine lange Trennung und eine bestechende einschmeichelnde Erinnerung in einem Wesen erregt hatte, das zum ersten Mal liebte und in dieser Liebe vertraute, und dessen rege Phantasie von dem Bilde des Vetters als demjenigen eines angehenden Helden, als eines zu großen Geschicken ausersehenen Mannes ganz erfüllt und durchglüht war. Prinzessin Mathilde hatte die sinnliche, sanguinische, leidenschaftliche Empfänglichkeit ihres Vaters und etwas von der Heftigkeit und Energie ihrer Mutter, und war in jenem süßen Nichtsthun und Wohlleben aufgewachsen, welches für feurige junge Naturen am gefährlichsten ist, wenn ihnen ein concreter Lebenszweck fehlt und der ewige Sonnenschein ihres Daseins auf die Dauer langweilig wird.

Und der Prinz, den wir kaum erst noch in den starken Fesseln einer nach Geist und Charakter nicht unbedeutenden Circe, einer leidenschaftlichen ungestümen Künstlernatur schmachten sahen, vermochte sich dem stillen Zauber nicht zu entziehen, welchen die reizende jugendliche Cousine auf ihn ausübte. Vergessen war an=

scheinend Eleonore Gordon, und ein unerklärlicher Zug — des Herzens? nein, aber des Ehrgeizes, der Eigenliebe — kettete ihn nun an Mathilden, die von gleichem magnetischem Rapport zu ihm hingezogen jeden Augenblick ausnützte, wo sie nur in seiner Nähe sein, wo sie ihre lebhaften sonnenheiteren, liebeseeligen Blicke in sein Auge tauchen konnte, das nun nicht verschleiert und in sich gekehrt erschien, sondern in lebhaftem Glanze funkelte.

Hortense begünstigte dieses Zusammenleben der beiden jungen Leute sichtlich. Ihr eigener Gesundheitszustand ließ gerade in dieser Zeit viel zu wünschen übrig, und Conneau, der treuergebene Hausarzt war nicht ohne Besorgnisse, und darum stets bedacht, die Königin vor unangenehmen Nachrichten und aufregenden Sorgen u. s. w. zu bewahren. Enrico Conneau allein wußte, daß der Prinz seit seiner Rückkehr nach Arenenberg jede Nacht aus dem Salon seiner Mutter an den Schreibtisch eilte und von Mitternacht an bis beinahe zum lichten Morgen sich mit Briefschreiben und sonstigen aufreibenden geistigen Arbeiten beschäftigte, zu denen er in Folge der geselligen Ansprüche, welche die Anwesenheit der Prinzessin Mathilde an ihn machte, und der täglichen Spazierfahrten der Königin mit ihrem jungen Gaste, wobei der Prinz den Wagen zu Pferde begleitete, unter Tags keine Zeit fand.

Eines Abends spät trat Conneau noch in das Zimmer Louis Napoleon's, als dieser sich eben anschickte, seine Korrespondenz wieder aufzunehmen.

„Verzeihung, mein Prinz, wenn ich störe, aber ich muß nothgedrungen einige Worte mit Ihnen reden,“ hub Conneau an und sein ernster Blick fiel dem Prinzen auf. „Bitte, schenken Sie mir gefälligst nur einige Minuten Ihrer Zeit!“

— „So viel Sie wollen, mein Freund!“ erwiderte Louis Napoleon, ihm einen Lehnstuhl herbeirollend und eine Cigarre reichend; „ich merke schon seit einigen Tagen, daß Sie etwas auf dem Herzen haben . . .“

„Was Sie aber anscheinend nicht hören wollen, mein Prinz, nicht wahr?“

— „Nun ja, wenn es mich selbst betrifft oder Geld-Angelegenheiten, in welche meine theure Mutter Sie eingeweiht hat," erwiderte der Prinz ungeduldig. „Ich gestehe gerne, daß ich in den letzten Wochen in Baden einen etwas ausschreitenden Gebrauch von meinem Kreditbrief gemacht habe, mein lieber Conneau; aber bitte, sagen Sie meiner Mutter, daß dies das letzte Opfer sein soll, welches ich Sie kosten werde, und daß binnen Kurzem ein Ziel erreicht sein dürfte, welches all unsre kühnsten Wünsche erfüllt, — ein Ziel, welches all' mein Dichten und Trachten so ausschließlich beschäftigte und so sehr meiner ganzen Thatkraft bedarf, daß ich Sie bitte, mich nur jetzt mit Vorstellungen pekuniärer Art zu verschonen."

„Sein Sie ruhig, mein Prinz, es handelt sich nicht darum, sondern um etwas unendlich Wichtigeres — um das Leben Ihrer erlauchten Mutter!" . . .

— „Ihr Leben, Conneau? Wie soll ich dieß verstehen? und dazu dieser ernste feierliche Ton? . . ."

„Das Leiden der Königin, welches die hohe Frau seither mit so viel Fassung, Seelenstärke und stiller Ergebung getragen hat, ist in ein neues Stadium getreten — in sein letztes, Prinz," sagte Conneau langsam und mit eindringlichem tief sympathischem Tone. „Seit einigen Wochen weiß ich und fühlt die Königin selbst, daß keine Rettung mehr möglich, daß die Katastrophe unvermeidlich und der Eintritt derselben nur noch eine Frage der Zeit ist, welche wesentlich von äußeren Umständen, von dem mehr oder minder bedeutenden Grade von Seelenruhe, von Gemüthsfrieden, von dem Fernehalten äußerer Schicksalsschläge, von der Erfüllung gewisser Lieblingswünsche, der Verwirklichung gewisser bevorzugter Ideen abhängt, die in Ihre Hand gegeben ist, mein Prinz . . ."

— „Conneau, Sie erschrecken mich — Sie reden im Ernste?" fragte der Prinz erbleichend und mit starrem Blicke. „Meine Mutter, meine theure treffliche Mutter unheilbar?!"

„Wenn kein Wunder geschieht, mein Prinz, — ja," sagte Conneau im Tone des innigsten Mitgefühls.

— „Ich fasse es nicht — sie ist noch so munter, so lebensfrisch!“

„Um Sie nicht zu erschrecken, weil Ihre Nähe sie aller Schmerzen und Schwächen vergessen macht, Prinz. Aber Sie sollten gewissen Erörterungen nicht ausweichen, welche der erlauchten Frau auf den Lippen brennen, und müssen vor Allem ein Unternehmen fallen lassen, dessen Fehlschlagen den schwachen Faden abreißen könnte, woran das Leben Ihrer erlauchten Mutter hängt!“

— „Ein Unternehmen? . . . was wissen Sie denn davon, Conneau?“

„Alles weiß ich — mehr als Sie ahnen, Prinz! Die Herren v. Persigny und v. Bruc haben mir es anvertraut. Ich will nicht urtheilen, ich will nicht auf Einzelnheiten eingehen, mein Prinz, allein wenn es möglich ist, so verschieben Sie die Ausführung noch; vermeiden Sie die furchtbare Gemüthsbewegung, welche ein Mißlingen für das Mutterherz mit sich bringen könnte!“

— „Aber es **wird** gelingen, Conneau! die freudige Aufregung des Triumphs kann die theure Mutter vielleicht noch retten!“

„Niemals! an den Zerstörungen, welche diese Krankheit in einem Organismus hervorbringt, scheitern ärztliche Kunst und die Wunderkraft der Freude und der Befriedigung. Das Schicksal der Königin ist unwiderruflich!“

— „Oh mein Gott!“ rief der Prinz tief erschüttert, sprang vom Stuhle auf, bedeckte sich das Gesicht mit den Händen und ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab. Die Wucht des Schmerzes raubte ihm die Sprache, denn er hing mit unsäglicher Innigkeit an der Mutter. Conneau war selbst zu tief ergriffen, um diesen Ausbruch des Gefühls nicht zu würdigen, und sah dem Prinzen stumm zu.

„Sein Sie stark, mein Prinz, und thun Sie das Ihrige, den knapp zugemessenen Lebensabend der erlauchten Frau noch zu verlängern. Erfüllen Sie die geheimen sehnsüchtigen Wünsche der Königin!“

— „Und worin bestehen diese, Conneau?“

„Sie kennen sie, Prinz, und Ihr eigenes Herz ist, wie mich

dünken will, dabei nicht unbetheiligt. Sie ahnten gewiß längst, weßhalb die reizende Prinzessin, Ihre Cousine, hier ist. Sie wissen, daß Ihre Verbindung mit der Prinzessin Mathilde ein Lieblingswunsch Ihrer erlauchten Mutter ist, daß die ganze Familie Bonaparte damit einverstanden ist, daß es der Wunsch Ihrer hochseligen Großmutter, Madame Lätitia, war, welche noch vor Jahr und Tag, auf ihrem Sterbebette, diese Verbindung zwischen den beiden jüngsten Linien des kaiserlichen Hauses auf das entschiedenste billigte. Ihre erlauchte Mutter, mein Prinz, möchte diese Verbindung so schnell wie möglich geschlossen sehen, um im Fall einer Katastrophe, der sie mit heroischer Resignation entgegensieht, Ihr Geschick gesichert zu wissen!"

— „Mein Geschick gesichert, Enrico? — Das sind beschränkte Frauenansichten!" sagte der Prinz mit aufwallender Bewegung und nicht ohne einen leichten Anflug von Empfindlichkeit. „Als ob ein Mann wie ich nicht im Stande wäre, sein eigenes Schicksal zu gestalten! — Offen gesagt, mein Freund, die Heirathspläne kommen mir in diesem Augenblick sehr ungeschickt in den Weg. Ich habe andere wichtigere Unternehmungen, welche all meine Gedanken und Thatkraft in Anspruch nehmen!"

„Und denen vielleicht ein wesentlicher Vorschub geleistet wird, wenn Sie wenigstens verlobt sind mit einer Prinzessin, welche mit dem russischen Hofe und verschiedenen deutschen Regentenhäusern sehr nahe verwandt ist!" erwiderte Conneau und heftete seine dunklen Augen ernst und eindringlich auf den Prinzen, der mit einem geringschätzigen Lächeln die Achseln zuckte. — „Nein, mein Prinz, nehmen Sie die Sache nicht so leicht," fuhr Conneau dann mit imponirender Ruhe fort; — „wie Sie hierüber auch denken mögen, so erwägen Sie wenigstens dieß: im Falle des Gelingens Ihres Unternehmens, das ja meine besten Wünsche begleiten, obschon ich mir nicht erlaube ohne Kenntniß des Details ein Prognostikon dafür zu stellen, — im Falle des Gelingens wird zwar der Erfolg die öffentliche Meinung theilweise für Sie gewinnen, aber im Rathe der Fürsten und Diplomaten, wo außerdem Sentimentalität und Pietät sehr leicht

wägen, wird Ihnen die Verwandtschaft mit einem Kaiser von Rußland und einem Könige von Württemberg doch auch wesentlich zu Statten kommen und wenigstens freundliche Bezüge anbahnen, wenn auch nicht alle Legitimitäts-Scrupel beschwichtigen und beseitigen helfen. Und an Legitimität darf man Sie, mein Prinz, allfällig auch dem Bürgerkönige gleichstellen, gegen dessen Anerkennung sich ja manche Höfe lange genug sträubten!"

Louis Napoleon ging mit verschränkten Armen und die halbgeschlossenen Augen an den Boden geheftet, tief in Gedanken verloren, im Zimmer auf und nieder, die Vorstellungen Conneau's in sich verarbeitend. Der Gesichtspunkt, den ihm der scharfblickende ruhige Arzt eröffnete, war ein erwägenswerther. Conneau kannte seinen schweigsamen jungen Freund zu gut, um ihn in diesem Gedankengang zu stören. Erst nach einer Weile, als der Prinz vor ihm stehen blieb und die Augen aufschlagend ihn fragend anblickte, fuhr er fort:

„Aber es gibt noch einen andern Standpunkt, mein Prinz! Die besten Anschläge können vereitelt werden, und wenn Sie dann der Strenge des Gesetzes verfallen, wie wesentlich ist dann die Fürbitte einer Gattin, ja sogar nur einer Verlobten, bei dem gekränkten Sieger? Wie schwer kann das Fürwort eines kleinen Königs von Württemberg schon in die Wagschale fallen, geschweige dann erst dasjenige eines russischen Kaisers? Sie fühlen dieß selbst, mein Prinz, und Sie wissen, daß die Prinzessin mit ganzer Seele an Ihnen hängt, und daß sie kein höheres Glück kennt, als Freud' und Leid, Gefahren und Kampf, Niederlagen und Siege mit Ihnen zu theilen. Und Ihre erlauchte Mutter, die Königin Hortense, wagt zu glauben und zu hoffen, daß auch Sie, mein Prinz, diese reizende, geistvolle, muntere Dame lieben!"

— „Nun ja, ich liebe sie allerdings, Conneau, aber ich liebe noch mehr den Glanz, die Macht, die Herrschaft!" erwiderte Louis Napoleon mit einiger Ungeduld. „Und jetzt girren und liebkosen und Süßigkeiten sagen zu müssen, wo der glühendste Ehrgeiz mir das Blut siedend durch die Pulse jagt, wo ungeduldige Erwartung mich beinahe aufreibt, das ist doch zu viel!"

„Als ob Sie nicht der Mann wären, der das Eine neben dem Andern fertig brächte? als ob in Ihrem Geiste nicht Raum für beides wäre?!“ wandte Conneau mit ruhigem Lächeln ein. „Ich appellire nicht an Ihre Pietät allein, um Sie für mein Ansinnen empfänglich zu machen, mein Prinz; ich rechne auf die Stimme der Klugheit, die über eine größere Spanne Zeit und über einen weiteren Gesichtskreis als den der nächsten Augenblicke und Ruthen Raumes hinwegsieht, auf jenen groß angelegten Geist, der Vieles neben einander bewältigt, auf jene Intuition, die in jedem Moment das Richtige findet. . . . Mein Prinz, es ist ein plausibles ritterliches Motiv mehr für einen Prätendenten, für ein geliebtes Wesen einen Thron erkämpfen zu wollen; es fesselt die Interessen der ganzen Familie noch inniger und unauflöslicher an Ihre Pläne und Ihr Geschick. Ich begnüge mich mit diesen Andeutungen, mein Prinz, und überlasse es ruhig Ihrem Nachdenken und Ihrer Prüfung, hierauf einen Entschluß zu gründen. Verzeihen Sie mir meine Offenheit; aber es war meine Pflicht als Arzt, als Freund, als Vertrauter, hier das Wort zu ergreifen. Gute Nacht, mein Prinz!“

— „Gute Nacht, Conneau! ich danke Ihnen!“ erwiderte der Prinz, und drückte dem Hausarzte die Hand. Stunden-lang ging er noch im Zimmer auf und nieder und erwog nach allen Seiten die Andeutungen des Freundes. Irgend ein unbestimmbares Etwas hielt ihn aber ab, sich rasch mit dem Gedanken an eine Verbindung mit Mathilden vertraut zu machen. Zwischen der reizenden jungen Prinzessin, der kaum erschlossenen Knospe, und ihm stand das Bild einer Anderen, einer reifern Frau von Welterfahrung, von künstlerischer Genialität, von leidenschaftlicher Glut, von raffinirter Koketterie, — das Bild eines verführerischen, ehrgeizigen, in allen Künsten der Gefallsucht und Eroberung geübten Weibes, — und wie im Wettkampf der Liebe die degagirte erfahrene Frau stets der schüchternen und erfahrenen Jungfrau den Rang abläuft, so vermochte auch der Prinz, vor diese bestimmte Wahl gestellt, noch zu keinem raschen Entschlusse zu kommen.

„Ueberlassen wir es dem Geschick, dem Zufall," sprach er endlich mit dem ihm eigenen Fatalitäts-Glauben. „Was werden soll, das bildet jedenfalls sich selber aus. Warten wir es ab, wie die Loose fallen!" Damit entschlug er sich vorerst der Grübeleien über diesen Gegenstand und eilte an seinen Schreibtisch, um der erforderlichen Korrespondenz obzuliegen.

Die nächtliche Unterredung zwischen dem Prinzen und Conneau hatte aber doch einige wichtige Folgen gehabt. Der Prinz erschien vom folgenden Morgen an minder ernst und abgeschlossen, minder zur Einsamkeit geneigt; er erschien häufiger in dem Salon seiner Mutter und gab sich mit sichtlichem Vergnügen dem Verkehr mit der lebhaften muntern Prinzessin Mathilde hin, deren lachendes Auge mit unbeschreiblicher Innigkeit an seinem Munde und Antlitz hing.

Die Erörterungen, welche Königin Hortense mit ihrem Sohne zu haben wünschte, mußten ebenfalls stattgefunden und ein günstiges Ergebniß geliefert haben, denn eines Abends, nach einem einsamen Spaziergang in dem kleinen, zum Park umgeschaffenen Gehölz, kehrte die Prinzessin am Arm des Prinzen in den Salon zurück. Ihre flaumige, anmuthige, gerundete Wange war hoch geröthet, ihr Auge schwamm in feuchtem Glanz, und um den graziösen üppigen Mund schwebte ein unnennbares süßes Lächeln — der unzweideutigste unverkennbarste Ausdruck bräutlicher Seligkeit.

„Mein theure Mutter, segnen Sie Ihre Kinder!" sagte der Prinz bewegt zu der Königin und führte ihr Mathilden zu. „Im Herzen und Geiste längst Eins und verbunden, haben wir soeben auch den formellen Akt unserer Verlobung gefeiert und uns geschworen, unsere Geschicke unlöslich zu vereinigen. Ich bin überzeugt, daß ich Ihnen keine theurere und willkommenere Tochter zuführen könnte!"

— „Mein sehnlichster Wunsch ist erfüllt, meine Kinder! Der Himmel segne Euren Bund!" flüsterte Hortense tief ergriffen. „Ich danke Dir, mein Sohn, für dieses Glück; ich heiße Dich mit tausend Freuden willkommen, Mathilde, und ich werde nun ruhig sterben und Euch diesen Platz hier räumen," fügte sie mit

unwillkürlicher Wehmuth hinzu, und ihre großen schönen Augen quollen über.

„Oh, reden Sie nicht vom Sterben, meine theure Mama!“ rief Mathilde und warf sich ungestüm an den Hals der Königin. „Sie sollen leben und glücklich sein und sich des Glückes Ihrer Kinder freuen! Sie sollen sehen, wie wir Beide wetteifernd uns bemühen werden, Ihnen das Leben zu verschönern! ... Haben Sie mir nicht am Sarge meiner theuren unvergeßlichen Mutter versprochen, mir deren Stelle zu vertreten? Wie können Sie dieß vergessen oder mir zumuthen, daß ich in diesem Moment des höchsten Glückes dem Gedanken an Ihren Verlust Raum geben soll, meine liebe süße Mutter?“ ...

Die Königin unterdrückte ihre traurigen Todes-Ahnungen und theilte das Glück des jungen Paares, aber hier und da ruhte ihr Auge doch besorgt auf dem Gesichte ihres Sohnes. Der Prinz legte zuweilen eine gute Laune, eine Munterkeit und Elasticität an den Tag, welche etwas Gewaltsames, Gekünsteltes, Ungewöhnliches hatte und ihr Bedenken und Argwohn verursachte, weil sie sich des Gedankens nicht entschlagen konnte, der Prinz wolle damit eine Unterströmung von anderen Gedanken maskiren.

„Sollte er willkürlich mit Mathilden nicht glücklich sein?“ fragte sie sich. „Sollte er nur der Pietät gegen mich, den Familien-Rücksichten dieses Opfer gebracht haben? — Das wäre schrecklich, zumal um der armen Mathilde willen, die ihn so innig und vertrauensvoll liebt! Ich muß mit ihm sprechen!“

Und noch am selben Abend nahm Hortense ihren Sohn beiseite und deutete ihm ihre Befürchtungen an, aber Prinz Louis Napoleon betheuerte ihr auf das ernsthafteste, daß sie sich irre, daß er aus voller Seele Mathilden die Seinige nenne. „Täusche sie nicht, mein Louis! täusche sie niemals!“ bat Hortense inständig. „Nichts erschüttert starke Seelen mehr, als ein Irrthum des Herzens, mein Sohn, und Mathilde ist wirklich eine ungewöhnliche Seele. Sie ist ein Wesen, das zum Höchsten und Edelsten geschaffen ist, aber einer sorglich leitenden, liebreichen veredelnden Führung bedarf. Eine glückliche Liebe kann sie zur

edelsten muthigsten Frau machen, wie ihre Mutter war. Eine Täuschung des Herzens kann sie verbittern und all ihre guten Anlagen in ihr Widerspiel verwandeln. Oh, ich beschwöre Dich, mißbrauche nicht ihr Vertrauen, hintergehe sie nicht!"

— „Sein Sie ohne Sorgen, liebe Mama! Mathildens Seelenfriede ist mir allzu heilig!" erwiderte er befangen.

„Du weißst, wohin ich abziele, mein Louis!" fuhr die Königin eindringlicher fort. „Mathilde ist noch ein halbes Kind; sie wird Dich vielleicht momentan nicht befriedigen, wird Dir zu lebhaft, zu sanguinisch und ungestüm sein; aber es wird sich bei ihr abklären und sie wird eine vortreffliche Frau abgeben. Allein eben deßhalb löse andere Verbindungen und Bezüge, mein Sohn; ich bitte Dich. Raube ihr nicht die Achtung für das Vertrauen in Dich! Ich weiß, daß Du jüngst in den Fesseln einer gefährlichen Circé schmachtetest, einer Sängerin, die vielleicht pikanter, bedeutender, einnehmender ist als Mathilde. Aber brich mit ihr, mein Lieber, damit nicht irgend eine unbefugte und feindselige Hand einen giftigen Samen in das arglose Herz Deiner Verlobten werfen kann. Dein Wunsch, die Verlobung vorerst geheim zu halten, hat mich beunruhigt. Es erschien mir wie eine Befürchtung, als ob jene Madame — Gordon oder wie sie heißt — störend dazwischen treten könnte!" . . .

— „Sie sind falsch berichtet, liebe Mutter. Frau Gordon ist mir als Künstlerin sehr lieb und sympathisch, allein Sie werden mir zugeben, daß ich nicht so kurzsichtig und ehrgeizlos bin, meine Aspirationen nur auf dieses Niveau zu beschränken!"

„Ich vertraue Dir hierin wohl, aber nicht einer solchen Person wie jene Sängerin, der ich zwar nicht zu nahe treten will, aber diese Damen vom Theater sind immer gefährlich," sagte Hortense warnend. „Künstlerinnen haben ein solch gesteigertes Selbstgefühl, ja eine solche Selbstüberschätzung, daß sie sich gar leicht einbilden, es sei ihnen jedes Ziel erreichbar; ihr Ehrgeiz findet eine mächtige Stütze in ihrer lebhaften Einbildungskraft. Es ist nicht ungefährlich, solchen Personen eine glückliche Nebenbuhlerin zu geben, denn sie beben selten vor den extremsten

Mitteln zurück, wenn sie sich nur Erfolg davon versprechen. Ich bebe daher nicht so fast für Dich, mein Sohn, als für die gute Mathilde. Ich werde nicht eher ruhig sein, als bis ich Dich in Florenz weiß und mit Mathilden unauflöslich durch das kirchliche Band vereinigt. Ich habe meinem Schwager Jerome und meinem Gemahl geschrieben, daß wir den Winter in Florenz zubringen würden und daß — das Einverständniß der maßgebenden Verwandten vorausgesetzt — nach Weihnachten die Hochzeit gefeiert werde. Bist Du damit einverstanden?" fragte sie den Prinzen, der gedankenvoll an den Boden blickte.

— „Gewiß, liebe Mutter, wenn nicht unvorhergesehene Hindernisse dazwischen kommen," sagte er.

„Und welcher Art wären diese, mein Sohn?"

— „Ich meine, wenn nicht die Ereignisse in Frankreich mich dorthin rufen."

„Rechne hierauf nicht, mein Sohn! jener Orleans ist merkwürdig gefeit gegen Meuchelmord — die beiden Attentate von diesem Sommer sind verunglückt."

— „Was nicht ausschließt, daß ein drittes, viertes gelinge oder daß die Armee, ihrer Thatlosigkeit und Entwürdigung zur Polizeimacht überdrüssig, die Fahne der Empörung erhebe!" versetzte der Prinz mit einem Tone, der die Königin eigenthümlich berührte. „In einem derartigen Fall, — der allerdings noch ins Gebiet der Eventualitäten gehört, wie ich zugeben will, meine theure Mutter, — werden Sie mir nicht zumuthen wollen, dem Lande ferne zu bleiben, auf dessen Thron ich ein Anrecht, unter dessen Bevölkerung ich die lebhaftesten Sympathieen habe. Sie werden so stark sein, mich ziehen zu lassen, meine theure Mutter, wenn die Ehre mich ruft, wenn das Schicksal mich aufbietet, und Mathilde wird nicht minder stark und uneigennützig sein, als Sie!"

„Du trägst Dich also mit bestimmten Erwartungen, wie ich aus Deinem Tone heraus höre, mein Sohn?"

— „Ja, mit der positiven Ueberzeugung von meinem Rechte und von meiner Bestimmung, die mir beständig vorschweben," entgegnete Louis Napoleon mit blitzendem Auge.

„Und Du stehst in Beziehungen zu einem Komplott, das diese Erwartungen und Wünsche verwirklichen soll, nicht wahr?“ forschte Hortense mit steigender Angst.

— „Nicht eigentlich, meine theure Mutter,“ erwiderte er unbefangen. „Ich habe selbstredend meinen Aufenthalt in Baden-Baden beeifert dazu benützt, persönliche Bekanntschaften mit französischen Offizieren anzuknüpfen, mich in ihr Gedächtniß zu rufen und bei ihnen zu insinuiren, die Stimmung unter dem Offizierscorps zu erkunden, die allerdings unseren Zwecken, Wünschen und Plänen nicht günstiger sein könnte, denn die Armee, von der Juli-Regierung in mehr als Einer Hinsicht enttäuscht, angewidert, gekränkt, sehnt sich nach einem Umschlag der Dinge und ist von den Umtrieben der republikanischen und bonapartistischen Parteien in einer Weise unterwühlt und verbittert, daß eine Katastrophe nicht ausbleiben kann und der erste Funke diese Mine explodiren macht. Selbst unter den Generalen und Stabsoffizieren ist die Zahl der Malcontenten erheblich größer als die der Loyalen.“

„Das ist das alte Lied, das man uns schon seit Jahren singt, und dennoch ist es beim Alten geblieben, mein Sohn!“ sagte die Königin mit einem leichten Seufzer. „Wie lange hat man unsere Geduld mit dieser angeblichen Thatsache auf die Probe gestellt?“

— „Aber der letzte Tropfe macht den Eimer überlaufen, liebe Mutter, und die Ungeschicklichkeit jenes Orleans häuft täglich Tropfen auf Tropfen in jenen Eimer. Ich habe mich selbst davon überzeugt; man hat mich aufgefordert, Mama, die Lunte an das Pulverfaß zu legen.“ . . .

„Und Du hast hoffentlich abgelehnt, Louis?“ rief die Königin erschrocken, denn ihr fiel in diesem Augenblick die Vision der Negerin Malwina ein, welche der Magnetiseur Bailly damals hervorgerufen hatte; „Du wirst Dich doch nicht blindlings in Gefahr gestürzt haben?“

— „Ich habe mich verpflichtet, im geeigneten Moment unter unsern Anhängern zu erscheinen, liebe Mutter,“ sagte Louis Napoleon ruhig. „Ich habe nur allgemeine Verpflichtungen einge-

gangen, wie sie im Interesse unserer Sache liegen, denn ich weiß, daß ich Sie schonen muß, Mama, weil Ihre nervöse Reizbarkeit..."

„Denke nicht an mich, mein Sohn! denke an Dich selbst, an die hohe Bedeutung unserer Sache, an Deine Verlobte, an Deine Zukunft!" sagte Hortense. „Mein Leben und meine Ruhe sind untergeordnete Gesichtspunkte; allein wenn ein Aufstand mißlänge, mein lieber Sohn, wenn Du der Strenge der Gesetze verfallen würdest ..."

— „So würde ich darin noch keinen vernichtenden Schlag sehen, meine theure Mutter!" rief der Prinz. „Ohne Wagniß kein Sieg, ohne Kampf kein Gewinn! Besser, einmal zu frühe losgeschlagen, als aus übermäßiger Bedächtigkeit den rechten Moment versäumt! Der Zauderer wird nie gewinnen, und von selbst fällt mir sicher keine Krone in den Schoos. Siege ich, dann wohl und gut; dann gilt es rasch den Sieg ausnützen, die bedeutendsten Persönlichkeiten förmlich gewinnen. Unterliege ich, so wird Frankreich doch erkennen, daß ich meiner Rechte und Ansprüche klar bewußt und fest entschlossen bin, sie vor der ganzen Welt gelten zu machen. Ich habe dann wenigsteus den Muth meiner Ueberzeugung bewährt und von mir reden gemacht und die Jugend, das Heer, die schlagfertige Masse belehrt, daß der Weg zum Throne durch den Kerker führt!"

„Aber das Schaffot, mein Sohn!" rief die Königin entsetzt aus.

— „Ist für gemeine Verbrecher, Mama, nicht für Prätendenten aus einem Hause, das noch vor Jahrzehnten die Zügel der Weltherrschaft in Händen hatte. Der Bürgerkönig wird nicht einmal wagen dürfen, mir in einem seiner Gefängnisse ein Erbschafts-Pülverchen einrühren oder mich durch ein Kissen ersticken zu lassen, denn unsere Partei ist zu stark und einflußreich in der Nation, und unser Name und Schicksal steht unter der Kontrole der gesammten gebildeten Welt. Auf der Seite jenes Orleans die Macht und der Besitz, auf meiner Seite die Idee, die Erinnerungen an eine Vergangenheit, an eine geschichtliche Epoche, wie sie Frankreich nie zuvor gesehen; auf meiner Seite

die Jugend oder die Thatkraft der Nation! Und in Ihrer Hand, meine theure Mutter, jener Brief der Herzogin von Orleans und der Prinzessin, welche selbst der feigen Tücke und Treulosigkeit wie dem politischen Hasse die Hand lähmen ... Aber beunruhigen Sie sich nicht durch leere Befürchtungen, meine theure Mutter!" setzte er ihr näher tretend hinzu und legte beschwichtigend die Hand auf ihren Arm; — „dies Alles sind ja nur Eventualitäten, und wir sind leider noch nicht so weit!"

„Ich muß sagen: gottlob; denn wenn ich auch einsehe, daß wir wagen müssen, so macht doch jetzt mein körperlicher Zustand mich furchtsam und allzubesorgt, mein Louis. Ich wollte, wir wären in Italien, denn die Nähe der französischen Grenze und der Verkehr mit den sanguinischen, ungeduldigen, leichtfertigen Landsleuten flößen mir immer den Argwohn ein, Du könntest Dich ja zu einer Unbesonnenheit hinreißen lassen!"

— „Ich verspreche Ihnen, die Sache an mich kommen zu lassen, liebe Mutter! Aber Sie wissen wohl, daß ich selber nicht müssig sein darf, um mich möglich zu machen und zu erhalten, und darum werde ich jedenfalls nicht nach Italien abreisen, bevor ich nicht noch eine Zusammenkunft in der Nähe der Grenze mit einigen französischen Generalen gehabt und aus deren Munde genaue Mittheilungen empfangen haben werde. Darum ruhig, beste Mutter, peinigen Sie sich nicht mit leeren Grübeleien! Die Geschichte wird nur theilweise von den Menschen gemacht; es geht ein Schicksalsfaden durch die ganze Weltgeschichte, und an diesem Faden hängen auch die Geschicke der Napoleoniden. Wollen Sie, daß ich denselben abreiße, indem ich der Macht der Trägheit nachgebe, anstatt energisch vorwärts zu springen, wenn sein Zucken mich mahnt, daß meine, unsere Zeit gekommen sei?" setzte er mit düster blitzenden Augen hinzu.

„Ich vermag Dir nicht zu widersprechen, mein Louis! ich erkenne ja in dieser Auffassung die Frucht und Wirkung meiner eigenen Erziehung und Lehre," sagte Hortense und ihr umflortes Auge ruhte mit Stolz und Wehmuth auf dem kühn emporgerichteten und energisch ausblickenden Sohne. „Aber ich kann auch

eine instinktmäßige Angst und Befangenheit nicht los werden, welche mir die Seele zusammenschnürt! Denke an Mathilden, Deine vertrauende liebende Verlobte!"

— „Ich denke daran, mich ihrer würdig zu erweisen und ihr einen Thron zu erobern, theure Mutter!" sprach der Prinz mit einer zuversichtlichen Festigkeit. „Einmal muß der erste Schritt gethan werden, und er ist der schwerste, bedeutungsvollste ...."

„Und deßhalb sorglichst zu erwägen, und ich gestehe Dir, mein Sohn, daß gerade in diesem Zeitpunkt mein Vertrauen in Deinen Glücksstern wankt!"

— „Das sind Folgen Ihrer nervösen Aufregung, Ihres leidenden Zustandes, meine theuerste Mutter!" sagte Louis Napoleon mit beschwichtigendem Lächeln und zog ihre Hand an seine Lippen. „Ich denke anders. Ich bin bereit, mit vollstem Muthe einzuspringen, wenn das Schicksal mich auf die Bahn ruft, und überzeugt, daß kein Baum auf den ersten Streich stürzt. Aber der erste Schlag muß einmal geschehen und von meinem Dasein, meinen Planen zeugen. Ich bin nachgerade schon zu alt geworden, um noch säumen zu dürfen; bedenken Sie, Mama, achtundzwanzig Jahre und noch nichts für die Unsterblichkeit gethan!" rief er lächelnd. „Und nun gute Nacht! ängstigen Sie sich nicht meinethalben, Mama!"

Hortense sah ihm mit wehmüthigem Lächeln nach. „Er ist aus dem rechten Holze, woraus man Helden schneidet," flüsterte sie; „ein echter Franzose, mit der Gefahr spielend und doch unerschrocken. Er wird noch seinen Weg machen, und dennoch ist dieß Mutterherz so feig und schwach, für ihn zu zittern. Aber er hat Recht! er darf nicht säumen, wenn der Ruf an ihn ergeht."

5.

Auf der östlichen Seite des Plateau's, worauf das Schlößchen Arenenberg liegt, dicht am Rande des steil abfallenden Gehänges, stand einer der schönsten Bäume des kleinen Parks, eine riesige Ulme mit weit spreitender Krone. Hortense hatte um der pracht-

vollen Aussicht willen, welche man von hier aus in der Richtung gegen Gottlieben und Konstanz genoß, einen einfachen Tisch und eine Bank um den schönen Stamm herum anbringen lassen, und pflegte oft am Abend hier zu sitzen und gegen Osten hinauszublicken, wenn die schrägen Strahlen der untergehenden Sonne das wechselvolle Gelände und den Spiegel des Sees mit Gold und Purpur überfluthete und die fernen Spitzen des Hochgebirgs noch flüchtig in Silberglanz und rosigem Lichte zeigte, bevor die Abenddämmerung sie in ihr geheimnißvolles Blau kleidete, in welchem ihre Umrisse mählig verschwammen.

Dieses Plätzchen unter der Ulme war auch der Lieblings-Aufenthalt der Prinzessin Mathilde geworden, wohin sie sich manchmal aus dem Zirkel der Tante Hortense und ihrer Damen flüchtete, um mit ihrem bräutlichen Glücke allein zu sein und ihren wirren Gedanken und Gefühlen sich hinzugeben. Alle Liebenden haben ja das Bedürfniß, hie und da allein zu sein und sich dem berauschenden Glücke wacher Träume hinzugeben.

Auch an diesem schönen Herbsttage war Mathilde hieher geeilt, gleichermaßen getrieben von dem Wunsche, allein zu sein, wie gelockt von dem Zauber der gereiften Schönheit, welcher über der Landschaft lag. Da, wo die Sonne ungebrochen auf dem entfärbten Wald und Baumschlag glühte, waren die herrlichsten Farbentöne wie goldene Lichtfluth ausgegossen. Auf den Thälern und Niederungen aber und über der weiten Ferne schwebten leise Nebelschleier, welche die Umrisse halb verhüllten und eine Art mysteriösen Reizes in das Bild woben, während die Schatten in demselben schon kalt und blau abstachen von dem Silberblick, wovon der besonnte Theil des Sees erglänzte, von dem röthlich warmen Farbentone, worin das Gelände glühte.

Prinz Louis Napoleon war am Morgen nach Konstanz hinüber geritten, um einige kleine Geschäfte zu besorgen, und seine Abwesenheit machte sich Mathilden heute doppelt fühlbar. Ihr Aufenthalt auf dem Arenenberg, der sie so sehr beglückt hatte, neigte zum Ende; sie sollte wieder nach Florenz zurück zu ihrem Vater, sollte sich von dem Geliebten trennen, an dem ihre ganze

Seele hing und dessen Nähe schon einen unbeschreiblichen Zauber auf sie ausübte, so daß seine vorübergehende Abwesenheit an diesem Tage ihr schon einen ahnungsvollen bittern Vorschmack von der längern Trennung gab, welche ihr bevorstand, und ihr so beklommen und weh zu Muthe ward, als solle sie den theuren Verlobten für immer verlieren!

Mathilde hatte zu lesen, mit ihrer Gesellschaftsdame zu plaudern gesucht, um ihre Ungeduld und das Gefühl der Vereinsamung hinweg zu täuschen; aber vergebens! Immer und immer wieder gieng das was sie las oder hörte, spurlos und ohne Eindruck an ihrem Geiste vorüber oder gieng unter in den chaotischen Gedanken und Empfindungen ihres aufgeregten Wesens, und sie versank wieder in ihre Träumereien.

Wie viel gieng ihr in diesem Augenblick durch die Seele? Wie schmerzlich wehmuthsvoll gedachte sie ihrer gemüthvollen, seelenstarken, charakterfesten Mutter, an deren Seite sie eine so reiche Jugend verlebt hatte, — der treuen theuren Mutter, die ihr Leben mit so viel reinen Freuden und geistigen Genüssen durchwoben hatte! Mit welchen unheimlichen Vorgefühlen gedachte sie des bevorstehenden Zusammenlebens mit dem Vater, dem eitlen, frivolen, genußsüchtigen Lebemann, und seines Zirkels von jungen und alten Roués, Spielern und Müssiggängern, deren freier Ton und leicht vergoldete und überfirnißte Rohheit sie erst jetzt verstand, seit sie etwas mehr von der Welt gesehen hatte und ihr eine Ahnung davon aufgegangen war, welcher Nihilismus, welche ärmliche Genußsucht und Eigenliebe und Egoismus sich unter den leichten glatten Manieren jener Weltleute barg! Wie gediegen und männlich und gehaltvoll erschien ihr neben jenen Marionetten der großen Welt ihr Verlobter mit dem ernsten Blick, der gedankenvollen Stirn, dem tiefen Wissen und dem reichen Geiste, der minder augenfällig und anspruchsvoll, aber desto überzeugender gerade in dem verhältnißmäßig Wenigen hervortrat, was er zur allgemeinen Unterhaltung beitrug! Wie heimisch und traulich fühlte sie sich hier in diesem Kreise, und wie gerne wäre sie geblieben, um hier gewisser Berührungen

enthoben zu sein, die sie in ihrem Vaterhause in Florenz nicht vermeiden konnte und die ihr einen heimlichen Widerwillen und Eckel einflößten, seit sie nun mit dem geschärftern Blicke und gereiftern Urtheil die Beziehungen begriff, welche zwischen ihrem Vater und jenen oft zweideutigen Personen beider Geschlechter stattfanden! Wie rasch hatte sie jüngst die Andeutung der Tante Hortense begriffen, als ihr auf die naive Frage, warum sie denn nicht sogleich Hochzeit mit Louis Napoleon machen könne? die Antwort geworden war: sowohl ihre eigene Mitgift als diejenige ihres Verlobten müßten erst beschafft werden, was Zeit erfordere! Wie hatte es ihr tief in die Seele geschnitten, daraus abzunehmen, daß ihr Vater nicht so reich sei, wie sie seither gewähnt und man ihr glauben gemacht habe, und wie plötzlich dämmerte nun in Mathildens Geiste das Verständniß dafür auf, aus welchen Gründen ihre theure Mutter ihr immer anempfohlen habe, sich an ein Minimum von Ansprüchen und Bedürfnissen zu gewöhnen und ihre Freuden und Genüsse nicht in den lärmenden, rauschenden geselligen und materiellen Vergnügungen, sondern in Kunst und Literatur und allen geistigen Erholungen und Hilfsquellen zu suchen! Sie war also arm, wenigstens im Verhältniß zu ihrem Stand und Rang, und dieß schmerzte sie, denn sie wäre gerne um des Geliebten willen reich gewesen, um ihm eine behaglichere und seiner würdigere Stellung in der Gesellschaft zu ermöglichen ....

Rasche Schritte, die sich der einsam Sinnenden näherten, störten diesen Gedankengang, und den Parkweg herab kam ein kräftiger dicker Knabe von etwa vierzehn Jahren gesprungen, dessen leichtgelocktes lichtbraunes Haar, starker Kopf und breite hohe Stirn, unter welcher ein Paar scharfblickender beweglicher grauer Augen suchend umher spähten, dessen fein geformte Nase, wohlgerundetes Kinn und anmuthiger ungewöhnlich ausdrucksvoller Mund eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Kaiser verriethen.

„Mathilde, Mathilde!“ rief er, der Einsamen ansichtig werdend, — „weißst Du es schon? Vetter Louis tritt eine Reise an, sobald Du fort sein wirst! Ich habe Thelin vorhin zugesehen,

wie er die Koffer des Vetters packte, und denke Dir: er hat einen ganzen Anzug eingepackt, der genau so aussieht, wie man den Oheim Kaiser malt: grauen Ueberrock, hohe Stiefeln, Frack der Chasseurs-Uniform ...."

— „Du bist nicht klug, Leon!" entgegnete Mathilde. „Es wird einer der Anzüge des Kaisers sein, den Louis geerbt oder gekauft hat. Und wohin sollte er denn reisen, Bruder? wird er mir etwa das Geleite geben?"

„Nein, nein! er hat irgend etwas vor, der Vetter!" entgegnete der junge Prinz Napoleon von Montfort. „Thelin wollte nicht mit der Sprache heraus und war offenbar sehr erschrocken, daß ich ihn über dem Einpacken überrascht habe; aber gerade deßhalb schließe ich, daß es sich um etwas Wichtiges handelt, denn als ich Herrn Conneau fragte: wohin denn Vetter Louis reise? wollte er mir einreden, Charles Thelin habe mich zum Besten gehabt und packe nur alte Kleidungsstücke ein, um die Kleiderspinte des Vetters einigermaßen leerer zu machen. Aber die Verlegenheit des Kammerdieners über meine Frage war allzu deutlich."

— „Jenun, warum soll denn Louis nicht auch seine Geheimnisse haben dürfen, um die er einen vorwitzigen Jungen von Deinem Alter nicht gerade wissen lassen muß?" ...

„Mademoiselle, ich bin kein Junge mehr; ich werde im nächsten Jahre die Uniform tragen und in das Kadettenhaus unseres Oheims, des Königs von Württemberg treten!" fiel ihr Napoleon empfindlich in's Wort.

„Ich wollte, Du trügest die Uniform eines Zöglings von St. Cyr oder der polytechnischen Schule in Paris, Leon!" entgegnete Mathilde mit einem leichten Seufzer. „Bei aller Liebe und Dankbarkeit gegen König Wilhelm, unsern Oheim, will es mich doch demüthigend bedünken, daß ein Prinz von Frankreich seine militärischen Studien in dem Kadettenhause eines kleinen deutschen Königreichs machen soll. Aber nichts für ungut, Leon; ich wollte Dich nicht kränken, sondern Dir nur bemerklich machen, daß es nicht schicklich ist, in Geheimnisse des Vetters Louis sich einzu-

drängen, welche vielleicht aus guten Gründen sich in dieses Gewand der Verschwiegenheit kleiden.... Aber da kommt er selbst, wenn ich nicht irre!"

Der leichte Hufschlag eines im Schritte gehenden Pferdes ertönte von dem Pfade herauf, der im Zickzack an dem steilen Gehäng des schluchtartigen Waldthälchens unterhalb der Ulme emporführte.

„Er ist es, Mathilde! es ist der Hufschlag seines spanischen Hengstes!" rief der Knabe und lief den Pfad hinab, dem Reiter entgegen, der gleich darauf an einer Krümmung des steilen Wegs zum Vorschein kam, der Prinzessin ansichtig ward und sie mit anmuthiger Handbewegung von ferne grüßte.

Mathilde war ihm entgegangen, und als sie sich begegneten, sprang Louis aus dem Sattel, warf den Zügel dem jungen Vetter zu und umarmte Mathilden stürmisch.

„Heda, Leon, willst Du so freundlich sein, das Pferd nach dem Stalle zu bringen? Du darfst es noch eine Viertelstunde im Schritt reiten, weil es allzu erhitzt ist!" sagte er und der kleine Prinz machte sich diese Erlaubniß rasch zu Nutz, während Louis den Arm seiner Verlobten erfaßte und ihr zärtlich Willkommen entbot. „Ich hatte eine Ahnung davon, Liebe, daß Du mich erwartetest, darum ritt ich mein Pferd mit verhängtem Zügel, um so schnell wie möglich wieder hier zu sein.... Aber was ist Dir, theuerste Mathilde? Du bist so bewegt..."

— „Ich? — Nein, nicht im mindesten! Und doch ja!... Die Freude, Dich wieder zu sehen, mein süßer theurer Louis!" flüsterte sie und lehnte ihr Haupt innig, vertrauensvoll an seine Schulter. „Ich bin immer aufgeregt und fühle mich vereinsamt, wenn Du fort bist, Geliebter! Und doch ist es kindisch, ich weiß es, denn Du hast Geschäfte, und ich kann nicht verlangen, daß Du mir Deine Pläne opferst...."

„Welche Pläne, mein theures Herz?" fragte der Prinz aufblickend, richtete ihr Gesicht in die Höhe und schaute ihr forschend und überrascht in die feuchten Augen, die nun wirklich überquollen.

— „Lassen wir das, mein Geliebter! ich will mich nicht in Deine Geheimnisse eindrängen!“ flüsterte sie und schlug die Augen nieder. „Ich will vertrauen, will mich mit dem Augenblick des Glückes begnügen und an die Zukunft denken, wo Du mich besser kennen lernen und mir mehr anvertrauen wirst. . . . Und doch, wie werd' ich die Trennung ertragen können, welche zwischen Jetzt und Dann liegt, mein süßer Louis?“

„Sei ruhig, mein Kind! es wird nur eine kurze Spanne Zeit sein, wenn auch eine inhaltsschwere!“ erwiderte der Prinz tröstend. „Ich werde Dich nicht minder schmerzlich entbehren als Du mich!“

— „Das ist nicht möglich, mein Herzensmann! Du kennst die Liebe nicht, wenn Du dieß glaubst!“ flüsterte sie mit einer Innigkeit, die ihn unsäglich ergriff. „Ihr Männer habt weite Herzen und Geister, worin die Liebe nur einen schmalen Raum einnimmt und sich nur geltend macht, wenn euer Ehrgeiz und eure weltlichen Geschäfte vorübergehend schweigen. Wir armen Frauen aber haben für nichts Anderes Sinn, als für die Liebe, wenn wir lieben — sie ist unsere Welt, sie ist der Angelpunkt, der ganze Inbegriff unsers Daseins . . . . Doch genug davon! ich will Dich nicht langweilen, nicht mit meiner schwächlichen Empfindsamkeit anstecken. Ich will nicht an die nahe Trennung denken! Du bist ja wieder hier, das ist die Hauptsache! — Und wie steht es mit Deinen Geschäften, mein Geliebter?“ fuhr sie in einem Tone fort, welcher heiter zu sein bemüht war; „hast Du sie zu Deiner Zufriedenheit erledigt?“

„O, ja, Geliebte! und eines meiner Geschäfte, welches Dich betraf, ist von der Art, daß ich von Dir erst erfahren muß, ob ich damit zufrieden sein darf. — Wie gefällt Dir dieser Ring, der Verlobungsring, womit ich Dich jetzt zu meiner Braut weihe?“ setzte er fragend hinzu und nahm aus einem kleinen Etui einen Ring, den er ihr an den Goldfinger steckte, während sie so neben ihm auf der Bank unter dem weitschattenden Baume saß.

— „Ah, das ist wunderbar schön! das ist himmlisch!“ rief Mathilde aufspringend und betrachtete das reizende Kleinod. Es

war ein wunderschöner Fingerreif in Diamanten, einen kaiserlichen Adler darstellend, der in seinen Fängen ein Scepter hielt und auf einem Lorbeerkranze von kleinen Smaragden ruhte. Sie umarmte den Prinzen stürmisch und fand keine Worte des Dankes.

„Er gefällt Dir also, mein süßes Herz?" fragte er lächelnd und schaute ihr in die Augen, worin nun Thränen der Freude und Ueberraschung blinkten.

— „Unaussprechlich! ah, es ist das Schönste, Reizendste, was ich gesehen — allzu schön, allzu kostbar für mich!"

„Warum nicht gar? Was wäre zu schön und reich, um nur annähernd Deiner würdig zu sein, meine himmlische Mathilde?! Aber es macht mich glücklich, wenn ich Deinen Geschmack errathen habe. Ich hatte ihn eigens bei Mercier in Genf bestellt und ihm meine Idee angegeben. . . ."

— „Dieses Symbol unserer Familie! wie herrlich, wie sinnig!" sagte Mathilde und fühlte sich in diesem Augenblick unnennbar glücklich. „Es ist der Adler, der sich zur Sonnenhöhe aufschwingt,... der Phönix, der aus den Flammen der Trübsal und Prüfung sich gegen Himmel schwingt... Das Emblem unseres Schicksals! Dieses Sinnbild soll mich stets daran erinnern, welches Ziel vor uns liegt, mein Geliebter!" fuhr sie mit einer plötzlichen Glut der Begeisterung fort. „Ich will diesen Ring küssen, wenn der Schmerz der Trennung mich niederbeugen und entmuthigen will; ich werde aus seiner Berührung wieder Kraft schöpfen, wie jener Cyklope, dem die Berührung der Erde wieder neue Stärke lieh; ich will mich erinnern, daß eine Bonaparte und die Braut eines Napoleoniden nicht blos an Liebe und Lebensgenuß denken darf, sondern daß ihr Herz weit genug sein muß, um auch noch die Thatkraft und den Eifer für die Gründung der eigenen Zukunft zu beherbergen! Ist es so recht?"

„Hieran erkenn' ich Dich als mein würdiges Bräutchen!" sagte Prinz Louis beglückt. „Handle und denke so und Du wirst darin die Größe finden, deren ein Fürstenherz bedarf. Du weißt, welchen Beruf und welche Verantwortlichkeit das Schicksal auf

mich gelegt hat und der Wille jenes Mannes, welcher das Erbtheil seiner Pläne und Anschläge auf mich übertrug...."

— „Durch das Testament von St. Helena — ich weiß es und bin stolz darauf, daß es auch mich berührt als Deine künftige Lebensgefährtin!" sprach Mathilde begeistert. „Der Ring hier ist mir noch in anderer Hinsicht ein bedeutsames Zeichen.... man gibt sich Pfänder der Treue nur am Vorabend der Trennung.... Du lässest Deine Koffer packen, Geliebter.... Du bist im Begriff zu reisen.... Es ist etwas im Werke und ich bin Dir hier zu viel...."

„Aber, Geliebte! was fällt Dir ein?"....

— „Nein, nein! täusche mich nicht, ich ahne Alles! Meine Abreise ist der Moment, welcher Dich frei gibt, um zu handeln! Ich fühle es mit der ganzen ahnungsvollen überzeugenden Intuition der Liebe! Du hast eine große kühne That vor, von welcher ich Dich nicht zurückhalten darf, ohne zu freveln, denn meine Eigenliebe sagt mir, daß das was Du erstrebst, auch mir zu Gute kommt, eben weil es mit unserer Zukunft zusammenhängt.... Ich will Dir bethätigen, daß ich kein gewöhnliches Mädchen bin! — ich will mich zwingen, ruhig und gefaßt zu sein und das Opfer der Trennung zu bringen; meine heißesten Segenswünsche sollen Dich begleiten, aber ich bitte nur um Eines, Geliebter, Herzensfreund! gib mir eine Andeutung von Dem, was im Werke ist!"

„Unser Ziel kann ja nur Eins sein, mein süßes Leben! nämlich die Wiedererlangung der Kaiserwürde, der Umsturz der Verträge von 1815," erwiderte der Prinz. „Diese Ziele liegen vor uns und heischen mein Einschreiten, meine persönliche Betheiligung, meine Initiative," setzte er mit ruhiger, stolzer Zuversicht hinzu. Das Losschlagen ist beschlossen und der erste Streich nur noch eine Frage der Zeit. Die Prinzessin Mathilde soll nicht einem einfachen schweizerischen Artillerie-Kapitän, sondern mindestens einem Marschall von Frankreich, einem neuen General Bonaparte, wo nicht mehr, zum Traualtar in Notre-Dame folgen!"

Mathilde fiel dem Geliebten mit einem Freudenschrei um den Hals, und wußte sich vor Stolz, Glück und Hoffnung kaum zu fassen. „O mein Geliebter, welch' eine beseligende Aussicht eröffnest Du mir da? Wie vermag ich, solch ein Glück zu fassen? Wie bin ich dessen würdig?" stammelte sie.

„Durch unverbrüchliches Stillschweigen und Vertrauen," entgegnete der Prinz eindringlich. „Durch Darlegung einer großen Seele, eines weltklugen Gebahrens, meine Geliebte! Du sollst mich nicht um Weiteres fragen, weil es nicht mein Geheimniß allein ist, was ich zu bewahren habe; weil die tiefste Discretion die erste Bedingung des Gelingens ist; weil selbst meine Mutter nicht wissen darf, wann und wo der Streich geschieht! Du sollst die Einzige sein, die ich in diese Pläne einweihe, weil ich Dir die Stärke zutraue, mich zu verstehen und mit mir zu streben!"

— „Du sollst mit mir zufrieden sein, und Dein Vertrauen nicht bereuen, mein Geliebter!" rief sie mit begeisterter Glut. „Bin ich nicht Deine Schülerin, Dein Geschöpf, Deine Braut, die Gefährtin Deiner Schicksale, die Deine Größe, Deinen Ruhm theilen soll? Hast Du mir nicht erst die Augen geöffnet und mich selbst für Dich herangezogen? Fühle ich nicht in diesem Moment von ganzer Seele die Bevorzugung, welche Du mir angedeihen ließest, als Du zu mir herabstiegst, um mich zu Dir zu erheben? — Oh, mein Geliebter, mein angebeteter Mann, wie unabläßig, unermüdet werd' ich an mir bilden und mich bestreben, Deiner würdig zu sein!"

„Du bist es bereits, mein Engel! Du sollst alle meine Pläne und Absichten theilen, aber später, nachdem es Zeit ist, davon zu reden! Die Fama soll Dir diese Zeit melden, denn die Welt soll von mir hören, soll auf mich blicken! Ich werde mich auf ein hinreichend hohes Piedestal zu stellen suchen, um weithin sichtbar zu sein. Aber nun genug von unserer Zukunft, mein süßes, Herz! Laß uns nun der Gegenwart genießen und den Moment auskaufen! Komm zur Mutter!" Und seinen Arm um ihren

vollen Nacken schlingend, führte er die beseligte Braut durch den Park dem Schlosse zu. — —

Es folgten noch einige glückliche Tage, unaussprechlich schön, beseligend und beglückend für die junge Prinzessin, die sich mit dem ganzen Wonnerausch einer ersten Liebe nun doppelt gehoben und ausgezeichnet fühlte, die angebetete Braut, die zukünftige Gattin eines solchen Helden, die künftige Kaiserin von Frankreich zu sein, denn sie theilte mit dem ganzen Sanguinismus der Jugend den unerschütterlichen Glauben des Prinzen an seine Zukunft; sie war so innig überzeugt von dem herrlichen Loose, welche für sie im Schooße einer nicht fernen Zukunft lag, daß sie oft halb träumerisch den hübschen kleinen Brillantring, welchen ihr der Prinz verehrt hatte, betrachtete und in stummem Entzücken an ihre Lippen drückte! Es lag ein Widerschein von bräutlicher Seligkeit auf diesem schönen, frischen, blühenden Antlitz der graziösen Prinzessin, welcher sogar in Hortensens bleichen und mütterlich-ernsten Zügen eine stille wehmüthige Freude hervorrief.

Eines Tags kam Frau v. Reding, die frühere Erzieherin der Prinzessin, von Konstanz herübergefahren, um ihrem ehemaligen Zögling einen Besuch zu machen. Sie erfuhr, daß die Prinzessin auf ihrem Zimmer sei, und begab sich dorthin, um sie unangemeldet zu überraschen. Leise öffnete Frau v. Reding die Thüre, und siehe da! vor ihrem Ankleidespiegel stand Prinzessin Mathilde und besichtigte still, in tiefe Gedanken verloren, ihr eigenes Bild im Spiegel, ein unsäglich süßes huldvolles Lächeln auf den Lippen, und knixte, winkte anmuthig, huldvoll mit der kleinen wunderhübschen Hand. Auf der Stirne aber trug Mathilde ein Diadem, das sie sich offenbar selbst gefertigt hatte aus einem Stücke steifen Kartenpapiers und einigen Zweigchen silberübersponnener filigranartiger Blumen und Blätter, wie man sie damals zuweilen als Haarputz für Bälle in den Flechten trug. Und stolz und graziös trug sie das Diadem auf der weißen makellosen Stirne, und es war etwas von einer Königin in ihr, denn sie hatte den stolzen Anstand und den Adel der Erscheinung von

ihrer charakterfesten, schönen, hochbegabten Mutter geerbt! Von den Schultern herab und weit über den Boden hin floß in weichen Falten, wie ein Krönungsmantel, ein prachtvoller hochrother indischer Shawl mit breiter Bordure, welchen die Prinzessin von ihrer Mutter geerbt hatte, und der der Frau v. Reding wohl bekannt war, und jetzt die ebenmäßige harmonische Gestalt mit der jugendlich vollen Büste größer und stattlicher erscheinen ließ, als die französische Modentracht! Und in der rechten Hand führte sie statt eines Scepters einen kleinen Sonnenschirm, dessen Stock sich mittelst eines Gelenks einbiegen ließ!

In diesem Aufzuge, ganz mit sich selbst beschäftigt, mädchenhaft glücklich, sichtlich frohe Befriedigung in den Mienen, ging Prinzessin Mathilde vor dem hohen Ankleidespiegel auf und ab, jetzt sich verneigend, jetzt rechts und links mit königlichem Anstand und gewinnender Anmuth grüßend, ein unbeschreiblich süßes huldvolles Lächeln auf den Lippen, das schöne lebhafte Auge schwärmerisch blitzend!

Mathilde studirte offenbar die Rolle einer jungen Königin zu einer der dramatischen Vorstellungen ein, welche einen wesentlichen Theil der geselligen Unterhaltung auf dem Arenenberg bildeten! — So dachte wenigstens Frau v. Reding, welche zu viel Takt und höfische Sitte besaß, um diese stumme Studie indiscret zu unterbrechen, sich deßhalb ganz geräuschlos und vorsichtig zurückzog und nach einem Lakaien umsah, um sich in üblicher Form anmelden zu lassen und auf eine Ueberraschung der Prinzessin zu verzichten, welche — wie eine dunkle instinktive Ahnung der guten Dame sagte — unter bewandten Umständen für die Prinzessin vielleicht unliebsam, störend oder gar demüthigend gewesen sein würde!

Als Frau v. Reding auf die Versicherung, daß sie der Prinzessin hoch willkommen sein werde, zu Mathilden in's Zimmer trat, lag noch tiefe Gluth — wie von einer unwillkommenen, etwas beschämenden Ueberraschung — auf dem Antlitz der Prinzessin, welche ihre ehemalige Erzieherin vielleicht nur darum

so stürmisch umarmte, um die momentane kleine Verlegenheit zu maskiren.

Die Rolle, welche die Prinzessin einstudirt hatte, war nicht die einer Komödien-Königin, sondern die ersehnte und sicher erhoffte einer — Kaiserin von Frankreich gewesen! — —

Einige Tage später verabschiedete sich die Prinzessin Mathilde von ihrer Tante Hortense. Der Prinz hatte kein Hehl daraus gemacht, daß er am 25. Oktober abzureisen gedenke, und zwar nach dem Fürstenthum Hohenzollen-Hechingen, um dort bei dem freundlichen leutseligen Fürsten, seinem Verwandten, einigen großen Jagden beizuwohnen.

Auf dem Arenenberg gab sich Jedermann das Ansehen, als glaube er an dieses vorgebliche Reiseziel. Selbst der junge Prinz Leon oder Plonplon, Napoleon v. Montfort, schien nun ganz überzeugt davon, daß sein Vetter und künftiger Schwager kein anderes Vorhaben verfolge.

Der andalusische Hengst des Prinzen Louis hielt vor dem Säulenportal des Schlößchens, neben dem Reisewagen, worin die Prinzessin mit ihrer Dame und den beiden Domestiken fortreisen wollte. Jetzt kam Mathilde heraus, umschlungen vom Arme der Königin Hortense, in deren Wimpern Thränen hingen, als ob ihr ein schmerzliches Vorgefühl sagte, daß es ein Abschied auf Leben und Tod von der künftigen Schwiegertochter sei. Eine lange stumme Umarmung, dann leidenschaftliche zärtliche Worte, einige Küsse, und die Prinzessin mit ihrer Duenna stiegen ein. Leon kletterte noch auf den Wagenschlag, seine schöne Schwester zu umarmen. Prinz Louis schwang sich in den Sattel und der Reisewagen rollte zum Hofe hinaus, die Damen winkten sich noch so lange zu, bis sie einander aus dem Gesichte waren, und der Prinz trabte dicht am Schlage des Reisewagens.

Einige Meilen weit wich der Prinz nicht von dieser Stelle; seine Blicke und diejenigen seiner jungen Braut tauchten in einander und sagten sich unendlich mehr, als alle Worte zu sagen vermocht hätten. Prinz Louis schien es gar nicht über sich gewinnen zu können, sich von Mathilden zu trennen. Beider Her-

zen schienen zu voll zu sein, um Worte zu finden; es war, als liege auf beiden das Vorgefühl, daß diese Trennung eine lange, lange, entscheidende, tief in Beider Leben einschneidende sein werde. Endlich auf der zweiten Poststation bat Mathilde während des Pferdewechsels den Verlobten, sie nun nicht weiter zu geleiten, damit er ihr den Abschied nicht noch schwerer mache.

„Einmal muß ja doch das letzte Wort getauscht werden!" sagte sie, und versuchte sich damit selbst den Muth einzureden. „Und dann, wir scheiden ja nicht auf lange! Wir sehen uns demnächst in Florenz! Wenige Wochen nur, und doch wie lange und schmerzvoll werden sie für mich sein, mein Geliebter!"

— „Und nicht minder für mich!" erwiderte er. „Dein Bild im Herzen soll mich begleiten bei Dem, was ich für unsere Zukunft thun werde, Mathilde! Du bist meine Heilige, mein Schutzengel! Und ich weihe Dich hiezu feierlich, indem ich Dir eine Abschrift von dem richtigen echten Testament von St. Helena übergebe, welches mir einstweilen aus der Hand meiner Mutter zukam!"

„Mein Geliebter, ist es möglich? Oh diese Freude, dieses Glück! Wie will ich mich dieser Auszeichnung werth machen!" flüsterte Mathilde unendlich beglückt und bewegt.

— „Ich tausche es aber nur ein gegen die Locke von Dir, um welche ich Dich so oft gebeten, meine Angebetete! Du darfst sie mir nicht vorenthalten. Du hast mich immer vertröstet auf diese Stunde des Abschieds. Nun sei gütig und schenke mir eine Locke Deines schönen Haares!"

„Oh, ich wünschte, Geliebter, Du verlangtest dieß nicht von mir!" sagte die Prinzessin wehmüthig. „Es soll Liebenden Unglück bringen, wenn sie Haarlocken tauschen. Es soll den Liebesfaden abschneiden, wenn man sich für den Geliebten einen Strähn Haare abschneidet...."

— „Bah, wer wird an solche Ammenmährchen glauben!" erwiderte der Prinz lächelnd, und doch ward sein Auge unwillkürlich ernster, denn er gedachte einer ähnlichen Scene, die er schon einmal durchgemacht, und einer ihm lieb gewesenen Dame,

die sich auch gesträubt, ihm eine Locke zu geben, und dann dieselbe endlich doch gegeben und die er seither nicht wieder gesehen hatte. „Laß solchen Aberglauben dem Pöbel, mein Kind! für mich wird Deine Locke ein Talisman sein, der mich siegreich durch alle Fährlichkeiten hindurch trägt!“

„Du weißst, ich kann Dir nichts versagen, mein Geliebter, und doch — ah, ich wollte, ich könnte es ohne stilles Bangen thun! Hier ist das, was Du verlangst! Möge es die schützende Wunderkraft eines Talismans für Dich haben!“ lispelte sie und reichte ihm ein kleines goldenes Medaillon, das auf der einen Seite das Bild des Kaisers in Relief trug, von einem Goldstück aus dem Jahr 1804 losgesägt und als Bodenstück des Medaillons gefaßt. Unter dem gewölbten Deckel von Glas lag eine kleine Locke des schönen goldbraunen Haares zierlich eingebettet.

Der Prinz drückte es stürmisch an die Lippen und hing es sogleich an dem kleinen Seidenbande um.

„Dank, tausend Dank! Die Ueberwindung, welche es Dich, mein Engelherz, kostet, jenes düstern Vorgefühls Herrin zu werden, erhöht mir noch unendlich den Werth dieser Gabe!“ sprach er und umarmte die Verlobte.

Ein trauriger langer Abschied folgte, trotz der Hoffnung auf das Wiedersehen binnen Kurzem und auf die demselben folgende Vereinigung.

Gedankenvoll, tiefer aufgeregt, als er es sich selbst gestehen mochte, ritt der Prinz wieder nach dem Arenenberg zurück. Noch war er keine Stunde unterwegs, so brach ein furchtbares Gewitter los und nöthigte den durchnäßten Reiter, in einem einsamen Bauernhäuschen ein Obdach zu suchen, bis die Wuth der Elemente ausgetobt hatte. Der Aufruhr in der Natur vermochte jedoch nicht, ihn seinen ernsten und unheimlichen Gedanken zu entreißen, paßte vielmehr ganz zu seiner momentanen Stimmung und mehrte den bänglichen beklommenen Druck, der auf ihm lag. Er konnte sich eines störenden drückenden Unbehagens nicht entschlagen, denn vor seinem inneren Blicke verschwammen die Bil-

der von Eleonore Gordon und Mathilde von Montfort immer ineinander ...

Endlich hatte der Regen aufgehört und das Unwetter sich gelegt. Noch hingen allerdings die Wolken trüb und grau, und ab und an fegte der Wind in wilden Stößen über das Ufergelände hin, und der Spiegel des Bodensees lag drüben farblos und bleigrau da. Eine innere Unruhe trieb den Prinzen nach Hause.

Als er den steilen Pfad im kleinen Park hinanritt, — es begann bereits der frühe Herbstabend zu dämmern, — fiel ihm plötzlich die Begegnung ein, welche er erst vor wenigen Tagen hier mit der Verlobten gehabt, als er ihr den Ring an den Finger gesteckt hatte. Unwillkürlich blickte er zu jenem Baume mit der Bank, ihrem Lieblingsplätzchen, hinauf und — ein jäher Schreck griff ihm an's Herz, die Linke zügelte mit plötzlichem Ruck das schweißtriefende Roß, welches die gewitterte Nähe des Stalles zu regerm freiwilligem Trabe gespornt hatte. Mauerfest blieb es stehen, nachdem der Ruck des Zügels es auf der Vorderhand in die Höhe gerissen. ...

Jener Baum, einer der schönsten des kleinen zum Park umgestalteten Wäldchens, war vom Sturme geknickt, seine Krone zerrissen, sein Stamm bis tief herab geschlitzt. Die Trümmer seiner gebrochenen und zersplitterten Aeste versperrten wie ein Verhack den schmalen Reitpfad.

„Was ist das?" rief er unwillkürlich und in ernstem Schreck. „Es ist derselbe Baum, unter welchem ich jüngst den Verlobungsring an Mathildens Hand gesteckt, — es ist ihr Lieblingsplätzchen! Noch diesen Morgen hat sie es besucht und Abschied davon genommen und noch einmal die Schönheit und Kraft des Baumes bewundert! — Das hat eine tiefere ernstere Bedeutung! Ich bin nun überzeugt, daß unsere Verbindung durch das Schicksal vereitelt wird!" setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

Mit jenem Aberglauben oder Ueberglauben, dessen er sich selbst niemals entschlagen konnte, rief er sich Mathildens Widerstreben gegen die Ueberlassung der Haarlocke und die Befürch-

tungen der Prinzessin bei Ueberreichung derselben in's Gedächtniß, als er auf einem Umweg nach dem Schlößchen ritt und sich umkleidete. Der finstere Ernst seiner Züge verrieth selbst dann noch, als er in den Salon seiner Mutter trat, das bange niederdrückende Vorgefühl, welches auf ihm lag, und auf Hortensens Befragen theilte er dieser die Thatsache mit dem zerrissenen Baum, dessen Bezug zu der Verlobten und ihm und die daran geknüpfte Befürchtung mit, welche auch über das Gemüth der Königin einen trüben Schatten warf, den sie nicht einmal zu äußern, geschweige denn ihrem Sohne auszureden wagte.

„Soll ich hierin ein Omen sehen und mein Vorhaben aufgeben?" fragte sich der Prinz, als er am Abend in sein Zimmer trat und jene Ahnung noch immer in ihm gährte. Da fiel sein Blick auf ein Billet, das auf seinem Schreibtische lag und dessen Adresse die kräftigen Züge des Obersten Parquin zeigte.

„Mein Prinz, ich bin angekommen, um Ihre gefälligen Mittheilungen entgegenzunehmen, um deren willen Sie mich her beschieden haben," schrieb der alte Haudegen in seiner militärisch kurzen Weise. „Mein Urlaubsgesuch hatte keine Schwierigkeiten, da ich es mit den Erbschaftsgeschäften wegen des Todes meiner Gattin motivirt habe. Ich erwarte Sie morgen auf Schloß Wolfsberg, da Sie nicht wünschen, daß ich mich zuerst in Arenenberg zeige. Ich bringe gute Kunde mit. Trügt mich meine Ahnung nicht, so errathe ich was im Winde ist und rufe: Vorwärts, mein theurer Prinz!

„Für immer der Ihrige Parquin."

„Das gibt den Ausschlag! Dieses Zeichen vom Schicksal soll mir genügen!" murmelte der Prinz, als er gelesen hatte, und bei dem Gedanken an die Nähe und Mithilfe des Veteranen wich ein Theil seiner düstern Beklommenheit. „Der Würfel liegt. Fais ce que dois, avienne qui voudra! (Thu' Deine Schuldigkeit, komme auch was da wolle!)"

Mit diesem seinem spätern Motto auf den Lippen und im Herzen setzte sich der Prinz an seinen Schreibtisch und schrieb noch

die halbe Nacht hindurch Briefe, welche den Zeitpunkt des Losschlagens auf einen ganz nahen Termin festsetzten.

Am folgenden Morgen — es war der 24. Oktober und einer jener goldigen Herbsttage, welche mit ihrem frischen belebenden Hauch jeder Kreatur erhöhte Spannkraft und stramme Energie zu verleihen pflegen, — ritt der Prinz am frühen Morgen nach Schloß Wolfsberg hinüber, wo Oberst Parquin ihn schon unter dem offenen Fenster erwartete. Der Veteran hatte seine Tochter Claire schon vor einiger Zeit fremden Händen anvertraut, welche ihre Erziehung vollenden sollten und langweilte sich auf dem einsamen Schlosse, wo er mit Spannung den Mittheilungen des Prinzen entgegensah, deren Wichtigkeit keine geringe sein mußte, wenn ihn sein junger Freund aus dem Innern von Frankreich hieher entbot.

„Parquin," hub der Prinz nach den ersten herzlichen gegenseitigen Begrüßungen an, da er die kurz angebundene Weise des alten Soldaten genugsam kannte; „Parquin, ich will mich entweder erschießen lassen oder den kaiserlichen Adler wieder auf unsere Fahnen zurückführen. Wollen Sie mit von der Parthie sein und mir folgen?"

— „Prinz, zählen Sie auf mich!" erwiderte Parquin, die Hacken zusammenschlagend und stramm aufgerichtet und griff militärisch salutirend an die Stirne, während ihm Thränen in die ehrlichen, muthig blitzenden Augen traten.

„Wohlan, so treffen Sie mich am 29. Oktober in Straßburg, unter dieser Adresse!" sagte der Prinz, ihm eine Karte überreichend. „Ich bin jetzt außer Stand, Ihnen Details anzugeben, aber Sie sollen noch Alles erfahren. Vergegenwärtigen Sie sich die Aufregung, worin ich bin, um noch alle nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Ich wollte, Arenenberg läge schon hinter mir und der Abschied von meiner Mutter wäre vorüber. — Also, auf Wiedersehen in Straßburg."

— „Sehr wohl, mein Prinz: am 29. Oktober in Straßburg! Auf Wiedersehen!" versetzte Parquin und reichte dem Prinzen die Hand auf's Pferd hinauf, welches dieser gar nicht verlassen

hatte. Der Prinz setzte den Hengst in Galopp und sprengte nach dem Arenenberg zurück.

Am folgenden Morgen, den 25., trat der Prinz reisefertig in das Zimmer seiner Mutter. Er hatte von Conneau und den anderen Freunden schon Abschied genommen und namentlich den jungen Arzt sehr ernst gestimmt gefunden, denn dieser hatte dem Prinzen nicht verhehlt, daß er das Vorhaben für gewagt und übereilt halte. Prinz Louis hatte hierauf nur mit einem stummen Achselzucken geantwortet, welches zu sagen schien: Mag sein, aber die Kugel ist bereits im Rollen!

Prinz Louis war bemüht, sich eine heitre unbefangene Miene zu geben, aber die großen sprechenden Augen der Mutter ruhten mit einem ganz unaussprechlichen Ausdruck von Wehmuth, forschender Neugier und mühevoller Resignation auf ihm.

„Du kommst, um mir Lebewohl zu sagen?“ hub sie mit eigenthümlich bewegter unsicherer Stimme an, denn die Angst des ahnungsvollen Mutterherzens verrieth sich gegen ihren Willen. „Du gehst also wirklich, mein lieber Sohn?“

— „Auf einige Tage nur, liebe Mutter! Sie wissen ja, ich habe die Einladung des Fürsten von Hechingen zu seinen Jagden angenommen,“ entgegnete der Prinz mit möglichst unbefangenem Tone; aber ein Blick auf Hortense zeigte ihm verweinte Augen und eine auffallende Blässe und Mattigkeit des Antlitzes, gleichsam die Wirkungen einer schlaflos verbrachten Nacht.

„Diese Jagden sind nicht der einzige Beweggrund zu dieser geheimnißvollen und lange vorbereiteten Abreise,“ sagte die Königin langsam und mit einem forschenden, beinahe vorwurfsvollen Blick. „Ich vermag es Dir nicht zu bergen, mein lieber Louis, daß ich Dich mit einer besonderen ahnungsvollen Unruhe scheiden sehe. Deine jüngsten Beschäftigungen und Nachtwachen, Dein ausgedehnter Briefwechsel verriethen mir, daß Dein Geist mit außerordentlichen Dingen beschäftigt ist. Ich würde Dich ruhiger scheiden sehen, wenn ich um den wahren Beweggrund Deiner Reise wüßte ... Ich bin nicht neugierig oder indiscret, mein lieber Sohn!“ fuhr sie fort und ward gegen ihre Absicht weich;

— „aber meine Nerven sind durch mancherlei Leiden angegriffen — ich bin ... d. h. ich fühle mich in diesem Augenblick kränker und schwächer, als ich seit Jahren war. Dazu die mehrfachen versteckten Winke, welche man mir von gewagten Plänen gemacht hat, mit denen Du Dich angeblich tragen sollst," sagte sie und ergriff mit überwallender Zärtlichkeit seine Hand; — vergib mir, wenn ich Dir selbstsüchtig erscheine; aber Du bist der Einzige von meinen Söhnen, der mir geblieben ist — Du bist die Hoffnung einer ganzen Familie und die meinige!" Sie wandte das bleiche vergrämte Antlitz ab und neigte das Haupt auf die Brust.

— „Mama, liebe theure Mama! Sie ahnen nicht, welch' eine schwere Probe Sie mir auferlegen," erwiderte der Prinz bewegt. „Aber Sie werden nicht verlangen, daß ich die Verschwiegenheit verletze, die ich mit meinem Worte zugesagt habe. Es ist nicht mein Geheimniß allein, — ich kann, ich darf nicht reden!"

„Du hättest eine solche Verpflichtung nicht eingehen sollen, mein Louis! — um meiner Ruhe willen nicht! Ich dächte, ich hätte es nicht um Dich verdient, daß ich um Deine Schritte nicht wissen darf. Konnte je eine Mutter inniger mit ihrem Sohne sympathisiren, zärtlicher für sein Wohl besorgt sein?"

— „Gewiß nicht, theuerste Mama! Oh, ersparen Sie mir diesen Kampf zwischen zwei gleich schweren Pflichten! Vertrauen Sie mir, Mama!"

„Sag' mir wenigstens, wohin Du gehst, mein Louis! denn ich weiß es — eine Ahnung sagt es mir — daß Dein Reiseziel nicht Hechingen ist!"

— „Nun denn, liebe Mama, ich sehe ein, daß ich Ihnen wenigstens Wahrheit geben muß. Wenn es Sie daher einigermaßen beruhigt, wenigstens mein Reiseziel zu kennen, so erfahren Sie, daß ich einigen einflußreichen politischen Persönlichkeiten, welche sich mit mir in intimere Beziehungen setzen wollen, ein Stelldichein in der Nähe der französischen Grenze gegeben habe!"

„In Baden-Baden?" fragte die Königin lebhaft und mit forschendem Blicke.

— „Nein, liebe Mutter! an einem andern Orte, den ich Ihnen nicht näher bezeichne ...“

„Wohlan, ich will mir damit genügen lassen! Ich bin schon zufrieden zu hören, daß Du nicht nach Baden gehst, wo jene Person ...“ Sie seufzte leise, drückte ihm die Hand und sagte dann mit Wärme: „Nicht wahr, Du gibst alle Beziehungen auf, welche zwischen Dich und Mathilde treten würden? Das theure Kind liebt Dich abgöttisch, schwärmerisch, mit dem ganzen Enthusiasmus einer ersten Liebe! Oh, täusche sie nicht: es wäre grausam, mit solch einem Herzen zu spielen und ihm den Glauben an Mannesehre und Mannestreue zu nehmen! So jung Mathilde auch ist, sie besitzt einen edlen, stolzen Sinn, einen gediegenen Charakter. Frauen von starker Seele lieben nur einmal; werden sie getäuscht, verrathen, so verlieren sie entweder den Verstand oder den Glauben an die Menschen, an sich selber. Mathilde hat die große Seele ihrer Mutter; sie ist die Einzige, die ich Deiner würdig halte, weil sie Dich versteht, weil es Dir wenig Mühe kosten wird, sie zu Dir emporzuziehen! Um meinet- wie um Deinetwillen verrathe sie nicht!“

— „Was denken Sie denn von mir, liebe Mutter? Ich weiß ein Herz wie dasjenige Mathildens zu schätzen! Seien Sie ganz außer Sorgen!“

„Ich glaube, ich vertraue Dir, mein Sohn! Für ein gewöhnliches Weib würde ich solch ein Fürwort nicht einlegen, das begreifst Du,“ versetzte die Königin weich. — „Aber dieß ist nicht die einzige Gefahr, welche Du läufst. Sei vorsichtig und klug; engagire Dich nicht leichtsinnig; öffne Dein Herz nicht Jedem. Du ahnst nicht, zu welchen verworfenen, selbstsüchtigen, niederträchtigen Mitteln die hohe Politik greift, um ihre Zwecke zu erreichen. Man wird Dich mit Spionen, mit Verräthern umgeben, um Dich in irgend ein tolles Unternehmen hineinzuhetzen und Dir all das Odium und die Lächerlichkeit anzuhängen, welche Dich dann unmöglich machen!“

— „Ich bin darauf vorbereitet, Mama; ich bin nicht der Mensch, welcher dem Ersten Besten die innersten Falten seines

Herzens zeigt. Zudem habe ich es mit Männern zu thun, deren Anhänglichkeit an unsre Sache erprobt ist, und die mindestens eben so viel wagen wie ich."

„Auch von diesen sind nicht alle probehaltig, denn bei einem mißglückten Unternehmen gibt es gewöhnlich ein allgemeines ‚Rette sich wer kann,' und Jeder denkt dann nur zunächst an sich selbst. . . . Darf ich nicht wenigstens wissen, welche von Deinen Freunden mit von der Parthie sein werden? Nenne mir, wenn Du darfst, wenigstens Einen oder Zwei!"

— „Nun denn, Mama, Fialin de Persigny und Parquin," entgegnete Prinz Louis nach einigem Zögern.

„Das sind wenigstens zuverlässige Männer!" sagte die Königin. „Und Enrico — Conneau, wollt' ich sagen, — ist er nicht dabei?"

— „Nein, liebe Mutter; es wäre grausam, ihn jetzt von hier wegzuführen, wo Sie seiner so sehr bedürfen. Sie werden mir eine solche Selbstsucht nicht zutrauen!"

„Aber er weiß wenigstens um Dein Vorhaben?"

— „Allerdings, er ist im Allgemeinen darein eingeweiht, aber unter dem Siegel unverbrüchlicher Verschwiegenheit!"

Die Königin war in ihren Lehnstuhl am Fenster zurückgesunken, stützte das Haupt auf den Arm und diesen auf die Fensterbank und versank in ein wehmüthiges Nachsinnen. Sie bestrebte sich, die trüben bangen Ahnungen ihrer Seele zu verbannen und stark zu sein, aber ihr Herz war in einem schweren Kampf befangen. Sie raffte sich noch einmal auf und ihre Lippen strömten über von zärtlichen Rathschlägen, wie der feierliche Moment sie ihr eingab. Dann aber bemerkte sie, daß der Prinz seine Ungeduld nur mühsam verwand, brach ab, stand auf und ging an ihren Schreibtisch, wo sie aus einer Kassette einen goldenen Ring nahm.

Stürmisch, mit einer vulkanisch hervorbrechenden Leidenschaft umarmte und küßte sie ihren Sohn, ergriff seine Rechte und steckte ihm den Goldreif an den Finger.

„Es ist eines meiner theuersten Erbstücke, mein Louis!"

sprach sie mit tiefer Erschütterung; — „es ist der Trauring, welchen meine Mutter Josephine von Napoleon erhielt. Nimm ihn hin, trage ihn! Wenn Du in irgend eine Gefahr geräthst, möge er Dein schützender Talisman sein!"

— „Er wird mich schützen und mir Glück bringen!" sprach Louis und küßte den Ring und dann die Mutter. „Ich danke Ihnen, theuerste Mama! Dieser Ring scheint jetzt schon seine Zauberkraft zu üben. Leben Sie wohl, meine liebe beste Mutter! In wenigen Tagen werden Sie Nachrichten von mir haben!"

„Lebe wohl — vielleicht auf immer!" flüsterte sie ahnungsvoll und unter Thränen. „Der Himmel segne Dich!"

Noch eine stürmische Umarmung, und der Prinz riß sich los und stürzte hinaus.

Die Königin aber sank in ihren Stuhl zurück und schluchzte laut. „Ich fühle es, daß ich ihn niemals wieder sehen werde!" sagte sie. „Mein Herz droht mir zu zerspringen, aber ich darf ihn ja nicht halten! .... O Himmel, segne, erhalte ihn!"

Das Rollen eines abfahrenden Wagens verkündigte ihr, daß die Trennung vollzogen und unwiderruflich sei! — —

6.

Es war der Abend des 27. Oktobers. In einem großen elegant möblirten Eckzimmer in der Beletage eines der größten Gasthöfe zu Freiburg ging der Prinz Louis mit starken Schritten ungeduldig auf und ab. Er war mit einem bayrischen Passe, welcher auf einen Grafen Dietfurt lautete, im Lauf des Tages hier angekommen, nachdem er schon am vorigen Tag seinen treuen Kammerdiener Charles Thelin von Lahr aus vorausgeschickt hatte, um die französischen Generale, denen er ein Stelldichein in Freiburg gegeben hatte, von seiner Ankunft zu benachrichtigen. Der Commandant de Bruc hatte ihm dieselben von Paris aus zuführen sollen, und mußte, wenn Alles in gewünschter Ordnung ging, schon am vorigen Abend angekommen sein. Aber das Wetter hatte plötzlich umgeschlagen. Dem schönen

Herbstwetter der letzten Tage war rauhe stürmische Witterung gefolgt, auf den Bergen lag tiefer Schnee, Straßen und Wege waren bodenlos geworden und diesem Umstande vor Allem schrieb der Prinz das verzögerte Eintreffen des Kommandanten Bruc zu, welches ihn in große Verlegenheit versetzte. Der Prinz hatte sich in seinen Erwartungen getäuscht gesehen, da er sowohl im 'Stern' in Lahr als hier Briefe aus Frankreich anzutreffen gehofft. Er hatte nämlich schon am 25. Oktober von Arenenberg aus einen letzten Brief an den Oberst Vaudrey geschrieben, um ihn in der Geneigtheit für seine Zwecke, worin er ihn in Straßburg zu treffen hoffte, zu ermuthigen und zu erhalten. Aus Furcht vor der französischen geheimen Polizei, welche damals das Briefgeheimniß in keiner Weise achtete, war der Brief in einem eigenthümlich dunklen und bezüglichen Style abgefaßt, als komme er, wie die Unterschrift besagte, von einem Fräulein Louise Wernert, um deren Hand sich Oberst Vaudrey beworben habe, und anstatt von einer Verschwörung handelte der Brief von einer Heirath. Der Prinz erinnerte als Louise Wernert den Obersten an die gemachten Versprechungen, stellte es aber ihm ganz anheim, ob er sich noch von der Sache zurückziehen wolle oder nicht, gab sich jedoch der Hoffnung hin, der Oberst werde dem einmal gefaßten Plane treu bleiben.

„Wie auch immer Ihre Entscheidung ausfallen möge," schrieb ihm die angebliche Louise Wernert, — „so soll dieselbe in keiner Weise den Gefühlen Eintrag thun, die ich für Sie hege, und ich wünsche, daß Sie sich in Allem von Ihren Ueberzeugungen leiten lassen.... Sie wissen," hieß es dann weiter, — „Sie wissen, mein Herr, daß Sie allein Alles in sich vereinigen, was mein Herz beben machen kann: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. — Bevor ich Sie kennen gelernt, ging ich ohne sichere Führung in der Irre, dem kühnen Schiffer ähnlich, der eine neue Welt suchte. Ich hatte nur in meinem Gewissen und in meinem Muthe die tröstliche Ueberzeugung von dem Gelingen meiner Pläne; allein die Hoffnung überwog die Gewißheit. Erst als ich Sie, mein Herr, gesehen hatte, schien sich der Horizont vor mir aufzuhellen und ich rief: Land, Land!"

Auf diesen Brief war ebenfalls keine Antwort eingetroffen,

die doch sozusagen die Vorfrage zum Beginn des ganzen Unternehmens gewesen wäre. Kein Wunder daher, daß der Prinz an diesem Abend sehr unruhig und unmuthig war und sich gewisser düsterer Ahnungen bezüglich des Gelingens seines Vorhabens nicht entschlagen konnte. Er hatte seinen Kammerdiener Thelin nach Breisach gesandt, um sich dort zu erkundigen, ob Herr v. Bruc noch nicht angekommen sei und Fialin de Persigny, welcher ihn hier in Freiburg erwartet hatte, war so eben weggegangen, um noch einmal auf der Post nach Briefen zu fragen.

Der Prinz war an ein Fenster getreten, durch dessen Scheiben die letzten Lichter fielen, ohne die abendliche Dämmerung des Zimmers bannen zu können. Er holte aus seiner Brusttasche ein kleines goldenes Medaillon hervor, welches das Miniaturbild einer üppigen Frau mit einer herrlichen Büste und stolzen Haltung umschloß und betrachtete es lange.

„Ob sie wohl kommen wird, die gute Lolot?“ murmelte er. „Sie wollte mich in Lahr erwarten, aber ich lehnte es ab und das wird sie mir nun übelnehmen. Herrliches Weib, ich habe ein unnennbares Heimweh nach ihr!.... Wenn sie wenigstens hier wäre, die peinliche Langweile und Ungeduld des Wartens mir hinwegzutäuschen.... Ah, sie ist doch ein himmlisches Geschöpf, ganz Seele, Feuer und Leidenschaft, und doch zu wild, zu anspruchsvoll, zu energisch für eine Gattin! — Va! wer dächte auch daran, sie zu heirathen, obschon gegenüber von ihr sogar Mathilde kindisch und unbedeutend erscheint! Aber als Geliebte ist sie unübertrefflich.... Stille, man kommt!“...

Schritte näherten sich der Thüre und der Prinz ließ das Medaillon zuschnappen und in die Tasche gleiten. Herr Fialin de Persigny trat ins Zimmer.

„Nun, mein Freund? Sie kommen mit leeren Händen?“ rief der Prinz ungeduldig.

— „Alles vergebens, mein Prinz! nicht eine einzige Zeile für Sie oder mich — ich wartete ausdrücklich bis das Brieffelleisen geöffnet war,“ erwiderte Persigny. „Ich blieb stehen, um mir die Passagiere der beiden Eilwägen zu betrachten, welche vor einer Viertelstunde ankamen — aber ebenfalls umsonst! Nichts als ganz

gewöhnliche deutsche Spießbürger und Handelsreisende! Kein einziges Gesicht, das einem französischen Offizier entfernt angehören könnte. Herr von Bruc läßt uns im Stich."

„Das kann ich nicht glauben, mein Freund, der Commandant ist ein Eisenkopf trotz Einem; er wird sein Versprechen halten, aber wer weiß, ob er nicht bei Diesem oder Jenem von unsern Freunden auf Widerspruch stieß?"

— „In diesem Falle wäre es seine Pflicht gewesen, uns zu verständigen, mein Prinz! Ein Brief hätte ebenso schnell einzutreffen vermocht und uns wenigstens einer unbehaglichen Unruhe enthoben. Herr v. Bruc wollte gestern Abend hier oder in Lahr sein, und nun bleibt er unentschuldigt aus — dahinter steckt entweder ein Unfall oder ein Mißverständniß. Was meinen Sie, mein Prinz!"

Louis Napoleon ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab und blies schwere Rauchwolken aus seiner Cigarre.

„Diese unsre Lage ist entschieden peinlich," sagte er. „Beinahe vierundzwanzig Stunden sind vergangen, seit der Kommandant hier zu sein versprach. Indessen kann ich mir nicht verhehlen, daß, wenn irgend ein ernster Unfall sich ereignet hätte, Herr v. Bruc uns Nachricht gegeben oder wir es auf andere Weise erfahren haben würden. Der Kommandant ist überaus behutsam und wird sich zu keiner Unbesonnenheit hinreißen lassen. Und dann — es ist eine alte Erfahrung, mein Freund, daß schlimme Nachrichten schnell reisen. Wäre irgend etwas vorgefallen, so würde es uns wenigstens als Gerücht zu Ohren gekommen sein. Haben Sie unter den Reisenden Niemand bemerkt, der aus Frankreich kam?"

— „Doch, es war ein Herr dabei, der aus Remiremont kam, aber nichts wußte, als daß der heftige Schneefall die Straßen in den Vogesen beinahe unwegsam gemacht habe."

„Das wäre wenigstens ein Scheingrund für Herrn v. Bruc's Ausbleiben!"

— „Mit nichten; so gut jener Commis-voyageur durchkam, hätte der Kommandant ebenfalls zu kommen vermocht," entgegnete Persigny. „Mich verzehrt die Ungeduld beinahe, denn jede vergeblich verstrichene Stunde des Wartens ist für uns ein unschätzbarer Verlust. Sie wissen, mein Prinz, wie kostbar die Zeit ist und was uns der Major S. aus Straßburg schrieb."

„Leider ja; der Moment wäre so außerordentlich günstig," sagte der Prinz gedankenvoll. „Der Präfekt des Niederrheins auf

einer Rundreise in seinem Departement; der General, der die Armeedivision befehligt, auf einer Vergnügungsreise; das könnte sich nicht günstiger treffen und würde unserem Vorhaben ungeheure Chancen geben. Beide können von Tag zu Tag wieder nach Straßburg zurückkehren, zumal bei diesem abscheulichen Wetter, das sie heimtreiben wird. Sind sie aber erst zu Hause, dann vermindern sich die Aussichten auf das Gelingen unseres Unternehmens wesentlich, denn selbstredend ist dann ihr Zusammenwirken ein innigeres und die Thatkraft der Behörden eine regere."

— „Ohne Zweifel, mein Prinz, und überdem wer brügt uns dafür, daß die französische Polizei, welche Sie auf Tritt und Schritt verfolgen läßt, nicht mittlerweile Ihre Abreise von Arenenberg erfahren hat und Ihre Spur mit solcher Hartnäckigkeit verfolgen läßt, daß Sie Mühe haben werden, unerkannt über die Grenze zu kommen?"

„Sie haben Recht, Fialin; die leidige deutsche Polizei hilft dazu gewöhnlich mit — aber was ist zu thun?" fragte der Prinz gedankenvoll. „Wir sind vor eine sehr einfache Wahl gestellt: entweder das Eintreffen unserer Freunde aus Frankreich abzuwarten, auf die Gefahr hin, den günstigen Augenblick zu verpassen, oder aber ohne die Generale geradezu loszuschlagen. Ich wäre bereit für das Letztere, um den Bogen nicht zu lange gespannt zu erhalten. Was meinen Sie?"

— „Ich pflichte Ihnen bei, mein Prinz," entgegnete Persigny entschieden. „Bei einem Unternehmen, wobei Verschwiegenheit und Heimlichkeit die erste Bedingung des Gelingens ist, erscheint mir ein keckes Zugreifen unerläßlich. Irgend ein unerwarteter Umstand, ein Tag, ja eine Stunde der Verzögerung, eine unbedeutende Kleinigkeit kann Alles auf's Spiel setzen oder verderben. Die Anwesenheit einiger Generäle, die in der Armee einen guten Namen haben, wäre allerdings bei unserm Handstreich von wesentlichem Nutzen, ist aber nicht durchaus unerläßlich, und darum, mein Prinz, bin ich, Alles in Allem genommen, für unverweiltes Losschlagen!"

„Wohlan, so lassen Sie uns noch bis morgen warten, lieber Fialin!" sagte der Prinz. „Bis dahin kann möglicherweise noch der Kommandant selber, oder ein Brief von ihm eintreffen. Sind wir aber bis Morgen früh 9 Uhr ohne Bescheid, so reisen wir Beide auf verschiedenen Routen nach Straßburg, um unser Vorhaben in Scene zu setzen!"

Nach dem Essen, welches die beiden Herren auf dem Zimmer des Prinzen einnahmen, traf der Kammerdiener Thelin ein, der am Vormittag in Lahr, am Nachmittag in Breisach gewesen war, aber weder Briefe mitbrachte, noch irgend Jemand gesehen hatte. Der Prinz und seine Freunde verbrachten noch bis tief in die Nacht mit verschiedenen Verabredungen und Vorbereitungen und trennten sich dann mit der festen Absicht des Losschlagens.

Um 9 Uhr reiste Herr v. Persigny mit dem Eilwagen ab, weil von dem Commandanten v. Bruc noch keinerlei Lebenszeichen eingetroffen war. Der Prinz dagegen wartete bis gegen Mittag, weil er noch immer hoffte, mit der von Breisach eintreffenden Post noch Nachrichten zu erhalten. Als aber auch diese Hoffnung getäuscht hatte, nahm er einen Miethwagen, angeblich nach Basel, und reiste ab, nur von Thelin begleitet; sobald er aber die Stadt hinter sich hatte, ließ er den Kutscher die Route wechseln und nach Altbreisach fahren, wo er über den Rhein setzte und über Markolzheim nach Straßburg reiste. In Plobsheim rief Jemand von einem Wirthshause aus den Kutscher an, ob er nicht nach Straßburg mitfahren könne. Die Stimme klang dem Prinzen bekannt und er ließ den Kutscher halten, um sich den Fremden zu besichtigen, und seine Ahnung trog nicht; es war Herr v. Gricourt, der schon seit zwei Tagen jeden Nachmittag hier heraus gekommen war, um die Ankunft des Prinzen und seiner Vertrauten zu erwarten.

Herr v. Persigny war über Offenburg und Kehl nach Straßburg gereist, vor dem Prinzen daselbst angekommen und in der Wohnung abgestiegen, welche er Rue Fontaine Nr. 17 schon vor einiger Zeit genommen hatte. Für den Prinzen war ganz in der Nähe, Rue Fontaine Nr. 24, eine andere Privatwohnung bestellt, wo er unbeachteter als in einem Gasthofe seine Bekannten empfangen konnte.

Gleichwohl hatte ein eigenthümlicher Unstern über den Schritten des Prinzen gewaltet. Louis Napoleon hatte nämlich den Gasthof zum „Storchen" noch keine halbe Stunde verlassen, als daselbst eine Extrapostchaise eintraf, in welcher der Commandant de Bruc mit dem General Contréglise und zwei anderen höheren Offizieren anlangte, deren Namen unbekannt geblieben sind. Als diese Herren hörten, daß der Graf Dietfurt aus München zwei Tage hier gewesen, aber dann plötzlich abgereist sei, ohne auch nur eine Zeile zu hinterlassen, so zeigten sie eine unverkennbare Bestürzung und Unbehaglichkeit, ließen sich nur ein Gabelfrühstück reichen, welches

sie schweigend und in aller Eile verzehrten, und kehrten dann mit Extrapost wieder nach Frankreich zurück, nur Herr v. Bruc nahm sich noch die Zeit, einen kurzen Brief zu schreiben, der Herrn v. Persigny galt, aber an Herrn Manuel, Rue Fontaine Nr. 17 in Straßburg, gerichtet war, unter welchem Namen Fialin de Persigny die Wohnung gemiethet hatte. Herr v. Bruc war der Ansicht, die ganze Verschwörung sei entdeckt oder vereitelt, und ärgerte sich sehr über dieses Mißgeschick, das alle seine Pläne durchkreuzte, und deßhalb hatte er an Persigny Folgendes geschrieben:

„Mein lieber Freund! Ich bin heute, den 27., hier angekommen und habe Sie aufgesucht, von dem ich mich erwartet glaubte. Mein Verwandter, der General C., ist mit mir eingetroffen, aber vorhin sehr verstimmt wieder abgereist. Ganz unerwartete Hindernisse haben mich unterwegs aufgehalten: ich habe nämlich den linken Arm gebrochen, den ich mir einrichten lassen mußte, und das Zögern des Generals Excelmans, der mir endlich rund absagte, hat mich aufgehalten. So habe ich unterwegs zwei Tage verloren und war genöthigt, meine Abreise zu verzögern.

„Wenn es mir irgend möglich ist, so werde ich mir Mühe geben, Sie in Straßburg aufzusuchen; im andern Fall soll es mir ein Anliegen sein, nach Nancy zu gehen und meine Verwandten zu sprechen. Mein gebrochener Arm macht mir viele Schmerzen. Ich hatte die Epauletten mitgebracht.

„Schreiben Sie mir nach Paris. Ich habe dem Prinzen soeben vorgeschlagen, die ganze Sache auf den Monat März zu verschieben.

„Nachschrift. Alle diese Reisen ohne Ergebniß sind nur verderblich. Man muß es so einrichten, daß man das dritte Mal sich nicht täuscht, und ich habe zu diesem Behufe einen Plan, den ich Ihnen mittheilen werde.“

Dieser etwas räthselhafte Brief fiel auf der Straßburger Post nach dem verunglückten Attentat den Behörden in die Hände. —

Louis Napoleon war mit dem Herrn v. Gricourt und dem Kammerdiener Thelin am Abend in Straßburg angelangt. Sein Paß, welchen Thelin unter dem Austerlitzer Thor abgab und am andern Morgen durch einen Lohndiener wieder von der Mairie holen ließ, lautete auf den Grafen Dietfurt von München; er hatte aber

noch zwei andere Pässe. Der Wagen des Prinzen fuhr am Gasthof zur Blume an, wo Louis Napoleon sich Zimmer geben ließ. Er ordnete jedoch nur seine Toilette und ging dann aus und zwar nach der Privatwohnung, Rue Fontaine Nr. 24, welche Herr v. Querelles gemiethet hatte, um ihn hier zu empfangen, — der Wohnung des Herrn Manuel-Persigny beinahe gerade gegenüber. Hier verbrachte der Prinz auch die Nacht, ohne daß außer Persigny und Gricourt irgend Jemand etwas von seiner Anwesenheit in Straßburg wußte. Am 28. blieb er den ganzen Tag in seiner Privatwohnung eingeschlossen, weil es Freitag und somit in den Augen des Prinzen ein Unglückstag war, und ließ Niemand vor als Herrn v. Persigny, mit dem er noch die letzten Anordnungen des Aufstandsversuchs verabreden wollte. Man wartete noch immer auf Nachrichten von dem Commandanten de Bruc und die Ankunft einiger Generäle. Die Ausführung des Komplotts war schon im Voraus auf den 31. Oktober festgesetzt worden und sollte mit einer bedeutenden Entwicklung militärischer Streitkräfte in Scene gesetzt werden; da aber die erwarteten Generäle ausblieben und somit auf den massenhaften Abfall der Truppen nicht zu rechnen war, so mußte der Plan noch einige Modificationen erleiden. Der Prinz bequemte sich dazu, auf seinen ursprünglichen Plan zurückzukommen, welcher darin bestand, daß er beinahe allein mitten unter die Soldaten treten, sich ihnen zu erkennen geben und hierdurch den Ausbruch der militärischen Begeisterung und des Nationalgefühls hervorrufen wollte. Herr v. Persigny war damit ganz einverstanden, denn nach seiner Ansicht konnte der Prinz schon auf die zaubrische Wirkung seines Namens rechnen und bedurfte im entscheidenden Augenblicke nur einiger ergebener Freunde, die sich um ihn schaaren und für die Identität seiner Person einstehen würden. Uebrigens hatte Herr v. Persigny schon in Erfahrung gebracht, daß sowohl der Präfekt des Departements des Niederrheins als der Militärcommandant desselben, der Generalmajor Lalande, durch den Telegraphen von ihren Inspektionsreisen nach Straßburg zurückberufen worden seien, was also befürchten ließ, daß die Regierung möglicherweise Wind von dem auf den 31. Oktober projektirten Handstreich erhalten habe. Der Prinz hatte sich hierdurch veranlaßt gesehen,

die Ausführung seines Anschlags um einen Tag vorzurücken und auf den 30. zu verlegen, welcher ein Sonntag und darum vielleicht insoferne nicht ungünstig war, weil man dann auf die Unterstützung der arbeitenden Klassen rechnen durfte, unter welchen der Name Napoleon ein mächtiges Echo finden würde.

Louis Napoleon studirte noch einmal aufmerksam beinahe den ganzen Sonnabend hindurch den Plan der Stadt und ihrer Befestigungen und ließ sich von Herrn v. Gricourt über alle einzelnen Positionen und deren Besetzung aufklären, die Stärke der Besatzung der Citadelle, der einzelnen Thore, Magazine u. dergl. genau angeben und über die Persönlichkeiten der Stabsoffiziere der einzelnen Regimenter Erläuterungen geben, welche ihm von der größten Wichtigkeit waren, denn er konnte sich nicht verhehlen, daß von dem Verhalten dieser Offiziere ein wesentlicher Theil des Erfolges seines Anschlags abhing, und daß er nur sehr wenige derselben ins Einverständniß hatte ziehen können. Herr v. Gricourt war in dieser Beziehung vielleicht zu sanguinisch, indem er dem Prinzen in Aussicht stellte, daß die Mehrzahl der Stabsoffiziere sich der Erhebung anschließen werde, wenn nur General Voirol und noch einige andere höhere Offiziere sich für die Sache des Prinzen erklären würden. Aber gerade dies war der schwächste Punkt des ganzen Anschlags, und das Ausbleiben der Freunde des Hrn. v. Bruc doppelt zu beklagen. Um aber hierin eine Aushülfe zu treffen, ließ der Prinz Herrn v. Persigny rufen und übergab ihm specielle Aufträge für den Kommandanten Parquin in dieser Richtung.

Herr Parquin war im Lauf des Sonnabends aus der Schweiz angekommen und im Gasthof zur „Blume" abgestiegen, aber sehr enttäuscht gewesen, als er hier weder den Prinzen noch dessen Kammerdiener fand, welche er sicher hier zu begegnen erwartet hatte. Da aber seine Weisung dahin lautete, sich einem gewissen Herrn Manuel zur Verfügung zu stellen, so suchte er zunächst diesen in der bezeichneten Wohnung auf, und war so freudig überrascht, in diesem Herrn v. Persigny zu erkennen, wie dieser es war, den Kommandanten Parquin hier zu haben, an dessen Eintreffen er bereits halb und halb gezweifelt hatte. Der Ex-Wachtmeister empfing daher den Ex-Obersten mit der herzlichsten Beeiferung.

„Ah, wie freue ich mich, Sie hier zu sehen, Oberst!" rief er. „Abermals einer unserer Tapferen eingerückt — ein Mann, dessen bloßer Name und Erscheinung schon ein Regiment aufwiegt!"

— „Wo ist der Prinz?" fragte Parquin; „was soll hier geschehen?"

Herr v. Persigny theilte dem Obersten den ganzen Plan mit, welchen Parquin aufmerksam anhörte, und dem er sich anzuschließen versprach. Er sollte noch im Lauf des Abends den Prinzen sprechen, aber zuvor wollte Fialin noch eine Angelegenheit mit ihm ordnen, welche dem Prinzen sehr am Herzen liege und von deren günstiger Erledigung viel abhänge.

„Nun lassen Sie hören, Herr Vicomte, in was der Prinz so besonders auf mich zählt!" sagte Parquin.

— „Der Prinz wünscht, daß Sie bei unserm morgenden Handstreich die Uniform und die Epauletten eines Generalmajors tragen," erwiderte Persigny. „Es ist ganz unerläßlich, daß wir an der Spitze des Aufstandes einen General zeigen, und in Folge eines Mißgriffs oder Mißverständnisses sind mehrere Generale ausgeblieben, welche zu uns halten. Dem Soldaten imponiren die Insignien eines Generals am meisten, und wir haben keine geeignetere Persönlichkeit als Sie, um den General Lalande in der Befehligung der Militär-Subdivision zu ersetzen, welche zu uns hingerissen werden soll. — Also nicht wahr, Herr Oberst, Sie nehmen an?"

„In der That, Herr v. Persigny, Sie verlangen da etwas von mir, was über meine Kräfte geht!" erwiderte Parquin zögernd und mit gerunzelter Stirne. „Es geht mir gegen den Strich, mich zu einem solchen Schritte herbeizulassen und mir einen Grad anzumaßen, der mir nicht zukommt. . . . ."

— „Bah, was sagen Sie da, lieber Oberst?" fiel ihm Herr v. Persigny schmeichelnd ins Wort und erfaßte ihn lebhaft am Arme. „Wenn Alles mit rechten Dingen zuginge und das Verdienst unter den beiden letzten Regierungen und unter der gegenwärtigen seinen gebührenden Lohn und Anerkennung fänden, müßten Sie nicht schon längst mindestens Generallieutenant sein?"

„Einerlei, Herr von Persigny!" erwiderte Parquin mit ver-

bissenem Ingrimm; „aber ich bin es noch nicht, und eine Auszeichnung zu tragen, welche mir nicht gebührt, wäre Anmaßung, Dünkel, Schwindel!“

— „Einige Tage noch, und der neue Kaiser ernennt Sie zum Generallieutenant, lieber Oberst! warum also nicht anticipando annehmen? . . . .“

„Nein, es geht nicht, Herr v. Persigny!“ sagte Parquin ungeduldig. „Es hieße meinen Charakter kompromittiren! Eine derartige Usurpation eines Grades, den ich nicht besitze, würde mich im Falle des Erfolges wie in demjenigen des Mißglückens nur dem Vorwurf einer kleinlichen, rein persönlichen Eigenliebe und Ambition aussetzen! Es geht wahrlich nicht!“

Herr v. Persigny biß sich auf die Lippen und stampfte mit dem Fuße. „Ein ganz unerwarteter Strich durch unsere Rechnung!“ sagte er. „Der Prinz zählte auf ihre Einwilligung, Oberst!“

„Der Prinz kennt meine Ergebenheit, Herr v. Persigny! aber es gibt dennoch Dinge, welche man bei aller Hingebung nicht thun kann!“

— „Hm, ich will nicht mit Ihnen rechten, Oberst! Ich will nicht einmal geltend machen, daß man bisweilen irrig gewisse Vorurtheile, die man eingesogen, für Grundsätze hält,“ erwiderte Persigny etwas ungehalten. „Ich kann nur Eines sagen, Herr Parquin: es kann Zeiten und Umstände geben, wo man um eines großen Zweckes willen selbst von wirklichen Grundsätzen Umgang nehmen muß. Wir sind gezwungen, einen Offizier in Generals-Uniform unter uns zu haben, um den Truppen wie dem Volke zu imponiren. Sie begreifen dies so gut wie ich, wie wir Alle. Wir haben aber augenblicklich Niemand unter unsern Freunden, der nach Alter, Würde und militärischem Aussehen eine solche Rolle spielen kann. Oberst Vaudrey darf es nicht sein, denn er muß uns seinem Regimente vorstellen. Lombard und alle Andern sind theils zu jung, theils den Soldaten und dem Offiziercorps allzu genau bekannt. Ah, es ist doch jammervoll, daß unser schöner und seither so gut eingeleiteter Plan nun an einer solchen . . . . Grille — verzeihen Sie mir das Wort Oberst, aber ich weiß kein milderes! —

zu Grunde gehen, daß unser Schiff sozusagen im Hafen scheitern soll! Der Prinz wird außer sich sein, denn er rechnete mit Zuversicht auf Sie, Oberst, und wird mir nicht glauben wollen, daß Sie ihm diesen kleinen Dienst verweigert haben sollen!"

„Nun denn, wenn meine Weigerung allein das Unternehmen mißlingen machen würde, so will ich in — Gottes Namen mich darein ergeben!" entgegnete Parquin, die ehrliche, gerade Soldaten-Natur, mit einer gewaltigen Selbstüberwindung, denn Persigny als schlauer Diplomat hatte den rechten Ton angeschlagen, welcher in der Brust des Veteranen eine sympathische Saite anregte. „Ich werde dem Prinzen dies Opfer bringen, obschon es mir nicht leicht wird. Er soll mich nicht verkennen und ich bitte Sie, ihm auch nichts von diesen Bedenken zu sagen. Aber Eine Bedingung stelle ich, Eines erkläre ich fest, daß ich selbst im Falle des Gelingens nach dem betreffenden Tage die Auszeichnungen eines Generals wieder ablegen werde!"

— „Zugestanden, Oberst! der Prinz aber muß erfahren, welch ein Opfer Sie ihm bringen!" rief Persigny. „Bitte, erwarten Sie mich diesen Abend ein Viertel vor zehn Uhr im Gasthof zur Blume, wo Sie abgestiegen sind; ich werde Sie dann abholen und in die Versammlung derjenigen Offiziere der Garnison führen, welche mit uns einverstanden sind."

„Zu Befehl, Herr v. Persigny!" erwiderte der Oberst, drückte dem Ex-Wachtmeister, dem Vertrauten des Prinz-Prätendenten, vertraulich die Hand und ging. — —

* * *

Inzwischen war der Prinz nicht allein. Mit Einbruch der Dämmerung war eine Dame, von einem Mädchen begleitet und von einem Lohnlakaien geführt, vom Gasthof zur Blume her nach der Rue Fontaine gegangen. Ein leichter Reisemantel verhüllte die eleganten ebenmäßigen Formen ihrer schönen Gestalt, ein grauer breiter Reisehut und ein schwarzer Tüllschleier die Züge der Dame, in welchen sich eine freudige Aufregung und erwartungsvolle Spannung ausdrückten.

„Hier ist Nr. 24, Madame!" sagte der Lohnlakai, vor einer

Hausthüre stehenbleibend, die er mit dem abgenommenen Hute bezeichnete.

— „Ich danke Ihnen,“ war die kurze, artige Antwort. „Bitte, kehren Sie in das Hotel zurück und erwarten Sie mein Gepäcke, — oder noch besser! gehen Sie auf das Bureau der Herren Ottmann, von den Messageries allemandes, und lassen Sie es sich dort selbst einhändigen!“ Sie reichte ihm den Gepäckschein und trat in das Haus, von ihrer Jungfer begleitet, wartete aber auf der Schwelle einen Augenblick, bis sie gesehen, daß der Diener sich wirklich entfernt hatte.

Als die Dame mit ihrer Begleiterin dann die Treppe hinangestiegen, ward sie von Thelin, dem Kammerdiener des Prinzen, empfangen, der bei ihrem Anblick, als sie den Schleier zurückschlug, die freundlichste beeifertste Zuvorkommenheit an den Tag legte.

„Ist der Graf zu sprechen?“ fragte die Dame halblaut.

— „Für Sie ganz zuverlässig, Madame,“ versetzte Thelin lächelnd. „Sie werden zwar nicht erwartet, aber desto größer wird die Ueberraschung seyn! Nur hier herein, Madame, wenn ich bitten darf!“

Der Prinz schien über diese Störung etwas ungehalten, denn sie unterbrach ihn in der Redaktion einiger Entwürfe von Proklamationen, die er vor sich liegen hatte. Er war sogar etwas betroffen, als er eine verschleierte Dame eintreten sah. Als diese aber den Schleier zurückschlug und den Mantel fallen ließ, und in ihrer schwarzen Seidenrobe, welche die Verhältnisse der etwas vollen Gestalt vortheilhafter hervorhob, ihm entgegeneilte mit dem Ruf: „Mein Louis! mein angebeteter theurer Herzensmann!“ da blitzte sein umschleiertes Auge plötzlich auf und mit dem Schrei: „Eleonora! süße, himmlische Lolot!“ schloß er sie in seine Arme.

Ja, es war Madame Gordon, die ihre frischen Lippen jetzt so ungestüm auf seinen Mund preßte und erglühend, mit leuchtenden Augen und leisem Erbeben in seinen Armen lag und ihn mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Freude, Sehnsucht, Leidenschaft anblickte.

„Ist es möglich, Lolot? Ich hätte Dich erst auf den Abend

erwartet!" flüsterte er, ihre stürmischen Küsse nicht minder leidenschaftlich erwidernd.

— „Störe ich Dich, Geliebter?" lispelte sie und ihr feuchtes glänzendes Auge heftete sich mit einem magischen Blick auf sein bleiches Antlitz.

„Nicht doch, mein Herz! das Wesentlichste ist erledigt — ich bin auf einige Stunden Dein, ganz Dein! — Charles!" rief er dem Kammerdiener. „Ich bin begreiflicherweise für Niemand zu sprechen, so lange Madame hier ist. — Komm, mein Engel!" und führte sie zum Sopha.

— „Nein, nein, hier laß mich knien, laß mich Dir in die lieben Züge blicken!" sprach Madame Gordon, schlang ihre vollen Arme um seinen Nacken, und schmiegte ihr schönes Haupt an seine Schultern. „Wie soll ich Dir danken, daß Du mir Dein Versprechen gehalten und erlaubt hast, an Deinem Unternehmen mich zu betheiligen, Zeuge Deines ersten Auftretens auf französischer Erde zu sein? — Ich vermag Dir nicht zu sagen, wie stolz und glücklich mich Dein letzter Brief gemacht hat, der mich hieher beschied. Ich vermochte es nicht über mich, länger zu warten! Ich richtete es so ein, daß ich mit Einbruch der Dämmerung hier eintreffen konnte! Ich konnte mich nicht halten, mein Geliebter! ich mußte Dich wiedersehen, den ich so lange, lange Wochen entbehrt hatte! Ich mußte zu Dir eilen, und wenn ich jetzt auch Deine kostbare Zeit für mich in Anspruch nehme, — Du hast mich eben verwöhnt, Du böser lieber Mann! Du mußt Nachsicht mit mir haben! Ich verging beinahe vor Sehnsucht nach Dir; ich wähnte, meine Briefe müßten Dich wie magnetisch zu mir herziehen!"

„Diese reizenden, lieben Briefe, in denen ich ganz mein wildes, mein leidenschaftliches Mädchen erkannte!" flüsterte der Prinz und küßte das schöne Weib. „Die meinigen müssen Dir recht kühl und vernünftig dagegen erschienen sein; aber bedenke, ich war so tief in Geschäften. . . . ."

— „Sie haben mir dennoch wohlgethan, mein theurer Herzensmann!" erwiderte sie. „Ich war so glücklich, wenn nur wieder einige Zeilen kamen. Es wäre ja ungerecht und unbillig von mir

gewesen, mehr zu verlangen! Ich wußte ja, welche andere wichtigere Angelegenheiten Dich in Anspruch nahmen, und daß ich hinter denselben zurückstehen mußte. Aber wären sie auch noch so lang und liebreich gewesen, mein Herzensprinz, welch ein geringer, schwacher und ungenügender Ersatz wären sie immer noch gewesen für Deine Gegenwart! Ach, mein Louis, mein Vielgeliebter! was sind denn Briefe anders als ein gemaltes Feuer, das nicht wärmen, zünden, leuchten kann? Was sind sie gegen eine Umarmung, gegen ein lebendiges Liebeswort, gegen einen Blick von Dir? — Nicht wahr, ich bin recht undankbar und anspruchsvoll, mein Herzensmann?"

„Du bist ein Engel, eine Zauberin, Lolot!"

— „Und warum hast Du mir nicht früher geschrieben, daß Du in Lahr warst und in Freiburg?" fuhr sie fort. „Ich wäre zu Dir geeilt und hätte mit Dir gearbeitet, hätte Dir die bleiernen Stunden leeren vergeblichen Harrens hinweg getändelt! hätte Dich beglückt so viel es in meiner Macht gelegen hätte, Du lieber, lieber Herzensmann!"

„Mein theures Herz, es gibt Stunden, wo die Liebe dem Ehrgeiz weichen muß!„

— „Bei euch Männern, ja! Aber bei uns Frauen ist es ein Anderes. Da ist die Liebe das Allbeherrschende, das Alles Belebende und Vergeistigende..... Ach, warum darf ich nicht wie Dein Freund Persigny Alles mit Dir theilen?"

„Du stehst mir noch näher als Fialin, Geliebte; aber ich kann doch nicht einen weiblichen Adjutanten um mich haben! — Das wäre doch etwas gegen die Kleiderordnung, mein Herzchen!"

So tändelten sie lange — zwei Kinder, die auf einer geladenen Mine spielen!

Der Schlag der Pendule mahnte endlich den Prinzen wieder an den Werth der Zeit und an die Geschäfte, und Eleonore verstand den Blick, welchen er nach der Uhr geworfen hatte.

„Ich muß wohl fortgehen, Geliebter," fragte sie fast wehmüthig.

— „Noch nicht; aber um acht Uhr erwarte ich einige höhere Offiziere hier, mein Engelsherz!"

„Den eitlen Gecken Voirol etwa? dieser dürfte mich allerdings nicht hier sehen," sagte Frau Gordon lächelnd. „Wie stehst Du mit ihm?"

— „Er hat sich noch nicht ausgesprochen, mein Kind; er beobachtet eine gewisse Zurückhaltung, die in seiner Stellung vielleicht sehr verzeihlich und erklärlich ist," erwiderte der Prinz.

„Nun denn, so will ich ihm hernach ein Billet schreiben und ihm zu verstehen geben, daß er mich besuchen könne," sagte Eleonore mit halbironischem halb zuversichtlichem Lächeln. „Hast Du nichts dagegen, daß ich ihn bei mir empfange. Es soll nur in Deinem Interesse geschehen. Kommt er dann, so verbürge ich Dir, daß ich ihn zu deiner Partei bekehre!"

— „Das wäre ein unschätzbarer Gewinn, mein theures Herz! Versuche dein Möglichstes an ihm."

„Es soll mein Bestes geschehen! Und nun den Tagsbefehl für morgen, mein General?" flüsterte sie lächelnd, warf sich in militärische Haltung und legte mit soldatischem Gruß die flache Hand an die Stirne. „Ich weiß zwar wohl, daß ich nicht an Deiner Seite erscheinen darf, allein Deine Schritte zu überwachen, Deinen Fußstapfen zu folgen wird mir doch wohl erlaubt sein?"

— „Gewiß, mein Engel," versetzte er und theilte ihr in Kürze den allgemeinen Plan des morgenden Handstreichs mit.

Ein zärtlicher Abschied, der nicht enden wollte, und Eleonore Gordon ging, siegesgewiß und mit dem erhebenden hoffnungsvollen Selbstgefühl einer Frau, die sich nur noch einen Schritt von einem Ziele sieht, welches so groß, gewaltig, daß ihre kühnsten Hoffnungen von ehedem sich niemals dorthin verstiegen hätten. Sie kehrte in Begleitung ihrer Jungfer wieder nach dem Gasthof zur Blume zurück, wo sie sogleich ein Billet an General Voirol schrieb und es durch den Platzdiener absandte.

Der Prinz hatte Mühe gehabt, sich nach dieser aufregenden Begegnung wieder zu sammeln, und war lange im Zimmer auf und nieder gegangen, bevor er zu seinen Proklamationen zurückkehrte, mit deren endgültiger Redaktion er noch nicht zu Ende war, als Herr v. Gricourt ihm gegen 8 Uhr den Obersten Vaudrey

zuführte. Der Prinz eilte ihm mit der gewinnendsten Freundlichkeit entgegen und küßte ihn herzlich.

„Seyn Sie mir willkommen, Oberst! Sie haben mich zu unendlichem Danke verbunden durch die Freundlichkeit, womit Sie meiner Einladung folgten!" hub er mit der herzlichsten Vertraulichkeit an. „Sie sehen, daß ich am Vorabend eines für mich bedeutsamen Ereignisses stehe: ich bin nach Frankreich gekommen mit dem unerschütterlichen Entschluß, meinen gefaßten Vorsatz auszuführen — ich werde vor Nichts zurückweichen. Der Neffe des Kaisers wendet sich an Ihren Muth, Herr Oberst! werden Sie ihn allein sich in eine Laufbahn stürzen lassen, worin sein Leben und der Ruhm seines Namens auf dem Spiele stehen?"

Der Prinz hielt die Hand des Obersts fest und sah ihm erwartungsvoll, gespannt in die Augen. Oberst Vaudrey war ergriffen, überrascht von den Worten Louis Napoleon's, die mit einem gewissen Schwung der Begeisterung, mit der vollen Zuversicht, ein Echo zu finden, ausgesprochen worden waren. Er zögerte einen flüchtigen Augenblick, dann rief er wie elektrisirt:

„Zählen Sie auf mich, Prinz! Sie haben mein Wort! Ich bin der Ihrige!"

— „Ich danke Ihnen, Oberst! ich war überzeugt, daß ich mich in Ihnen nicht täuschen würde!" sprach der Prinz innig. „Und der General Voirol? darf ich auch auf ihn zählen?"

„Der General Voirol ist einer jener edlen Charaktere, welche die Achtung aller Parteien verdienen, Prinz!" versetzte Oberst Vaudrey etwas ausweichend. „Er ist ein alter Soldat des Kaiserreichs, sein Herz hat von jeher nur für die Idee der Ehre und des Vaterlands geschlagen, und die Armee zählt ihn zu ihren gesinnungstüchtigsten Oberoffizieren. Bei seiner Begeisterung für das Andenken des Kaisers glaube ich mich der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß schon der bloße Anblick des Neffen seines ersten Souveräns in ihm Sympathieen erwecken und ihn an seine alten Schwüre erinnern wird! Hoffen wir Alles von dem Augenblick, wo er vor die Wahl tritt, entweder für den Neffen seines Kaisers oder für dessen Bedränger zu seyn!"

„Hoffen wir denn, lieber Oberst! ich begreife, daß General Voirol sich Niemanden anvertrauen konnte!“ sagte der Prinz mit freudiger Zuversicht, und ließ es sich nun angelegen sein, dem Obersten Vaudrey in allgemeinen Zügen den Plan seines Vorhabens, vor Allem aber diejenigen Grundsätze und Ansichten mitzutheilen, welche er für den Fall des Gelingens seiner Unternehmung als Richtschnur für sein politisches Verhalten und System einhalten und befolgen und verwirklichen wollte. Dieses politische System erschien dem Obersten so maßvoll und freisinnig, so verständig und wohlerwogen, daß es ihn nur in dem allerdings etwas hastigen Entschlusse bestärkte, sich mit Leib und Seele für den Sieg der napoleonischen Sache zu verwenden.

„Mein Plan für die Schilderhebung ist begreiflicherweise nur ein ganz unmaßgeblicher,“ sagte der Prinz. „Es wäre vermessen von mir, wollte ich ihn durchführen, ohne auch den werthvollen Rath meiner Freunde eingeholt zu haben. Ich habe mir daher erlaubt, auf heute Abend um zehn Uhr alle diejenigen meiner verehrten Kameraden, die mir ihr Vertrauen geschenkt und ihre werkthätige Unterstützung zugesagt haben, hieher einzuladen, damit wir die Sache noch einmal reiflich besprechen und berathen. Darf ich mir mit der Hoffnung schmeicheln, Oberst, daß Sie ebenfalls kommen werden?“

— „Rechnen Sie unbedingt auf mich, Prinz! Ich habe Ihnen einmal mein Wort verpfändet, und Sie werden sehen, daß es mein heiligster Ernst ist, es zu halten,“ erwiderte Vaudrey und wollte sich zum Gehen anschicken.

„Nur noch auf ein Wort, mein Freund!“ sagte Louis Napoleon, als ihm Vaudrey die Hand zum Abschied reichte, und führte ihn zum Tisch zurück, wo er ihm ein versiegeltes Packet einhändigte, welches zwei Exemplare eines Vertrags enthielt, worin der Prinz sich verpflichtete, dem Obersten eine Leibrente von zehntausend Franken, oder im Falle seines Todes, der Wittwe und den Kindern des Obersten Vaudrey einen Jahresgehalt von gleichem Betrag zu bezahlen.

„Nehmen Sie, Oberst!“ sagte der Prinz, nachdem er Herrn

Vaudrey mit dem Inhalt des Pakets bekannt gemacht hatte. „Ich erfülle damit eine Pflicht, die ich mir nicht erlassen darf. Wir wollen uns auf ein gewagtes Unternehmen einlassen, worin vielleicht der Eine oder der Andere von uns Beiden das Leben lassen wird. Sie sind nicht reich, und ich will nicht, daß Ihre Kinder, wenn sie Sie verlieren, mir entweder den Tod ihres Vaters oder den hilflosen bedrängten Zustand, worein Ihr Tod sie stürzen würde, zum Vorwurf machen können. Aus diesem Grunde habe ich durch diese Verträge die Zukunft Ihrer Familie sicher zu stellen gesucht, und meine Mutter, welche mich so innig liebt, wird diesen Wechsel, den ich auf ihre Zärtlichkeit ziehe, gewiß honoriren!“

— „Ich anerkenne mit Dank und Bewunderung Ihre großmüthige Absicht, mein Prinz, aber ich kann Ihr Anerbieten nicht annehmen,“ versetzte der Oberst mit edler Manneswürde und soldatischem Selbstgefühl. „Ich weihe Ihnen mein Blut und mein Leben, aber ich verkaufe diese nicht!“ Damit zerriß er die beiden Verträge und legte sie ruhig auf den Tisch.

Es lag in diesem spontanen Gebahren etwas so Edles und Uneigennütziges, so Einfaches und so Würdevolles, daß der Prinz nicht weiter in den Obersten zu dringen wagte und sich damit begnügte, ihm durch einen bedeutsamen stummen Händedruck zu erkennen zu geben, daß er seine Handlungsweise vollkommen zu würdigen wisse.

* * *

Eleonore Gordon war in einer Aufregung, die sie kaum zu bemeistern wußte. Sie hatte eine Privat-Wohnung in der Blauwolkengasse gemiethet, aber sie wollte den General Voirol nicht dort empfangen, wo sie nur dem geliebten Prinzen süße Schäferstündchen zugedacht hatte. Sie war daher in den Gasthof zurückgekehrt, wo sie einstweilen abgestiegen war, und wo sie den General empfangen wollte. Die Ungeduld verzehrte sie beinahe, eine Antwort von Voirol zu bekommen, aber der Lohndiener erschien immer noch nicht. Bald trat sie an's Fenster und schaute in den grauen Nebel hinaus, welcher aus dem Flußarme aufstieg und die alte Stadt in seinen dichten Schleier hüllte, bald ging sie an die

Thüre und horchte nach der Treppe, ob sich der schwere sporn-klirrende Tritt des Generals noch nicht hören lasse. Dann suchte sie wieder im Nebenzimmer unter ihrem Gepäck nach verschiedenen Gegenständen, und brachte endlich eine elegante Kassette heraus, die sie auf den Consoletisch stellte.

Endlich kam der Diener; er hatte den General in seiner Wohnung, im Club, in einigen Cafés und Hotels und an anderen Orten, wo er sonst den Abend zu verbringen pflegte, vergebens aufgesucht, war dann nochmals in dessen Wohnung geeilt und hatte das Billet dem Diener hinterlassen mit der bestimmten Weisung, es dem General zu übergeben, sobald er nach Hause komme, was zu erwarten stehe, da General Voirol eine Einladung zum Souper bei einer Familie angenommen habe.

„Dann wird er sicher noch kommen und zwar zu mir!“ murmelte Eleonore vor sich hin, als sie mit einer Handbewegung den Lohndiener entlassen hatte. „Der alte Herr ist ja so galant, so voll Eifer mir zu nahen, so oft ich ihm Gelegenheit gab, — er wird dieser Einladung sicher nicht widerstehen! Einstweilen können wir ja Verschiedenes auf morgen rüsten!“

Frau Gordon trug die ziemlich gewichtige Kassette herüber zum runden Tisch und erschloß sie. Ein Paar der feinsten kleinen gezogenen Scheibenpistolen lag darin und spiegelte auf den blanken Damastläufen und den blau angelaufenen Schlössern das Licht der drei Kerzen auf dem Armleuchter. Frau Gordon nahm die beiden zierlichen und doch so gefährlichen Waffen heraus und lud sie vorsichtig und mit einem harten Lächeln. „Man kann nicht wissen, wozu ein solches Paar zuverlässiger Freunde gut ist!“ sprach sie vor sich hin, legte die Pistolen wieder in die Fächer des Kästchens, und stellte dies in ihr Schlafzimmer, um es aus dem Wege zu räumen.

„So! nun kann der General kommen!“ sagte sie mit einer gewissen Befriedigung. —

Aber General Voirol kam nicht. Er hatte den Obristlieutenant Tallandier getroffen und eine Einladung desselben zu einer Whistparthie in dessen Wohnung angenommen und sich dabei verspätet.

Als er in seine Wohnung zurückkehrte, war es schon so spät, daß er längst bei dem Souper sein sollte.

„Ein Briefchen? woher? wer hat es gebracht? von wem kommt es?“ rief er, als ihm sein Diener das Billet einhändigte.

— „Von einer Dame im Hotel de la Fleur, Excellenz! es scheint Eile zu haben, denn der Lohnlakai, welcher es brachte, hat Excellenz an mehreren Orten vergebens aufgesucht!“

„Ah fichtre!“ murmelte Voirol, als er den Inhalt mit großer Genugthuung verschlungen; „das trifft sich verdammt ungeschickt! Wann kam das Billet?“

— „Vor nahezu einer Stunde, Excellenz!“

„Kleide mich rasch an — die weiße Weste, den Frack, das Ordensband — ah parbleu! so spute Dich doch! Wie viel Uhr haben wir?“

— „Halb neun, Herr General!“

„Na, es kann noch reichen, ich kann wenigstens auf einen Augenblick bei ihr vorsprechen, sie begrüßen, mich auf morgen zu ihr einladen“, murmelte der General vor sich hin. „Alle Teufel! wer schellt denn da? Sieh' mal nach, Legrand!“ fuhr er dann unwillig auf, als die Glocke an der Vorthüre laut ertönte.

„Frau von Renouard de la Bussière läßt höflichst anfragen, ob der Herr General unwohl geworden oder durch Geschäfte abgehalten sey oder die Einladung zum Souper vergessen habe?“ meldete der Diener. „Madame ist sehr in Sorgen, es möchte dem Herrn General ein Unfall zugestoßen sein, da Excellenz doch sonst die Pünktlichkeit selber sei.“

Voirol biß sich auf die Lippen. „Da haben wir's! Na, es ist wahr, sie warten nun beinahe eine Stunde auf mich vergebens, und ich kann nun nicht mehr zu der Sängerin! — Legrand, sage dem Diener der Frau v. Bussières, ich sei durch Geschäfte verspätet worden, werde aber sogleich die Ehre haben, vorzusprechen. Wie steht es mit dem Wagen?“

„Alles parat, schon seit einer halben Stunde, Excellenz!“

Während Legrand den Befehl seines Gebieters vollzog, überlegte General Voirol bei sich selbst, ob er Madame Gordon durch

Legrand eine Entschuldigung zusenden solle oder nicht. Er entschied sich für das letztere, um bei seinem morgenden Besuch die Entschuldigung für sich zu haben, daß er das Billet erst am Morgen vorgefunden habe.

Trotz der Verzögerung ward der General bei Frau v. Renouard dennoch mit der größten Zuvorkommenheit empfangen und man ging sogleich zu Tische. Der Präfekt des Departement des Niederrheins war der Tischnachbar Voirol's und konnte sich nicht enthalten, diesen zu necken.

„Ich fürchtete schon, General," flüsterte er ihm zu, — „Sie hätten wieder ein neues Attentat entdeckt, — so 'ne kleine Militär-Verschwörung oder etwas Aehnliches! Ich war ordentlich bange, diesen Abend statt des Klapperns der Messer und Gabeln Generalmarsch und statt des Knallens der Champagner-Pfropfen Kanonenschüsse zu hören!"

— „Malen Sie den Teufel nicht an die Wand, Präfekt!" erwiderte General Voirol etwas bissig. „Ich will nicht entscheiden, wer von uns beiden neulich besser unterrichtet war, Sie oder ich; aber so viel weiß ich, daß, wenn die Emeute losbricht, die wir schon seit zwei Monaten fürchten, Sie noch sehr froh sein werden an all den Maßregeln, welche ich veranlaßt und getroffen habe. Sie allein mit Ihren Gendarmen könnten ja doch den Hund nicht halten!"

„Ist auch gar nicht nöthig, General, denn wozu wäre denn sonst die Militärmacht da?" bemerkte Herr Choppin d'Arnoville etwas gereizt. „Ich hoffe aber, heute Nacht noch ohne Angst schlafen zu können!"

Die beiden Repräsentanten der Militär- und der Civil-Gewalt im Departement des Niederrheins begegneten sich an diesem Abend ziemlich kühl; im Uebrigen aber war man sehr vergnügt, speiste und trank vortrefflich, amüsirte sich gut und blieb bis in die kleinen Stunden der Nacht hinein beisammen.

7.

Die Nacht verrann. Der Prinz war um zehn Uhr in der Wohnung des Herrn v. Querelles erschienen, wo fünfzehn Offiziere der verschiedenen Waffengattungen, worunter der Oberst Vaudrey, der Kommandant Parquin, der Lieutenant Laity, der Graf Gricourt und der Vicomte Persigny, zum Kriegsrath versammelt waren, um den Operationsplan noch einmal zu überlegen. Die Berathungen waren ziemlich lebhaft und gingen erst gegen Mitternacht zu Ende. Der Prinz war so zuversichtlich und siegsgewiß, daß er im heitersten, ja beinahe scherzhaftesten Tone seine Freunde einlud, am folgenden Morgen präcis 4 Uhr pünktlich in dem Haus in der Waisengasse, wo er sich durch Herrn v. Persigny eine Wohnung gemiethet hatte, zum allgemeinen Stelldichein der Verschworenen zu erscheinen.

„Auf Wiedersehn also, meine Freunde!" rief er mit einem Humor, als ob es sich um eine Jagdparthie handle. „Bringen Sie Ihre und meine Freunde und eine gute Laune mit! Wenn wir die Sache mit Humor angreifen, ist Alles schon gewonnen. Morgen Abend um diese Zeit wird man in ganz Frankreich von uns reden! Auf Wiedersehen dann!"

Der Prinz stieg mit Herrn v. Persigny, der als sein Sekretär und Adjutant fungirte, mit dem Grafen Gricourt und dem Lieutenant Laity, welche seine Ordonnanz-Offiziere für den morgenden Tag sein sollten, in einen Miethwagen, und fuhr nach der Wohnung in der Waisengasse, wohin er bereits die Uniformen, Waffen und die von dem alten kaiserlichen Adler überragten Fahnen hatte bringen lassen. Dieser Sammelplatz der Verschworenen lag nur ungefähr zweihundert Schritte von der Kaserne des Quartier d'Austerlitz, wo das vierte Artillerie-Regiment untergebracht war, das Regiment welches Oberst Vaudrey befehligte und in welchem Napoleon I. seiner Zeit selbst gedient hatte. In dieser Wohnung angekommen, setzte der Prinz sich mit seinen drei Begleitern sogleich an den Tisch und begann zu arbeiten. Er entwarf, mit einem Plan von Straßburg in der Hand, die nöthigsten Dispositionen bis in das kleinste Detail und suchte alle diejenigen Maßregeln zu

treffen, welche ihm zu Sicherung des Gewinnes nur irgend erforderlich und ersprießlich erschienen. Er war in einer unbeschreiblichen nervösen Aufregung; allein er hatte seinen Willen und seinen Körper so sehr in seiner Gewalt, daß er so unbefangen und ruhig erschien, wie zu jeder andern Zeit, — höchstens rauchte er einige Cigarren mehr als sonst.

Es war eine düstere, trübe, naßkalte Nacht gewesen, und mit dem nahenden Morgen zerriß der scharfe Nordost die Nebel, welche über der weiten Niederung hingen, und trieb weiße Schneeflocken wirbelnd durch die Luft.

Drüben auf der Magdalenen-Kirche hatte es vier Uhr geschlagen und einzelne Gruppen von Offizieren, in Mäntel und die damals in die Mode gekommenen Militär-Burnusse gehüllt, deren Kaputzen sie über den Kopf gezogen hatten um sich unkenntlich zu machen, eilten leisen Schrittes geheimnißvoll dem Sammelplatze in der Waisengasse zu. Viele davon waren gar nicht zu Bette gegangen gewesen, sondern hatten die ganze Nacht in Kaffee- und Bierhäusern verbracht und sich in einer erklärlichen Spannung über das unterhalten, was der morgende Tag bringen werde. Alle waren in großer Uniform und in einer eigenthümlich erwartungsvollen Stimmung.

Endlich waren ihrer sechzig in dem Salon dieser Wohnung beisammen und erwarteten stehend und ungeduldig den Prinzen, ließen sich dem Kommandanten Parquin vorstellen und sahen mit einer fieberischen Spannung dem Moment entgegen, wo ihnen gleichsam der Tagsbefehl ertheilt werden sollte.

Jetzt öffnete sich eine Thüre, und der Prinz trat ein! er trug die Uniform eines Obersts der Artillerie, den dunkelblauen Spenser mit rothem Kragen und Vorstoß, dazu den Prinzenstern und das große Band der Ehrenlegion, auf seinen Zügen lag ein gewisser Stolz, das gehobene Selbstgefühl und der Ernst eines derartigen feierlichen Augenblicks; um seine Lippen spielte ein schwaches Lächeln. Er grüßte nach allen Seiten die Versammlung, welche ihn mit einem beifälligen sympathischen Gemurmel empfing, dann aber die tiefste Stille beobachtete.

Viele der anwesenden Offiziere waren einigermaßen enttäuscht, da sie in den Zügen des Prinzen vergebens eine Familien-Aehnlichkeit mit dem großen Kaiser gesucht hatten, die sich aber höchstens auf die Statur beschränkte.

„Meine Herren," hub der Prinz mit fester und stark betonter Stimme an, — „meine Herren, Sie wissen nun mein Vorhaben, aber Sie werden dasselbe noch besser kennen, nachdem ich Ihnen die Proklamationen gelesen haben werde, welche ich an das französische Volk, an die Armee und an die Einwohner von Straßburg richte, — nämlich:

„An das französische Volk.

„Franzosen!

„Man verräth euch! Eure politischen und kommerziellen Interessen, eure Ehre, euer Ruhm sind an das Ausland verkauft. Und durch wen? durch dieselben Menschen, welche von eurer schönen Revolution Nutzen gezogen haben und alle Prinzipien derselben verletzten! Sollen wir uns denn für eine Regierung ohne Treu und Glauben, ohne Ehre, ohne Großmuth, für Institutionen ohne Kraft, für Gesetze ohne Freiheit, für einen Frieden ohne Gedeihen und Ruhe, und endlich für eine Gegenwart ohne Zukunft, seit vierzig Jahren geschlagen haben?

„Im Jahr 1830 zwang man Frankreich eine Regierung auf, ohne weder das Pariser Volk, noch die Nationalität der Provinzen, noch die starke Stimme der Armee zu befragen. Franzosen, alles was damals geschah, ist ohne euer Zuthun geschehen, und hierdurch allein schon ist es ungültig. Nur ein nationaler Kongreß, aus der Wahl aller Staatsbürger hervorgegangen, kann das Recht haben, dasjenige zu wählen, was sich für Frankreich am besten eignet.

„Stolz auf unsere Abstammung aus dem Volke, stark und sicher der vier Millionen Stimmen, welche mich zum Thron bestimmten, trete ich nun vor euch als der Vertreter der Volkssouveränität. — Es ist Zeit, daß inmitten dieses Chaos von Parteien eine nationale Stimme sich hören lasse! Es ist Zeit, daß ihr

auf den Schrei der verrathenen Freiheit das schmachvolle Joch abwerft, welches auf unserm schönen Frankreich liegt. Seht ihr denn nicht, daß die Menschen, welche unsere Geschicke regeln, noch immer die Verräther von 1814 und 1815, die Henker des Marschalls Ney, sind? — Könnt ihr ihnen Vertrauen schenken?

„Sie thun Alles nur der heiligen Allianz zu Gefallen; um ihr zu gehorchen, haben sie die uns verbündeten Völker im Stich gelassen; um sich selber aufrecht zu erhalten, haben sie den Bruder gegen den Bruder bewaffnet, unsere Städte in Blut gebadet, unsere Sympathieen und unsere Rechte mit Füßen getreten. — Die Undankbaren! sie erinnern sich der Barrikaden nur noch, um die vorgeschobenen Forts zu erbauen; sie verkennen die große Nation und kriechen vor den Königen und Schwächlingen. Eure alte dreifarbige Fahne schämt sich vor Entrüstung, daß sie in ihrer Hand ist.

„Franzosen! möge das Andenken an den großen Mann, der so viel für den Ruhm und das Gedeihen Frankreichs gethan hat, euch wieder beleben und mit Muth erfüllen! Im Vertrauen auf die Heiligkeit unserer Sache trete ich vor euch, das Testament des Kaisers Napoleon in der einen, seinen Degen von Austerlitz in der andern Hand. Als zu Rom das Volk den blutigen Leichnam Cäsar's sah, stand es auf und stürzte seine heuchlerischen Unterdrücker. Franzosen! Napoleon war größer als Cäsar: er ist das Sinnbild der Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts!

„Treu den Grundsätzen des Kaisers, kenne ich keine anderen Interessen als die eurigen, keinen andern Ruhm als den, Frankreich und der Menschheit zu nützen. Ohne Haß, ohne Rachsucht, frei von allem Parteigeist, rufe ich alle diejenigen, welche ein französisches Herz in ihrer Brust schlagen fühlen, unter den Adler des Kaiserreichs.

„Ich habe mein Dasein der Erfüllung einer großen Sendung geweiht. Vom Felsen von St. Helena aus ist noch ein Blick der sterbenden Sonne durch meine Seele gezogen: ich werde das heilige Feuer zu bewahren, ich werde für die Sache der Völker zu siegen oder zu sterben wissen!

„Männer von 1789, Männer vom 20. März 1815, Männer von 1830, erhebt euch! Sehet wer euch regiert: seht den Adler, das Sinnbild des Ruhms, der Freiheit, und wählet!

Napoleon."

„An die Armee.

„Soldaten!

„Der Augenblick ist gekommen, wo ihr euren alten Glanz wieder erlangen sollt. Für den Ruhm geschaffen, vermögt ihr weniger als Andere noch länger die schmachvolle Rolle zu ertragen, die man euch spielen läßt. Die Regierung, welche unsere Interessen verräth, möchte auch euren Ruhm verdunkeln. Glaubt denn die Unsinnige, das Geschlecht der Helden von Arcole, von Austerlitz, von Wagram sei ausgestorben?

„Schaut hin! noch steht der Löwe von Waterloo auf unseren Grenzmarken, noch ist Hüningen seiner Befestigungen beraubt, noch sind die militärischen Grade von 1815 nicht anerkannt! Schaut hin, wie man die Ehrenlegion an Intriguanten verschwendet und den Tapferen verweigert! Seht unsere Fahne, sie flattert nirgends mehr, wo unsere Waffen triumphirt haben! Seht, wie noch überall Verrath, Feigheit, fremder Einfluß herrschen, und rufet mit mir: Lasset uns die Barbaren vom Kapitol verjagen!

„Soldaten, ergreifet aufs neue die Adler, die ihr in unseren großen Tagen führtet: die Feinde Frankreichs können deren Blicke nicht aushalten — diejenigen, welche uns regieren, sind schon vor denselben geflohen! Befreiet das Vaterland von den Verräthern und Unterdrückern, schützet die Rechte des Volks, vertheidigt Frankreich und seine Verbündeten gegen die Invasion! Auf diesen Weg ruft euch die Ehre! dies allein ist eure erhabene Mission!

„Französische Soldaten! wie auch immer eure Vergangenheit beschaffen sei, kommet alle und sammelt euch unter die wiederhergestellte dreifarbige Fahne! Sie ist das Sinnbild eurer Interessen und unseres Ruhms! Das getheilte Vaterland, die verrathene Freiheit, die leidende Menschheit, der trauernde Ruhm zählen auf euch: ihr steht auf der Höhe der Geschicke, welche euch erwarten.

„Soldaten der Republik! Soldaten des Kaiserreichs! daß doch mein Name in euch die alte Gluth erwecken möchte! Und auch ihr, junge Soldaten, die ihr gleich mir unter dem Kanonendonner von Wagram geboren seid, erinnert euch, daß ihr die Kinder der großen Armee seid. Die Sonne von hundert Siegen hat unsere Wiege beschienen; mögen nun unsere großen Thaten oder unser Tod unserer Geburt würdig sein! Vom Himmel hernieder wird der große Schatten Napoleons unsere Armee lenken und von unseren Bemühungen zufrieden gestellt ausrufen: „Sie waren ihrer Väter würdig!" Es lebe Frankreich! es lebe die Freiheit!

Napoleon."

„An die Einwohner von Straßburg.

„Elsässer!

„Euch ist die Ehre zugedacht, zuerst eine Autorität über den Haufen geworfen zu haben, welche als Sklavin der heiligen Allianz jeden Tag mehr unsere Zukunft als civilisirtes Volk compromittirte! Die Regierung Ludwig Philipps verabscheute euch ganz besonders, wackere Straßburger, weil sie alles das verabscheut, was groß, edel, national ist. Sie hat eure Ehre beleidigt, indem sie eure Legionen aufhob; sie hat eure Interessen verletzt, indem sie die Eingangszölle beibehielt und die Errichtung fremder Zollstätten gestattete, welche euren Handel und Verkehr lähmen!

„Straßburger! Ihr habt die Hände auf eure Wunden gelegt und mich in eure Mitte berufen, damit wir mit einander für die Freiheit des Volkes siegen oder sterben sollten. Unterstützt von euch und den Soldaten betrete ich endlich nach langer Verbannung den geheiligten Boden des Vaterlandes, — Dank sei euch dafür! Elsässer, mein Name ist eine Fahne, welche euch große Erinnerungen in's Gedächtniß rufen muß; und diese Fahne, welche, wie ihr wißt, unbeugsam vor den Parteien und vor dem Auslande ist, neigt sich nur vor der Majestät des Volkes.

„Ehre, Vaterland, Freiheit! das sind unsere Triebfedern und unser Ziel. Paris hat uns im Jahre 1830 gezeigt, wie man eine

pflichtvergessene Regierung stürzt; zeigen wir ihm unsererseits, wie man die Freiheiten eines großen Volkes befestigt!

„Straßburger, morgen marschiren wir nach Paris, um die Hauptstadt von den Verräthern und Unterdrückern zu befreien. Bildet auf's Neue eure nationalen Bataillone, vor welchen eine unvolksthümliche Regierung sich fürchtet; hütet während unserer Abwesenheit eure Stadt, dieses Bollwerk der Unabhängigkeit Frankreichs, heute die Wiege seiner Wiedergeburt. Mögen Ordnung und Freiheit in euren Mauern herrschen und der Genius Frankreichs mit euch über eure elsässischen Wälle wachen!

„Mit einem großen Volk verrichtet man große Dinge: ich setze mein volles Vertrauen in das französische Volk.

Napoleon."

Die Verlesung dieser schwungvoll vorgetragenen Proklamationen war zu verschiedenen Malen durch Ausrufe der Begeisterung und Bewunderung unterbrochen worden, welche lauter waren als die Klugheit gut hieß. Der Prinz ertheilte hierauf den einzelnen Gruppen zuerst allgemeine Instruktionen, dann den einzelnen Persönlichkeiten besondere Weisungen.

„Und nun, meine Freunde, bitte ich Sie, begebe sich Jeder auf seinen Posten und betrage sich Jeder, als ob der Kaiser selbst sein Augenmerk auf ihn hätte. Ganz Frankreich sieht auf uns und wird unser Unternehmen billigen, denn wo ist Ein ganzer Mann, Ein echter Franzose, dem nicht die Scham über die seitherigen Zustände das Blut in die Wangen triebe? — Adieu denn, meine Herren!" schloß er bewegt; „in zwei Stunden sehen wir uns wieder und wollen erproben, ob die Armee und das Volk noch ihres Ruhmes eingedenk sind und ob der Name Napoleon in Frankreich noch seinen alten Zauber übt!"

Die Offiziere zerstreuten sich auf der Straße und gingen in verschiedenen kleinen Gruppen davon. Nicht Alle waren von dem flüchtigen Rausch der Begeisterung erfaßt, welchen die Beifallsbezeugungen der persönlichen Anhänger des Prinzen: der Herren Fialin de Persigny, Laity, de Querelles, de Gricourt u. s. w., bei

der Verlesung der Proklamationen des Prinzen hervorzurufen sich bemüht hatten.

Zwei Offiziere, ein Voltigeurs-Kapitän mit einem zerrissenen, narbenvollen, ernsten Gesicht, und ein Lieutenant von der Linie, waren Arm in Arm stumm die Waisengasse hinab gegangen und schon eine ziemliche Strecke die Magdalenengasse hinaufgewandelt, als der Jüngere sein Gesicht zu dem Kapitäm wandte und leise fragte:

„Was sagst Du zu der Sache, Aimé? Ich entnehme aus Deinem Schweigen, daß Du grübelst!"

— „Hm, das hieße der ganzen Geschichte zu viel Ehre angethan, Hector," erwiderte der Kapitän mit einem finstern Blick. „Grübeln kann nur, wer noch zu keinem Entschluß gekommen ist, und der meinige steht fest Ich habe mich zu Nichts verbindlich gemacht, als zum Besuch dieser Versammlung. Was ich hier gesehen und gehört habe, macht mich nicht lüstern, die Errungenschaft eines zwanzigjährigen ehrenhaften Militärdienstes für eine Farce, für ein tollkühnes, übereiltes Knabenstückchen in die Schanze zu schlagen. Ich werde mich auf mein Bett werfen und warten, bis der Generalmarsch mich weckt und dann blindlings gehorchen, wenn meine Vorgesetzten mich kommandiren!"

„Wie? Du wolltest Deine Kompagnie gegen den Prinzen führen, den wir soeben verließen?" fragte der Lieutenant.

— „Unbedingt, Hector! Ich habe genau geprüft, beobachtet, hingehorcht, und ich finde nur, daß man uns hintergangen hat!" versetzte der Kapitän. „Graf Gricourt prahlte mit einem halben Dutzend von Generalen, deren der Prinz sicher sei — es war aber außer dem Oberst Vaudrey nur noch ein einziger Stabs-Offizier anwesend — der Gensdarmerie-Major Parquin, der allerdings in der kaiserlichen Armee Oberst gewesen. Man hat uns vorgespiegelt, die Anhänger des Prinzen in allen Regimentern und Waffengattungen zählten nach Hunderten, und wir waren soeben — ich habe genau gezählt, — nur neunundfünfzig Personen ohne den Stab des Prinzen, und von zwei Regimentern der hiesigen Garnison war auch nicht Ein Offizier dabei. Und dann diese

schwülstigen, heuchlerischen, unwahren Proklamationen, die nur auf die absolute Dummheit oder Unreife berechnet sind! Dieser unbedeutende unscheinbare Prinz, welcher nichts für sich hat als einen Namen, den er, wenn das Gerücht nicht ganz trügt, nicht einmal mit Berechtigung trägt! Meiner Treu, Hector! wer kein Knabe mehr ist oder wem die Weindünste einer bei der Flasche durchschwärmten Nacht nicht den klaren Sinn getrübt haben, der muß einsehen, daß der allerunwahrscheinlichste Zufall dazu gehören würde, wenn dieses planlose unreife Attentat gelänge, dem ich keine zwei Stunden Lebensdauer gebe!“

„Und Du glaubst Dich gegenüber von dem Prinzen nicht gebunden, Aimé?“ fragte der Lieutenant in einem Tone, der nur noch diesen einen Skrupel verrieth.

— „Gebunden durch Vorspiegelungen, welche — seien sie nun absichtlich oder absichtslos — jedenfalls manchen braven Kerl in böse Verlegenheiten stürzen können?“ rief der Kapitän unwillig. „Meiner Treu, das Einzige was ich den Urhebern dieses unüberlegten Putsches etwa noch schulde, ist so viel Discretion, daß ich sie nicht meinen Vorgesetzter denuncire, wie meine Soldatenpflicht wäre! daß ich mich den Folgen dieser échauffourée, dieses unbesonnenen, schon im Keim mißglückten Handstreiches mit Resignation unterwerfe und nur etwa versuche, meine jüngeren Kameraden davon zurückzuhalten! das ist Alles!“

„Deine Hand, Aimé! ich habe ebenfalls von Anfang nicht anders darüber geurtheilt und schon seit zwanzig Minuten förmlich bereut, daß ich in dieser Versammlung war,“ erwiderte der Lieutenant. „Pardieu, ich habe mich der Sache sogar so geschämt, daß ich mich auf dem Wunsche betraf, es möge zu einem Kampfe kommen und mir dabei der Tod durch eine ehrliche Soldatenkugel werden, anstatt einer Füsillade draußen in den Graben der Citadelle! Zum Henker auch, es ist ja für einen braven Offizier eine Schmach und eine Lächerlichkeit, bei einem derartigen Attentat betheiligt zu sein!“

— „Mach Dir hierüber keine Grillen, Hector! die sogenannte Welt urtheilt immer nach dem Erfolg,“ sagte der Kapitän. „Hätte

der bevorstehende Handstreich Erfolg, wie er ihn sicher nicht hat, so würde ihm die ‚Welt‘ auch Berechtigung zuerkennen. Wir Beide aber sind mit Leib und Seele Republikaner, wir kennen die Geschichte und sehen den Sachen tiefer auf den Grund. Uns ködert dieser junge Prinz nicht mit leeren Phrasen, welche nur einen ungemessenen Ehrgeiz und eine eigene innere Armuth verdecken sollen. Dieser Mensch hat nach meinem Dafürhalten mehr Klugheit als Weisheit, mehr Ehrgeiz als eigene Kraft, und im Grunde nur gerade so viel Verstand und Geist, um seinen Oheim nachzuahmen und nachzudrucken. Aber die Geschichte hat ja gelehrt, wie der große Kaiser es mit Freiheit und Menschenwohl meinte, und der junge Mann da mit den trüben erloschenen Augen und dem anscheinend gutmüthigen Lächeln ist Einer von denen, die mir immer einen gewissen Argwohn einflößen! Ich bin von dem Wahne geheilt, in ihm den Messias der Freiheit zu erblicken, seit ich in ihm den mittelmäßigen Schauspieler erkannte, welcher in einer für seine schwachen Kräfte allzu großen und schwierigen Rolle nur vor einem kleinen Provinzpublikum debutiren will!“

„Ah! darum also das Debut in Straßburg?“ fragte der Lieutenant lächelnd. „Die Pariser Beleuchtung ist also zu grell, das Pariser Publikum zu anspruchsvoll für ihn?“

— „So ist es! darum laß uns gehen und zur gegebenen Zeit unsere Schuldigkeit thun, denn wie armselig und tadelnswerth auch die herrschende Regierung sein mag, so dürfte sie unter Umständen noch besser und freier sein, als die Despotie, welche ein bonapartistischer Prätendent und Emporkömmling über Frankreich verhängen wird. Die Napoleoniden sind ein Haufe Intriguanten und Tyrannen!“

„Gut, so suchen wir wenigstens noch einige von unseren Freunden abzuhalten, sich für jenen kleinen Prinzen zu kompromittiren, Aimé! Wenn also der Generalmarsch ertönt, dann auf Wiedersehen bei der Fahne!“

— „Bei der Pflicht! Adieu, mein Freund!“ versetzte der Hauptmann, seinem Kameraden die Hand drückend, und sie schieden.

* * *

Es schlug sechs Uhr. Der Prinz stand in seiner Wohnung in der Waisengasse am Fenster und schaute in tiefen Gedanken durch die dunstbeschlagenen Scheiben. Draußen begann der Tag zu grauen und der Schnee fiel in spärlichen großen Flocken durch die windstille Luft. Es war ein häßliches Wetter, gar nicht ermuthigend zu einem so ernsten Unternehmen, denn die Stimmung des Menschen ist ja mehr oder weniger ein Spiegelbild von dem, was die äußere Natur uns an Eindrücken entgegenhält.

Der ernste Zeitpunkt nahte heran, wo der ehrgeizige, ungeduldige junge Mann den großen Schritt thun sollte, welcher über seine Zukunft entschied. Der aufregenden Geschäftigkeit der vergangenen Nachtstunden war ein Moment der Ruhe gefolgt. Der Prinz hatte sich vor einer Stunde angekleidet und in voller Uniform auf das Sopha gelegt, um noch eine Stunde zu schlummern; aber kein Schlaf wollte sich auf seine Augen niedersenken — eine innere Unruhe verzehrte ihn. So oft er die Lider gewaltsam schloß, zogen vor seinem innern Blicke wirre Bilder vorüber — seine Mutter, seine Freunde, das sonnige Arenenberg, das heitere lachende Baden; dann wieder wilde Scenen: Soldatenhaufen, die sich durcheinander drängten, schreiend und tobend, Gewehre abfeuernd, Truppen, welche unter Trommelschlag vorüberzogen, Geschütze, welche donnernd über das holperige Pflaster rollten, Generalmarsch, der aus der Ferne durch die engen Gassen scholl, Sturmglocken, die von den Thürmen heulten, Volksmassen, welche erschrocken hin- und herliefen wie eine versprengte Schafheerde oder hin- und hergeworfen wurden in einem wilden Chaos, wie Treibholz in der Brandung. Dann wieder Offiziere, hoch zu Roß, mit goldenen Adlern und wehenden Fahnen, dann die muthig und begeistert blickenden Augen Eleonorens, das weinende bleiche Antlitz seiner Mutter und die ängstlichen Gesichter ihrer Frauen, — hierauf wieder ernste Mannesgesichter, die ihn fest und wie abmahnend anblickten: der alte Ammann, sein kluger besonnener Freund Kern und der Doktor Conneau und Andere, die es treu und ehrlich mit ihm meinten; auch Mathildens jugendlich frische Züge, aber nicht hoffnungsvoll und ermuthigend blickend, wie in den Momenten

ihres Beisammenseins, sondern mit Thränen in den schönen Augen wie bei dem jüngsten Abschied, mit einer unsäglichen, vagen Angst in den verstörten Mienen! ... Und wie sehr sein Wille sich auch Gewalt anthat, um sich dieser aufregenden Visionen zu entschlagen, sie kamen doch immer und immer wieder, und jedes Mal wirrer, verschwommener, heterogener, wie die Gebilde eines Fiebertraums! ...

Diese Eindrücke waren so eindringlich, so unbehaglich, so entnervend gewesen, daß der Prinz es nicht länger ertragen gekannt. Er war aufgesprungen und an's Fenster getreten, um hinauszublicken und sich wieder zu sammeln. Aber vergebens! Auch hier keine Ruhe, keine Sammlung! Was zuvor wüste, verworrene Visionen gewesen waren, das gestaltete sich nun zu Gedanken, zu peinvollen, fast bänglichen Erwägungen. Und Ein Gedanke beherrschte allgewaltig alle anderen — die Erinnerungen an seine Mutter! Er drückte beide Hände vor's Gesicht und suchte sich dieser Gedanken zu entschlagen — umsonst! Er drückte die heiße fiebernde Stirn an die kalten Scheiben und zwang sich ruhiger zu sein — vergebens! Diese düsteren bangen Ungewißheiten ließen sich nicht bannen!

„Meine arme Mutter!" murmelte er endlich halblaut und mit einem tiefen Seufzer. „Sie, die sich so leicht ängstigt und quält, hat von all diesen Dingen keine Ahnung! ... Ich habe sie hintergangen; sie glaubt mich auf der Jagd! — Sie muß von mir selber erfahren, was für ein Loos mir das Geschick vorbehalten hat!"

Und mit einer gewaltsamen Willensanstrengung setzte er sich an den Tisch und schrieb zwei Briefe an die Königin Hortense — den einen, worin er ihr das Gelingen des Straßburger Aufstandes meldete; den andern, worin er sie mit dem Fehlschlagen seines Vorhabens bekannt machte und ihr unter Anderem sagte:

„Meine theure Mutter! ich bin besiegt worden; ich sterbe für eine schöne Sache, für die Sache des französischen Volkes, das mich vielleicht eines Tages bedauern wird. Beweine mich nicht; trage es Niemanden nach, denn Niemand hat mich verführt und

in dieses Unternehmen hineingezogen, denn ich allein wollte den Versuch wagen, Frankreich seinen Ruhm und seine Freiheiten zurückzugeben! Als ich den Rhein überschritt, war ich auf Alles gefaßt und vorbereitet."

Kaum war er mit den beiden Briefen fertig, so erschien Persigny, der den Prinzen wecken wollte, unter der Thüre. Er wunderte sich, den Prinzen schon munter zu finden, und war noch mehr überrascht, als er, näher herantretend, die unverkennbare Gemüthsbewegung gewahrte, welche sie in Louis Napoleon's Zügen aussprach.

„Um Gott, mein Prinz! was ist geschehen?" fragte er halb erschrocken, und deutete auf die beiden Briefe in des Prinzen Hand. „Haben Sie Absagebriefe oder Warnungen enthalten? droht unserem Vorhaben irgend eine Gefahr?"

— „Keines von Beiden, mein Freund, sondern ich habe nur für nöthig erachtet, meiner Mutter eigenhändig Nachricht von unserm Anschlage zu geben," erwiderte der Prinz. „Wir stehen ja unleugbar auf der Schwelle einer ernsten That. Sehen Sie, Fialin, wenn das Regiment, dem ich zuerst vorgestellt werde, mich mit Begeisterung aufnimmt, so ist das Gelingen unsers Planes gesichert; dann soll man sogleich diesen ersten Brief hier an meine Mutter abgehen lassen! — Scheitert dagegen unser Unternehmen, so lassen Sie diesen kleinern zweiten Brief an meine Mutter befördern, worin ich ihr Lebewohl sage!" setzte er mit bewegter Stimme und feuchtem Auge hinzu, und die Zuversicht, womit er sich so gerne umgab, schwand auf einen Augenblick vor der trüben, bangen Ahnung, die ihm durch den Sinn zog.

„Sie glauben also, mein Prinz . . . . Sie halten es für möglich, daß wir nicht reussiren?" fragte Persigny ebenfalls mit unbehaglichem Vorgefühle. „Sollen wir die ganze Sache abbestellen, so lange es noch Zeit . . ."

„Halt, da hören Sie schon, daß Nichts mehr zu ändern ist! Das ist die Reveille drüben in der Artillerie-Kaserne," fiel ihm der Prinz in's Wort und erhob die Hand, während er auf die langgedehnten tiefen Töne und schmetternden Fanfaren der Signal-

Hörner lauschte, die drüben im Quartier d'Austerlitz Tagwache bliesen. „Die Würfel liegen, wir müssen voran!" sagte er und bot seine ganze Selbstbeherrschung und Festigkeit auf, um ruhig zu erscheinen. — Er sprang vom Stuhle auf und trat wieder zum Fenster. „Ein wichtiger, feierlicher Augenblick, Fialin!" fuhr er fort; „nur noch wenige Minuten, und wir beginnen ein großes gewagtes Unternehmen. Gelingt uns dasselbe, so werden uns die Segenswünsche des Volks dafür belohnen; scheitert es dagegen, so wird uns der Pöbel und die gemeine Menge mit Schmutz bewerfen. Man wird nicht Schimpfwörter genug finden, um das Thörichte, Lächerliche, Hirnverbrannte unseres Vorhabens zu kennzeichnen. Wir werden dem Märtyrthume der neueren Zeit verfallen; man wird kein gutes Haar mehr an uns lassen; — aber wir wollen es mit Ruhe und Ergebung ertragen. Große Ideen sind niemals für die große Menge. Wenn die Gunst des Geschicks sich gegen uns erklärt, so wollen wir an den langen Todeskampf gedenken, den der Kaiser auf St. Helena durchgerungen hat. Alle Männer von Herz und Muth werden uns wenigstens den Freimuth und die Kühnheit unserer Anstrengungen zu gute halten und sehen, daß wir mindestens eines großen Gedankens fähig waren. Wir werden wenigstens als die Opfer einer schönen Sache sterben, und das französische Volk wird uns beklagen. Wir werden in dieser schlaffen Zeit des Eunuchenthums wenigstens die Anerkennung finden, daß wir M ä n n e r sind, würdige Söhne einer großen Nation!"

— „Muth, mein Prinz! Sie sehen zu schwarz! Sie geberden sich ja, als ob unsere Sache schon verloren wäre, ehe wir sie nur begonnen!" sagte Fialin und blickte den Prinzen forschend an. Als aber Beider Augen sich begegneten, da war es doch, als begegneten sich auch ihre Gedanken in Befürchtungen, in Vorgefühlen eines Mißerfolgs.

„Vorwärts! der Augenblick ruft!" sagte der Prinz, seinen Hut und Degen aufraffend und ein Portefeuille zu sich steckend. „Wo sind unsere Freunde?"

— „Sie warten im Salon, mein Prinz! Alles ist bereit! Kommen Sie!"

Im Salon brannten noch drei Wachskerzen in dem hübschen Lüstre und warfen ein blasses Licht auf die paar Personen, welche den Generalstab des Prinzen bilden sollten und ihn insgesammt in großer Uniform erwarteten: den Grafen v. Gricourt und Herrn v. Querelles, die Ordonnanz-Offiziere des Prinzen, Herrn v. Persigny, seinen Adjutanten; den Major und Commandanten Parquin, den Lieutenant Laity, den Major Lombard und mehrere Andere. Alle beobachteten unwillkürlich jenes halb feierliche, halb peinliche Stillschweigen, welches unmittelbar vor irgend einem gewagten Unternehmen sich in die Seele senkt und die Gedanken nach innen und nach rückwärts wendet. Nur als Herr v. Querelles aus einem Nebenzimmer die von dem goldenen Adler des Kaiserreichs überragte zerschossene und zerfetzte Fahne des 7. Linienregiments hereinbrachte, — desselben Regiments, das der unglückliche Oberst Labedoyère*) im März 1815 befehligt hatte, — trat Herr Parquin einen Schritt vor, ergriff mit tiefer Bewegung dieses vielgediente Feldzeichen und entfaltete es mit liebreicher Hand, und eine tiefe Bewegung spiegelte sich auf seinen Zügen.

„Guten Tag, meine Freunde! ich danke Ihnen für Ihr pünktliches Erscheinen!“ hob der Prinz an, als er sein Auge wie zählend über die Anwesenden schweifen ließ, die auch ihn mit einem unwillkürlichen Interesse musterten, denn man sah, daß auch er sich zu diesem bevorstehenden ernsten Gange mit verschiedenen kostbaren Reliquien aus der Erbschaft der kaiserlichen Familie wie mit eben so viel Talismanen geschmückt hatte. Er trug denselben Degen,

*) Der Oberst Graf Labedoyère war bekanntlich der erste königliche Offizier gewesen, welcher dem von der Insel Elba zurückkehrenden Napoleon das von ihm kommandirte Regiment, welches in der Nähe von Vigelles stationirt war, zugeführt und sich damit bei dem Einzug des heimkehrenden Kaisers in Grenoble betheiligt hatte. Hiefür zum Generalmajor und bald zum Generallieutenant und Pair von Frankreich ernannt, hatte er während der hundert Tage sich gut geschlagen, nach der Schlacht von Waterloo nach Paris begeben und in der stürmischen Sitzung der Pairskammer vom 22. Juni sich mit großer Heftigkeit gegen die Bourbonen ausgelassen. Er war schon im Begriff, nach Amerika auszuwandern, als er am 3. Juli in Paris erkannt und verhaftet und am 9. August 1815 auf Grund eines kriegsgerichtlichen Spruchs erschossen wurde.

welchen Napoleon in der Schlacht von Austerlitz geführt hatte; auf seiner Brust erglänzten der Fürstenstern, welchen der Prinz Eugen, der Vicekönig von Italien und Herzog von Leuchtenberg, einst getragen, und dasselbe Großkreuz des Ordens der Ehrenlegion, das der Kaiser einst bei großen Staatsgelegenheiten umzuhängen gepflegt hatte. Statt des Tschako, der zu seiner Uniform eines Artillerie-Obersten gehörte, trug er den niedrigen Schiffhut eines Generalstabs-Offiziers, der einigermaßen an das berühmte kleine Hütchen des Kaisers erinnern konnte. Die Artillerie-Uniform hatte er absichtlich gewählt, um sich das Vertrauen desjenigen Regiments zu gewinnen, dem er sich zuerst vorstellen wollte.

Der Commandant Parquin trug nach dem speziellen Wunsche des Prinzen die Uniform eines Generallieutenants. Er hatte die Fahne von Labedoyère's Regiment Herrn v. Querelles zurückgegeben, nachdem er sie inbrünstig geküßt hatte, und erwartete nun, mit den Anderen, in militärischer Ruhe und Fassung die weitere Entwickelung der Dinge.

Der Prinz war mit seiner Musterung der Anwesenden und mit dem Zuknöpfen seiner Handschuhe zu Ende, und jetzt kam einer der Artillerie-Offiziere vom 4. Regiment, um dem Prinzen im Auftrage des Obersten Vaudrey zu melden, daß Alles bereit sei.

„Vorwärts, meine Herren! der Augenblick ist gekommen!" rief der Prinz; „wir wollen jetzt sehen, ob Frankreich sich noch jener zwanzig Jahre des Ruhmes und der Größe erinnert!" Er eilte zuerst auf die Straße hinunter, und die sämmtlichen Herren seines Generalstabs folgten ihm mit einer emsigen Hast, wiewohl nicht ganz ohne ahnungsvolle Zweifel und eine gewisse Befangenheit. Der Prinz mochte dies fühlen, oder an seinen eigenen Empfindungen abnehmen, denn er kehrte sich mehrmals nach ihnen um und suchte sie durch Blick und Geberde zu ermuthigen und anzuspornen.

— „Vorwärts, mein Prinz!" rief der kleine Lieutenant Laity; — „vorwärts! ganz Frankreich folgt Ihnen!"

Diese echt französische Prahlerei ward mit einem beifälligen Gemurmel aufgenommen und erfaßte namentlich den schon ziem-

lich wortkargen Parquin, welcher unter dem ganzen Gefolge vielleicht der kaltblütigste und ruhigste war.

„Mein Prinz!" rief er und seine Stimme bebte vor innerer Bewegung und Freude, — „es ist gerade, als ob der Kaiser von der Insel Elba zurückkehrte!"

Es war schon beinahe hell und hatte zu schneien aufgehört, als der Prinz mit seinem Gefolg durch das große Thor des Quartier d'Austerlitz in den Kasernenhof trat, wo seiner bereits ein militärisches Schauspiel harrte.

* * *

Oberst Vaudrey hatte wenige Minuten nach der Tagwache Sammlung blasen lassen und hierdurch eine große Aufregung im Quartier d'Austerlitz hervorgerufen. Die Soldaten hatten sich eilig in die Kleider geworfen und die Waffen umgehängt und liefen nun in den Schlafsälen und Gängen halb erschrocken durch einander und fragten sich, was denn dieses ganz abnorme Ausrücken am Sonntag Morgen zu bedeuten habe.

„Alle Wetter, Jungens! Hütet Euch, meine Hühnchen!" rief ein alter Feuerwerker, schon vollständig gerüstet, der auf der großen Treppe stand und die Hin- und Herkommenden parirte. „Der erste und zweite Zug von jeder Compagnie soll aufsitzen! Vorwärts, Kinderchen! könnt euch hernach zur Parade schön machen! Und wer da fürchtet, daß ihm der Schlaf in den Magen falle, der mag heute einen Schluck Wein oder Schnaps umsonst haben! Es geht Alles auf die Kreide des Herrn Obersten! He, Margot, Lisette! schleppt die Flaschenkörbe hieher an den Fuß der Treppe! — Batterie, Achtung! Feuer! Damit schlug er mit dem Säbelgefäß einer Rumflasche den Kopf ab, that einen gewaltigen Zug und reichte sie weiter.

Das edle Beispiel fand Nachahmung, und die Mannschaft fiel im Nu über den Inhalt der Flaschenkörbe her.

„Achtung, Kinder! laßt erst diejenigen laden, welche nach den Pferden eilen müssen!" rief der alte Schnauzbart. „Wir haben noch mehr Munition von dieser Sorte! soll heute keiner nüchtern ausrücken! He, ihr Schwerenoths-Hexen von Mädel, sputet euch

und bringt noch einige Protzkästen voll von diesen scharfen Patronen! Nur brüderlich getheilt, Kinder, damit Jeder laden kann!"

Das war ein Rennen und Drängen, ein hastiges Laufen und Zerren um die Flaschen, die Einer dem Andern vom Munde riß, um den Herrn Obersten, den Wohlthäter, oder das vierte Regiment, oder die Artillerie oder la Frrrance leben zu lassen! Dann ging es im Laufschritt, bald haufenweise bald einzeln, sporenklirrend, säbelrasselnd durch die benachbarten Straßen nach den Ställen, wo die Stallwache ebenfalls schon unter Wein gesetzt war und ein Anzahl Pferde schon gesattelt hatte, und bald sprengten andere Artilleristen im Galopp nach der Kaserne zurück. Die Bürger aber in der Waisengasse und den benachbarten Straßen, welche noch nicht an ihrem Tagewerk waren, wie die Bäcker, Spezereikrämer u. dergl. m., erwachten von dem Lärm, rekelten sich im Bette und standen wohl auch auf, um an die Fenster zu treten und nach der Ursache dieser militärischen Bewegung zu sehen, und der Eine oder Andere von den Biedermännern in Civil sagte wohl auch zu seiner theuren Ehehälfte in gutem Straßburger Dialekt: „Was meenscht Du, Madamche, soll ich sortir, Susann, und sehen, was fir e diabels Läärme do druße-n-isch? 's isch ganz singulier, daß de Militärs am Dimahsch Morgen usrucka!" — Worauf die theure Ehehälfte dann vielleicht antwortete: „Blieb mer nor ruhig couché, Jean-Pierre! was goht's üüs aa? 's isch ja der Metier vo dene Militärs! Sü Du nor froh, daß mer kä Garde nationale meh hawe und daß de rühig usschlofe ka'scht!"

Keine zwanzig Minuten waren vergangen, seit man Sammlung geblasen hatte, so stand das 4. Artillerie-Regiment schon in zwei parallelen Linien zu beiden Seiten des großen Hofes aufmarschirt und ließ die Mitte desselben frei. Vor der Kaserne aber, auf der Place d'Austerlitz, hielten sechszig Artilleristen zu Pferde. Die militärische Ordnung in Reih und Glied hatte die geräuschvolle Aufregung zwar einigermaßen beschwichtigt, allein das Ungewohnte des ganzen Auftritts doch einen Eindruck der Spannung und Unbehaglichkeit bei den Soldaten hinterlassen. Sie sahen sich gegenseitig und die Offiziere fragend an und zischelten unter ein-

ander, was denn die ganze Geschichte zu bedeuten habe. Der Oberst, von der Mehrzahl der Offiziere umgeben, hielt mitten im Hofe und schien selbst in gespannter Erwartung.

Es währte nicht lange, so trat der Prinz mit seinem Gefolge in den Hof, und im Nu belebte sich die ganze Scene.

Oberst Vaudrey zog den Säbel. — „Regiment, Achtung! Präsentirt das Gewehr!“ rief er.

Der Prinz schritt rasch auf den Oberst zu, der jetzt allein inmitten der Gruppe stand, und begrüßte ihn würdevoll; dieser salutirte respektvoll und reichte dann dem Prinzen die Hand.

„Soldaten vom 4. Artillerie-Regiment!“ rief Vaudrey mit lauter, weithin schallender Stimme; „eine große Revolution beginnt in diesem Augenblicke unter den Auspicien des Neffen des Kaisers Napoleon. Er steht vor euch und will sich an eure Spitze stellen. Er hat den Boden des Vaterlandes betreten, um dem Volke zurückzugeben die Rechte, die man ihm geraubt, der Armee den Ruhm, an welchen sein Name erinnert, unserm Frankreich die Freiheiten, welche man ihm vorenthält. Er rechnet auf euren Muth, eure Hingebung und euren Patriotismus, um jene erhabene, ruhmwürdige Sendung zu erfüllen. Soldaten, euer Oberst hat sich für euch verbürgt; stimmt daher mit ihm ein in den Ruf: Es lebe Napoleon! es lebe der Kaiser!“

Und in hundertstimmigem Echo tönte es aus dem Munde der Soldaten zurück: „Es lebe der Kaiser! es lebe der König!“

Man kennt ja das Flackerfeuer dieses Enthusiasmus, welches eine gespannt harrende, seltsam aufgeregte Menge ergreift, wenn irgend ein Höhergestellter einen solchen Toast ausbringt. Die Offiziere streckten die Säbel in die Luft, die Soldaten schwangen ihre Tschakos und brüllten aus Leibeskräften, denn die Mehrzahl von ihnen hatte von der ganzen Anrede nur die Schlagworte „Revolution,“ „Napoleon,“ „Kaiser“ erfaßt, und schrie unter dem Eindruck des genossenen Weins und Branntweins und in jener Erregung der negativen Thatkraft mit, welche den in strammer Disciplin gehaltenen Soldaten stets erfaßt, wenn man den deprimirenden Federdruck der Zucht nur einigermaßen losläßt. Der wilde

Jubel war ein instinktiver, kein klarbewußter, und die Vivats erschollen auf's neue, als die Offiziere wieder anstimmten, weil der Prinz, halb trunken vor Entzücken über diesen einstimmigen Ruf, der ihm das Gelingen des ersten und schwersten Schrittes zu verbürgen schien, dem Oberst um den Hals fiel und inbrünstig dankte.

Endlich wandte sich der Prinz zu den beiden Fronten und machte ein Zeichen, daß er reden wolle, worauf alsbald lautlose Stille eintrat.

„Soldaten!" rief er mit fester volltöniger Stimme und ließ die Blicke mit einem gewinnenden, glücklichen, siegreichen Lächeln über die beiden Reihen hingleiten; — „Soldaten, mit dem festen Entschluß, zu siegen oder zu streben für die Freiheit und den Ruhm des französischen Volkes, wollte ich mich euch zuerst vorstellen, weil große Erinnerungen eine Verbindung zwischen euch und mir herstellen. Kameraden! in eurem Regiment hat der Kaiser Napoleon, mein Oheim, seine ersten Waffenthaten verrichtet; unter eurem Regiment hat er sich bei der Belagerung von Toulon zuerst ausgezeichnet, und bei seiner Rückkehr von der Insel Elba öffnete ihm euer tapferes Regiment die Thore von Grenoble. Soldaten! neue Geschicke und Thaten sind euch vorbehalten: euch gebühre der Ruhm, ein großes Unternehmen zu beginnen! Ihr sollt die Ehre haben, zuerst den Adler von Austerlitz und Wagram zu begrüßen!" rief er, nahm dann aus den Händen des Herrn v. Querelles die Stange mit dem Adler und entfaltete die Fahne des 7. Linienregiments. — „Soldaten," fuhr er dann fort, „seht hier das Sinnbild des französischen Ruhms! es sei fürder dazu bestimmt, auch das Sinnbild der Freiheit zu werden. Fünfzehn Jahre lang hat dieser Adler unsere Väter zum Siege geführt, hat auf allen Schlachtfeldern geglänzt, alle Hauptstädte Europa's durchzogen. Soldaten, sammelt euch um diese edle Standarte! Ich vertraue sie eurer Ehre, eurem Muthe an! Laßt uns miteinander gegen die Verräther und die Unterdrücker des Vaterlandes ziehen mit dem Ruf: Es lebe die Freiheit! es lebe Frankreich!"

Von Neuem und in begeistertster Weise erschollen die Vivats auf den Kaiser, auf Napoleon, und da die alten Offiziere von den Worten des Prinzen lebhaft ergriffen, sich so enthusiastisch geber-

deten, so fand ihr Beispiel beeiferte Nachahmung bei den Soldaten. Der Mehrzahl derselben waren zwar der Inhalt und Sinn der Rede des Prinzen ein Buch mit sieben Siegeln, allein es liegt im Wesen des Volks im Allgemeinen und der erregbaren Franzosen insbesondere, keine Gelegenheit zu versäumen, wo es schreien und johlen kann, zumal unter dem Einfluß von geistigen Getränken und bei der vagen Aussicht auf irgend etwas Ungewöhnliches: einen Auflauf, eine Schlägerei, einen Krawall. Daher das Geschrei und Hochrufen, das Schwenken der Karabiner, Säbel und Tschakos, welches kein Ende nehmen wollte und den Prinzen so entzückte und dessen Erwartungen so übertraf, daß er auf die Fronte des Regiments zueilte und den einzelnen Offizieren seinen Dank und seine Freude, sich so gut begriffen zu sehen, in den wärmsten Ausdrücken kundgab.

Der Prinz hatte nach Beendigung seiner Anrede die Fahne mit dem Adler wieder in die Hände des Herrn v. Querelles zurückgegeben und ertheilte jetzt den Befehl, nach dem Quartier (der Kaserne) Finkmatt zu marschiren. Zuvor aber wurde noch Geld unter die Soldaten ausgetheilt, angeblich für den Fall, daß die Truppen nicht bis Mittag in die Kaserne zurückkämen und nicht in der Menage essen könnten, und damit sie dafür in der Stadt speisen möchten. Auch wurden gleichzeitig hinter der Fronte auf's neue wieder Flaschen mit Wein und Branntwein vertheilt, um die Aufregung der Truppen zu steigern.

Die Dispositionen des Prinzen waren folgendermaßen getroffen:

Major Lombard mit einer Abtheilung von 15 Mann Artillerie hatte sich nach der Silbermann'schen Buchdruckerei am Thomasplatze zu begeben, um dort die Proklamationen drucken zu lassen; — Herr v. Persigny sollte mit einem andern Detachement nach der Präfektur eilen und den Präfekten verhaften; — Lieutenant Laity mit einigen anderen Offizieren ging nach der Kaserne der Pontonniers, Lieutenant Pietri sollte sich des Telegraphen bemächtigen, Lieutenant Schaller und einige Offiziere des dritten Artillerie-Regiments vertheilten sich, um nach der Kaserne dieses Regiments zu gehen und dasselbe zum Uebertritt zu bewegen, wäh-

rend wieder Andere sich der Personen des Obersten Leboul und des Generals Lalande versichern sollten.

Man hatte einen Offizier vorausgesandt an das 46. Regiment, um diesem zu verkündigen, daß die Artillerie sich bereits für den Neffen des Kaisers erklärt und diesen proklamirt habe, und daß der Prinz in eigener Person nach der Finkmatt-Kaserne kommen wolle. Jetzt setzte sich der Zug in Bewegung: an der Spitze desselben der halb freudetrunkene, schon siegesbewußte Prinz Louis Napoleon in Begleitung des Obersten Vaudrey, des Herrn Parquin in der Generallieutenants-Uniform und etwa eines Dutzends anderer Offiziere von allen Waffengattungen. Dann kam Herr v. Querelles mit dem Adler, welcher dieser ganzen militärischen Bewegung eine kennzeichnende Bedeutung geben sollte.

Der Prinz war seines Erfolges vermeintlich schon so sicher, daß er in dem Augenblick, wo der Zug die Austerlitzer Kaserne verließ, durch seinen Kammerdiener jenen ersten Brief an die Königin Hortense, worin er sie von dem glücklichen Erfolg seines Unternehmens in Kenntniß setzte, einem Lohndiener zur Bestellung übergeben ließ, so daß derselbe nachträglich richtig an seinen Bestimmungsort gelangte, und daß Herr v. Persigny den andern Brief als überflüssig zerriß.

Die Artillerie-Musik blies die Marseillaise und das Abschiedslied, welche man seit 1830 nicht mehr gehört hatte, und lockte in allen Straßen, welche der Zug passirte, die Leute an die Fenster, die sich mit Neugierigen füllten, während eine Menge von denjenigen, welche bereits auf den Beinen oder auf den Straßen waren, als müssige Gaffer den Zug begleiteten. Die angetrunkenen Soldaten brüllten aus vollem Halse: „Es lebe der Kaiser! Es lebe Napoleon!“ und riefen, auf den Prinzen deutend, dem Volke zu: „Das ist der Neffe des Kaisers!“

Die guten Straßburger wußten sich anfangs die Sache gar nicht zu deuten, denn es fehlte ihnen jede Vermittelung. Da und dort klatschten zwar Einige unter den Fenstern in die Hände oder wehten mit den Tüchern, ohne jedoch genau zu wissen, was hier vorgehe. Der gute Plebs aber, welcher nichts von einem Neffen des Kaisers wußte und überhaupt in die Genealogie der Napoleo-

niden nicht eingeweiht war, schrie mechanisch mit, und die biederen Schusterbuben und sonstigen Lehrjungen und Gamins, denen dieser Aufzug und die Gelegenheit zum Schreien, Brüllen, Jodeln und Pfeifen besonders willkommen war, schrieen Alles, was ihnen gerade in den Mund kam oder was sie von Anderen hörten; ließen die Freiheit, die Republik, den ersten Konsul, den Kaiser, den Maire und Gott weiß wen noch, hoch leben, vor Allem aber Napoleon und Napoleon den Zweiten, und drängten sich so sehr um den Prinzen in der beeifertsten Neugier, ihn zu sehen, anzureden und in der naivsten Weise nach seinem Begehren und Zwecke zu fragen, daß der Zug beinahe nicht vom Flecke kam und Oberst Vaudrey einer Abtheilung berittener Artilleristen den Befehl geben mußte, an der Spitze des Zugs zu reiten und demselben Bahn zu brechen.

Als die Kolonne an der Gendarmerie-Kaserne vorüberkam, trat die Wache unter's Gewehr und stimmte in den Ruf mit ein: „Es lebe der Kaiser!“ Ein Gleiches fand vor dem Generalquartier statt, wo der Trommler sogar den Fahnengruß schlug, was den Prinzen so entzückte, daß er den Degen zog und kommandirte: „Peloton, präsentirt's Gewehr! Rechtsum, Geschwindschritt, marsch!“ Die Wachtmannschaft leistete diesem Befehl Folge und reihte sich unter Lebehochrufen für den Kaiser hinter der Musik ein.

„Ah, endlich genieße ich doch das Glück, französische Soldaten kommandiren zu dürfen!“ rief der Prinz begeistert, salutirte mit dem Degen gegen die Truppen und hielt den Sieg bereits für unzweifelhaft. Allein schon hier sollte sein bisheriges Glück auf einen Wendepunkt stoßen.

Hatte nämlich die Dienerschaft des hier wohnenden Generals Voirol auch beide Flügel der Hausthüre weit aufgestoßen und ihr Vive l'empereur! um die Wette mit den Anderen gerufen und war die Spitze der Kolonne schon in den Hof eingedrungen, während der Rest des Regiments sich auf der Straße aufstellte, so wollte doch General Voirol selbst nicht zum Vorschein kommen. Der Prinz mußte sich deshalb nach einigem Zögern entschließen, zu ihm hinaufzugehen, was er dann in Begleitung des Obersten Vaudrey und des Commandanten Parquin that.

Der General war von den Vorgängen in der Stadt schon unterrichtet, aber noch unschlüssig, welche Partei er ergreifen sollte. Er war noch mit Ankleiden beschäftigt, als der Prinz mit seinen beiden Begleitern zu ihm in das Schlafzimmer trat und ihm mit offenen Armen entgegeneilte, mit dem lebhaften Zurufe: „Kommen Sie, mein tapferer General! lassen Sie sich von mir umarmen! Ich bin der Neffe des Kaisers; erkennen Sie mich an!"

General Voirol trat einen Schritt zurück, verlegen, stumm und unschlüssig. Sein Achselzucken bewies, daß er noch keinen Entschluß gefaßt, daß Madame Gordon sich getäuscht, als sie am vergangenen Abend mit solcher Zuversicht darauf gerechnet hatte, der General werde sich der Sache des Prinzen anschließen, wenn nur erst ein einziges Regiment sich für die Sache der Napoleoniden erklärt habe. Zu dem Aerger, überlistet worden zu sein, gesellte sich bei General Voirol mit Einem Male das klare Bewußtsein von der schmählichen, lächerlichen Rolle, die ihn die kokette Sängerin hatte spielen lassen, von der ganzen Verantwortlichkeit, welche gegenüber von seiner Division, wie von seinem Kriegsherrn auf ihm liege. Seine Eigenliebe und sein militärisches Selbstgefühl empörten sich gegen den Antrag, den man ihm machte.

„Aber mein General!" rief der Prinz, welchen die Haltung und das Gebahren Voirol's eben so sehr enttäuschte wie stutzig machte, — „Sie der Sie dem Kaiser gedient und dem Kaiserreich so viele Sympathieen bewahrt haben, Sie werden, Sie können doch mich nicht zurückstoßen, wenn ich Ihnen den kaiserlichen Adler wieder zurückbringe? Sie werden sich doch uns anschließen?"

— „Mein Prinz, richten Sie keine derartigen Aufforderungen an mich!" erwiderte Voirol endlich befangen. „Es handelt sich hier nicht um Sympathieen, sondern um Pflichten. Ich habe nicht mehr das Recht, mich für Sie zu erklären, denn persönliche Wohlthaten, welche ich vom Könige empfangen habe, ketten mich an den Dienst des Königs."

„Aber was wollen Sie, General? die ganze Garnison hält ja zu uns!" wandte Oberst Vaudrey ein.

— „Ich fürchte sehr, Sie befinden sich da in einer großen Selbsttäuschung. Ich habe im Gegentheil die Ueberzeugung, daß

nicht alle Corps dem Beispiele folgen werden, welches Ihr Regiment gegeben hat, Oberst Vaudrey," erwiderte Voirol mit wachsender Zuversicht. — „Glauben Sie mir, mein Prinz, Sie irren in Ihren Voraussetzungen! Geben Sie ein Projekt auf, das nicht gelingen kann. Verlassen Sie Straßburg, so lange es noch Zeit ist, und ziehen Sie sich über die Grenze zurück! Man war auf Ihren Handstreich vorbereitet und die getroffenen Gegenmaßregeln . . . ."

„Parquin, versichern Sie sich der Person des Generals!" fiel ihm der Prinz kalt in's Wort.

— „Sehr wohl, mein Prinz," versetzte Parquin und ließ die Wohnung durch zwanzig Artilleristen besetzen mit dem gemessenen Befehl, den General in strenger Haft zu halten.

„General, ich wünsche alles Blutvergießen zu vermeiden," sagte der Prinz, sich zum Weggehen anschickend. „Ich hoffe mit Bestimmtheit, daß der Zauber des Namens Napoleon und der Fahne des Kaiserreichs und die Wiedererweckung unsers nationalen Ruhmes mich in den Stand setzen werden, mein Unternehmen glücklich durchzuführen. Es thut mir leid, daß ich gegen einen Veteranen wie Sie in dieser Weise verfahren muß. Aber bedenken Sie: ich vollziehe nur den letzten Willen des Kaisers!"

General Voirol zuckte bedauernd die Achseln, war aber zu keinem andern Entschlusse zu bewegen und blieb verhaftet.

Der Prinz trat mit Oberst Vaudrey wieder an die Spitze der Kolonne und setzte seinen Weg nach der Finkmatt-Kaserne fort. Der Abfall des Generals Voirol hatte ihn unangenehm berührt und das Vertrauen in das Gelingen des Handstreichs wesentlich erschüttert. Er war zerstreut, gedankenvoll, und hatte einigermaßen den Kopf verloren, so daß er nicht einmal bemerkte, wie die Spitze der Kolonne einen ganz andern Weg als den vorgeschriebenen eingeschlagen hatte.

Die Finkmatt-Kaserne ist ein langes schmales Gebäude, das sich gerade am Fuße der äußern Wälle und denselben parallel hinzieht. Nur ein sehr enger Hof trennt sie von den Wällen und ist auf der Langseite durch eine Courtine, an beiden Enden aber durch eine hohe Mauer geschlossen. Der gegebenste Weg dorthin wäre

über den Wallweg gewesen, aber statt dessen hatte die Spitze des Zugs die Straße der Steinenthor-Vorstadt eingeschlagen, von welcher aus nur eine enge schmale Gasse nach der Kaserne führt. Die Kaserne hatte damals drei Ausgänge, den einen nach dem Wallweg, den mittleren auf die eben erwähnte enge Gasse, einen dritten nach der Stadt zu auf das Quai Finkmatt, welcher mit einem eisernen Gitterthor geschlossen war.

Als der Zug schon in jene enge Gasse eingebogen war, bemerkte der Prinz den begangenen Mißgriff und ward stutzig; er konnte den Verdacht nicht unterdrücken, ob nicht Verrath dabei im Spiele sei, daß man diesen Weg eingeschlagen habe. Trotzdem wollte er nicht mehr umkehren, um keine Zeit zu verlieren, und begnügte sich damit, einen Theil des 4. Artillerie-Regiments in Schlachtordnung in der Steinengasse aufzustellen, während er mit einem Theil der Offiziere und ungefähr vierhundert Mann in ungeordnetem Haufen sich nach dem schmalen Hofe der Finkmatt-Kaserne begab, ohne aber die Bemerkung gegen den Obersten Vaudrey unterdrücken zu können, daß man sich beeilen müsse, eine solche Mausefalle möglichst bald zu verlassen, wenn man nicht wider Willen darin festgehalten werden wolle.

Als der Prinz den Kasernenhof betrat, war der Offizier, welcher dem 46. Regiment die Nachricht von der Schilderhebung zu Gunsten des Prinzen überbringen sollte, dort noch gar nicht eingetroffen. Die Soldaten des 46. waren noch gar nicht angekleidet, sondern mit dem Reinigen ihrer besten Uniformen und ihrer Waffen für die bevorstehende Sonntags-Parade beschäftigt. Der Lärm, die Menschenmasse, die Soldatenhaufen, die sich heranwälzten, und die kriegerische Musik lockten die Infanteristen an die Fenster. Der Prinz redete sie an, die Offiziere des 4. Artillerie-Regiments riefen sie herunter, das Hochrufen für den Kaiser verwirrte sie, und es entstand ein entsetzliches Chaos. Ein Theil der Infanteristen kam in den Hof herunter, schaarte sich um den Prinzen, stimmte instinktmäßig in den Lärmen ein und betrachtete sich verwundert den kleinen Mann, über dessen Begehren sie gänzlich im Ungewissen waren.

Mittlerweile waren auch einige Offiziere vom 46. Regiment

herbeigeeilt und hatten sich unter die Soldaten gemischt, um die Ursache dieser unbegreiflichen Erscheinung zu ermitteln.

„Was gibt's denn da?" fragte der Lieutenant Pleignier vom 46. einige Soldaten.

— „Man proklamirt den Sohn des Kaisers," versetzte einer seiner Untergebenen.

„Dummheiten! der Sohn des Kaisers ist ja gestorben!" versetzte der Lieutenant, den diese Auskunft mißtrauisch machte.

— „Meiner Treu, Lieutenant, dann ist's eben sein Enkel oder Urenkel — eben ein neuer Kaiser!" erwiderte ihm ein Artillerist.

Lieutenant Pleignier und mehrere andere Offiziere vom 46. gaben sich nun alle Mühe, zu verhindern, daß ihre Leute mit den Artilleristen fraternisirten, und suchten sie in die Kaserne zurückzuschicken. Es gelang ihnen endlich, eine Anzahl Unteroffiziere und Soldaten um sich zu versammeln, mit denen sie sich in die eine Ecke des Hofes zurückzogen, wohin sie unter Hochrufen für den König noch andere ihrer Leute zu locken bemüht waren.

Jener Lieutenant Pleignier machte verzweifelte Anstrengungen, der Bewegung zu steuern; er hatte den Säbel gezogen und versuchte zu wiederholten Malen zu dem Prinzen vorzudringen und denselben zu verhaften, während der Prinz seinerseits sich alle Mühe gab, um den Tumult zu beschwichtigen und die Unordnung zu steuern, damit er selber zum Worte kommen könne.

„Machen Sie, daß wir hier fortkommen, Oberst Vaudrey!" sagte er zu diesem. „Wir müssen diese Kaserne verlassen und nach den anderen eilen! Wir verlieren hier unsere Zeit umsonst!"

— „Nur noch einige Minuten Geduld, mein Prinz! wir bringen die Soldaten noch herum," war Vaudrey's Antwort. „Mittlerweile sind ja auch das 3. Artillerie-Regiment und das Bataillon der Pontonniers allarmirt und aufgestanden und auf dem Wege hieher, und wir müssen Fühlung mit diesen Truppen behalten und das 46. Regiment für uns gewinnen!"

Man machte also neue Versuche, aber ohne sonderlichen Erfolg, denn die angetrunkenen Artilleristen schrieen noch immer wie besessen, und vereitelten am meisten die Anstrengungen ihrer eigenen

Offiziere, den Infanteristen begreiflich zu machen, um was es sich handle.

Während der Tumult am höchsten war, erschien einer der Stabsoffiziere des 46., der allgemein beliebte Oberstlieutenant Tallandier, in großer Uniform an Ort und Stelle und erfuhr von den Offizieren, um was es sich handle. Schnell besonnen warf er sich mit gezücktem Degen in die Menge und rief: „Soldaten, man hintergeht euch! das sind Verräther! fällt das Bajonnet gegen die Artilleristen!“

Dieser Ruf ernüchterte die Soldaten, die Haufen schieden sich. Mehrere der betrunkenen Artilleristen begannen ihre Karabiner zu laden, denn man hatte vor dem Abgang aus der Kaserne scharfe Patronen unter sie ausgetheilt. Hierüber gerieth die Infanterie in Wuth; es kam zu Stößen, Raufereien — die alte Eifersucht zwischen den verschiedenen Waffengattungen machte sich geltend, und die Offiziere des Linienregiments warfen sich nun in den Haufen, rissen ihre Leute zurück und riefen ihnen zu: der junge Mann dort sei nur ein Betrüger, ein Abenteurer, kein Neffe des Kaisers, und das Mißverständniß eines Sergeanten, welcher von einem Artilleristen gehört haben wollte, der Prinz sei ein Neffe des Obersten Vaudrey, kam ihnen zu Hülfe.

Ein Hauptmann, welcher durch eine der Hinterthüren in die Kaserne gedrungen war, hatte seine Compagnie zusammengerafft und umhängen lassen und erschien nun mit dieser in geordnetem Zuge auf dem Platz; er ließ sie aufmarschiren und den schmalen Hof mit dem Bajonnet räumen. Dadurch wurde der Haufe der Soldaten und der Aufständischen in eine Ecke zusammengedrängt, und da es den Bemühungen des Oberstlieutenants Tallandier gelungen war, die Gitterthore schließen zu lassen, so war die Situation eine außerordentlich kritische.

Zwischen den Liniensoldaten und den Artilleristen war es bereits zu Thätlichkeiten gekommen, und viele der ersteren eilten in die Kaserne zurück, um sich zu bewaffnen. Der Prinz verbot zu feuern, aber einige von seinem Generalstab ließen Generalmarsch blasen. Die vordringenden Liniensoldaten hatten einige Artillerie-Offiziere gefangen genommen, und die bedrängten Artilleristen, die

sich mit ihren Halbmusketen der Bajonnette nicht erwehren konnten, nahmen nun diejenigen Offiziere des 46. gefangen, deren sie habhaft werden konnten; die sechszig Pferde der berittenen Artilleristen, in diesen Menschenhaufen eingekeilt, vermehrten noch die Verwirrung. In den vordersten Reihen war man bereits handgemein geworden, und der Prinz und der Oberst Vaudrey, welche ein Blutvergießen verhindern wollten, das nur die allgemeine Erbitterung gesteigert haben würde, mußten den Soldaten die besten Worte geben, daß sie die Feindseligkeiten einstellten.

Die Herren Gricourt und Querelles wollten den Prinzen heraushauen, ihm mit Gewalt einen Weg durch die schwierig gewordene Infanterie bahnen und ihn in Sicherheit bringen, aber es ward hierzu bald zu spät, da der Prinz zögerte, ein solches Anerbieten anzunehmen.

Endlich trat er allein den aufgeregten Infanteristen entgegen in der Absicht, ihnen die Identität seiner Person zu beweisen, sie zu überzeugen, daß er wirklich der Neffe des Kaisers sei; aber er mußte den Degen ziehen, um die Bajonnetstöße und Säbelhiebe zu pariren, die nach ihm geführt wurden, und nun mißdeutete man diese Bewegung, riß ihn herum, trennte ihn von seinem Stabe und wollte ihn zu Boden reißen, so daß ihm keine andere Wahl blieb, als sich auf die berittenen Artilleristen zurückzuziehen, wo er ein Pferd besteigen und von diesem aus die Verwirrung beherrschen und seine Befehle geben wollte. Kaum aber hatten die Infanteristen dies gesehen, so drangen sie ihm nach, und als Oberst Vaudrey und einige andere Offiziere sich dazwischen warfen, um dem Prinzen den Rücken zu decken, wurden auch diese zurückgestoßen, herumgerissen, zu Boden geworfen oder unter die Pferde hineingeschleudert, die sich bäumten und ausschlugen.

Der ganze Knäuel der Aufständischen war nun in eine Ecke gedrängt, wo Gitterthor, Mauer, Kaserne und die vierfachen Glieder der Infanterie mit dem gefällten Bajonnet jeden Widerstand für Wahnwitz erscheinen ließen. Oberst Vaudrey hatte den Tschako verloren und den Säbel gezogen, um sich zu vertheidigen.

„Ergeben Sie sich, Oberst Vaudrey, oder Sie sind des Todes!" rief ihm Oberstlieutenant Tallandier zu.

— „Rettet den Prinzen! Zu mir heran, Artilleristen!“ rief Vaudrey.

„Ergeben Sie sich, Oberst! seien Sie kein Narr!“ flüsterte Tallandier ihm zu. „Ich darf Sie nicht durchlassen. Man glaubt in der Stadt, der Aufstand sei zu Gunsten Karl's X. unternommen worden. Sobald Sie den Fuß aus der Kaserne setzten, würde das Volk Sie steinigen oder niedermetzeln!“

— „Unmöglich!“ stammelte Vaudrey ganz bestürzt und wurde unschlüssig.

Inzwischen hatten einige Liniensoldaten sich auf den Prinzen geworfen, ihn überwältigt, entwaffnet, auf ihre Schultern gehoben und aus dem Handgemenge weggetragen; in einem Zimmer des Erdgeschosses setzten sie ihn wieder auf die Füße und der Prätendent sah sich gefangen.

Vaudrey hatte sich auf die Mittheilung des Oberstlieutenants Tallandier nach dem Prinzen umgesehen, um sich mit ihm über dieselbe zu berathen, und erblickte den Prinzen nun nirgends mehr. Er erschrack darob und glaubte anfangs, der Prinz sei über das eiserne Gitter geklettert und entkommen; aber er mußte sogleich von diesem Irrthum zurückkommen, denn eine Menge Artilleristen von denen, welche er vorhin in der Steinenthor-Gasse zurückgelassen hatte, wälzte sich nun durch die enge Gasse heran, verlangte laut schreiend nach ihrem Prinzen und dem Obersten, rüttelte an den Eisengittern und machte verschiedene nutzlose Anstrengungen, um in den Hof der Finkmatt-Kaserne zu dringen. Gleichzeitig hatte auch die Volksmenge, die droben auf dem Wall zusammengelaufen war und von dort aus alle Einzelnheiten dieses militärischen Melodrams überschauen konnte, begreifen müssen, daß die persönliche Freiheit und Sicherheit des Prinzen gefährdet sei, und es flogen nun Steine über Steine in die Reihen der Liniensoldaten des 46. Regiments herein und die Lehrjungen und Gassenbuben ließen einmal um das andere den Kaiser hoch leben. Die Verwirrung stieg auf den höchsten Gipfel, und als die Steine immer dichter und gefährlicher herunterflogen, sah sich Oberstlieutenant Tallandier genöthigt, seine paar getreuen Züge endlich laden und nach den Wällen hinauffeuern zu lassen. Da diese Schüsse aber

keinen Schaden thaten (weil nur blind gefeuert wurde) und Herr v. Persigny in Generalstabs-Uniform unter der Volksmasse erschien und sie zur Befreiung des Prinzen aufforderte, so schlichen sich immer wieder einige Dutzend frecher Jungen auf den Wall hinauf und überschütteten die Infanteristen mit einem Hagel von Steinen.

Herr v. Persigny war nach der vollzogenen Verhaftung des Präfekten nach der Finkmatt-Kaserne geeilt, um den Aufständischen anzuzeigen, daß bereits Verstärkung herannahe, indem das 3. Artillerie-Regiment und das Pontonniers-Bataillon durch ihre Offiziere in die Bewegung hereingezogen worden seien. Er hatte schon ihre Musik gehört, und wähnte auch ihre Hochrufe für den Kaiser gehört zu haben. Als Herr v. Persigny aber an das Eisengitter des Kasernenhofs kam, fand er sich von dem Prinzen abgesperrt und stieg nun auf den Wall, von wo aus er sah, wie man den Prinzen überwältigte und fortführte. Er hetzte daher zuerst die Volksmenge an und eilte dann wieder herunter an das Gitterthor, um die Artilleristen aufzumuntern.

„Heda, Artilleristen!" rief er ihnen zu, — „der Prinz ist gefangen. Haut ihn heraus! befreit ihn! Wir erhalten Verstärkung; das 3. Artillerie-Regiment zieht zu unserer Unterstützung heran!"

Allein der Oberst Vaudrey hatte den Kopf verloren; theils unter dem Einflusse seines bösen Gewissens, theils aus Bestürzung über die unglaubliche Nachricht, welche ihm Tallandier zugeflüstert hatte, theils aus Schreck über die Gefangenschaft des Prinzen, gab er die Sache verloren und wollte etwaigem Blutvergießen vorbeugen, das ja seine eigene Lage nur verschlimmern müßte. Einen Moment dachte er wohl daran, sich mit Hülfe seiner Artilleristen herauszuhauen, allein dies konnte möglicherweise das Leben des Prinzen gefährden, welcher ihm ausdrücklich verboten hatte, es nicht zu einem ernstlichen blutigen Kampf kommen zu lassen. Jetzt stieß er den Säbel in die Scheide, rief seinen Artilleristen draußen vor dem Thore zu: „Ich danke Euch, Soldaten! ich bin von eurer Hingebung gerührt; aber kehrt nun in eure Kaserne zurück und beweiset Achtung vor dem Gesetz!" Dann wandte er sich zu dem Oberstlieutenant Tallandier, und erklärte diesem, daß er sich ihm

ergebe, worauf Tallandier ihn an der Hand faßte und trotz der energischen Abwehr der Artilleristen mit sich fortführte.

Die Sache war verloren, denn ohne daß der Prinz oder Oberst Vaudrey etwas davon wußte, war auch der Commandant Parquin schon verhaftet. Dies war folgendermaßen zugegangen. Parquin hatte erfahren, daß General Voirol den Artilleristen entwischt sei, die ihn hätten bewachen sollen; er hatte sich daher auf den Weg nach der Finkmatt-Kaserne gemacht und diese gerade in dem Augenblick erreicht, wo man auf die Weisung des Oberstlieutenants Tallandier die Gitterthore schloß. Hier warfen sich sogleich einige Voltigeurs auf ihn und würden ihn mit den Bajonnetten durchrannt haben, wenn nicht der Major Salleix sich seiner angenommen hätte. Gleichwohl konnte er nicht hindern, daß, als Parquin von einem halben Dutzend Soldaten gehalten wurde, der Tambourmajor des 46. Regiments ihm die Generals-Epauletten herunterriß und um's Gesicht schlug.

Als Parquin ebenfalls in der Finkmatt-Kaserne abgeliefert worden war und die Artilleristen vom 4. und die Infanteristen vom 46. Regiment einander noch schreiend und schimpfend gegenüber standen und es auf dem Punkte stand, daß beide Truppen handgemein wurden, was jedenfalls zu einem bedeutenden Blutvergießen geführt hätte, da die Artilleristen ihre Halbmusketen scharf geladen hatten, aber nach der ersten Salve von den erbitterten Infanteristen mit dem Bajonnett niedergemacht worden wären, — in diesem kritischen Augenblick gerieth Tallandier auf den glücklichen Einfall, die Gitterthore in aller Stille wieder öffnen zu lassen, worauf die Artilleristen in ungeordneten Haufen, ohne Führer und ohne Rath, den Kasernenhof verließen und sich theils in das Steinenthor-Viertel, theils auf das Finkmatt-Quai zurückzogen. Dorthin folgten ihnen Lieutenant Laity und Herr v. Persigny und überredeten die Artilleristen ohne Mühe, nach dem Artilleriepark zu eilen und ihre Kanonen zu holen, dann vor der Finkmatt-Kaserne aufzufahren und die Gefangenen zu befreien.

So einleuchtend dieser Vorschlag auch auf den ersten Blick war, so wirkungslos erwies er sich doch im nächsten Augenblick. Man hatte zwar fünfzig Geschütze, aber keine einzige Geschützpa-

trone. Die gesammte Artillerie-Munition war im Arsenal, und der Oberst allein hatte den Schlüssel und die Befugniß, dieselbe herausgeben zu lassen. Dies entmuthigte die Offiziere vom 4., welche nun die ganze Sache verloren gaben und im Hinblick auf die Verantwortung, welche ihrer wartete, einen solchen moralischen Katzenjammer bekamen, daß sie alle Lust verloren, sich noch mit irgend einem Commando zu befassen, und sich in aller Stille davonschlichen. Die Mannschaft dagegen in ihrer Aufregung durch Wein und Branntwein, denn die meisten hatten das Geld, das sie zu ihrer Verpflegung erhalten, mittlerweile ebenfalls vertrunken, — war noch voll negativer Thatkraft, welche sich aber einstweilen nur in wüstem Gejohle und Hochrufen für den Kaiser und in Mißhandlung einiger ruhigen Bürger äußerte, welche ihnen zusprachen, ruhig in ihre Kaserne zurückzukehren.

Der Aufstand war jetzt auf allen Flanken unterdrückt. Die Wachmannschaft von Artilleristen, welche den General Voirol hüten sollte, hatte ihn zwar in sein Schlafzimmer eingesperrt, ohne jedoch verhindern zu können, daß er mit einigen Offizieren verkehrte, welche sich dem Aufstande nicht angeschlossen hatten. Von diesen vernahm Voirol, daß zwar General Lalande verhaftet und der Präfekt Choppin d'Arnouville aufgehoben und nach der Austerlitz-Kaserne abgeführt worden sei, daß aber der größere Theil des Offiziercorps der Garnison dem Aufstande fremd und nun schon beeifert sei, die nachdrücklichsten Maßregeln zur Unterdrückung der Emeute zu treffen, auf deren Ausbruch man ja schon seit zwei Monaten gefaßt gewesen war. General Voirol kleidete sich daher langsam an, warf sich in große Uniform und ging in außerordentlichster Aufregung mit sich zu Rathe, was er thun solle, bis er einen entsprechenden Wink von außen erhielt und durch eine Tapetenthüre aus seiner Amtswohnung entwischte. Einige Minuten lang irrte er planlos in den Straßen umher, bis sich nach und nach eine Anzahl fahnentreuer Offiziere einzeln zu ihm fanden. Von diesen begleitet, wollte er sich gerade nach der Citadelle bebegeben, als ihm Madame Gordon begegnete, die ihn ganz für die Sache des Prinzen gewonnen und in dessen Interesse beschäftigt wähnte und ihm huldvoll und ermuthigend zunickte. Einige Dutzend

Schritte weiter aber sah Voirol das 3. Artillerie-Regiment und das Bataillon der Pontonniers unter Hochrufen für den Kaiser gegen sich herankommen und hatte die Geistesgegenwart, sich unter dem Ruf: „Es lebe der König!" an ihre Spitze zu stellen und nach dem Parade- (nunmehrigen Kleber-) Platze zu führen, wo er sie Halt machen ließ und anredete, während diejenigen Offiziere, welche diese beiden Truppentheile für den Aufstand gewinnen und nach der Finkmatt-Kaserne führen wollten, nunmehr, nachdem sie das Fehlschlagen der Schilderhebung und die Gefangennahme des Prinzen vernahmen, sich in aller Stille aus dem Staube machten und ihre Uniformen auszogen.

Von dem Paradeplatz aus setzte sich General Voirol in Verbindung mit dem 14. und 16. Linien-Regiment, ließ ersteres ausrücken und auf den Sammelplätzen antreten, das 16. Linien-Regiment aber die Citadelle besetzen und die Zugbrücke derselben aufziehen, und bald darauf durchzog auch das 46. Regiment unter klingendem Spiele und Hochrufen für den König die Stadt, um die Straßen zu säubern und die einzelnen Artilleristen in ihre Kaserne zurückzuweisen.

Bald nach acht Uhr wurden die Artillerie-Regimenter in ihre Kasernen konsignirt, und um halb neun Uhr war der in das Präfekturhotel zurückgekehrte Herr Choppin d'Arnouville im Stand, mittelst des optischen Telegraphen der Regierung in Paris Nachricht von dem frevlen Aufstandsversuch des Prinzen Louis Napoleon und dessen Vereitelung zu geben. Aber der Nebel unterbrach leider diese Depesche, ehe sie noch halb telegraphirt war, und der König und die Minister waren 24 Stunden lang in der furchtbarsten peinlichsten Aufregung über die Nachricht von dem Militär-Aufstande, welcher mittlerweile in den Garnisonsstädten an der Ostgrenze des Reichs die verhängnißvollsten Dimensionen annehmen konnte.

Dem General Voirol war zu viel daran gelegen, sich selbst in den Augen seiner Vorgesetzten über gewisse Einzelnheiten in seinem Gebahren zu rechtfertigen, als daß ihm die telegraphische Meldung genügt hätte. Sobald er daher der Zuverlässigkeit der Linien-Regimenter sicher war, schrieb er in den Bureaux des Generalstabs am Paradeplatze eine einstweilige Meldung an den

Kriegsminister, und sandte seinen Adjutanten damit per Extrapost nach Paris.

General Voirol stand nach 9 Uhr noch mit seinem Generalstab auf dem Paradeplatz bei dem hier aufmarschirten Regiment, als Madame Gordon auf ihn zutrat und begrüßte.

„General," raunte sie ihm zu, — „als Sie vor zwei Stunden an mir vorübergingen, hielt ich Sie für einen der Unserigen, und diesem Wahne verdanken Sie Ihr Leben!"

— „Wie so denn, meine schöne Dame?" fragte der General, welcher nicht den Muth hatte, sie verhaften zu lassen.

„Ich hatte zwei geladene Pistolen bei mir und ich schwöre Ihnen, wenn ich damals die Wahrheit gewußt hätte, wären Sie von meiner Hand gefallen und der Prinz nicht das Opfer seines hochherzigen Vertrauens geworden!"

Der General verneigte sich stumm und wandte sich ab, um seine Verlegenheit vor seinem Stabe zu verbergen, während Madame Gordon sich eilends nach der Wohnung Persigny's begab, den sie in kopfloser Verzweiflung und Beschämung und in Selbstmords-Gedanken antraf, weil er sich nicht für den Prinzen habe tödten lassen.

„Raffen Sie sich auf — Sie sind keinen Augenblick mehr sicher, denn man sucht Sie in der ganzen Stadt, um Sie zu verhaften," erwiderte sie ihm. „Vorwärts! haben Sie wichtige Papiere, welche in Sicherheit gebracht oder verbrannt werden müssen?"

„Ja, hier sind welche!" versetzte er, sich aufraffend und versteckte in seinen Taschen eine Anzahl Papiere, welche er im Interesse des Prinzen aufbewahren wollte. Die anderen warf er auf den Boden vor dem Kamin, wo Madame Gordon sie sogleich zerriß, zusammenballte und verbrannte.

Sie waren kaum mit dieser kitzlichen Aufgabe zu Ende, als Gendarmen in's Zimmer traten und Beiden ankündigten, daß sie verhaftet seien. Frau Gordon gab Herrn v. Persigny einen Wink, er solle sich allein flüchten, und gab sich den Anschein, als ob sie vor Schreck mit einer Ohnmacht kämpfe.

„Ah, Herr v. Persigny! mir wird übel .... ich sterbe!"

stammelte sie; „mein Riechfläschchen! dort in der Reticule! ich ersticke ..."

Herr v. Persigny begriff sogleich seine Rolle; er eilte der halb ohnmächtig zusammensinkenden Frau zu Hülfe, um sie zu unterstützen, griff gleichzeitig nach der Reticule und behielt die halboffene Thüre im Auge. Kaum aber hatte er die Tasche erfaßt, so entrissen die beiden Gendarmen ihm diese und erfaßten ihn am Arme, da sie seinen Entweichungsversuch durchschaut hatten.

Allein jetzt schien sich die Halbohnmächtige plötzlich wieder zu erheben, sprang ungestüm auf, stürzte sich auf die beiden Gendarmen und suchte ihnen mit dem Ruf: „Ich will meine Tasche! gebt mir meine Tasche! Ich will meine Papiere und mein Geld!" ihre Reticule zu entreißen. Die Gendarmen waren hierob verblüfft und rangen mit Frau Gordon um die Tasche, die ihnen besonders werthvoll erschien; dabei hielten sie vielleicht einen Moment Herrn v. Persigny weniger fest oder behielten ihn weniger im Auge — genug, er entwischte ihnen, schloß sie in das Zimmer ein, eilte die Treppe hinunter, sprang durch ein Fenster des Erdgeschosses auf die Straße und verschwand glücklich mit den werthvollsten Papieren. Er hatte übrigens die Geistesgegenwart, Straßburg nicht sogleich zu verlassen, sondern blieb so lange versteckt in der Stadt, bis er über das Schicksal Louis Napoleon's beruhigter war und vom Prinzen den Wink erhalten hatte, ihn in London zu erwarten.

Madame Gordon wurde verhaftet und nach der Präfektur gebracht, während die im Wachtzimmer der Finkmatt-Kaserne befindlichen Verhafteten: der Prinz, Oberst Vaudrey, der Commandant Parquin, Graf Gricourt, Herr v. Querelles und Laity, nach dem neuen Gefängniß gebracht wurden, um hier ihren Prozeß abzuwarten.

Dem General Voirol war die wenig beneidenswerthe Mission zugefallen, die Abführung der Gefangenen von der Kasernenwacht im Quartier Finkmatt nach dem neuen Gefängniß persönlich zu beaufsichtigen. Nachdem der Prinz in die Gefangenenliste eingetragen und einem vorläufigen kurzen Verhör unterworfen wor-

den war, führte man ihn in seine Zelle ab, wo er, an Leib und Seele erschöpft, alsbald in tiefen Schlaf versank, der bis zum Abend dauerte.

Am Tag nach dem Straßburger Attentat langte der Commandant de Bruc von Kehl aus in Straßburg an. Er hatte mehrere höhere französische Stabsoffiziere nach Kehl mitgebracht, welche auf die Nachricht von dem vereitelten Aufstand nun in aller Eile nach Paris und in die Provinz zurückkehrten. Herr v. Bruc wollte nicht in die Schweiz zurückkehren, um sich in Sicherheit zu bringen, sondern sich dem Prinzen und dessen Schicksalsgenossen zur Verfügung stellen, in der Hoffnung, dem Einen oder dem Andern von ihnen nützlich sein zu können. Es war zwar ein Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen worden, aber er zeigte sich trotzdem noch so ruhig und unerschrocken wie zuvor auf der Straße, und als er eines Tages einem Offizier vom 4. Artillerie-Regiment begegnete, der ihn erkannte und ihm zuflüsterte: „Na, nun ist Alles zu Ende!“ erwiderte ihm Herr v. Bruc mit Festigkeit: „Nein, beim Wetter! noch ist gar nichts zu Ende, denn es soll jetzt erst recht von vorne wieder anfangen.“

Der Prinz war aus dem ersten Verhör zurückgekehrt in seine Zelle im neuen Gefängniß. Er war nicht eben ruhig wegen der unmittelbaren Folgen seines mißlungenen Komplotts, aber im Allgemeinen ohne Sorge wegen seiner Zukunft. Man hielt ihn in anständiger Haft und er stand durch seinen Kammerdiener Thelin und durch mehrere der Unterbeamten des Gefängnisses in ununterbrochenem Verkehr mit der Außenwelt. Er wußte, daß sich zwischen der Militärbehörde und den ordentlichen Gerichten bereits ein Kompetenzkonflikt entsponnen hatte, indem General Voirol den Prinzen in der Citadelle verwahren und vor ein Kriegsgericht stellen wollte, der Generalprokurator aber und der Instruktionsrichter, welche die Vernehmung begonnen hatten, mit aller Bestimmtheit behaupteten, der Prinz, als Ausländer, Verbannter, der dem französischen Heere nicht angehöre, müsse von den Kriminalbehörden abgeurtheilt werden. Louis Napoleon hatte in dem Verhöre alle Schuld auf sich allein genommen und fest behauptet, daß er keinen Mitschuldigen habe, daß er mit Niemanden Komplott und

Verabredung gemacht habe, und daß ihn allein die Strafe treffen könne. Dies war blitzschnell bekannt geworden und hatte ihm namentlich unter dem Offizierscorps so viele Sympathieen erweckt, daß einige jugendliche Hitzköpfe sich bereits mit dem Gedanken trugen, den Prinzen mit Gewalt aus seinem Gefängnisse zu befreien, und daß man nur den Augenblick abwarten wollte, wo der Prinz sein Gefängniß in der Citadelle bezogen haben werde.

Der Prinz hatte einige Zeitungen zugesteckt erhalten, die er nun las. Es war insbesondere das offizielle Journal du Haut et Bas-Rhin, in welchem der Präfekt dem fehlgeschlagenen Unternehmen jeden ernstlichen Charakter zu benehmen suchte und mit der größten Zuversicht behauptete, außer dem Oberst Vaudrey sei kein einziger Offizier des 4. Artillerie-Regiments in das Attentat verwickelt, über welches der Fluch der größten Lächerlichkeit auszugießen versucht ward.

„Armselige Menschen!“ murmelte der Prinz, vom Fenster zurücktretend, und schleuderte das Zeitungsblatt von sich. „Es gibt allerdings kein wohlfeileres Mittel, um eure eigene Blindheit und Fahrlässigkeit zu entschuldigen, als daß ihr den gefallenen Gegner schmäht und seinen Werth unterschätzt! Jenun, ich für meinen Theil will euch verzeihen, wenn eure Armseligkeit nur meinen Freunden zum Vortheil ausschlägt und ihre Schuld in den Augen des Gesetzes mildert! — Nimm das Blatt fort, Charles, und verstecke es! Verschaffe mir lieber Papier und einen Bleistift, damit ich an meine Mutter schreiben kann — meine arme, theure Mutter, die sich ob solchen Nachrichten nun doppelt ängstigen wird!“

— „Es ist vergebens, mein Prinz!“ erwiderte Thelin; „nicht um Gold und Bitten habe ich mir auch nur ein Stückchen so groß wie ein Patronenpapier verschaffen können! Glauben Sie mir, Prinz, ich habe nichts unversucht gelassen! — Und wozu auch? Alle Wachen und Schließer haben den gemessensten Befehl, keinen Brief von Ihnen hinauskommen zu lassen, seit das Billet an den General Voirol expedirt worden ist. Der Befehl dazu rührt vielleicht von dem General selbst her, welcher fürchtet, Sie könnten ihm noch mehr Drohbriefe schreiben!“

„Drohbriefe? Dummkopf, woher weißt Du denn, ob ich ihm

gedroht habe?" versetzte der Prinz halb unwillig. „Hast Du etwa mein Billet erbrochen?"

— „Auf Ehre, mein Prinz, ich gab es uneröffnet und mit aller Vorsicht dem Unteroffizier der Gendarmerie, der mir der zuverlässigste zu sein schien. Aber was können Sie dem General anderes schreiben als Drohungen, ihn bloßzustellen? einen Mann, der sich Ihnen gegenüber so perfid, so zweideutig, so feig benommen hat? diesen Schwächling, der . . ."

„Mein Junge, das verstehst Du nicht," sagte der Prinz mit einem schwachen mitleidigen Lächeln. „Gerade einem Schwächling darf man nicht drohen, sondern muß ihn mit besonderer Vorsicht behandeln. Der General weiß auch ohne mein Drohen, daß ich ihn ernstlich kompromittiren kann. Ich brauche ihm das nicht erst in's Gedächtniß zu rufen. Auch will ich für mich selbst nichts von ihm, sondern nur für Oberst Vaudrey, dem er eher durchhelfen kann, als mir."

— „Trauen Sie dem General nicht, mein Prinz! drohen Sie ihm frischweg mit Enthüllungen! Madame Gordon ließ mir diesen Morgen wissen, daß ihre wichtigsten Papiere geborgen sind und zu Eurer Hoheit Verfügung stehen, wenn Sie gewissen Leuten Angst machen wollten. Der Gendarm, welcher heute früh auf dem Posten an der Vorthüre war, hat geplaudert. Er sagt, daß wir wohl nicht lange in diesem Gefängniß bleiben werden, daß die Rede gehe, der General wolle uns in die Citadelle einsperren und vor ein Kriegsgericht stellen, und da sei es nicht unmöglich, daß mein Herr in aller Eile fusilirt werde, um keine unbequemen Geheimnisse auszuschwatzen!"

„Wie? das sagte Dir der Gendarm, Charles?" fragte der Prinz lebhaft.

— „Oh, der ehrliche Bursche sagte noch mehr, Prinz! Dem Burschen war's eine Wohlthat, daß ich ihm die Zunge löste," entgegnete Thelin. „Er ist der Sohn eines Chasseurs-Unteroffiziers von der Garde, der nun droben in den Vogesen als Waldhüter hockt und am Hungertuch nagt, weil man ihn als einen Veteranen unter der Restauration überall zurückgesetzt hat. Er sagte mir, daß, wenn die Sache am Sonntag nicht so überrumpelt worden wäre,

wenn man sich erst des Uebertritts eines andern Regiments von der Linie versichert hätte, die ganze Garnison übergegangen und er selber mit Vergnügen für den Neffen des Kaisers Botendienste gethan hätte, — daß im ganzen Elsaß und Lothringen kein Mensch zum König halte, als die Beamten ...."

„Phrasen, lauter Phrasen!" entgegnete der Prinz achselzuckend. „Wäre es so, dann säßen wir nicht hier, wenn schon die Hauptschuld uns trifft! ... Also der Gendarm persönlich hält zu uns, macht nicht etwa den schlauen Horcher und Denuncianten?"

— „Gewiß nicht, Prinz! der Bursche meint es ehrlich und wünschte nichts sehnlicher als Sie zu sehen, den Neffen des Kaisers, denn er lag nicht hier in Garnison, sondern gehört zu der Mannschaft, welche man vom Lande hereingezogen, um den hiesigen Dienst zu verstärken. Er meint, man wisse im Volke allgemein, daß die Generale Voirol und Lalande mit Ihnen unter Einer Decke gespielt und Ihre Sache nur im letzten Augenblicke verrathen hatten, als sie erfahren, daß Sie gefangen worden, und Voirol gelte in der Armee von jeher für einen Achselträger und Fuchsschwänzer."

„Volkes=Stimme, Gottes=Stimme!" murmelte der Prinz gedankenvoll. „Also man meint im Volke, um mir einen summarischen Prozeß zu machen und mich zum Schweigen zu bringen, wolle mich Voirol vor ein Kriegsgericht stellen?"

— „Ja, unser Gendarm meinte, davon spreche man in allen Kantinen und Bierhäusern, und eben dieß mache, daß die Leute im Stillen den herzlichsten Antheil an Ihnen nähmen, mein Prinz, und einen tödtlichen Haß und Verachtung auf die Stabsoffiziere würfen, die sich nun weißbrennen wollten! Und die Leute meinen ferner, wenn das Kriegsgericht Eure Hoheit verurtheile, mein Prinz, dann werde sicher das ganze Offiziercorps und alle Garnisonen hier im Grenzlande sich erheben und Eure Hoheit befreien!"

„Ah, daran kenne ich meine Franzosen! flüsterte der Prinz gerührt und mit zufriedenem Lächeln. „So war mein Unternehmen, wenn auch vereitelt, doch nicht vergeblich! Der Franzose ist Soldat genug, um persönlichen, physischen Muth zu ehren; man man wird von mir sprechen am Ofen der Wachstube, der Kaserne,

in der Werkstatt, in den Schenken, am Herdfeuer der Bauernhütten! man wird in mir einen Märtyrer meiner Ueberzeugung, meines Rechtsgefühls sehen, man wird sich für mich interessiren und an ein Recht glauben, für dessen Geltendmachung ich meine Freiheit, mein Vermögen, mein Leben einsetzte! Man wird mich für ein Stiefkind des Geschicks betrachten, aber mir nicht Achtung und Theilnahme versagen, weil ich zu Großes gewagt habe! — Charles, gib Acht bis Dein Freund der Gendarm wieder auf den Posten kommt! Er wird Dir Papier verschaffen, daß ich an meine Freunde schreiben, mich vor der Welt rechtfertigen kann! Sag' ihm, ich wolle nicht durchgehen, ich wolle vor Gericht gestellt sein, um mein Recht zu begründen und darzuthun, — ich wolle nur an meine Freunde schreiben und an Zeitungen, damit sie die Lügen widerlegen, welche diese servilen Sklaven über mich ausstreuen! Er wird gewiß für Deine Bitte zugänglich sein ...."

— „Wollen es versuchen, Prinz, obschon der Mann so mit Leib und Seele Soldat ist, daß er schwer gegen den Buchstaben der Pflicht handeln wird! — Aber man kommt, mein Prinz! Sie erhalten Besuch! .... General Voirol selbst!" flüsterte der Kammerdiener, von dem Guckloche in der Thür zurücktretend.

„Ich dacht' es ja — der Wolf in der Fabel! Mein Billet hat seine Wirkung gethan," murmelte der Prinz.

Die Thüre öffnete sich; General Voirol selbst trat ein und begrüßte den Prinzen artig, mild und mit lauerndem Blicke, aber auch mit einer gewissen Befangenheit. Der Prinz ging ihm höflich und gleichmüthig entgegen.

„Mein Prinz," hub der General mit beflissener Freundlichkeit an, — „als ich Ihr Gefangener war, fand ich nur harte Worte für Sie. Nun Sie aber mein Gefangener sind, möchte ich nur tröstliche und milde Worte an Sie richten und Sie überzeugen, wie peinlich mir die Pflicht ist, Sie in diesem Zustande ...."

— „Das ist Loos und Recht des Krieges, General," fiel ihm der Prinz ruhig in die Rede. „Ich gratulire mir, in Ihrer Hand zu sein, denn Sie haben seither Alles gethan, um mir zu bethätigen, daß Sie mir keinen Groll und Bitterkeit nachtragen, daß Sie als ein homme comme il faut an mir handeln und mich

nur bedauern lassen, daß uns nicht Bande der Freundschaft und gleicher politischer Ueberzeugung verknüpfen."

„Glauben Sie mir, mein Prinz, daß es mir schmerzlich genug ist, Sie hier zu sehen," entgegnete der General mit einem Anschein von tiefer Rührung. „Meine volle Sympathie gehört den Prinzipien, welche Sie vertreten, — dem glorreichen Namen den Sie führen. Aber der Mensch macht nicht die Umstände, sondern die Umstände den Menschen. Wenn Sie wüßten, welch' ein leidiges, zufälliges Zusammentreffen der verschiedensten Umstände mich gezwungen hat, so zu handeln! .... Ich bin Soldat und die Ehre zunächst verbot mir, die mir angesonnene Rolle bei der Schilderhebung anzunehmen. Ich war vor Kurzem dem König auf's Neue verpflichtet worden durch Umstände, die Sie später erfahren werden, mein Prinz — durch die Denunciation eines Offiziers, dem Sie zu edelmüthig vertrauten, des Kapitäns Raindre, welcher Sie und Ihr Vorhaben verrathen hatte!"

— „Ah, also doch? Raindre verrieth mich?" murmelte der Prinz.

„Ja, seine Denunciation beim Kriegsminister band mir die Hände, versetzte mich in die grausame Nothwendigkeit, meinen eigenen Wünschen und Neigungen Stillschweigen aufzuerlegen," fuhr der General fort. „Ich vermag Ihnen nicht zu schildern, welch einen schmerzlichen Kampf es in mir hervorrief, als ich mich — förmlich überrumpelt durch die Raschheit Ihrer Maßnahmen, mein Prinz, — gezwungen sah, gegen den Neffen und Erben Napoleon's mich auszusprechen. Es war ein unglückseliger Moment für mich, der mich kaum zurechnungsfähig fand, denn ich war aus dem ersten Schlafe aufgeschreckt vor eine Wahl gestellt worden unter Umständen, welche mir durch ihre Form die Hände banden. Und dennoch gestehe ich Ihnen, mein Prinz, daß ich trotz all der persönlichen Wohlthaten, welche mich speciell an den Dienst des Königs banden, mehrmals in Versuchung stand, mich in den Strom der Bewegung hinein zu werfen und in die Hochrufe für den Kaiser einzustimmen!"

— „Ich danke Ihnen für diese Offenheit, General, und kann mich recht lebhaft in Ihre Lage versetzen, in welcher Sie sich jetzt unbehaglicher fühlen mögen, als ich mich in diesem Augenblicke fühle," erwiderte der Prinz mit einer Wärme, als ob er diese

Zugeständnisse eines Schwächlings für baare Münze nehme. „Es war eben eine leidige Fügung, daß wir uns nicht zuvor verständigen konnten, General. Sprechen wir übrigens nicht mehr davon, denn in vollendete Thatsachen muß man sich mit Resignation ergeben. Alles was Sie in den letzten zwei Tagen für mich gethan haben, zeigt mir, daß Sie mir Ihre persönliche Achtung und Sympathie nicht versagen, und ich danke Ihnen dafür von ganzem Herzen. Ich begehre auch von Ihnen Nichts für mich, mein General! Der Zweck meines Schreibens an Sie war das Schicksal des Obersten Vaudrey, der von uns allen der Unglücklichste und Beklagenswertheste ist. Er war Ihr Freund, ich lernte Sie durch ihn kennen, ich hatte Ursache, Sie für seinen Gesinnungsgenossen zu halten. Nach meinem unvergeßlichen Dafürhalten muß Ihre eigene Ehre Sie veranlassen, sich besonders des Obersten anzunehmen, denn ohne die persönliche Anhänglichkeit des Obersten für Sie, und ohne die Rücksichten, mit welchen Oberst Vaudrey Sie behandelt wünschte, wäre vielleicht unser Unternehmen gelungen. Nicht wahr, General, Sie versprechen mir, Ihren möglichsten Einfluß zu Gunsten des Obersten aufzubieten, auf dessen Ehre wir uns felsenfest verlassen können?“

„Seien Sie versichert, mein Prinz, daß ich mein Aeußerstes für ihn thun werde,“ sagte General Voirol mit einem Gesicht, als ob er eine Würgbirne verschlucke, und wagte den Prinzen, der ihn mit einem bedeutsamen Blicke maß, kaum anzusehen. „Das Schicksal meines Waffengefährten geht mir selbst persönlich sehr nahe. — Aber vermag ich Nichts für Sie zu thun, mein Prinz? für Ihre Behaglichkeit oder Ihre Unterhaltung?“

— „Ich danke Ihnen, General, ich weiß mich zu behelfen, denn ich bin nicht verwöhnt, und Sie haben mir ja gleichsam eine ritterliche Haft verschafft — ausgenommen in Einem Punkte: man verweigert mir beharrlich Schreibmaterial, und Sie werden begreifen, General, wie sehr es mich drängt, meine theure Mutter zu beruhigen, welche von meinem Unternehmen Nichts weiß, mich auf einem friedlichen Jagdausfluge bei Verwandten wähnte, und die nun — leidend wie sie ist — angesichts der Lügen und Verleumdungen, worin die offiziösen Blätter sich nun voraussichtlich

über mich ergehen, angesichts der Uebertreibungen und Drohungen von Strenge, die sie über mich verhängen werden, in die furchtbarste Gemüthsbewegung und Unruhe versetzt ist! Um meiner theuren Mutter willen, nur um sie zu beruhigen, appellire ich an Ihre Humanität, General, und bitte um Schreibmaterial und um die Erlaubniß, mit meiner Mutter korrespondiren zu dürfen!"

„Ich werde sogleich den Befehl geben, daß Ihr Wunsch erfüllt werde, mein Prinz; ich verspreche Ihnen, den Brief an die Herzogin, Ihre Mutter, selbst bestellen zu lassen," entgegnete der General und beeilte sich nun, sich zu entfernen.

Der Prinz erhielt das Versprochene und schrieb nun sogleich nachstehenden Brief an seine Mutter:

Straßburg, den 1. November (31. Oktober) 1836.

„Meine theure Mutter!

„Sie müssen sehr unruhig sein, weil Sie keine Nachrichten von mir erhalten, den Sie bei meiner Cousine glauben; allein Ihre Unruhe wird sich noch verdoppeln, wenn Sie erfahren, daß ich in Straßburg eine Schilderhebung versucht habe, welche fehlgeschlagen ist. Ich bin im Gefängniß, und mit mir eine Anzahl anderer Offiziere. Für diese allein bin ich in Sorge und Schmerz, denn ich für meinen Theil war auf Alles gefaßt, als ich mich auf dieses Unternehmen einließ. Weinen Sie nicht, meine Mutter! ich bin das Opfer einer schönen Sache, einer Sache, welche ganz Frankreich angeht; man wird mir später Gerechtigkeit widerfahren lassen und mich beklagen.

„Gestern, am Sonntag früh sechs Uhr, habe ich mich dem vierten Artillerie-Regiment vorgestellt, das mich mit Hochrufen für den Kaiser empfangen hat. Wir hatten Leute nach anderen Kasernen abgeschickt. Das 46. Regiment hat sich uns nicht angeschlossen und wir sind in dem Hofe seiner Kaserne gefangen genommen worden. Glücklicherweise wurde kein französisches Blut vergossen, was mir ein großer Trost in meinem Unglück ist!

„Muth, meine Mutter! ich werde die Ehre des Namens, den ich trage, bis zum letzten Augenblicke aufrecht zu halten wissen.

„Herr Parquin ist ebenfalls verhaftet. Lassen Sie gefälligst

diesen Brief für meinen Vater kopiren, und tragen Sie dazu bei, seine Unruhe zu beschwichtigen. Charles hat meine Gefangenschaft zu theilen begehrt, was ihm zugestanden worden ist.

„Leben Sie wohl, meine theure Mutter! beunruhigen Sie sich nicht unnöthig über mein Geschick. Das Leben gilt mir wenig; Frankreich und die Ehre sind für mich Alles.

„Empfangen Sie die Versicherung meiner aufrichtigen Anhänglichkeit; ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Ihr zärtlicher ehrerbietiger Sohn

Napoleon-Louis Bonaparte."

* * *

Es war am zweiten Tage nach demjenigen, wo der Prinz den Brief an seine Mutter geschrieben hatte. Der Präfekt des Departements des Niederrheins, Herr Choppin d'Arnouville, ging mit aufgeregten Schritten in seinem Zimmer auf und ab, und einige seiner Unterbeamten versuchten umsonst ihn zu beruhigen.

„Glauben Sie mir, Herr Präfekt, es war von General Voirol nicht so schlimm gemeint, als er den Prinzen und den Oberst Vaudrey in die Citadelle bringen ließ," sagte einer der älteren Beamten, ein ruhiger, besonnener Mann. „Der General will offenbar die beiden Gefangenen vor einem Handstreich, vor einem Befreiungsversuch sicher stellen, den er von Seiten der Offiziere oder Soldaten fürchtet, denn die Herren Offiziere mögen sich jetzt winden und drehen, wie sie wollen, sie werden mir wenigstens die unmaßgebliche Meinung nicht ausreden, daß ohne einen namhaften Anhang an den Prinzen aus ihren Reihen jener Putsch nicht so weit hätte gedeihen, jene Regimenter nicht zum Ausrücken gebracht werden können!"

— „Letzteres ist ohne Zweifel der Fall, mein lieber Heckel, und ich pflichte Ihnen ganz bei, daß vielleicht gerade das Fehlschlagen des Unternehmens dem Prinzen noch mehr Sympathieen unter den Offizieren erweckt hat," erwiderte der Präfekt. „Allein gerade darum darf wenigstens der Eine der Gefangenen nicht in der Citadelle bleiben. Wer bürgt mir dafür, daß der General bonâ fide handelt? Ich habe meine eigenen Gedanken über ihn

und sein Gebahren in der ganzen Angelegenheit, und das Mindeste, was ich ihm zum Vorwurf mache, ist Fahrlässigkeit und vollendete Eigenliebe, die ihn die Nähe der Gefahr übersehen ließ. Er hat sich zwar möglichst weißzubrennen gesucht, indem er seinen Adjutanten mit schriftlichen und mündlichen Meldungen an den Kriegsminister abschickte, wo sich der Adjutant seines Auftrags mit eben so viel Erfolg als Geschicklichkeit entledigte und der Ministerrath auf den ersten Anblick hin so für den General eingenommen wurde, daß man ihn zum Pair von Frankreich ernannte und mit Lobsprüchen überhäufte. Allein ich bin überzeugt, daß man darin bald eine Uebereilung, einen Irrthum sehen und davon zurückkommen wird, wenn erst die vorurtheilslose genaue Prüfung des ganzen Ereignisses Blößen zu Tage bringt, welche der General sich unbestreitbar gegeben hat. So viel steht jedenfalls fest, daß der ganze tollkühne Putsch nicht ohne die Konnivenz einer ziemlichen Anzahl von Offizieren der verschiedenen Waffengattungen, ohne Bestechung der Truppen und weitverzweigte Einverständnisse stattfinden konnte. Ist dies aber Thatsache, so ist mit allem Fug anzunehmen, daß entweder noch jetzt Sympathieen für den Prinzen vorhanden sind, welche einen zweiten tollkühnen Streich befördern, oder daß wir befürchten müssen, eine Anzahl derjenigen Offiziere, welche im Fall eines Prozesses durch Enthüllungen und Briefe bloßgestellt werden könnten, dürfte eine Entweichung des Gefangenen begünstigen, welche von der Citadelle aus leichter zu bewerkstelligen wäre, als aus dem neuen Gefängniß, und die dann noch obendrein so lange verhehlt werden könnte, bis der Prinz in Sicherheit und unsere Verfolgung vergeblich wäre. Bedenken Sie doch, meine Herren, daß ein Flüchtling mit einem leidlich guten Pferde von hier aus in zwanzig Minuten den Rhein erreicht, wo ihn ein Nachen in wenigen Minuten aus dem Bereich unserer Macht bringt. Darum ist mein Caeterum censeo: General Voirol muß mir die beiden Gefangenen oder wenigstens den Prinzen unter jeder Bedingung herausgeben!“

„Aber bedenken Sie, Herr Präfekt, daß dieser Kompetenz-Konflikt eher das herbeiführen wird, was Sie fürchten, als daß er Ihnen zu einer Genugthuung verhilft,“ wandte der Unterpräfekt

ein. „Ich möchte vorschlagen, die Sache auf sich beruhen zu lassen, bis Ihr Sekretär von Paris zurückkommt, was ja nur einen Unterschied von höchstens 36 Stunden bedingen kann.“

— „Als ob 36 Stunden nicht eine mehr als lange Frist wären, um irgend einen tollen Streich auszuführen, wenn sich ein paar Hitzköpfe oder Schwärmer dazu finden!“ rief der Präfekt bitter. „Vergessen Sie nicht, meine Herren, daß wir trotz aller Bemühungen unserer Polizei doch offenbar nicht einmal aller der Begleiter habhaft geworden sind, welche das Gefolge und den vertrauten Rath des Prinzen bildeten! Wir haben Herrn Fialin de Persigny, den Commandanten de Bruc, den Doctor Conneau und mehrere Andere nicht bekommen, und Jeder von diesen Desperados ist schon hinreichend, um einen neuen Handstreich in Scene zu setzen! Glauben Sie denn, ich wolle mich zum zweiten Mal von diesen betrunkenen Soldaten in eine Kaserne schleppen oder von General Voirol in den Schatten stellen lassen?“

„Aber erwägen Sie doch, Herr Präfekt, daß dem General in dem vorliegenden Kompetenz-Konflikte wenigstens einiges formelle Recht zur Seite steht,“ wandte der Unterpräfekt im Tone bescheidener Vorstellungen ein. „Der Prinz ist vom Militär verhaftet und aufgehoben worden und General Voirol als Oberbefehlshaber der Truppen kann also verlangen, daß der Prinz unter seiner Autorität oder Verwahrung bleibe, bis von Paris aus die Entscheidung eintrifft, welcher Art von Gerichten die Procedur gegen ihn zugewiesen werden solle.“

— „Mit noch größerem Recht kann ich beanspruchen als Chef der Verwaltung, daß der Prinz in meiner Verwahrung bleibe, welcher er anfangs durch die Offiziere, welche die Verhaftung vornahmen, übergeben worden war,“ erwiderte Herr Choppin d'Arnouville hartnäckig. „Ich kann diese Forderung mit um so größerm Rechte stellen, als die unzweideutigsten Anzeichen vorhanden sind, daß die Mehrzahl der Offiziere, die sich kompromittirt fühlen, dem gefangenen Prinzen mit Vergnügen goldene Brücken zur Flucht bauen würde. Uebrigens, meine Herren, ereifern wir uns, wie es scheint, vorerst nutzlos. Ich habe die juristische Fakultät der hiesigen Universität und den Appellhof in Kolmar um ein Gutachten über

den entstandenen Kompetenz-Konflikt angesprochen, und erwarte stündlich die Rückäußerung dieser Kollegien."

„Aber wird der General solche als maßgebend anerkennen, Herr Präfekt? wird er sich demselben fügen?" fragte der skeptische Unterpräfekt. „Wird nicht die Thatsache dieses Konflikts und deren Bekanntwerden die Autorität der Regierung in den Augen der Menge schwächen?"

— „Mir einerlei, Herr Unterpräfekt, wenn ich nur der Person des Prinzen versichert bin!" versetzte der Präfekt kalt. „Ich werde dafür zu sorgen wissen, daß der Prinz persönlich in keinen Aufstand mehr verwickelt wird — daß er wenigstens daran keinen aktiven Theil mehr nehmen kann, wie ich schon Anstalt getroffen habe, dem ganzen Unternehmen vom 30. Oktober den Stempel der Lächerlichkeit und der unbedachtesten Tollkühnheit aufprägen zu lassen. Man kann bekanntlich eine Unternehmung nicht wirksamer lahm legen, als indem man sie geringschätzig behandelt und ihre Proportionen verjüngt und einschränkt. Wenn man den Putsch des Prinzen als Thorheit behandelt, entkleidet man ihn und seinen Urheber am leichtesten des Heroismus und der Romantik." — In diesem Augenblick ward der Staatsanwalt oder procureur du roi gemeldet. — „Aha, meine Herren, nun werden wir ja sogleich hören, was die gelehrten Herren und Richter urtheilen! — Nun, Herr Staatsanwalt, was für eine Entscheidung bringen Sie?"

„Beide zu gleicher Zeit, die der Juristenfakultät und die des Appellhofes in Kolmar," erwiderte der Prokurator, zwei Schreiben aus der Tasche ziehend. „Beide Gutachten gehen in Bezug auf Oberst Vaudrey aus einander, stimmen aber bezüglich des Prinzen überein: das Vergehen des Prinzen ist von beiden Kollegien als Hochverrath und Landfriedensbruch prädicirt und den bestehenden Strafgerichten zur Aburtheilung zuerkannt, während die juristische Fakultät es dahingestellt sein läßt, ob das Vergehen des Obersten Vaudrey, als eines aktiven Offiziers, nicht in den Bereich des Kriegsgerichts falle, wogegen der Appellhof — und nach meiner Ansicht mit dem vollsten Recht, — auch die Processirung und Aburtheilung des Obersts Vaudrey den gemeinen Gerichten zutheilt."

— „Ah, das trifft sich ja glücklich, Herr Kapitän, daß Sie dies

selber hören und sich von der Richtigkeit meines Verlangens überzeugen!“ rief der Präfekt einem Offizier zu, welcher ungemeldet dicht hinter dem procureur du roi eingetreten war. „Sie werden nun die Güte haben, dies einstweilen dem General Voirol mitzutheilen, für welchen ich diese beiden Gutachten kopiren lassen will.“

„Ich glaube unmaßgeblich, daß Sie sich diese Mühe ersparen können, Herr Präfekt,“ erwiderte der Adjutant des Generalmajors. „General Voirol hat soeben von Paris die telegraphische Weisung erhalten, sich jeder Einmengung in diejenigen Maßregeln zu enthalten, welche die Kriminal- und Verwaltungsbehörden bezüglich der Verhafteten vom Aufstande des 30. Oktober zu treffen für gut finden werden. Der General stellt daher die beiden Gefangenen in der Citadelle zur Verfügung des Herrn Präfekten und erwartet dessen Weisungen.“

Das allgemeine Erstaunen der Anwesenden vervollständigte den Triumph des Präfekten, welcher nun alsbald den Generalprokurator des Kolmarer Appellhofs bitten ließ, sich der Person der beiden Gefangenen zu versichern und dieselben aus der Citadelle nach dem neuen Gefängniß zurückbringen zu lassen. Er ließ dem General durch den Adjutanten danken, und entließ diesen sehr artig.

„Nun versuchen Sie mir noch auszureden, mein Freund, daß General Voirol, trotz seiner Ernennung zum Pair von Frankreich, sich doch nicht ganz wohl bei der Sache fühlt,“ sagte Herr Choppin d'Arnouville zu seinem Unterpräfekten, sobald er mit ihm allein war. „Ich möchte nun in der That an eine gewisse Konnivenz Voirol's zu dem thörichten Putsch glauben, denn diese Fügsamkeit des Generals in einer Sache, wo es noch in seiner Macht gelegen hätte, die Weisung des Ministeriums durch Gegenmeldungen aufzuheben, deutet auf ein böses Gewissen oder auf eine Furcht vor möglichen Enthüllungen. Wie dem aber auch sei, mein Freund, wir wollen jetzt nicht nur den gewonnenen Punkt behaupten, sondern vor Allem auch dem Gelingen eines neuen Putsches oder eines Befreiungsversuchs des Prinzen die Lebensader abbinden. Geben Sie die bestimmtesten Weisungen an alle unsere Polizei-Agenten, das Treiben der Offiziere in den Garnisonen der strengsten Ueberwachung zu unterwerfen; lassen Sie an die Präfekten der benach-

barten Departements vertrauliche Schreiben mit derselben Bitte ergehen, und bieten Sie Alles auf, um in der öffentlichen Meinung dem Unternehmen des Prinzen das Ansehen eines kopflosen, unbesonnenen Jugendstreichs, einer einfachen, lächerlichen Verschwörung zu geben. Hierdurch dienen wir den Interessen der Regierung sicher am besten, und in diesem Sinne habe ich heute auch direkt an den Minister des Innern geschrieben.“ — —

Prinz Louis Napoleon war kaum in das neue Gefängniß zurückgeliefert, als aus Paris der Ministerialbeamte Lebel, ein gewiegter Polizeimann, eintraf, welchen das Ministerium speziell abgesandt hatte, um den gefangenen Prinzen zu bewachen, der nun alsbald auf das Strengste abgeschlossen, von seinem Kammerdiener getrennt und auf das Peinlichste überwacht wurde, so daß nicht einmal mehr der Direktor des neuen Gefängnisses mit ihm verkehren durfte. Man nahm dem Prinzen alles Schreibmaterial und sogar seine Uhr hinweg, die er erst im Augenblick seiner Abreise wieder erhielt, man schraubte ihm die Fenster zu, damit er nicht unter dem Vorwand, frische Luft zu schöpfen, nach außen verkehren konnte, und man setzte ihm zuletzt schräge Holzkästen vor die Fenster, um den Gefangenen auch hierdurch von der Außenwelt zu isoliren.

Lebel war ein in solchen Dingen erfahrener und gewandter Mann, welcher sich seine Sporen im Gefängniß des Luxembourg verdient, als er während des Processes gegen den Königsmörder Fieschi diesen und dessen Mitschuldige in Verwahrung gehabt hatte. Er kannte keinerlei Rücksicht und Schonung für den prinzlichen Gefangenen, sondern erfüllte unerbittlich eine ganze Woche hindurch alle die Weisungen, die ihm vom Ministerium ertheilt worden waren, bis er am 9. November im Lauf des Tages benachrichtigt wurde, daß der Prinz in ein anderes Gefängniß gebracht werden solle. Er ging daher zum Prinzen hinein und forderte ihn auf, sich anzukleiden und auf eine Reise gefaßt zu machen, da der Wagen alsbald vorfahren werde. Der Prinz protestirte gegen jede Trennung von seinen Schicksalsgenossen und erbat sich, als ihm das Unstatthafte eines solches Protestes bemerklich gemacht wurde, sogar als Vergünstigung, mit seinen Unglücksgefährten bei-

sammen bleiben zu dürfen. Allein trotzdem erschienen Abends 7 Uhr General Voirol und der Präfekt Choppin d'Arnouville in Uniform im neuen Gefängniß und wiesen Herrn Lebel den Mi-nisterialbefehl vor, wodurch sie ermächtigt wurden, diesem den fürstlichen Gefangenen abzuverlangen.

Als Lebel den Prinzen den beiden Herren übergab, versuchte Louis Napoleon abermals vergeblich einen Protest, konnte aber nicht einmal erlangen, daß man ihm den Bestimmungsort nannte, wohin er gebracht werden sollte. Widerstand wäre jedoch hier ver-geblich gewesen, und so mußte der Gefangene stumm und willen-los dem General und dem Präfekten bis an den Haupteingang des Gefängnisses folgen, wo ihn eine vierspännige Postchaise er-wartete. Kaum hatte er in derselben zwischen zwei Gendarmerie-Offizieren Platz genommen, so wurde der Schlag des Wagens geschlossen und die Vorhänge an den Wagenfenstern herunterge-zogen, und der Wagen fuhr im schärfsten Trab davon und langte in der Nacht vom 11. auf den 12. November Morgens um 2 Uhr in Paris an, wo der Wagen im Hof der Polizeipräfektur anhielt und der Prinz erst erfuhr, daß er in Paris sei.

9.

Während man in Paris sich am Hofe und im Ministerrath die Köpfe zerbrach, wie man das tollkühne Unternehmen des Prinzen, — „l'échauffourée de Strasbourg," wie die offizielle Phrase lautete, — behandeln solle, war die Königin Hortense den schrecklichsten Aengsten und Befürchtungen preisgegeben. Dem ersten Briefe, welchen Sie von ihrem Sohn aus Straßburg er-halten und der sie von dem Gelingen seines Handstreichs in Kennt-niß gesetzt hatte, waren beinahe unmittelbar auf dem Fuße die Zeitungsnachrichten gefolgt, welche zuerst das gänzliche Fehlschlagen des Aufstandes und dessen Unterdrückung, und dann die Gefangen-nahme des Prinzen meldeten. Ihr Arzt, Dr. Conneau, hatte nicht gewagt, der Königin die Zeitungen vorzuenthalten, welche diese schlimmen Nachrichten brachten, obschon sie seit einiger Zeit sehr

leidend war, denn Hortensens starke Seele ertrug eher einen schweren Schicksalsschlag als eine Ungewißheit. Und überdem wußte Conneau nur zu gut, wie ungemein wesentlich für den Prinzen es sein würde, wenn seine Mutter all ihren Einfluß aufböte, um seinem Schicksal eine möglichst günstige Wendung zu geben.

Die ersten Zeitungen, welche über das Straßburger Attentat berichteten, thaten dies sehr vorsichtig, und die Königin schwankte noch, ob es auch wahr sei; als aber der ‚National', das ‚Journal des Debats' und die Augsburger ‚Allgemeine Zeitung' Details darüber berichteten, war nicht mehr zu zweifeln.

„Glauben Sie nun auch, lieber Conneau, daß dies Alles wahr und daß mein Sohn gefangen ist?" fragte Hortense ihren Arzt.

— „Ich wage nicht mehr daran zu zweifeln, Majestät, denn leider sind die Nachrichten im Wesentlichen übereinstimmend, wenn auch aus verschiedenen Quellen."

„Dann bleibt mir nur Eines zu thun übrig: meinen Sohn zu retten, die Gnade des Königs Ludwig Philipp anzuflehen!" sagte die Königin fest entschlossen. „Ich will Sie nicht bemühen, mich zu begleiten, lieber Doctor, aber ich bitte Sie, mir sogleich Postpferde bestellen zu lassen. Ich reise noch heute!"

— „Das darf ich als Arzt nicht zugeben, Majestät! Bedenken Sie Ihre Gesundheit! Die Reise bei solch abscheulichem rauhem Wetter — die Aufregungen und Bekümmernisse — nein, fürwahr, es geht nicht!..."

„Versuchen Sie nicht, mich zurückzuhalten, mein Freund," fiel ihm die Königin mit ruhiger Energie in's Wort. „Ich weiß was Sie sagen wollen; ich achte Ihre zarte Besorgniß. Aber hier sprechen die Pflicht und das Muttergefühl. Was ist an mir, an meinem Leben, dem einer kranken Matrone, gelegen, während dort Ehre, Zukunft, ja das Leben eines reichbegabten jungen Mannes, vor dem noch eine große Zukunft, ein Stück Geschichte liegt, auf dem Spiel steht?! Wenn irgend wer, so vermag die Mutter mit ihrem Fürwort etwas für den armen Louis zu thun! Nein, lieber Conneau, wenn Sie es mit mir und meinem Sohne gut meinen so lassen Sie mich nach Paris ohne Zeitverlust!"

— „Aber, Majestät, bedenken Sie doch, daß Sie von dem Verbannungsdekret gegen die Napoleoniden mitbetroffen sind, daß jeder diensteifrige Präfekt oder Unterpräfekt oder Maire Sie unterwegs aufhalten oder zurückweisen kann!“

„Einerlei, Conneau! hier gilt kein Wählen noch Bedenken — ich reise! Wer wird sich an einer einzelnen Dame vergreifen, auch wenn sie keinen Paß hat? Wer wird die Gefühle einer Mutter nicht begreifen und werthen, welche ihren Sohn zu retten eilt? Nein, ich habe eine bessere Meinung von meinen Landsleuten, als daß ich glauben könnte, es gebe Einen Franzosen, welcher feil und feig und servil genug wäre, meine heilige Mission der Pflicht zu hemmen oder zu unterbrechen!“

Conneau zuckte die Achseln und empfahl auf jeden Fall die größte Behutsamkeit, da er überzeugt sei, daß die geheime Polizei des Bürgerkönigs sich angelegentlichst mit der Königin beschäftigen und deren Reise nach Paris verrathen werde, was natürlich zu unliebsamer Strenge in Beobachtung des Verbannungsdekrets für die Napoleoniden führen müsse. Allein in diesem Augenblick, wo Hortense selbst über diesen nicht unbegründeten Einwurf stutzig geworden war, zeigte sich ein rettender Engel in Gestalt der Baronin v. Salvage, einer der intimsten Freundinnen der Königin Hortense.

„Sein Sie außer Sorgen, Madame,“ sagte Frau v. Salvage. „Es versteht sich von selbst, daß ich Sie nicht allein eine solch wichtige und ereignißreiche Reise antreten lasse. Ich bitte um die Gnade, daß Sie mir gestatten, Sie zu begleiten, denn ich fühle mich verpflichtet, mein Bestes zu thun, um Ihnen meine Dankbarkeit und Hingebung für das Vertrauen zu beweisen, womit Sie mich beehren. Ich habe einen französischen Paß, der auf mich und meine Tante lautet. Das sichert das Incognito Eurer Majestät, und verschafft mir die Freude, Sie unter diesen traurigen und schwierigen Verhältnissen nicht verlassen zu dürfen. Ich bin jeden Augenblick zu Ihrer Verfügung, Madame.“

So reisten denn die Königin Hortense und die Baronin v. Salvage ganz allein in dem Wagen, und zwar trotz des abscheulichsten, rauhen, naßkalten Herbstwetters Tag und Nacht, denn trotz der heftigsten körperlichen Schmerzen, welche die Fahrt der kranken

Königin bereitete, gingen ihrer Ungeduld und mütterlichen Besorgniß die Pferde noch viel zu langsam, und gleichzeitig war Hortense noch in steter Erwartung, ihrem gefangenen Sohn unterwegs zu begegnen, da sie buchstäblich erwartete, man werde ihn vor einen gerichtlichen Ausschuß der Pairskammer stellen, um ihm den Prozeß zu machen.

Die Königin Hortense hatte indeß einigermaßen ihre Kräfte überschätzt, denn als man in die Nähe von Paris kam, war sie von geistigen und körperlichen Leiden so sehr niedergedrückt, daß sie nicht mehr weiter konnte und gern auf den Vorschlag der Frau v. Salvage einging, ein Asyl auf dem Schlosse Viry bei der Herzogin von Ragusa nachzusuchen und daselbst den Ausgang derjenigen Schritte abzuwarten, welche sie beim König und den Ministern für ihren Sohn thun wollte! Die Königin Hortense begriff wohl, daß es unvorsichtig sein würde, nach Paris zu gehen, bevor sie nicht wußte, ob sie dort sich aufhalten dürfe. Es war ja mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vorauszusehen, daß, wenn ihr Aufenthalt daselbst bekannt werde, man das Proskriptionsgesetz sicher alsbald auf sie anwenden, sie zum wenigsten ausweisen und ihr auf diese Weise jede Möglichkeit benehmen würde, sich mit Erfolg für ihren gefangenen Sohn zu verwenden.

Königin Hortense schrieb daher, nachdem sie sich auf Schloß Viry einigermaßen wieder erholt hatte, einen Brief an den König Ludwig Philipp, worin sie sich auf den Dienst berief, welchen sie in der Zeit der Hundert Tage seiner Mutter geleistet hatte, und bat um das Leben ihres Sohnes, um Verwandlung derjenigen Strafe, welche ein ordentliches Gericht dem Prinzen zuerkennen würde, in Verbannung, etwa in eine Ueberführung nach Amerika. Diesen Brief wagte sie jedoch nicht direkt von Viry aus an den König zu schicken, sondern Madame Marmont, die Herzogin von Ragusa, ließ denselben durch vertraute Freunde in Paris dem König in die Hände spielen. Die Baronin v. Salvage dagegen übernahm es, nach Paris zu gehen und dort alle Thüren aufzustoßen, um Fürsprecher für den Prinzen zu finden.

Die Damen in Viry hatten keine Ahnung davon, in welcher Rathlosigkeit und Unentschlossenheit sich der König und seine Mi-

nister damals über das Verfahren gegenüber von dem Prinzen befanden. Jener Zug von Schwäche, Halbheit und Unentschlossenheit, jenes eigenthümliche Zagen vor kräftigen Entschlüssen, das, wie von einem schlechten Gewissen eingegeben, durch die ganze politische Laufbahn des Bürgerkönigs läuft, offenbarte sich damals auch in der ganzen Handlungsweise gegenüber von dem Straßburger Attentat. Der König, noch eingeschüchtert durch die Paar Mordversuche der jüngsten Monate, fürchtete die Parteien, namentlich die der Republikaner und Bonapartisten, die man ihm immer als ebenso zahlreich wie mächtig in der Armee und im Volke geschildert hatte. Die freisinnigen und die Oppositionsblätter hatten offen für den Prinzen Partei genommen; die Unterdrücker des Attentats waren beeifert gewesen, dessen Bedeutung und Umfang zu übertreiben, um ihre eigenen Verdienste um die Dämpfung desselben desto mehr in's Licht zu stellen. Sogar der Minister des Kriegs und der Polizei waren der Ansicht, daß das verunglückte Attentat nur die allzu voreilige Explosion einer weitverzweigten, über ihre Ziele ganz klar bewußten Militär-Verschwörung sei, die auf nichts Anderes abzwecke, als auf eine Wiederherstellung der Republik und eine darauffolgende Militär-Diktatur. Die Staatsklugheit gegenüber dem übrigen Europa verbot entschieden, dies einzugestehen oder überhaupt dem Attentat eine allzu große Bedeutung beizumessen, weil dies die Schwäche der Regierung deutlich gezeigt, die Parteien ermuthigt und vielleicht durch die weiteren Folgen einer strengen prozessualischen Untersuchung auch für das große Publikum die allgemeine Unzufriedenheit des Heeres mit der Juli-Regierung an den Tag gelegt haben würde. Noch war man daher bei Hofe und im Ministerrath nicht darüber einig, was man mit dem jungen prinzlichen Hochverräther thun solle, dessen Name einen noch immer wirksamen Zauber und leuchtenden Glanz in den Augen der Menge hatte und den man unmöglich mit einem politischen Märtyrthum umgeben konnte, wenn man nicht gleichsam die Restaurations-Gelüste der Napoleoniden herausfordern wollte. Wußte man doch, daß, wenn die verschiedenen reicheren Glieder der Familie Bonaparte, die allerdings meist ihres Geizes und ihrer Habsucht wegen verrufen waren, nur einiger-

maßen sich zu Gunsten einer Schilderhebung besteuerten und einige Millionen für Geschenke und Bestechungen daranrückten, der auf gläsernen Füßen stehende Juli-Thron jählings in sich selbst zusammenbrechen, Hunderte und Tausende von Emporkömmlingen und zweideutigen politischen Charakteren mit sich zu Boden reißen und die Vertreibung auch des jüngern Zweiges der Bourbonen herbeiführen würde! Anfangs hatten einige der energischeren Mitglieder des Ministeriums und einige Generale darauf gedrungen, daß man ein Exempel statuire und den Prinzen und seine Helfershelfer ohne Weiteres vor ein Kriegsgericht stelle und füsillire. Dann aber waren von Seiten der ruhigeren Mitglieder des Conseils hiegegen entschieden juristische und politische Bedenken geltend gemacht worden, denn Louis Napoleon war kein französischer Unterthan noch französischer Soldat, sondern ein Verbannter, — er war sogar vielleicht berechtigt, sich für den legitimen Thronerben zu halten, und ein allzu summarisches Verfahren gegen ihn mußte unbedingt zu Vorstellungen der fremden Mächte, zu energischen Protesten im Innern führen und den politischen Meuchelmord, die Vendetta heraufbeschwören, — jenes Gespenst, das den dicken Bürgerkönig selbst im Innersten der Tuilerieen Nachts aus dem Schlafe aufweckte! — Kurzum, man war nach langem Berathen und Ueberlegen zunächst nur über Eines klar und schlüssig geworden, nämlich den Prinzen zuvörderst nach Paris kommen zu lassen, um ihn vor einem Handstreich zu seiner Befreiung sicher zu stellen, und um dann inzwischen über die besten Mittel, ihn für die Zukunft unschädlich zu machen, zu berathen.

So standen die Sachen, als Frau v. Salvage vom Schloß Viry aus in Paris eintraf und sich eines Mittags im Ministerium des Auswärtigen, bei dem Präsidenten des Ministerraths, dem Grafen von Molé, zur Audienz meldete.

„Haben Sie eine Vorladung zur Audienz, Madame?“ fragte der Sekretär des Grafen die Baronin.

— „Mit nichten, mein Herr, aber ich wünsche Seine Excellenz in einer dringenden und hochwichtigen Angelegenheit zu sprechen, die keinen Verzug leidet,“ entgegnete die Baronin eindringlich.

„Ich bedaure ungemein, Madame, aber es ist unmöglich, den

Herrn Grafen zu sprechen, — er empfängt heute nicht. Alle Ihre Vorstellungen werden vergeblich sein, denn es ist Grundsatz Seiner Excellenz, Niemand zu empfangen, der nicht um eine Audienz zuvor nachgesucht hat," sagte der Sekretär.

„Wohlan, so gestatten Sie mir, daß ich mich um eine solche sogleich bewerbe und dem Herrn Minister meinen Namen hineinschicke," gab Frau v. Salvagen fest und energisch zur Antwort und zog den Handschuh ab. „Ein Blatt Papier, mein Herr, wenn ich bitten darf!" Sie schrieb darauf nur die Worte: „Hortense de Beauharnais-Bonaparte, Herzogin von St. Leu," und gab es dem Sekretär. „Bitte, mein Herr, schicken Sie dies gefälligst sogleich zu Seiner Excellenz hinein!"

Der Sekretär erschrack, als er einen Blick auf diesen Namen und die vornehme Dame geworfen hatte, bat sie auf dem Sopha Platz zu nehmen, und wollte in das Kabinet des Premierministers, der beim Anblick dieses Namens ebenfalls lebhaft erschrack und die Dame vorzulassen befahl.

Frau v. Salvage trat ein, vollständig gefaßt auf den Auftritt, der ihr bevorstand. Graf Molé kam ihr, noch immer betreten und überrascht, entgegen und wollte sie mit der ihr gebührenden Ehrerbietung empfangen und seine Verlegenheit über diese Ueberraschung hinter der feinsten Artigkeit verbergen, — da schaute er in ein ganz anderes, weit jüngeres Gesicht.

„Was soll dies heißen, Madame?" hub er streng und aufwallend an, aber die Dame fiel ihm rasch in's Wort:

— „Vergebung, Excellenz, aber Noth kennt kein Gebot! Ich bin die Baronin v. Salvage und komme im Namen der Herzogin v. St. Leu, die an Sie als einen frühern Bekannten, einen vieljährigen Anhänger und treuen Diener ihres Stiefvaters, die geziemende Bitte um ein geneigtes Gehör schickt! Ich will Ihnen nicht verhehlen, Excellenz, daß die Exkönigin Hortense unter dem erschütternden Eindruck der Nachrichten, welche ihr zugekommen sind, sich trotz Krankheit und physischen Schmerzen und allem Ungemach der Witterung zum Trotz aufgemacht hat, um nach Paris zu eilen und sich bei Seiner Majestät dem König um das Leben ihres Sohnes zu verwenden, — daß die Herzogin Hortense, von

Schwäche und Erschöpfung übermannt, auf Schloß Viry zurückbleiben und die Gastfreundschaft der Herzogin von Ragusa in Anspruch nehmen mußte, und daß sie einstweilen mich hieher gesandt hat, um Eurer Excellenz, dem einflußreichsten Manne in Frankreich, die innigen Bitten einer Mutter für ihren unbesonnenen, von politischen Intriguanten aufgehetzten Sohn an's Herz zu legen ...."

„Die Herzogin in Viry, wenige Stunden von Paris?" wiederholte Graf Molé, den diese Nachricht sichtlich verwirrte.

— „Gewiß, Excellenz! und ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß die Herzogin Hortense fest entschlossen ist, sich dem König, der Königin, Madame Adelaide zu Füßen zu werfen, um die Begnadigung ihres Sohnes zu erlangen ...."

„Das ist vergeblich, — Madame! der König kann und wird die Herzogin nicht empfangen," rief Graf Molé. „Sie werden selbst begreifen, Madame, daß Seine Majestät unmöglich die Mutter des Mannes, der gegen ihn konspirirte, eine Dame aus der Familie, welche durch ein Gesetz für alle Zeiten aus Frankreich verbannt ist, empfangen kann! Die Frau Herzogin riskirt, der Strenge der Gesetze zu verfallen, von Polizei wegen über die Grenze zurückgebracht zu werden...."

„Pardon, Herr Minister! wollen Sie mich autorisiren, dies meiner erlauchten Freundin zu wiederholen?" fiel ihm die Baronin halb ironisch, halb herausfordernd in die Rede.

„Und warum nicht, Madame? wir stehen auf dem Boden des Gesetzes!"

„Ein trügerischer Boden, Excellenz! wie Sie wohl wissen, da jede Regierung sich die Gesetze nach eigenem Gutdünken und Bedürfniß zuschneidet und Staatsformen und Regierungen nicht ewige sind, Graf Molé, denn Sie dienen bereits der dritten Regierung mit gleicher Treue," erwiderte die Baronin unerschrocken. „Wenn ich meiner erlauchten Freundin diesen Bescheid von Ihnen bringen würde, Graf Molé, so würde sie nichts Eiligeres zu thun haben, als das Einschreiten der Polizei herauszufordern und der ganzen civilisirten Welt zu zeigen, wie man heutzutage in Frankreich gegen eine Familie verfährt, welcher Frankreich so viel ver-

dankt, wie man Großmuth gegen eine Frau übt, die aus mütterlicher Zärtlichkeit und Pflicht sich demüthigen will vor einem Manne, einem König, dessen Mutter sie das Leben und die Freiheit rettete und der zum Dank dafür jenes Verbannungsgesetz gegen die Napoleoniden erließ, das auch die Wohlthäterin seiner Mutter trifft! Europa, Frankreich, die ganze civilisirte Welt würden zum Zeugen eines solchen edlen Verfahrens aufgerufen, der Brief der Herzogin-Mutter von Orleans und derjenige des nunmehrigen Königs Ludwig Philipp, welche in Anerkennung dieser edlen, einem Frauenherzen zur höchsten Ehre gereichenden That aus dem Jahre 1815 an die Königin Hortense geschrieben wurden, würden also in Facsimile-Druck in hunderttausend Exemplaren in der ganzen Welt verbreitet werden und die öffentliche Meinung über Thatsachen und Personen berichtigen, welche vielleicht noch nicht allgemein so bekannt sind, wie sie ...."

„Halten Sie ein, Madame!" fiel ihr der Graf in die Rede; „wir gelangen da auf ein Gebiet, dem wir fremd bleiben wollen. Ich sprach von Eventualitäten, denen sich die Herzogin von St. Leu aussetzen könnte und die wir selbst beklagen würden. Lassen Sie uns ruhig von dem Anliegen der Herzogin sprechen und zu einer Verständigung kommen. Ist das, was Sie mir vorhin von der Verpflichtung Seiner Majestät des Königs gegen die Herzogin von St. Leu gesagt haben, eine Thatsache, und worin besteht diese Verpflichtung?"

„Es ist Thatsache und verhält sich folgendermaßen," versetzte die Baronin und erzählte nun den ganzen Hergang von der werthvollen und feinsinnigen Unterstützung, welche die Königin Hortense während der Hundert Tage der Wittwe des Philipp Egalité, der Mutter des jetzigen Königs, erwiesen hatte, und zeigte dem Grafen Molé den Ring, welchen die Herzogin v. Orleans damals Hortense'n als Pfand ihrer Dankbarkeit verehrt hatte. — „Sie sehen nun, Excellenz, daß die Herzogin v. St. Leu es immer wagen durfte, den ihr gesetzten Schranken der Verbannung zu trotzen. Wird die Regierung des Königs, der ihr persönlich so hoch verpflichtet ist, die Stirne haben, die Strenge der Gesetze gegen eine bekümmerte verzweifelnde Mutter und deren verblendeten Sohn, der von dem Bewußtsein des an ihm begangenen Unrechts, von dem Glauben

an die unveräußerliche Rechtmäßigkeit seiner eigenen Ansprüche sich hinreißen ließ, in vollem Maße anzuwenden? Und werden Sie, Graf, noch ferner den Muth haben, mich mit solchen Aufträgen für meine erlauchte Freundin betrauen zu wollen, wenn ich Ihnen sage, daß in diesem Augenblick schon von allen Höfen der Großmächte her Kuriere unterwegs sind, welche das Kabinet der Tuilerieen ermahnen, gegen den unbesonnenen Prinzen nachsichtig zu sein, um nicht durch eine Revanche für den Herzog von Enghien noch größere und ernstere Unternehmungen gegen den Frieden Europa's hervorzurufen?"

Graf Molé betrachtete mit einiger Verwunderung die Dame, welche ihm nunmehr förmlich imponirte und den Ton einer Bittstellerin, einer Hülfe heischenden beinahe mit demjenigen einer Drohenden, einer in ihren Rechten Gekränkten vertauscht hatte. Auch war ihm nicht unbekannt, daß der König bereits verschiedene Handschreiben von anderen Monarchen erhalten hatte, welche sich für den Prinzen verwendeten, so z. B. von dem König Wilhelm von Württemberg, welcher ein Fürwort für den Verlobten seiner Nichte einlegte, — von dem Könige Ludwig von Bayern, an welchen Hortense vor ihrer Abreise von Arenenberg noch in diesem Sinne geschrieben hatte. Er war daher etwas betreten.

„Wohlan denn, Madame," sagte er, so verbindlich wie möglich; — „um einen Zustand der Ungewißheit bei einer Dame abzukürzen, der ich von jeher aufrichtigst meine herzlichste Verehrung gezollt habe, bitte ich Sie, der Herzogin v. St. Leu folgendes unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu eröffnen: die Regierung Sr. Majestät verzichtet darauf, den Prinzen Louis Napoleon wegen seines Attentats vor Gericht zu stellen. Der Prinz wird begnadigt werden unter der Bedingung, daß er Europa verläßt; zu diesem Zwecke soll er nach irgend einem unserer westlichen Seehäfen gebracht und auf einem Kriegsschiffe eingeschifft werden, das ihn nach Amerika übersetzen soll. Der Prinz wird auf dieser Fahrt mit aller Rücksicht behandelt werden. Dagegen erwartet die französische Regierung als Bedingung von der Herzogin von St. Leu folgendes: da diese erlauchte Dame ohne Autorisation und in offenkundiger Mißachtung eines Gesetzes, dessen Strenge man

gegen sie geltend machen könnte, nach Frankreich gekommen ist, so verlangen wir von ihr eine ausdrückliche Verpflichtung, erstens daß sie sich nicht heimlich oder öffentlich in Paris zeigt und noch weniger persönliche Schritte bei der königlichen Familie versucht; zweitens daß sie sich den Bedingungen unterwirft, welche man ihr stellen wird; und drittens, daß sie die bündige Zusage abgibt, in möglichst kurzer Frist dem Prinzen nach Amerika zu folgen. Haben Sie Vollmacht, Madame, in diese Bedingungen zu willigen, oder soll ich Ihnen einen Termin geben, innerhalb dessen Sie mir die Einwilligung der Herzogin von St. Leu mittheilen wollen?"

— „Und diese furchtbar harten Bedingungen, welche namentlich die Frau Herzogin persönlich treffen, soll ich einer Frau, einer Mutter mittheilen, welche so gegründete Ansprüche an die Milde des Königs hat?" fragte Frau v. Salvage beinahe entrüstet.

„Sie vergessen, Madame, daß der König in einem konstitutionellen Staate nicht über dem Gesetze steht. Der König war mild und hat den Prinzen begnadigt, der nach unseren Gesetzen wegen Hochverraths und Landfriedensbruchs die schwersten Strafen verwirkt hatte. Der Friede und die Ruhe des Landes aber erheischen von ihm, daß er die Garantieen für die Zukunft nicht außer Acht setze und alle Vorkehrungen treffen lasse, welche die Wiederholung eines ähnlichen Attentats unmöglich machen. Wenn die Herzogin v. St. Leu davon betroffen wird, Madame, so beklage ich dieß zwar persönlich; allein es sprechen zu viele Thatsachen von ehrgeizigen Umtrieben behufs einer bonapartistischen Restauration gegen die erlauchte Frau, als daß wir nicht diese Gelegenheit wahrnehmen sollten, sie Urfehde schwören zu lassen und zugleich zu verwarnen. So lange die Herzogin zwölf Meilen von der französischen Grenze wohnt, liegt die Möglichkeit eines neuen Attentats oder wenigstens weiterer Zettelungen und Umtriebe, die auf ein solches hinzielen, allzunahe."

— „Die Herzogin v. St. Leu ist, wie ich Sie auf das Heiligste versichern kann, Excellenz, diesem Attentate ganz fremd, hat nicht die leiseste Ahnung davon gehabt!" betheuerte Frau v. Salvage.

„Wenn ich persönlich auch dieser Versicherung Glauben beimesse, Madame, so werde ich doch meine Kollegen im Kabinet

kaum davon überzeugen können, angesichts einer Masse von positiven Thatsachen, die wir als Gegenbeweise in die Schranken führen könnten," erwiderte Graf Molé mit feinem Lächeln. „Die Briefe der Herzogin an ihre Freunde in Frankreich beweisen genugsam das Gegentheil."

— „Und diese Briefe können nur durch Verrath oder durch Verletzung des Briefgeheimnisses mittelst der geheimen Polizei in Ihre Hände gelangt sein, Excellenz!" sagte die Baronin lebhaft.

„Der Weg, auf welchem solche Beweise in unsern Besitz gelangten, ist gleichgültig, wenn nur die Thatsache richtig ist. Das Kaiserreich hat in Sachen der geheimen Polizei noch unendlich mehr geleistet, als wir, und die künftige napoleonische Herrschaft, welche der Prinz und seine Mutter anstreben, wird dieses Sicherheitsmittel ebenfalls weder entbehren können noch wollen, Madame," entgegnete Graf Molé ironisch. „Also um zur Sache zu kommen: können Sie uns im Namen der Herzogin v. St. Leu die bestimmte Versicherung geben, daß sie ihrerseits unsere Bedingungen annimmt, welche die Vorfrage unsers Verfahrens gegen den gefangenen Prinzen sein werden?"

— „Dadurch würde ich meine Vollmacht überschreiten, Excellenz, denn auf ein solches Verlangen war ich nicht gefaßt," sagte Frau v. Salvage. „Es schneidet mir schon tief genug in die Seele, daß ich einer tiefbekümmerten, unschuldigen Mutter nur diese Bedingungen nennen soll ...."

„Die aber dennoch unerläßliche sind, wie ich Sie ausdrücklich zu bemerken bitte," sagte Graf Molé. „Wir haben den Prinzen als Pfand und sind dadurch in der Lage, Bedingungen vorzuschreiben."

— „Jenun, allerdings; und ich bin sogar überzeugt, daß die Herzogin, welche ihren Sohn so außerordentlich liebt, ihrem Sohn unzweifelhaft nach Amerika nachfolgen wird. Allein ich weiß ebenso zuverlässig, daß die Gesundheit meiner erlauchten Freundin und der Stand ihrer Angelegenheiten ihr ganz entschieden verbieten werden, vor künftigem Frühjahre abzureisen, und ich appellire an Ihre Billigkeit und Gerechtigkeit, Excellenz, sowie an

die Gnade und Milde des Königs, daß man einer wirklich schwer kranken Dame nicht zumuthe..."

— „Was Sie da verlangen, Madame, geht nun über meine Befugnisse hinaus," sagte Graf Molé kühl. „Die Bedingungen, die ich stellte, gründen auf einen Beschluß des Ministerraths und können nicht ermäßigt werden. Die einzige Erleichterung ist die, daß wir soviel Nachsicht üben, der Herzogin v. St. Leu die Verpflichtung aufzuerlegen, daß sie binnen Monatsfrist das europäische Festland verlasse. Erfüllt sie diese Bedingung nicht, nimmt sie dieses neue Exil nicht auf sich, so muß ich zu bedenken geben, ob man ihr hinfort den Aufenthalt auf schweizerischem Boden gestatten oder ob die seitherigen Bedingungen persönlicher Sicherheit genügen werden, und ich erbitte Sie daher, Madame, meine Aufträge an die Herzogin zu bestellen und mir in kürzester Frist über den Entschluß Ihrer erlauchten Freundin zu berichten!"

— „Es soll geschehen, Excellenz; ich werde Ihrer Hoheit sogleich schreiben, da mich Geschäfte noch einige Tage in Paris zurückzuhalten drohen...."

„Um Vergebung, Madame, aber hievon kann nicht die Rede sein," fiel ihr Graf Molé mit einer gewissen Strenge in's Wort. „Sie werden die Gewogenheit haben, noch vor Abend nach Schloß Viry zurückzukehren und der Frau Herzogin mündlich Bericht zu erstatten, mir aber schriftlichen Bescheid über die Entscheidung Ihrer erlauchten Freundin zu geben. Sie werden Ihre allfälligen Geschäfte in Paris von Viry aus schriftlich abmachen. Sie werden sich sowohl dafür verpflichten, daß die Herzogin v. St. Leu nicht nach Paris komme, daß sie möglichst bald Frankreich wieder verlasse, als Sie sich auch anheischig machen werden, Paris vor heute Abend 6 Uhr zu verlassen und nicht mehr hierher zurückzukehren. Nur unter dieser Bedingung kann ich Ihnen die Freiheit bis dahin lassen, wo man Ihnen Ihre Pässe wieder zurückgeben wird!"

— „Ah, Graf Molé, das ist grausam!..."

„Aber nothwendig, Madame, denn ich wünsche nicht, daß Ihre Anwesenheit in Paris etwa Veranlassung gäbe, Fäden für neue Intriguen zu legen..."

— „Sagen Sie lieber, Excellenz, Sie wollen verhindern, daß die Freunde der Königin Hortense und ihres Sohnes in Paris erfahren, was für einen indirekten Zwang Sie dem Mutterherzen auferlegen! — Aber einerlei, dies muß ja doch über kurz oder lang bekannt werden," sagte Frau v. Salvage giftig.

„Jenun, dann können wir es ruhig über uns ergehen lassen, Madame," versetzte der Ministerpräsident lächelnd, und die Audienz war zu Ende.

Frau v. Salvage ließ sich aber nicht einschüchtern; obschon sie bemerkte, daß ihr Wagen von verkleideten Polizeiagenten beobachtet wurde, fuhr sie doch zunächst nach der Polizeipräfektur und ließ sich bei dem Präfekten, Herrn Gabriel Delessert, melden, welcher sie mit aller Urbanität empfing und geduldig anhörte.

„Sagen Sie gefälligst der Frau Herzogin, Madame, daß Sie sich wegen des Schicksals des Prinzen ihres Sohnes ganz beruhigen dürfe," eröffnete er ihr. „Ich habe den Auftrag, meinen Gefangenen mit aller Rücksicht zu behandeln, aber auch eine Begegnung desselben mit seiner Mutter aus allen Mitteln zu verhindern, obschon ihn seine Reise hierher an einem der nächsten Abende nur fünf Lieues von dem Schlosse Viry vorüberführen wird. Der Prinz soll nämlich hieher gebracht und von hier nach einem der Kriegshäfen an der Westküste geschickt und sogleich eingeschifft werden. Das ist Alles, was ich der bekümmerten Mutter sagen darf. Ich möchte aber der Frau Herzogin nur rathen, auf die direktiven Winke des Kabinets unbedingt einzugehen und durch keinerlei Mißachtung derselben das Loos des Prinzen zu erschweren. Die Herzogin muß in kürzester Frist Frankreich wieder verlassen, und jeder Versuch ihrerseits, Paris zu betreten, wird nur ihr selbst und dem Prinzen Verlegenheiten bereiten und mich in die traurige Nothwendigkeit versetzen, über meinen Amtspflichten das persönliche Wohlwollen und Mitgefühl für die erlauchte Dame und ihren Sohn zu vergessen."

Diese Andeutungen waren bezeichnend und beredt genug, und Frau v. Salvage kehrte mit diesem Bescheid nach Viry zurück, wo die Königin Hortense in die ihr gestellten Bedingungen willigte und trotz ihrer Schmerzen die Rückreise beschleunigte, um nicht

durch Ungehorsam die günstige Stimmung des Hofes und des Ministerraths für den Prinzen umzuwandeln. Sie beantwortete einen Brief des Grafen Molé, welcher sie bat, ihren ganzen Einfluß bei dem Prinzen dahin zu verwenden, daß er sich förmlich verpflichte, zehn Jahre lang in Amerika zu bleiben, möglichst maßvoll aber ausweichend, und hinterließ auch für ihren Sohn noch einen Brief, der ihre ganze Seelenangst um ihn und seine Zukunft widerspiegelte. Dann trat sie, doppelt erschüttert und niedergebeugt von körperlichen und geistigen Leiden, die Heimreise bei abscheulichem Wetter an und traf krank in Arenenberg ein, wo sich bei ihr bald die ersten Anfälle und Anzeichen von jener furchtbaren unerbittlichen Krankheit (dem Mutterkrebs) einstellten, welcher sie schon im darauffolgenden Jahre erlag.

In derselben Nacht, in welcher seine Mutter die Heimreise angetreten hatte, um zwei Uhr Morgens, erreichte der Prinz Paris und staunte nicht wenig, als er hörte, wo er sei. In der Polizei-Präfektur, wo er abgeliefert wurde, führte man ihn sogleich vor den Präfekten, den schon obenerwähnten Hrn. Gabriel Delessert, welcher ihn mit freundlicher Rücksicht empfing und ihm mittheilte, seine Mutter sei nach Frankreich gekommen, um bei dem Könige seine Begnadigung zu erbitten. Der Prinz ward davon lebhaft überrascht und bat um die Erlaubniß, seine Mutter sprechen zu dürfen.

„Das ist unmöglich, mein Herr,“ erwiderte der Präsident. „Ich bedaure, Ihnen diese Mittheilung gemacht und dadurch nur einen neuen Schmerz bereitet zu haben. Aber Sie müssen sich resigniren. Die Herzogin von St. Leu war nicht in Paris, sondern nur in Viry, und ist bereits auf der Heimreise nach der Schweiz ... Sie aber, Prinz, sind ebenfalls nur auf der Durchreise in Paris, denn Sie werden noch heute Nacht Ihre Reise nach Lorient fortsetzen, wo man Sie nach den Vereinigten Staaten einschiffen wird. Unter dieser Bedingung hat Seine Majestät der König Sie begnadigt.“

— „Ah, man entführt mich also förmlich?“ murmelte der Prinz, der jetzt zum ersten Mal erfuhr, daß er nicht vor den Gerichtshof der Pairskammer gestellt werden sollte; er faßte sich je-

doch augenblicklich und wurde ruhig und resignirt. — „Ich kann Ihnen nicht verhehlen, Herr Präfekt," fuhr er dann fort, — „daß es mich ungemein schmerzt, das Loos meiner Mitangeklagten nicht theilen zu dürfen, denn wenn man mich aus Frankreich wegschickt, bevor der eingeleitete Prozeß in Straßburg zu Ende ist, so benimmt man mir nur die Mittel, zu Gunsten meiner Mitangeklagten auszusagen und die ganze Verantwortlichkeit für ihre Handlungen auf mich zu nehmen."

„Die Regierung, mein Prinz, beobachtet gegen Sie ganz dieselbe Handlungsweise wie gegen die Herzogin von Berry, und es wäre auch Unrecht, Sie anders zu behandeln," entgegnete ihm der Präfekt. „Ihre Freunde können nicht das gleiche Loos beanspruchen, wie Sie. Uebrigens werden Sie nach Ihrem Eintreffen in Lorient noch Zeit und Gelegenheit genug haben, alle diejenigen Angaben zu Gunsten Ihrer Freunde niederzuschreiben, welche Sie für passend und zweckentsprechend halten werden."

Der Polizei-Präfekt ließ dem Prinzen dann einen Imbiß vorsetzen und gestattete ihm — dem Beschlusse des Ministerraths zum Trotz, welcher verfügt hatte, daß dem Prinzen vor seiner Einschiffung keine Erlaubniß zum Korrespondiren mehr ertheilt werden sollte — noch ferner im eigenen Kabinet des Präfekten einen Brief an seine Mutter und einen an den König Ludwig Philipp zu schreiben, für deren richtige Bestellung an ihre Adresse Herr Delessert sich verbindlich machte. In dem Briefe an den König bat er diesen um Gnade für die alten Soldaten, die Ueberbleibsel der kaiserlichen Armee, welche von den glorreichen Erinnerungen der Vergangenheit hingerissen, von ihm zu jenem Anschlage verführt worden seien; er dankte dem König für die Großmuth, womit er ihm verziehen und die er, der Prinz, befürchtet habe, weil sie ihn des süßesten Trostes, nämlich der Möglichkeit, das Schicksal seiner Unglücksgefährten zu theilen, berauben müsse.

Louis Napoleon hatte noch einen Brief an den berühmten Advokaten Odilon Barrot begonnen, um diesen zu bitten, daß er die Vertheidigung des Obersten Vaudrey übernehme; allein ehe er ihn noch vollenden konnte, meldete man dem Prinzen, daß der Wagen bereit stehe, und er seine Reise fortsetzen müsse. Er faltete

daher das Blatt zusammen und legte es in seine Brieftasche, um es später zu vollenden. Er hatte schon von Straßburg aus die schriftliche Bitte an Odilon Barrot gerichtet, seine Vertheidigung vor den Assisen zu übernehmen, und diese Bitte sammt einem Vorschlag der Vertheidigungsweise dem Pariser Advokaten durch den Kammerdiener Thelin übermitteln lassen. Da die Effekten des Prinzen im Straßburger Gefängniß zurückgeblieben waren, mußte dieser Morgens um 4 Uhr seine Reise unter der Aufsicht der beiden Gensdarmerie-Offiziere Cuinat und Thiboulet, die ihn von Straßburg hieher gebracht hatten, fortsetzen, ohne Kleider und Wäsche gewechselt zu haben. In derselben Militärkapotte, worin er das neue Gefängniß in Straßburg verlassen hatte, betrat er fünf Monate später den Boden Amerika's. Mehrere Wochen vergingen noch bis ein Kriegsschiff segelfertig war, um den Prinzen aufzunehmen, der inzwischen in der Citadelle von Port-Louis bei Lorient verwahrt wurde und Gelegenheit genug hatte, über sein Schicksal nachzudenken. Er war in der Nacht vom 14. auf den 15. November hier angekommen, nachdem er beinahe fünf Tage und fünf Nächte nicht geschlafen hatte. Aber widrige Winde und stürmisches Wetter verhinderten die Fregatte „Andromeda", welche ihn nach Amerika bringen sollte, bis zum 21. November am Auslaufen, und der Prinz benützte die Zwischenzeit, um verschiedene Briefe zu schreiben, welche unter dem Siegel der Regierung erst nach seiner Einschiffung an ihre Adressen bestellt wurden. Einer derselben war an seinen Onkel Joseph Bonaparte, den Exkönig von Neapel und Spanien und nunmehrigen Grafen Sürvilliers, gerichtet, welcher große Ländereien in den Vereinigten Staaten besaß, auf denen der Prinz sich nun der Landwirthschaft widmen wollte, weßhalb er seinen Oheim bat, ihm eines dieser Güter zu bezeichnen, welches er ihm zu verkaufen erbötig sei. Auch den auf der Polizeipräfektur zu Paris begonnenen Brief an Odilon Barrot beendete er hier und sandte ihn ab.

In einem Briefe an seine Mutter, unter dem 17. November von Lorient aus geschrieben, theilte er der Königin Hortense mit, er werde voraussichtlich nach New-York gebracht, wo er sich erst mit Land und Leuten bekannt machen und dann eine Oertlichkeit

zu seinem bleibenden Aufenthalt wählen und sein Feld bebauen wolle; und wenn er dann seine Wahl getroffen und sich häuslich eingerichtet habe und seine Mutter finde, daß sie geneigt und ohne Gefahr für ihre Gesundheit im Stande sei, ihm nach Amrika zu folgen, so werde er ihr innigst danken, wenn sie zu ihm kommen wolle. Er erbat sich seine Jagdgewehre und Bücher, die man ihm nachschicken möge, sowie einiges Geld, da er dasjenige, welches ihm in Straßburg abgenommen worden sei (ungefähr 6000 Franken), erst in Amerika mit seinen Effekten wieder bekommen werde.

Am 21. November endlich lief die Fregatte „Andromeda“ aus, und mit tiefer Bewegung sah Prinz Louis Napoleon die Küste Frankreichs, von dem er sich auf lange Jahre, vielleicht auf immer trennen sollte, hinter sich in's Meer tauchen.

10.

Einer jener heiteren Frühlingstage, deren sonnigen Zauber nur Italiens herrlicher Himmel kennt, lag über Florenz und den in junges frisches Grün gekleideten Hügeln zu beiden Seiten des angeschwollenen Arno. Alles war draußen heiter, lachend und elastisch, nur in einem der hohen geräumigen Gemächer des Hotels, welches der Prinz von Montfort, aliâs Jérôme Bonaparte, Exkönig von Westfalen, bewohnte, ruhte in einem Fauteuil zusammengesunken eine jugendliche, frische und schöne Gestalt und weinte herzbrechend.

Es war Mathilde, die Verlobte des verbannten Prinzen, der noch immer auf hoher See schwamm, da er nicht in New-York an's Land gesetzt worden war, sondern nach Rio de Janeiro gebracht werden sollte. Der französischen Regierung war zwar gleichsam ein Stein vom Herzen, als sie die Nachricht aus Lorient erhielt, daß der Prinz auf der „Andromeda“ in See gegangen sei, aber sie hatte dem Befehlshaber dieser Fregatte, dem Kapitän Villeneuve, doch versiegelte Befehle mitgegeben, die er erst auf hoher See öffnen dürfe, und worin ihm eine andere Segelordre ertheilt wurde, da man den Prinzen Louis Napoleon in New-York noch allzu gefährlich nahe wähnte.

Die reizende Prinzessin Mathilde, die wir in aller Elasticität und allem Frohmuth frischer Jugend kennen gelernt haben, war blaß und verhärmt. Die letzten vier Monate hatten ihr der Aufregungen und des Grams so viel gebracht, daß ihr heiterer Sinn dauernd davon niedergedrückt und mit ernsten Sorgen und Gedanken belastet wurde.

Da lagen auf ihrem Schoos die neuesten Blätter des Observateur des Tribunaux, jener Gerichtszeitung, welche die eingehendsten Berichte über das Attentat von Straßburg und den Prozeß der deßhalb Angeklagten brachte und die die gewichtigsten Urkunden darüber enthielt. Da lagen auf dem Tische neben ihrem Ellbogen ein halbes Dutzend Broschüren aufgestapelt, die alle über diesen Prozeß berichteten und die sie aufmerksam gelesen hatte, um gleichsam gründlich all den Schmerz und all diese getäuschten Erwartungen, die Demüthigungen, Besorgnisse, Befürchtungen für den Geliebten und all die verschiedenen Affekte noch einmal durchzuleben.

Heute aber war Mathilde aufgeregter und erschütterter als jemals, denn heute erst hatte sie genauer erfahren, welchen Antheil Eleonore Gordon, jenes gefallsüchtige ehrgeizige Weib, an dem Straßburger Attentat gehabt hatte. Mathildens ganze Weiblichkeit war darob empört — sie sah ihre Liebe verrathen, sich selbst hintergangen, getäuscht, zurückgesetzt hinter eine Abenteurerin, welcher ihr Verlobter das Recht eingeräumt, ihn begleiten und an seiner kühnen That theilnehmen zu dürfen, — ein Recht, welches er ihr, seiner Verlobten, versagt hatte! O, das war der herbste, bitterste, unerträglichste Schmerz, der je über dieses junge, glaubige, vertrauensvolle, von der innigsten Liebe durchglühte Herz gekommen war!

Die Juli-Regierung hatte den Prozeß gegen die Mitschuldigen des Prinzen, welche wegen der Theilnahme am Straßburger Attentat angeklagt waren, erst beginnen lassen, nachdem der Urheber des Komplotts auf der See schwamm. Das war eine jener schlauen Berechnungen, welche unter dem listigen Bürgerkönig so gewöhnlich und für seine ganze Regierung so bezeichnend, wiewohl endlich doch unzulänglich waren. Durch die lange Verschiebung

der öffentlichen gerichtlichen Verhandlung war der Anlaß zu diesem Prozesse, das Vergehen des Hochverraths und Landfriedensbruchs, beinahe schon vergessen, weil von neueren Ereignissen verdrängt und an seinem Interesse abgeschwächt. Die öffentliche Meinung hatte ihr Urtheil darüber abgegeben und das ganze Unternehmen ebenso tollkühn wie lächerlich gefunden. Ferner hatte der Prozeß selber an Interesse, Sensation und Spannkraft verloren, weil der Prinz nicht dabei war, weil man dem Ausgang des Prozesses mit um so mehr Gleichgültigkeit entgegensah, als derselbe nur eine schlagende Illustration für das uralte Sprüchwort: „Kleine Diebe hängt man, die großen läßt man laufen," zu sein schien. Auch war der Prozeß an sich von den riesenhaften Verhältnissen, die er ursprünglich annehmen zu wollen schien, auf einen höchst bescheidenen Umfang zusammengeschrumpft, denn als er endlich zur öffentlichen Verhandlung kam, richtete er sich merkwürdigerweise nur gegen sieben Angeklagte, unter denen noch eine Frau war. Diese Angeklagten waren der Oberst Vaudrey, der Lieutenant Armand Laity, der Kommandant Parquin, der Lieutenant de Querelles, die Grafen v. Gricourt und Frédéric de Bruc, und Frau Eleonore Bro, verwittwete Gordon.

Daß man die Letztere in die Untersuchung und den Prozeß verwickelte und ihr den Vorzug vor anderen in gleichem Umfang oder noch schwerer kompromittirten Personen gab, war eine jener vorbedachten feigen Listen, welche des damaligen herrschenden Systemes ganz würdig war: einmal glaubte man von einer Frau, die mit dem Prinzen auf solch vertrautem Fuße gestanden hatte, durch Einschüchterungen und schlaue Suggestivfragen manche unerwartete und wichtige Aufschlüsse erhalten zu können, welche von Männern nicht so leicht zu erlangen waren; anderntheils war man sich bewußt, hierdurch der Sache des Prinzen einen empfindlichen Schlag zu versetzen, — man brachte dadurch die napoleonische Partei einigermaßen in Mißkredit und verdächtigte in den Augen der Konservativen, der Spießbürger und Laulinge die Moralität einer Verschwörung, in welcher eine Theaterprinzessin, eine Sängerin, eine geheimnißvolle Rolle gespielt hatte, der man jede beliebige Deutung geben konnte. Man hatte daher nichts versäumt,

um das Unternehmen des Prinzen mit allem Fluch der Lächerlichkeit, allem Vorwurf der Unbesonnenheit zu überschütten und über seine Mitschuldigen das reichste Maß von Gehässigkeit auszugießen.

Hiervon hatte die junge, in ihren heiligsten Empfindungen verletzte, in ihren schönsten Erwartungen getäuschte Prinzessin Mathilde natürlich keine Ahnung. Sie las die Berichte über den Prozeß, wie sie sie fand, sei es in den Journalen, sei es in den Broschüren. Sie war weder welterfahren noch unbefangen genug, um bei diesen Berichten zwischen den Zeilen zu lesen und die Tendenz derselben zu erkennen, über die Widersprüche derselben unter einander sich klar zu werden, aus dem Chaos von Angaben das Richtige und Thatsächliche herauszufischen und die individuellen Zuthaten von vermeintlichen Wahrnehmungen oder Schlüssen der Berichterstatter davon auszuscheiden. Die junge Prinzessin hielt sich an die eingehendsten, umständlichsten Berichte und hielt diese für die wahrsten, ohne zu wissen, daß gerade diese die ungenauesten, weil darauf berechnet waren, die öffentliche Meinung durch die Darlegung von möglichst vielem Detail, durch eine dolose aber geschickte Verquickung von Wahrheit und Dichtung zu *fälschen*. Ist es da zu verwundern, daß auch Mathildens Urtheil ein anderes war, als es gewesen wäre, wenn sie den Schlüssel zu diesem Räthsel gehabt hätte?

Frau Gordon wäre dies nicht begegnet, denn sie kannte die Welt und ihre Gegner. Sie war schlau und erfahren genug, um schon in den ersten Verhören zu bemerken, auf was man es abgesehen hatte, als man sie in diesen Prozeß verwickelte; sie wich mit dem raschen instinktiven Scharfblick des Weibes allen feineren Suggestivfragen aus und ließ sich zu keiner Antwort hinreißen, deren Tragweite sie nicht erwogen hatte. Sie hütete sich vor Allem, im Vorverfahren jenen Enthusiasmus darzulegen, welchen ihre männlichen Mitangeklagten zu einem mildernden Umstande für ihren Bruch des Fahneneids zu machen suchten. Frau Gordon sah sich daher schon von Anbeginn in einer Stellung, welche von derjenigen ihrer Mitschuldigen wesentlich verschieden war, und ihr Verhör wie ihre Antworten gingen daher auch von anderen Gesichtspunkten aus. Mittelst der größtmöglichen Zurückhaltung in

ihren Antworten verleugnete und verhehlte sie zugleich jede direkte Theilnahme an den feinsten Umständen des Komplotts, und zog namentlich jede persönliche Werbung für die Sache des Prinzen in Abrede. Von der Ritterlichkeit französischer Offiziere durfte sie so viel Diskretion erwarten, daß Niemand sie Lügen strafen oder direkt anschuldigen werde. Nicht einmal jener Kapitän Raindre hatte es gethan, gegen den sich der hauptsächlichste Haß der Bonapartisten wandte, obschon er vor den Assisen nur die größtmögliche Zurückhaltung beobachtete. Frau Gordon gestand übrigens offen zu, daß sie Herrn v. Persigny nach dem Fehlschlagen des Komplotts bei der Verbrennung der Papiere behülflich gewesen war. — „Ich habe ihm vielleicht damit einen wichtigen Dienst geleistet," sagte sie; „und wenn ich darin wieder von vorne anzufangen hätte, würde ich wieder genau ebenso handeln!" — Außerdem verschloß sie sich hinter einem System beinahe absoluten Leugnens, und der Präsident machte keinen allzu ausgiebigen Gebrauch von der Tortur des Verhörs, um ihr Aeußerungen gegen ihren Willen und ihr eigenes Interesse abzunöthigen. Er vermied es sogar — aus einem anerkennenswerthen und sicher nicht unberechneten Schicklichkeitsgefühl — Fragen an sie zu richten, welche der Sache selbst nichts nützen, dagegen ihren Charakter und Ruf als Frau beinträchtigen konnten. Es lag, wenn Frau Gordon überhaupt nicht zu Enthüllungen zu bewegen war, weit mehr im Interesse der Juli-Regierung, durch die ausweichenden Antworten der Angeklagten die Meinung herzustellen, daß sie als eine der wesentlichsten und eifrigsten Vermittlerinnen einen geheimen Einfluß auf die Organisation des ganzen Komplots gehabt, daß sie den unbesonnenen, tollkühnen Prinzen noch zu dieser unbedachten Unternehmung ermuntert und aufgestachelt habe.

Auch das Plaidoyer des Anwalts Liechtenberger als Vertheidiger für den Grafen de Bruc und Frau Gordon in der Sitzung vom 15. Januar 1837 mußte unwillkürlich den vorgenannten Eindruck bestärken. Da nämlich Herr v. Bruc und Eleonore Gordon jede Theilnahme am Komplot, jeden thätigen Antheil an dem Straßburger Aufstande hartnäckig geleugnet hatten, so mußte der gewandte und umsichtige Advokat sich jedes Parteistandpunktes

gegenüber der politischen Seite der Sache enthalten und nur darauf beschränken, die von den beiden Angeklagten eingenommene Stellung zu vertreten. Er suchte daher Frau Gordon zunächst gegen die etwa unhöflichen Ausfälle und Angriffe des Staatsanwaltes zu vertheidigen und in Schutz zu nehmen, und ihr in der doppelten Eigenschaft als Dame und Künstlerin die Genugthuung zu verschaffen, daß er die Zuhörerschaft zur Mißbilligung der Ausschreitungen des öffentlichen Anklägers, zur Würdigung des hierdurch hervorgerufenen „beredten Schweigens der gerechten Entrüstung und Empfindlichkeit" und der Hingebung für den Prinzen, welche in dem discreten Gebahren der Angeklagten überhaupt lag, hinzuweisen suchte.

Der ganze Prozeß hatte bekanntlich mit der Freisprechung der Angeklagten geendigt — die Regierung hatte eine Niederlage erlitten, und der ruhige und besonnenere Theil der Nation, der zu keiner Partei hielt, erschrak über dieses Spiel mit Gesetz und Recht, und gönnte den Angeklagten ihre Freisprechung, ohne jedoch ihr Vergehen zu billigen. — —

Die Prinzessin Mathilde also hatte so eben den eingehendsten Bericht in einem der großen Pariser Journale noch einmal gelesen und besonders die Aussagen der Frau Gordon noch einmal geprüft, als ihre Cousine Charlotte gemeldet wurde, aber auch alsbald hinter der anmeldenden Dienerin eintrat.

„Du lieber Himmel, was seh' ich, meine kleine Cousine? Thränen in den Augen, Wehmuth in den lieben Zügen?!" rief Charlotte, als sie Mathilden umarmt hatte. „Sind Sie krank, liebes Herz? Sehe ich Sie deßhalb schon seit einer Woche nicht?"

— „Ich war leider unpäßlich, liebe Cousine, und unsäglich verstimmt," entgegnete Mathilde und erwiderte die Umarmung mechanisch. „Ich fühlte mich so unendlich einsam und verlassen, so namenlos unglücklich, theure Carlotta!"

„Armes Kind, dann war es um so mehr für Sie angezeigt, mich aufzusuchen oder wenigstens mich wissen zu lassen, daß Sie unpäßlich waren, liebe Matilda! Ich hätte Sie dann besucht, oder — noch besser! — ich hätte Sie abgeholt und mitgenommen auf meine Villa, wo die Einsamkeit und die frische Landluft Ihnen

gut gethan hätte, mein armes Täubchen!" sagte Carlotta und versuchte forschend in den traurigen Zügen ihrer Cousine zu lesen. „Ich fürchte, Sie haben in diesem Karneval zu viel getanzt, kleiner Schmetterling!" ...

— „Getanzt? ... O Carlotta, wie können Sie glauben, daß es mir um Bälle und Tanzen zu thun sei in einer Zeit wie die jetzige, wo die Hand des Schicksals so schwer auf unserer ganzen Familie liegt, wo mir täglich, stündlich das Herz blutet ...."

„Aber mein Gott, Herzchen, was haben Sie denn?" fiel ihr Carlotta erstaunt in's Wort und ihre großen Augen suchten in Mathildens Zügen zu lesen, welcher Art denn eigentlich dieser Gram sey, der ein junges Mädchenherz so sehr bedrückte. „Haben Sie Differenzen mit Ihrem Papa gehabt? Hat Onkel Geronimo wieder irgend eine neue Liaison angeknüpft, welche den häuslichen Frieden stört? Oder," fügte sie leichthin bei, als Mathilde etwas verletzt die Achseln zuckte, — „oder hat einer der Vettern wieder einen dummen Streich begangen, ehe noch der jüngste von Straßburg verschmerzt ist?"

— „Sie nennen einen dummen Streich, Carlotta, was Vetter Napoleon Louis gethan hat, um unserer ganzen Familie wieder zu unseren Rechten und unserm Glanze zu helfen?" rief Mathilde bitter.

„Und warum soll ich mich über jenes tollkühne Unternehmen anders aussprechen, als es die ganze Welt thut, liebes Kind?" fragte Carlotta kalt und stolz. „Was haben wir Napoleoniden dadurch gewonnen? Neue Verdächtigungen, neue Klatschereien, neue Quengeleien mit der geheimen und offenen Polizei, neues Odium und neue Lächerlichkeit in den Augen aller Vernünftigen — das ist Alles! Die ganze Familie büßt für die Unbesonnenheit eines einzelnen Brausekopfs, der nicht einmal mehr die Entschuldigung der Jugend für sich hat!"

— „So urtheilen Sie von unserem Vetter, der Leben und Zukunft auf's Spiel setzte, um Europa aus seiner trägen Ruhe zu rütteln und Frankreich an den Ruhm und die Größe unter dem Kaiser zu erinnern?" fragte Mathilde mit flammenden Augen und unverholener Entrüstung.

„Und warum nicht, meine liebe Matilda?“ erwiderte Carlotta mit ruhiger Ueberlegenheit. „Stehe ich etwa mit dieser Ansicht vereinzelt da? Wird sie nicht von meinem, von Ihrem Vater getheilt?“

— „Wie aber, wenn Napoleon Louis gesiegt hätte, Cousine?“ rief Mathilde.

„Gesiegt? mit fünfzehn Verschworenen und einer fahrenden Komödiantin?“ fragte Carlotta sardonisch. „Ah, meiner Treu, dann stünde der gesunde Menschenverstand auf dem Kopf! Ein solch tolles Komplot!“

— „Es war kein Komplot, sondern eine mißlungene Revolution,“ wandte Mathilde leidenschaftlich ein.

„Die der Bürgerkönig mit einfacher Verbannung bestraft, weil er sie für eine knabenhafte Unbesonnenheit ansah, liebes Kind,“ sagte Carlotta begütigend.

— „Nein, weil er dadurch einen gefährlichen Gegner lächerlich machen und verhindern wollte, vor seinem Volke und Vaterland laut und offen seine Stimme zu erheben — weil diese scheinbare Milde des Bürgerkönigs und seiner „Regierung der halben Maßregeln“ nur eine feige grausame Rache und eine unversöhnliche Politik enthält!“ rief Mathilde empört.

„Meiner Treu, Sie sprechen wie Odilon-Barrot oder irgend einer der Pariser Advokaten, liebes Kind!“ erwiderte Carlotta phlegmatisch und mit gutmüthigem Lächeln; sie hatte sich in einen Fauteuil geworfen, ließ ihren Fächer rauschen, und schob mit der Rechten die Zeitungen zurück, welche auf dem Tische lagen. „Ich hatte keine Ahnung davon, daß Sie eine so große Politikerin sind. Ich meinerseits bin es gar nicht; ich hasse die Politik und lese keine Zeitungen — es ist so langweilig!“

„Und wie vermögen Sie dann über die Beweggründe zu entscheiden, welche unseren Vetter in jenes Unternehmen hineingerissen haben?...“

„Ich maße mir kein Urtheil an — ich kenne seine ganze Unternehmung nur vom Hörensagen und aus den Briefen meines Vaters, der sehr ungehalten darüber ist,“ erwiderte Carlotta. „Du lieber Himmel, es war ordentlich langweilig, immer und immer

nur von Attentat und Prozeß, von Pairskammer und Kassationshof reden zu hören, und ich bin froh, daß der Prozeß nun vorüber ist, daß die Gerichte eine Freisprechung verfügt haben und daß man endlich vor diesen Erörterungen Ruhe haben wird! Vetter Napoleon Louis schwimmt nun auf dem Meere und wird Zeit haben, fern von Europa über die Unbesonnenheit nachzudenken, die ihn veranlaßt, das ‚Testament von St. Helena‘ durchführen zu wollen — jenes Testament, das mir noch immer in so gutem Andenken ist, weil ich mich dadurch lächerlich gemacht, weil ich mich habe dupiren lassen . . .“

— „Und weil es Sie Geld gekostet hat, Carlotta, und weil man Ihnen nachsagt, daß Sie geizig seien,“ fiel Mathilde beißend ein, aber Carlotta lächelte nur in ihrer kühlen überlegenen Weise und ließ ihren Fächer rauschen.

„Mag sein, daß mich Leute geizig finden, denen ich meine Börse nicht willig öffne, weil ich mich nicht gerne auf Nimmerwiedersehen von meinem Bißchen Vermögen trenne, liebes Kind,“ sagte sie. „Wer kein Geld hat, nennt schon aus Neid denjenigen geizig, der sein Vermögen zu Rathe zu halten weiß. Das ist Alles. Wollen Sie mir's verdenken, daß ich unserem Vetter Napoleon Louis die fünfzigtausend Franken abschlug, die er von mir zu seinem großen Vorhaben verlangte und die ich nun niemals wieder gesehen hätte?“

— „Mit dieser Summe hätte er sich vielleicht den Sieg verschafft, Carlotta!“ sagte Mathilde warm. „Hätte ich eine Million gehabt, ich würde sie ihm geliehen haben!“

„Ein Glück für Sie, daß Sie sie nicht hatten, liebes Kind, denn Sie würden damit nur Abenteurer und Abenteurerinnen bereichert haben. Uebrigens, glauben Sie mir, liebe Matilda, wenn Sie die Million gehabt hätten, würden Sie sich zweimal besonnen haben, ehe Sie nur den zwanzigsten Theil davon weggeborgt hätten! Der „Hätt'-ich“ ist immer freigebiger als der „Hab'-ich,“ mein Herzchen, und wir Bonapartes haben allen Grund, das Bißchen Vermögen zu Rathe zu halten, was uns die Restauration gelassen hat. Meine fünfzigtausend Franken werden unserem Vetter nun besser zu statten kommen, wenn er sich in den Vereinigten Staaten

Güter kaufen will, als wenn er dafür Madame Gordon ein Diadem oder Collier in Brillanten gekauft hätte!"

— „Er würde es besser zu verwenden gewußt haben, als um jener Person eine Parüre zu kaufen!" sagte Mathilde bitter.

„Wer weiß, meine Liebe? wer kann die Männer schätzen, zumal wenn sie in die Hände solcher „großen Koketten" vom Theater gefallen sind?!"

„Carlotta, Sie treten dem Prinzen und mir zu nahe durch solche Verdächtigungen!" wallte Mathilde auf; „bedenken Sie, daß ich mit dem Prinzen verlobt bin, wenn auch nur heimlich!"

„Sie?" rief Carlotta erstaunt und schaute ihre Cousine forschend an; dann aber, als sie sah, daß Mathilde in vollem Ernste sprach, stund sie auf, trat zu ihr heran, küßte sie auf die Stirne und fragte, Mathildens Hand ergreifend, mit theilnehmendem Tone: „Und Sie lieben ihn? Ja, ja, ich sehe es an diesem Erglühen, diesen Thränen! Ich begreife nun, warum Sie schon vor Jahren, als Sie noch ein halbes Kind waren, so lebhaft für ihn fühlten, daß Sie jenes falsche Testament für ihn abschrieben! . . . Verzeihen Sie, arme Mathilde, wenn ich Ihnen vorhin vielleicht wehe that, wenn ich jetzt erst Ihren Schmerz, Ihre Trauer und Verstimmung begreife! . . . Du lieber Himmel! und ich warnte Sie damals schon vor Napoleon Louis, vor meinem Schwager, den ich leider genau kenne? Und Sie haben nicht auf mich gehört? Sie lieben ihn noch?" . . .

Mathilde warf sich statt aller Antwort an den Hals der Cousine und weinte laut. Sie schämte sich dieser Thränen nicht, obschon eine Prinzessin nicht weinen soll, denn diese Thränen erleichterten ihr gepreßtes Herz.

„O Carlotta, ich bin sehr, sehr unglücklich," flüsterte sie schluchzend. „Ich habe Niemand, dem ich mein Leid anvertrauen darf und kann . . . Mein Vater versteht mich nicht; meine theure Mutter ist todt; Sie waren ferne und eine wirkliche Freundin habe ich nicht . . . Man hat mir sogar befohlen, nunmehr Louis nicht mehr als meinen Verlobten zu betrachten. Mein Vater gratulirt sich zu der Vorsichtsmaßregel, daß er vorigen Herbst darauf gedrungen, meine Verlobung geheim zu halten, bis man erfahren

haben würde, daß mein Oheim, der König von Württemberg, diese Parthie billige und mir eine Mitgift gebe. — O, mein Gott, liebe Cousine, Sie müssen nun begreifen, wie viel Weh und Leid in den letzten vier Monaten durch meine Seele hingezogen ist, das ich vor den Augen der Welt verschließen mußte! Und das Fürchterlichste von Allem, theure Carlotta! ich habe keinen Brief von ihm, ich weiß nicht einmal, wohin er gebracht worden ist, wohin ich ihm nachfolgen soll!"

„Wie, mein Kind, das wollten Sie? das beabsichtigen Sie noch trotz alle dem?" fragte Carlotta skeptisch.

„Hat er nicht mein Wort, Cousine?"

„Armes Mädchen! und mit Ihrem reinen Bild im Herzen konnte er mit jener Theaterprinzessin...?"

„Carlotta, ich beschwöre Sie, halten Sie ein!" rief Mathilde leidenschaftlich. „Sie glauben also auch, was die Zeitungen von ihm sagen, daß jenes Weib, an deren Seite er in Baden öffentlich erschienen ist, der er den Vorrang und die Ehre gegönnt hat, den er mir versagte, nämlich ihn in jenem Unternehmen begleiten zu dürfen — daß jenes Weib ihm ... etwas galt?"

Carlotta drückte ihre junge Cousine zärtlicher an sich, als man es ihr zugetraut haben würde. „Lassen Sie mich hierauf nicht antworten, armes Kind!" sagte sie; „Sie sind noch jung und wenig erfahren in den Dingen der großen Welt. Sie können noch an die Treue der Männer und die Redlichkeit ihrer Schwüre glauben — es wäre grausam, Ihnen in diesem Moment Ihre Illusionen zu rauben... Denken Sie nicht an jene Madame Gordon! geben Sie sich auch keinem Schmerze um ihretwillen hin, der eine reine Vergeudung edlen Gefühls wäre. Denken Sie auch nicht zu viel an Vetter Louis! Warten Sie erst seine Briefe ab, und seien Sie jedenfalls stark und stolz genug, ihn zu vergessen, falls er Sie vergessen hat!"

„Das ist unmöglich — er hat mich so innig geliebt, Carlotta..."

„So innig, als er es konnte, liebes Kind, mit seinem ehrgeizigen, selbstsüchtigen Herzen, das sich geschmeichelt fühlte durch Ihre begeisterte Liebe, durch diese scheue, innige, erste Neigung, die

ich zu würdigen weiß, mein Kind, denn auch ich habe einst geliebt und war glücklich in einem Gefühle, das doch vielleicht nur ein Wahn war, denn als der Ehrgeiz an meinen jungen Gemahl herantrat, da riß er sich aus meinen Armen los, verließ mich heimlich unter den dämonischen Einflüsterungen seines Bruders mit den undurchdringlichen verschleierten Augen, und — ging in seinen Tod ... O, das war vielleicht ein herberes, unerträglicheres Leid, als Sie es zu tragen haben, Mathilde! Das hat mich ernst und kalt und strenge gemacht vor der Zeit, denn nimm einem Weibe den Glauben an die Liebe, und du nimmst ihm das halbe Leben, die halbe Seele!"

Das laute Aufschluchzen Mathildens zeigte ihr, daß sie auch dieser schon einen Theil ihrer Seele genommen habe, und Carlotta versuchte daher jene banalen Trostesworte, welche nur das Mitleid auf die Lippen legt, und an deren Erfolg doch das Herz zweifelt. Aber Mathilde war keine Mädchenseele von gewöhnlichem Schlage; ihr Herz und Wille waren fester und gestählter. Sie wollte kein Almosen des Mitleids — sie wollte Klarheit und Offenheit.

„Carlotta, Sie schulden mir noch eine Aufklärung, die Sie mir nicht vorenthalten dürfen," rief sie plötzlich sich aufrichtend. „Sie kennen jene Frau Gordon, Sie wissen mehr von ihr. Ihre anfänglichen Aeußerungen verriethen es!"

„Ich habe sie einige Male gesehen und gehört, liebes Kind, weiß aber nichts Näheres von ihr!"

„O, Sie weichen mir aus, denn Sie nannten Sie vorhin ja eine „große Kokette". — Sie haben sie also genauer beobachtet. Sagen Sie mir offen: ist sie schön?"

„O, nicht eben schön, mein Kind! sie kann sich nicht entfernt mit Ihnen messen, liebe Matilda, aber man sagt, jene schlauen gefallsüchtigen Theaterdamen haben einen besondern Reiz für die Männer, und unser Vetter ist nicht besser als die Anderen, — er ist jedenfalls in den Netzen hängen geblieben, die ihm jenes Weib gestellt hat."

„Und wenn sein Unternehmen geglückt wäre, wenn er durch eine Revolution den Julithron gestürzt, sich selbst auf einen neugegründeten Thron gesetzt hätte, würde Jene ihn getheilt haben?"

„Nein, mein Kind! nehmen wir zur Ehre unseres Vetters an, daß er nicht so thöricht und unklug gewesen wäre," sagte Carlotta bitter. „Er würde dann ohne Zweifel jene Liaison als eine seiner unwürdige abgeschüttelt und sich mit einem großen pekuniären Opfer von ihr losgemacht haben . . ."

„Und nun, da seine Revolution mißlang, da er geächtet und verbannt und wieder zu einem Privatmann herunter gesunken, da jenes Weib freigesprochen und freigegeben ist — glauben Sie, daß sie ihm in die neue Welt nachfolgen, dort sein Schicksal theilen wird?" sagte Mathilde mit mühsam bewahrter Selbstbeherrschung.

Carlotta zögerte mit der Antwort; aber die Bitterkeit gegen den Prinzen überwog bei ihr die Klugheit und Discretion und das Mitleid mit der jungen Cousine. „Wer weiß es, Liebe? wer vermöchte darauf zu antworten?" erwiderte sie. „Das kommt ganz auf den Einfluß an, den jenes Weib über Vetter Louis gewonnen hat. Jedenfalls müssen Sie, um sich nichts zu vergeben, um sich nicht ihm nachzuwerfen, erst abwarten, ob er selber wählen, ob Ihnen jene Theaterprinzessin nicht zuvorkommen wird!"

Mathilde stand auf. „Ich werde warten, liebe Cousine! Seien Sie überzeugt, ich werde meinem Selbstgefühl nichts vergeben! Ich habe schon genug gelitten an Schmerzen der Eifersucht und des Stolzes wegen jenes Weibes — ich könnte es nicht ertragen, sie mir auch zum zweiten Male vorgezogen zu sehen! Ich werde nie vergessen, daß ich eine Bonaparte, die Tochter, Enkelin und Nichte eines Königs bin!"

„Bravo, bravo, mein liebes Kind, das nenn' ich einer Napoleonide würdig denken! O, meine arme Cousine, wir Fürstentöchter müssen es bei Zeiten lernen, daß Liebe und Ehe uns nur Pflichten auferlegen, aber keine Rechte geben! daß die Welt auf den Schein achtet, und daß die Männer nicht nur die Gesetze, sondern auch die Satzungen der Etikette und Konvenienz machen!" sagte Carlotta, nnd suchte nun die sich so unglücklich fühlende Prinzessin Mathilde zu trösten und zu beruhigen, denn sie sah wohl ein, daß der Kampf zwischen Liebe und Stolz in diesem jungen Herzen ein gewaltiger und um so tiefer gehender war, als es sich bei der Prinzessin um eine aufrichtige, innige, Jahre lang gehegte und

ausgereifte Neigung zu Vetter Louis handelte, und als dessen von allen Zeitungen mehr oder minder offen verkündete Beziehungen zu der Sängerin Gordon nicht allein den Stolz, sondern auch die Liebe, die schwärmerische Hingebung Mathildens gekränkt hatten.

Carlotta war übrigens zu sehr Weib und Italienerin und hatte zu viel vom wilden corsischen Blute in sich, um nicht eine gewisse Schadenfreude dem Prinzen gegenüber zu empfinden, daß er durch seine Bezüge zu der Gordon sich Mathilden entfremdet hatte. Sie war ihm gram und glaubte hierzu berechtigt zu sein, und dies sowohl als ein gewisses freundschaftliches Mitgefühl für Mathilden bewog sie, fortan den Prinzen in Mathildens Augen herunterzusetzen und zu verdächtigen und die heimliche Gluth der Eifersucht in deren Seele zu schüren. Mathilde ist zu gut für Louis, sagte sie sich. Sie kann noch auf eine bessere Parthie Anspruch machen, als auf jenen verschlossenen hinbrütenden Menschen, der es nicht weit bringen wird, der schon jetzt den Fluch der Lächerlichkeit auf sich geladen und seine ganze Familie kompromittirt hat, dem sie als Frau es nicht vergab, daß er einer Madame Gordon gestattet hatte, eine aktive Stelle in dem Melodrama von Straßburg zu spielen.

„Werfen Sie alle diese Zeitungen und Broschüren in's Feuer, liebe Matilda," sagte sie zu ihr. „Sie werden dadurch immer mehr verstimmt, immer tiefer in zweckloses Grübeln hineingezogen. Glauben Sie mir, dem Vetter Louis geht die ganze Sache nicht so nahe als Ihnen, und das Einzige, was er bedauern wird, ist nur die vereitelte Möglichkeit, vor dem Pairsgerichtshof Reden zu halten und sich als Märtyrer einer Sache hingestellt zu sehen. Vetter Louis hat von jeher gerne Pose gemacht. Er schüttelt sich nach diesem unglücklichen Abenteuer wie ein nasser Pudel, steigt in Amerika irgendwo an's Land und trifft mit Madame Eleonore Gordon oder irgend einer anderen Kokette zusammen, die ihn vorübergehend zu fesseln weiß. In einem oder zwei Jahren oder überhaupt bei der ersten besten Gelegenheit fängt er dasselbe gewagte Spiel von Neuem an, bis ihn sein Schicksal ereilt! Lassen Sie ihn gehen, wie und wohin er will, liebes Kind, denn er ist doch ein Narr, dessen Kräfte seinen hochfliegenden Plänen nicht

gewachsen sind. Sie sind jetzt von ihm bezaubert, weil Sie seinem gewinnenden Wesen, seiner Geheimnißkrämerei über Wunder was für erhabene Pläne, seiner mystisch-orakulösen Redeweise sich zu unbefangen hingegeben haben, weil Sie noch nicht wissen, wie die Welt da draußen, wie die Diplomaten und die hommes comme il faut über ihn denken und sprechen!..."

„O diese kalten seichten Menschen, die nicht auf den Grund seiner großen Seele sehen!" unterbrach Mathilde sie bitter. „Was kümmert ihn und mich die Meinung dieser flachen Menschen, die nicht werth sind, ihm die Schuhriemen aufzulösen! Wenn sie ihn kennen würden, wie ich!..."

„Lassen Sie das auf sich beruhen, liebes Kind!" erwiderte Carlotta leichthin. „Ich bin überzeugt, wir Alle kennen ihn noch nicht von seiner rechten Seite, denn Vetter Louis ist noch ein unfertiger Mensch und darum auch ein unberechenbarer. Uebrigens irren Sie sicher, wenn Sie glauben, daß ihm nichts an der Meinung der Menschen und namentlich der politischen Welt und der Staatsmänner und Diplomaten gelegen sei — im Gegentheil! kein Mann von seinem Alter hat wohl einen glühenderen Ehrgeiz, recht viel von sich reden zu machen, als er, ... doch genug hiervon! Die Zeit muß erst lehren, ob er zu halten vermag, was er der Welt von sich zu versprechen bemüht ist! Ihnen aber, liebes Kind, frommt dieses Sorgen, Trauern und Grübeln nicht. Ihr Papa in seiner egoistischen Weise kümmert sich zu wenig um Sie, und so werden Sie mir am Ende noch schwermüthig! Es war in der That die höchste Zeit, daß ich von Rom zurückkam, um Sie Ihrem Grübeln zu entziehen! Sie müssen tanzen, in Gesellschaft gehen, sich amüsiren und die trüben Ereignisse vergessen, welche doch nun einmal nicht zu ändern sind. Sie bedürfen Kraft, Gesundheit, Lebensmuth, mein Kind, denn Sie werden doch nicht etwa in ein Kloster gehen wollen, wenn Vetter Louis seine Theaterprinzessin in Amerika heirathet und sie wieder ein Vermögen zusammensingen läßt, mit dem er ein neues Attentat beginnt!"

„Carlotta! Sie sind böse! — Das hätte Louis gethan? Er hätte Geld von jenem Weibe genommen? Das ist nicht wahr!" sagte Mathilde aufwallend.

„Die Welt behauptet es und mag es vertreten, liebes Kind! — was kümmert es mich? Es soll sogar in Zeitungen stehen, die ich allerdings nicht lese," versetzte Carlotta leichthin. „Indessen behaupten es auch einige Herren comme il faut, einige englische und russische Diplomaten, welche den Vetter im vorigen Sommer in Baden-Baden gesehen haben. Und warum sollte er, wenn er zu seinem Putsch Geld brauchte, es nicht ebenso gut von einer Sängerin nehmen, als von einem Bankier oder Wucherer, meine Liebe? Es ist ja nur Geld, und wenn er es Madame Gordon dereinst wieder mit Zinsen heimbezahlt, hat sie ja keine weiteren Ansprüche mehr an ihn. Wenn Prinz Louis aber nicht die Kasse der Gordon zur Verfügung gehabt hätte, so wüßte ich mir weder zu erklären, wie er den Putsch gemacht, noch weßhalb er jene Theaterdame dabei betheiligt hat — es müßte denn nur sein, daß er das Unternehmen von vorne herein als Komödie betrachtet wissen wollte!"

„Sie haben eine böse, böse Zunge, Carlotta! es ist sehr gefährlich, Sie zur Feindin zu haben!" sagte Mathilde mit einem wehmüthigen Lächeln und Kopfschütteln. Ihr Stolz kam ihr zu Hülfe und der frohe Jugendmuth, welche beide die Wucht dieses lange getragenen und wirklich vergeblichen Grames abzuschütteln strebten. — „Aber ich glaube, Sie haben Recht, ich muß mich wieder den Menschen nähern," fuhr sie in den Spiegel schielend fort; „ich bin in diesen langen Monaten fürwahr recht blaß und verhärmt geworden!"

„Seien Sie nur guten Muthes und nehmen Sie die Enttäuschung so leicht, wie sie um des Mannes willen genommen zu werden verdient, liebes Herz, und ich höre bald wieder Ihr munteres Lachen!" sagte Carlotta. „Ich werde Ihnen schon für Zerstreuung sorgen. Und nun lassen Sie sich rasch ankleiden! Der Nachmittag ist so schön — mein Wagen wartet noch — wir fahren in die Cascine!"

„Ich wäre undankbar, wenn ich so viel Wohlwollen ablehnte, liebe Cousine!" rief Mathilde und umarmte ihre Freundin; „in einer Viertelstunde bin ich zu Ihrer Verfügung!"

11.

Draußen auf der unabsehbaren Fläche der Atlantis lavirte die französische Fregatte „Andromeda" vor dem schwachen Winde. Es ging auf Mittag und die Sonne brannte tüchtig vom wolkenlosen Himmel herunter, obschon es Mitte Decembers war. Auf der Kampanje stand ein blasser junger Mann in einer grauen Kapotte, eine schweizerische Militärmütze auf dem Kopfe, und starrte ganz in tiefes Sinnen versunken auf den weiten Ocean hinaus; das Buch, worin er gelesen hatte, war seiner Hand entfallen, und er kniff die Enden seines Schnurrbarts zwischen die Lippen, als gälte es, unangenehmer Gedanken Herr zu werden.

„So allein, mein Prinz?" fragte eine Stimme hinter ihm, und ein junger Mann von seinem Alter, ein Gelehrter Namens Denain, welcher auf der „Andromeda" nach Brasilien reiste, um dort Beobachtungen und Versuche über Elektricität, Magnetismus u. s. w. zu machen, erschien auf der Kampanje. „Was für ein Buch haben Sie denn gelesen, das Sie so wenig zu fesseln vermochte, daß es Ihrer Hand entfiel? Ah, Rousseau's „Gesellschaftsvertrag"? Na, das ist allerdings eigentlich eine zu schwere Lektüre für eine Seereise, auf welcher der Mensch überhaupt nicht zu geistiger Arbeit disponirt ist. Das Schreiben erschwert Einem die schaukelnde, stampfende Bewegung des Schiffs; das Lesen entleidet Einem auf dem Verdeck der Wind, der die Blätter immer umschlägt, in der Koje die geringe Beleuchtung. Finden Sie nicht auch, mein Prinz, daß eine Seereise eigentlich nur das physische Wohlbehagen fördert?"

„Allerdings, lieber Denain, aber ich muß einer Seereise doch auch noch andere Vortheile vindiziren," erwiderte Prinz Louis Bonaparte, denn er war der einsame Träumer. „An Ergebnissen der geistigen Arbeit mag eine Seereise arm sein; aber sie hindert nicht, daß man denken, fühlen, träumen, spekuliren, Pläne machen kann; und was die Stählung des Charakters anlangt, so geht, glaube ich, nichts über die Seeluft. Man erscheint sich selber wie ein andrer Mensch, wenn man, losgetrennt vom festen Lande und der

Alltäglichkeit, gleichsam nur durch eine Planke getrennt ist von der unendlichen Tiefe! Man erhebt sich unwillkürlich über das Gewöhnliche.“

„Bedürften Sie dazu erst einer Seereise, mein Prinz?“ fragte Herr Denain mit einem bewundernden Blicke; „Sie ein Mann, dem die höchsten Ziele vorschweben?!“

„Liegt nicht immer eine tiefe Kluft zwischen unserem Wollen und Können, und müssen wir diese nicht durch eine stete Selbstdisciplin und innere Fortbildung überbrücken?“ entgegnete der Prinz. „Aber lassen wir dies, mein Herr! Bitte, sagen Sie mir lieber: haben wir nach Ihrem Wissen oder Dafürhalten seit gestern Mittag einen bedeutenden Fortschritt auf unserem Kurs nach Süden gemacht? Ich fürchte, wir sind bei dem ungünstigen Wind und dem Laviren auf langen Schlägen nicht weit gekommen.“

„O, ich sollte doch meinen, mein Prinz; aber warum interessirt Sie das so sehr?“

„Weil es mit meinem Geschick zusammenhängt und mich der Lösung der Frage meiner Zukunft näher bringt, lieber Denain,“ erwiderte der Prinz ernst. „Wissen Sie nicht, daß Kapitän de Villeneuve, unser Kommandant, der mir in Allem mit der anerkennenswerthesten Liebenswürdigkeit und Humanität begegnet, beim Auslaufen versiegelte Befehle mitbekommen hat, die er erst unter dem 32. Grad nördl. Breite eröffnen darf?“

„Nein, das wußte ich nicht, mein Prinz, und diese Depeschen beträfen wohl Sie?“

„Ohne Zweifel. Man hatte mir in Port-Louis gesagt, ich solle direkt nach den Vereinigten Staaten gebracht werden. Die ungünstige Witterung der ersten vierzehn Tage unserer Fahrt soll den Kapitän verhindert haben, den geraden Kurs nach einem der Häfen von Nordamerika zu nehmen. Dann erst wurde mir angedeutet, daß unser Kurs durch jene versiegelten Befehle eine Aenderung erlitten habe, daß wir nicht zunächst nach den Vereinigten Staaten fahren, sondern den Aequator passiren, daß das Schiff, auf zwei Jahre verproviantirt, in den südlichen Meeren kreuzen soll, und daß die weiteren Weisungen, die nur mich be-

treffen können, erst unter einem gewissen Breitegrad geöffnet werden dürfen!"

„O, das ist ja eine unnütze Grausamkeit, mein Prinz! Ich begreife, was Sie in den jüngsten Tagen so verschlossen gemacht hat — es ist keine angenehme Aussicht, zwei Jahre lang Gefangener auf einem Schiffe in hoher See zu sein. Aber wir müssen der gewünschten Breite von 32 Grad ziemlich nahe sein, und da so eben die Offiziere auf Deck kommen, um die täglichen Observationen vorzunehmen, so werden wir ja hierüber bald Gewißheit erlangen. Darf ich mich Ihnen vielleicht anbieten, um das Resultat der anzustellenden Beobachtungen zu erkunden?"

„Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, lieber Denain, so meinem Wunsche zuvorzukommen. Ich nehme Ihr Anerbieten mit Dank an, denn Sie begreifen, daß ich in meiner Eigenschaft als Gefangener, trotz aller freundlichen Rücksicht der Offiziere, doch nicht eine Frage wagen möchte, deren Beantwortung mir versagt werden könnte!"

„Natürlich, mein Prinz! Ich habe allen Grund anzunehmen, daß der Lieutenant vom Dienst mir kein Geheimniß aus der Aufnahme von Höhe und Breite machen wird!"

„Während Herr Denain sich der Gruppe der Offiziere, die mit Sextant, Quadrant und Boussole beschäftigt waren, mit einem Schein von wissenschaftlichem Interesse näherte, ging der Prinz, die Hände auf dem Rücken, anscheinend ruhig und mit gleichgültiger Miene, aber innerlich von peinlicher Unruhe verzehrt, auf dem Oberdeck auf und nieder, und hing wieder den Gedanken an die Heimath, an die Vergangenheit und dem Grübeln über die verhüllte Zukunft nach.

„Wir sind unter 31 Grad 30 Minuten, mein Prinz," flüsterte Herr Denain, als er nach einer Weile zurückkehrte. „Ich wünsche von Herzen, daß das, was die nächsten Stunden bringen werden, Ihnen angenehm sein möge! Sie wissen, daß ich, wie wir Alle an Bord, Ihnen eine günstige Lösung und baldige Erlösung wünsche ... Vielleicht interessirt es Sie auch zu erfahren, mein Prinz, daß wir nach der Ansicht der Offiziere Aussicht haben, hier auf der Höhe der canarischen Inseln dem einen oder anderen

europäischen Schiff zu begegnen, das auf der Heimreise begriffen ist und uns Gelegenheit bietet, Briefe nach Frankreich zu schicken!"

„Das soll mir sehr lieb sein, Herr Denain, denn ich habe einen langen tagebuchartigen Brief an meine Mutter geschrieben, den ich absenden möchte!"

In diesem Augenblick trat der Schiffsfähndrich vom Dienst heran und meldete salutirend: „Mein Prinz, der Kapitän läßt fragen, ob Sie einige Mittheilungen, welche er Ihnen zu machen hat, hier in Empfang nehmen oder ihm die Ehre eines Besuchs in seiner Staatskajüte schenken wollen!"

„Bitte, sagen Sie dem Herrn Kapitän, den ich so eben auf Deck kommen sehe, daß ich jeden Augenblick mit Vergnügen bereit sein werde, mich ihm hier oder in der Kajüte vorzustellen, Herr Fähndrich!"

Herr v. Villeneuve näherte sich nach empfangener Meldung sogleich dem Prinzen, und da er in voller Uniform war, konnte dieser leicht errathen, welcher Art diese Mittheilungen sein würden. Der Prinz ging dem Kapitän mit einer Ruhe und Resignation entgegen, welche nichts von seiner innern Aufregung verrieth.

„Mein Prinz, lassen Sie es mich nicht entgelten, wenn mein Auftrag irgendwie Ihren Erwartungen zuwiderläuft," hub der Kapitän an, und sein feines geistvolles Gesicht verrieth eine gewisse Gemüthsbewegung, eine unverhohlene Theilnahme für seinen gefangenen Passagier.

„Es wäre so undankbar wie thöricht von mir, wenn ich vergessen wollte, Herr v. Villeneuve, wie sehr Sie stets beeifert waren, Ihre Befehle hinsichtlich meiner mit aller nur irgend zulässigen Rücksicht zu vollziehen. Bitte, eröffnen Sie mir unumwunden, was meiner wartet!"

„Nun denn, Seine Excellenz der Marineminister trägt mir auf, Ihnen, mein Prinz, zu eröffnen, daß ich meinen Kurs zu ändern und in den Hafen von Rio de Janeiro einzulaufen, daß ich dort einen vollen Monat auf der Rhede liegen zu bleiben, meinen Proviant zu ergänzen und darüber zu wachen habe, daß Sie in keiner Weise mit dem Lande verkehren, so lange das Schiff vor Anker liegt. Nach Verfluß eines Monats habe ich sodann

wieder unter Segel zu gehen, meinen Kurs nach den Vereinigten Staaten zu nehmen und Sie dort an's Land zu setzen und freizugeben! So ist es im Ministerrathe beschlossen und von Seiner Majestät dem Könige gutgeheißen worden."

„Ich danke Ihnen für diese Nachricht, Herr Kapitän," erwiderte der Prinz mit einem schwachen Lächeln. „Diese Verfügung ist milder, als ich sie erwartet habe. Und werden Sie mich an der Küste der Vereinigten Staaten dann bedingungslos freigeben?"

„Ich habe keine anderen Aufträge und weiß nichts von weiteren Bedingungen, die ich Ihnen zu stellen hätte, mein Prinz!"

„Nun denn, so bitte ich nur, Herr v. Villeneuve, daß Sie mir auch ferner dasselbe Wohlwollen erhalten, dessen ich mich seither dankbar zu rühmen habe," erwiderte Prinz Louis und schüttelte dem Kapitän herzlich die Hand.

„Sie werden sich von mir jederzeit all der Rücksichten zu versehen haben, welche mir meine Pflicht gestattet, mein Prinz!"

Als der Kapitän wieder weggegangen war, kamen Herr Denain und Herr Bosio, der andere Passagier der „Andromeda", auf den Prinzen zugeeilt und erkundigten sich nach dem Bescheide, welchen der Prinz erhalten habe. Louis Napoleon theilte ihnen mit, welche Verfügungen der Ministerrath des Bürgerkönigs über ihn getroffen habe, und Herr Bosio, ein früherer Bibliothekar und Höfling Dom Pedro's, beglückwünschte den Prinzen zu dieser Milde der französischen Regierung.

„Es ist eine Milde, die zugleich mit einer guten Dosis raffinirter Grausamkeit verquickt ist," versetzte der Prinz bitter. „Der politische Zweck dieser Verfügung ist ein Schlag, den ich in seiner ganzen Tragweite durchschaue und fühle!"

„Ein Schlag, Hoheit?" fragte Herr Bosio. „Ich gestehe, daß ich nicht die Ehre habe, Sie zu verstehen, mein Prinz! Bei der hochgehenden Fluth der Leidenschaften hätte ich sogar ein ganz anderes Verfahren für Sie und Ihre Interessen gefürchtet."

„Nun ja, man hätte mich möglicher Weise nach Cayenne oder an den Maroni bringen und dort für einige Jahre interniren können, um mir durch Sumpffieber — oder Sonnenstich das heiße

Blut etwas abzukühlen," versetzte der Prinz mit beißender Ironie. „Man hätte dann aber mich zu einer Art Märtyrer gemacht und die öffentliche Meinung herausgefordert. Aber sehen Sie denn nicht ein, meine Herren, daß diese lange Fahrt, diese Sequestration auf einem Kriegsschiffe keinen andern Zweck haben sollen, als mich außer aller Berührung mit meinen Mitangeklagten zu bringen und dem Hauptangeklagten in dem Prozeß von Straßburg eine gezwungene Abwesenheit zu bereiten und jede Einwirkung auf den Gang des Prozesses unmöglich zu machen?"

„Ah? . . . nun ja . . . allerdings," stammelte Herr Bosio etwas verlegen.

„Ich begreife nun den Zweck, mein Prinz!" sagte Herr Denain mit einer unverhohlenen Entrüstung. „Man will Sie Ihren Mitangeklagten als einen Mann hinstellen, der seine Mitschuldigen im Stich gelassen und sich selber salvirt hat . . . Das ist sehr fein, aber macchiavellistisch! Ich zolle Ihnen meine herzlichste Theilnahme, mein Prinz, um so mehr, als ich, wie Sie vielleicht noch nicht einmal wissen, Hoheit, die bestimmteste Ueberzeugung hege, daß Sie dereinst noch zu großen Dingen ausersehen sind!"

„Und worauf gründet sich bei Ihnen diese Ueberzeugung, mein lieber Denain?" fragte Louis Napoleon mit einem halb sardonischen Lächeln.

„Auf eine Prophezeiung, welche für mich den vollen Werth eines Orakels hat, mein Prinz, und die ich Ihnen mit Vergnügen mittheilen will," versetzte Denain und lud den Prinzen durch eine leichte höfliche Geberde ein, ihm zu folgen. Herr Bosio war trotz seiner brennenden Neugier schon beiseite getreten, und die beiden jungen Männer suchten ein Plätzchen, wo sie unbelauscht waren.

„Nun, bitte, lassen Sie hören, mein lieber Denain! was war's mit der Prophezeiung?" fragte der Prinz, sich mit dem Rücken an die Schanzverkleidung lehnend, und schaute, die Arme über die Brust gekreuzt, den jungen Naturforscher halb launig, halb erwartungsvoll an. „Wie war es mit der Prophezeiung?"

„Ich muß vorausschicken, mein Prinz," sagte Herr Denain, „daß ich nicht zu den skeptischen Naturforschern gehöre, welche alles das, was unserem menschlichen Auge nicht auf den ersten

Blick in seinem ganzen Zusammenhang klar und offen daliegt, in das Reich der Träume und Märchen verwerfen. Chemie und Physik, Teleskop und Mikroskop haben mich gelehrt, daß es noch eine ganze Welt gibt, deren Erkenntniß unserem endlichen irdischen Auge sich noch theilweise entzieht, deren Vorhandensein unser Geist zwar von jeher geahnt hat, aber auf deren Schwelle wir noch kaum stehen. Mit Einem Wort, mein Prinz, ich beschäftige mich nicht nur mit Astronomie, Physik und Mathematik, sondern ich versuche auch in jene Welt einzudringen, welche man das Nachtgebiet der Natur nennt, und ich trete mit gläubigem Gemüthe und unbefangenem Geiste auf die Schwelle desselben ..."

„Ah! Sie halten also etwas auf jene räthselhaften Erscheinungen, deren rationelle Erklärung sich uns noch entzieht, wie Träume, Wunder der Sympathie, des Lebensmagnetismus u. s. w.?" fragte der Prinz mit einigem Erstaunen, denn er hatte Herrn Denain seither nur für einen nüchternen Verstandesmenschen gehalten.

„Gewiß, mein Prinz, ich glaube an den Lebensmagnetismus, an Horoskope, an alle übernatürlichen Dinge, namentlich aber an die Möglichkeit, daß der gläubige Forscher unter gewissen Umständen selbst in der Zukunft verschlossenes Buch einen Blick zu thun vermag," sagte Herr Denain sehr ernst.

„Und Sie haben wohl selbst schon in dasselbe hineingeschaut?" fragte Louis Napoleon etwas skeptisch.

„Zu Zeiten, ja, mein Prinz! Vor zwei Jahren machte ich mit einem Freunde biologische Versuche im thierischen Magnetismus. Wir hatten ein Subjekt, das wir bis zum Stadium des Hellsehens brachten, eine junge stämmige Bauerndirne aus der Brie, die weder lesen noch schreiben konnte und bis zu halber Thorheit noch ungebildet und primitiv war. Eines Tages prophezeite sie uns im somnambulen Zustande, sie, die plumpe Dirne, welche sicher nichts von Bonaparte und Ludwig Philipp wußte, vielleicht nicht einmal die Namen, daß ein Mitglied der Familie Bonaparte nach Frankreich zurückkehren und Ludwig Philipp vom Throne verdrängen würde, — und dieser Bonaparte, mein Prinz, sind Sie! — Das sagt mir eine deutliche, bestimmte, unerschütterliche Ahnung!"

„Wirklich?“ rief Louis Napoleon lachend. „Jenun, lieber Denain, damit sagen Sie mir eigentlich nichts Neues, denn dies ist mir schon mehrfach prophezeit worden. Aber Sie sehen, wenn ich auch die eine Hälfte dieses Orakels erfüllt und den französischen Boden betreten habe, so ist die andere Hälfte noch unerfüllt und steht noch in weiter Ferne. Wollte ich der Welt in diesem Augenblicke gestehen, daß in meiner innersten Seele noch dieselbe Ueberzeugung lebt, so würde man mich noch mehr verlachen und für reif zum Tollhause halten, und doch hat der Kaiser auf St. Helena schon prophezeit, daß es mit dem Kaiserreiche noch nicht zu Ende sei,“ setzte er ernst hinzu. „Jedenfalls aber werde ich unter den obwaltenden Umständen mit der Hoffnung auch die Geduld paaren müssen.“

„Vielleicht nur eine nothwendige Lehrzeit, mein Prinz!“ versetzte Herr Denain nicht minder ernsthaft. „Eine Zeit der Prüfung, um Ihren Geist und Charakter darin auszureifen! — „Mein Glaube aber ist unerschütterlich. Möge es ebenso Ihre Hoffnung und Geduld sein!“ Dann ging er hinweg und überließ den Prinzen seinen Gedanken. —

Louis Napoleon war nun gefaßter, seit er sein Schicksal kannte und seiner Zukunft von einem festen Standpunkte aus in's Auge zu schauen vermochte. Zwei Dinge erfüllten jetzt seine Seele: der Wunsch, etwas für seine Mitschuldigen zu thun, daß er ihr Schicksal erleichtere, indem er die ganze Schuld und Verantwortlichkeit für das Straßburger Attentat auf sich selber nähme, — und der Drang, seiner Mutter gewissenhafte und umständliche Rechenschaft über alles zu geben, was ihn persönlich betraf. Er schrieb an dem langen, schon seit Wochen begonnenen Brief an seine Mutter weiter und sein Hauptbestreben ging dahin, denselben und die Briefe an seine Mitgefangenen baldigst zu befördern, daß der Inhalt der Briefe den Freunden nach der Aburtheilung zu gute käme. Er fand Gelegenheit durch den Kapitän de Villeneuve die Schriftstücke einem begegnenden, auf der Heimfahrt nach Europa begriffenen Fahrzeug mitzugeben, und dieselben gelangten auch durch das französische Ministerium an ihre Adressen, aber diejenigen an Oberst Vaudrey, an den Kommandanten Parquin und an Laity

erst nachdem dieselben schon abgeurtheilt, respektive freigesprochen waren.

Die Seereise hatte ihren normalen Verlauf. Herr v. Villeneuve, sein Sohn, die Offiziere und die beiden Passagiere begegneten dem Prinzen mit achtungsvoller Höflichkeit und einem unverhohlenen Mitgefühl; sie begriffen sehr gut, was für eine Qual es für den Prinzen sein mußte, so zwecklos Monate lang auf dem Ocean zu schwimmen, von jeder Nachricht aus der Heimath abgeschnitten, der peinlichsten Unruhe um seine Mutter, um seine Freunde und Mitschuldigen preisgegeben, in einer Aufregung, welche ihn nicht einmal deutlich erkennen ließ, was ihm für seine Zukunft nur frommte, geschweige denn ihm die nöthige Klarheit gab, für die Gestaltung derselben zu sorgen. Herr v. Villeneuve, ein gerader ehrlicher Seemann, konnte sich bei aller Loyalität gegen die Juliregierung doch nicht enthalten, eines Abends offen gegen seinen ersten Lieutenant zu äußern: „Ich mißbillige diese Verfügung über den Prinzen aus innerster Seele, denn sie trägt für mich mehr die Form einer Rache oder sogar einer sehr raffinirten Tortur, als die einer Strafe. Es hätte mir besser gefallen, wenn der Ministerrath offen und ehrlich zu Werke gegangen wäre, den Prinzen vor ein Gericht gestellt und zu sechs bis acht Monaten schweren Kerkers verurtheilt hätte. Dadurch hätte man denselben Zweck erreicht, und wäre doch ehrlich gewesen!“

„Ich pflichte Ihnen aufrichtig bei, Kapitän,“ erwiderte Herr Rigault, der erste Lieutenant der „Andromeda“; „es ist eine raffinirte Grausamkeit und von einer wahrhaft dämonischen Erfindung; die Idee dazu kann nur von einem Diplomaten oder Höfling herrühren. Man ahnte, daß die schwere Kerkerstrafe den Prinzen in den Augen des Volks und der Armee zum Märtyrer gemacht und ihn gerade deßhalb nicht von dem Mitleid der Menschen und dem heimlichen Verkehr mit ihnen ausgeschlossen hätte; ja daß der Prinz vielleicht aus diesem Grunde auch den Verlust der Freiheit leichter ertragen haben würde. Allein den Begnadigten wider seinen Willen so ein paar Monate auf dem Ocean schwimmen zu lassen, faktisch ebenfalls als Gefangener bewacht und vom Verkehr mit der Welt abgeschnitten, ist eine Doppelzüngigkeit, eine

wollüstige Grausamkeit, wie sie nur Schwächlinge üben, und wie sie eine starke Regierung nicht unternehmen sollte. Und überdem ist es eine Unklugheit und Taktlosigkeit, mein Kapitän, denn der Prinz wird diesen Streich nie verzeihen, und wir als Franzosen und Edelleute haben allen Grund, darüber aufgebracht zu sein, daß man ein Kriegsschiff der Nation zur Frohnfeste mache, auf welcher ein Opfer der Privatrache und der Kabinetsjustiz seine Haft verbüße! Meiner Treu! mit welchem Hohn und mit welcher Geringschätzung werden die britischen Seeleute künftig auf uns herabsehen, wenn es verlautet, daß eines unserer besten Kriegsschiffe zur Bastille erniedrigt worden!"

„Auf Ehre, Sie haben nicht ganz Unrecht, Lieutenant Rigault!" murmelte Kapitän v. Villeneuve mit einem derben Seemannsfluch. „Aber lassen Sie uns davon abbrechen, um nicht durch weitere Grübeleien uns die Vollziehung der erhaltenen Befehle noch schwieriger zu machen!"

In diesem Augenblick ging der Prinz an ihnen vorüber und nahm grüßend die Mütze ab und in seinem Auge blitzte ein Strahl von aufrichtiger Befriedigung; in seinem Lächeln lag etwas wie Dankbarkeit und Freude. Er mußte also gehört haben, was die Herren hier an der Schanzverkleidung mit einander gesprochen hatten.

Am andern Tage begegnete der Prinz dem Schiffslieutenant unter vier Augen in dem kleinen Gange, der von den Offizierskojen nach dem Salon führte. Er ergriff lebhaft die Hand des Lieutenants und drückte sie innig mit den Worten: „Herr Lieutenant Rigault de la Genouilly, gestatten Sie mir den Ausdruck der aufrichtigsten Dankbarkeit und Hochachtung für einen der bravsten und charaktervollsten Offiziere der Flotte, für einen der echtesten Franzosen! Ich habe gestern Abend zwei Männer achten und lieben gelernt, auf deren Bekanntschaft ich lebenslang stolz sein werde. Zählt unsere Flotte solcher Männer noch mehr, so ist es nicht die Schuld Frankreichs, wenn unsere Marine nicht die erste der Welt ist, zu welcher sie mein Oheim erheben wollte!" Dann schüttelte der Prinz dem Seeoffizier nochmals herzlich die Hand und ging vorüber.

Der Schiffslieutenant aber gehörte von diesem Augenblick in aufrichtiger Begeisterung zur napoleonischen Partei. —

Der Prinz wurde durch Kapitän de Villeneuve auch von der herkömmlichen Pflicht dispensirt, beim Passiren des Aequators die sogen. Linientaufe zu empfangen. Die Matrosen führten die übliche possenhafte Mummerei auf, welcher Louis Napoleon als gleichgültiger Zuschauer anwohnte. Die erschlaffende Hitze der Witterung, obwohl es erst der 29. Dezember war, und die ernste Stimmung, die seit der unwillkürlichen Belauschung jener Unterredung der beiden ersten Offiziere der „Andromeda" bei dem Prinzen noch gefestigter geworden war, erlaubten ihm nicht, jener rohen derben Posse einige Unterhaltung abzugewinnen.

So oft es die manchmal stürmische Witterung gestattete, schrieb der Prinz Briefe an seine Mutter, an Freunde und Bekannte in der zuversichtlichen Hoffnung, dieselben auf der Rhede von Rio de Janeiro an's Land schmuggeln und von dort bestellen lassen zu können, ohne daß dieselben Paris zu berühren brauchten und von der französischen geheimen Polizei erbrochen und gelesen wurden. Diese Hoffnung verwirklichte sich denn auch, als die „Andromeda" am 10. Januar 1837 auf der Rhede von Rio de Janeiro vor Anker ging. Seine Briefe wurden von einem der Passagiere mit an's Land genommen und dem ersten Schiffe übergeben, das von Rio direkt nach Europa abfuhr, so daß die Königin Hortense schon in der zweiten Hälfte des Februars Nachrichten von ihrem Sohn erhielt.

Louis Napoleon war damals noch nicht mit sich im Reinen, was er für die Zukunft beginnen sollte. Die wunderbare Pracht der tropischen Natur, die er hier vom Schiffe aus nur von ferne beobachten durfte, erfüllte ihn mit dem lebhaftesten Wunsche, in Brasilien zu bleiben. Er schmeichelte sich mit der Hoffnung, unter der Aufsicht und Begleitung des Kapitäns Villeneuve an's Land gehen zu dürfen, in welchem Fall seiner bei Hofe gewiß ein herzlicher Empfang wartete, denn seine Base Amalie von Leuchtenberg war ja an den Kaiser Dom Pedro von Brasilien verheirathet gewesen und hatte in Rio eine dankbare Erinnerung hinterlassen. Diese Erwartung ging jedoch nicht in Erfüllung, denn Herr

v. Villeneuve hatte die gemessenste Weisung, den Prinzen, der nur gewissermaßen heimlich und incognito auf der Fregatte war, nicht an's Land zu lassen, ihm wo möglich jede Kommunikation mit dem Lande abzuschneiden und, falls je das Gerücht von dem Aufenthalt des Prinzen an Bord zu den Ohren des brasilianischen Hofes bringen sollte, dieses offiziell zu verleugnen.

Der Prinz nahm diese doppelte Enttäuschung mannhaft hin. Er durfte weder diese wuchernd reiche Natur der Tropen, die Pracht dieser Vegetation, die wundervolle Vereinigung vom Meer und wildem mächtigem Gebirge mit jungfräulichem Urwald und tosenden Bergströmen, die so nahe vor ihm lag, mit eigenen Augen betrachten, noch durch die Unterstützung des brasilianischen Hofes sich hier eine neue Heimath gründen. Einen ganzen langen Monat verbrachte er so, getheilt zwischen vergebliches Sehnen nach dem in Sicht befindlichen Wunderlande und zwischen banger Besorgniß, es möchte ein französisches Avisoschiff eintreffen und dem Kapitän Villeneuve neue Befehle des Marine-Ministeriums bringen, daß er nach der Südsee abzugehen und dort noch so und so lange zu kreuzen habe. Diese Sorge war eine der aufreibendsten der ganzen Fahrt, und er suchte ihr nur dadurch zu entgehen, daß er — so oft es die erschlaffende Sommerhitze der südlichen Hemisphäre erlaubte, — Briefe an seinen Vater, seine Mutter, seine Freunde in Frankreich u. s. w. schrieb, die er an's Land schmuggelte, von denen aber die wenigsten ihre Bestimmung erreichten. O wie oft saß er in der erquickenden Kühle der Nacht auf dem Verdeck und schaute in vergeblichem Sehnen hinüber nach der herrlich gelegenen Stadt, deren Lichter durch die weiche durchsichtige Luft zu ihm herüberblinkten, bis sie verlöschten und der nahende Morgen die Stadt und ihre majestätischen Umgebungen in einen fein flimmernden, geheimnißvollen Duft hüllten!

Endlich war der lange Monat des ewigen Harrens und Bangens zu Ende, und es waren keine neue Weisungen und Befehle aus Paris eingetroffen, obschon ein pariser Journal, die Nouvelle Minerve, später einen Brief des Prinzen gerade aus jener Zeit veröffentlichte, worin er schrieb, daß er noch immer in den Gewässern von Rio sich befinde und in gänzlicher Unwissenheit über die Ab-

sichten der französischen Regierung in Bezug auf ihn stehe. Am 11. Februar ging die „Andromeda" wieder unter Segel, lief aus der Bucht von Rio aus und nahm ihren Kurs nach Norden, um nach einer weiteren glücklichen Fahrt von sieben Wochen die Küste der Vereinigten Staaten zu erreichen. Sie lief denn auch am 30. März 1837 im Hafen von Norfolk (im Staate Virginien) ein, wo der Kommandant der Fregatte den Instruktionen des Marine-Ministeriums vollkommen zu genügen glaubte, wenn er den Prinzen hier schon den Boden der Vereinigten Staaten betreten ließ, anstatt ihn selber nach New-York zu bringen, wohin sich der Prinz alsbald begab, nachdem er sich von Herrn v. Villeneuve und dessen kleinem Sohn, von dem ersten Lieutenant Rigault de la Genouilly und den übrigen Offizieren verabschiedet, deren Freundschaft und Theilnahme er auf der beinahe fünfmonatlichen Seereise zu gewinnen gewußt hatte.

In New-York, wo Louis Napoleon einen zeitweiligen Aufenthalt nehmen wollte, erfuhr er mit freudiger Befriedigung den Ausgang des Prozesses gegen seine Mitschuldigen, die Angeklagten von Straßburg, entnahm aber zugleich aus den Zeitungen mit Entrüstung, wie perfid man von Seiten der französischen Regierung seine Abwesenheit ausgebeutet hatte, um alle möglichen falschen Nachrichten und Lügen auszustreuen und ihn namentlich durch die Behauptung zu verdächtigen, daß er seine eigene Freiheit und Straflosigkeit durch eine freiwillige Uebernahme des Exils und gewisse feige Bedingungen, die er noch im Augenblick der Abfahrt aus Frankreich eingegangen, erkauft habe. Er war darob so empört, daß er nicht übel Lust hatte, sogleich wieder nach Europa zurückzukehren und dadurch diese Behauptung thatsächlich Lügen zu strafen, um so mehr als er in New-York eine Anzahl Briefe von jungen Heißspornen und Abenteurern und exaltirten Köpfen vorfand, worin man ihn aufforderte, seine Schilderhebung möglichst bald wieder auf einem andern Punkte von Frankreich zu versuchen. Allein die Erwägung, daß darunter sicher auch einige Briefe von sogenannten Agents-provocateurs der französischen geheimen Polizei sein dürften, sowie die Witzigung, welche in dem jüngsten vereitelten Attentat von Straßburg für seinen Sanguinismus gelegen hatte, veranlaßten ihn, einstweilen ein stilles, zurückgezogenes Leben zu führen, sich

mit Fialin de Persigny, welcher vorerst in London lebte, in's Benehmen zu setzen und vor Allem einen getreuen Bericht, d. h. von seinem Standpunkte aus, über die Ereignisse von Straßburg zu veröffentlichen und darin allen gefälschten Nachrichten und irrigen Darstellungen jener Begebenheit entgegenzutreten. —

Louis Napoleon hatte sich nur wenige Wochen Ruhe am Lande gegönnt, um sich von den Strapazen der Seereise zu erholen, dann aber wieder in jene fieberhafte Thätigkeit hineingeworfen, welche die eben berührten Pläne mit sich brachten, und er war mitten in diesen Arbeiten, als er eines Tags — es war gegen Ende des Monats Mai — einen Brief von seiner Mutter erhielt, deren Zuschriften er so lange Zeit entbehrt hatte.

Wie sehr er auch nach dem Anblick der festen zierlichen Schriftzüge seiner Mutter und nach der Mittheilung von deren Gedanken und Empfindungen sich gesehnt hatte, überkam den Prinzen doch eine ganz ungewöhnliche Gemüthsbewegung, als er die Handschrift der Mutter erkannt hatte, und von einer trüben Ahnung ergriffen, wog er den Brief lange in bebender Hand, bevor er ihn zu erbrechen wagte. Diese düstere herzbeklemmende Ahnung war nur allzu gerechtfertigt, denn der Inhalt dieses Briefes vom 3. April schnitt dem zärtlichen Sohne tief in die Seele. Die Königin Hortense schrieb in außergewöhnlicher, bedeutsamer lakonischer Kürze, die unendlich viel zwischen den Zeilen lesen ließ:

„Mein lieber Sohn, ich muß mich demnächst einer absolut nothwendigen Operation unterwerfen.

„Wenn dieselbe nicht gelingen sollte, so sende ich Dir mit diesem Briefe meinen Segen.

„Wir werden uns aber — nicht wahr? — in einer bessern Welt wiedersehen, wohin Du mir so spät wie möglich nachfolgen wirst; Du sollst immer denken, daß es mir beim Scheiden aus dieser Welt nur um Dich leid thut und Deine liebreiche Zärtlichkeit, welche allein für mich einigen Reiz hat.

„Es wird für Dich, mein lieber Freund, ein Trost in dem Gedanken liegen, daß Du durch Deine Sorgfalt Deine Mutter so glücklich gemacht hast, als sie es nur sein konnte; Du wirst an meine ganze Liebe für Dich denken und Muth haben.

„Denke, daß man immer ein wohlwollendes und hellsehendes Auge auf dasjenige hat, was man hienieden zurückläßt; aber zuverlässig findet man sich ja wieder!

„Glaube an diese süße Idee: sie ist allzu nothwendig, um nicht wahr zu sein.

„Ich drücke Dich an mein Herz, mein theurer Freund! ich bin ganz ruhig, ganz ergebungsvoll, und ich hoffe noch immer, daß wir uns in dieser Welt auch noch wiedersehen!

„Der Wille Gottes geschehe!

„Deine zärtliche Mutter
Hortense."

Der Inhalt dieses Briefes erschütterte den Prinzen tief, denn er rief ihm verschiedene geheimnißvolle Andeutungen in's Gedächtniß, welche Doctor Conneau ihm schon vor längerer Zeit über den Grund der schleichenden Krankheit seiner Mutter gemacht hatte. Der Gedanke, sie leidend zu wissen, einer schmerzhaften, ja vielleicht lebensgefährlichen Operation ausgesetzt, war ihm entsetzlich. Die anscheinend lebenslange Trennung von der Mutter hatte ihm erst recht deutlich zu Gemüthe geführt, wie sehr er an der Mutter hieng. Sein Gewissen machte ihm Vorwürfe, daß ihre Sorgen und Aengsten um ihn und die fortwährenden Aufregungen der jüngstvergangenen acht Monate den Keim der Krankheit bei Hortense rasch entwickelt haben konnten, und diese und tausend andere Empfindungen, welche auf ihn einstürmten, raubten ihm nun jede Ruhe. Dazu kam noch, daß er sich in New-York und Philadelphia, das er mehrmals besucht hatte, nicht heimisch fühlte. Die amerikanische Freiheit und ihre Institutionen erschienen ihm, in der Nähe besehen, in einem ganz anderen, höchst zweifelhaften Lichte. Diese Selbstregierung des Volks war hier reiner Humbug, denn die Parteien herrschten ja unverkennbar, und die Leiter der politischen Parteien waren von Allem eher beseelt, als von Uneigennützigkeit und redlichem ehrenhaftem Patriotismus, sondern handelten nur nach persönlichem Interesse. Die amerikanische Gesellschaft gefiel ihm noch weniger, obwohl ihm die Plutokratie, die Welt der Emporkömmlinge in Börse und Handel, die

Klasse der politisch Ehrgeizigen mit großer Beeiferung entgegenkam. Allein wie er einerseits sah, daß der auf der Seereise von Rio nach New-York gehegte geheime Gedanke, in der neuen Welt eine politische Rolle spielen zu können, sich nun in der Praxis nicht verwirklichen ließ, wenn er sich nicht zum Organ irgend einer Partei hergab oder zuvor in gewagten schwindelhaften Spekulationen irgend welcher Art ein großes Vermögen errang, so befriedigte ihn auch andererseits der Ton in dieser vornehmen Gesellschaft von New-York in keiner Weise. Wohin er auch blickte und in welchen Häusern und Familien er sich auch umsah, nachdem man ihm mit einer scheinbar herzlichen Theilnahme und Gastfreundschaft entgegen gekommen war, überall fand er nur leeren hohlen Prunk, furchtbaren Dünkel, zerschmetternden Hochmuth nach unten, wilde Genußsucht, raffinirten Luxus ohne jeden geistigen Fonds. Seine geübte Beobachtungsgabe und sein angeborener Scharfblick sagten ihm bald, daß man ihm nur entgegenkomme, um vor ihm die Eleganz und den Reichthum der häuslichen Einrichtung zu entfalten, mit ihm und seiner Bekanntschaft zu prunken und zu prahlen, daß man ihn anstarrte als eine Art Wunderthier, und daß man nur darum wetteifernd ihn einlud, um sich berühmen zu können, er sei ein Freund des Hauses. Jeder wollte ihn zuerst bei sich sehen, Jeder als eine Art Vertrauter gelten. Mit täppischer Geradheit und einer bisweilen verletzenden Neugier sprach man von seiner Vergangenheit, wollte ihn über seine Pläne für die Zukunft ausholen, u. dergl. m. Die Damen waren in dieser Hinsicht beinahe noch zudringlicher als die Herren. Er konnte den Damen der New-Yorker Gesellschaft nicht absprechen, daß sie sich mit raffinirter Eleganz und Pracht trugen und durch ihr sicheres, herausforderndes und freies Wesen anfangs imponirten und pikant erschienen, aber bei näherer Bekanntschaft vermißte er in ihnen Herz, Seele, Geist und jene gewinnende Anmuth der Französinnen, die er an den Damen im Kreise seiner Mutter so sehr schätzen gelernt hatte.

Die Frauen haben in Louis Napoleon's Leben stets eine große Rolle gespielt, und er hat es später selbst zugegeben, daß er sich in den amerikanischen Damen einigermaßen getäuscht habe und

darum so schwer in Amerika heimisch geworden sei. Wohl hatte er Gelegenheit zu einigen Eroberungen und Liaisons gefunden, die rasch zu einer für seine damaligen leichten Grundsätze befriedigenden Intimität führten, allein er war schnell ernüchtert worden, als er sah, daß die meisten dieser wohldressirten und fein geputzten Weiber in dem Verkehr mit ihm nur Befriedigung ihrer Eigenliebe oder einer Sinnlichkeit ohne Leidenschaft gesucht hatten. Er durchschaute sie nach seiner Weise rasch und fühlte sich von der beeiferten Konkurrenz anderer ähnlichen Gesellschaftspuppen und blasirten Geschöpfe um seine Gunst schließlich ebenso angewidert wie von den Festlichkeiten, zu denen man ihn preßte und die alle nach Einer Schablone waren und nur im pekuniären Aufwand und raffinirten Luxus unter einander wetteiferten, jeder höhern geistigen Würze entbehrten und nur der Schaustellung der Vermögensverhältnisse dieser Dollarsjäger und merkantilen Nabobs dienten.

Zu der schnell eingetretenen Enttäuschung und Ernüchterung über diese Zustände gesellte sich bei dem Prinzen nun die verzehrende Unruhe wegen seiner Mutter, das Heimweh nach ihr, und die Ueberzeugung von den großen Schwierigkeiten, welche sich seiner Rückkehr zu ihr entgegensetzten.

Unter dem ersten Eindruck, den der Brief der Mutter auf den Prinzen gemacht, hatte er sich sogleich wieder nach Europa einschiffen und allen Gefahren trotzen wollen; allein er fand kein Schiff zu seiner Verfügung. Die Zahl der zwischen Europa und den Vereinigten Staaten verkehrenden Dampfboote war damals noch ganz klein, und der Prinz mußte sich bequemen, mehrere Tage in peinlicher Ungeduld zu warten, bis er nur einen Platz auf einem Dampfschiffe nach England bekommen konnte. Er hatte nicht einmal einen Vertrauten, mit dem er sich über seine eigene Lage austauschen konnte, denn er stand Niemanden näher und fand namentlich an seinen beiden Vettern Lucian und Achille Murat, die er in New-York getroffen hatte, keine sympathischen Naturen, sondern bloße Geld- und Genußmenschen und Bummler. Die beiden Murats betrieben zwar ein Bankgeschäft, überließen aber die Arbeit darin ihren Untergebenen und geberdeten sich als die

Tonangeber unter der Jeunesse dorée von New-York. Der Geschäftsmann seines Oheims Joseph, des sogen. Grafen von Survilliers, der Advokat Livingston, war der Einzige, mit dem er über den Brief seiner Mutter sprach, und dieser rieth ihm entschieden, die Reise aufzuschieben und weitere Nachrichten abzuwarten, und machte den Prinzen darauf aufmerksam, wie viel Zeitverlust und Hemmnisse zwischen New-York und Arenenberg lagen, und wie er im ungünstigen Falle zu spät kommen und die weite Reise umsonst gethan haben würde, im günstigen Falle aber, wo er die Mutter noch am Leben anträfe, jedenfalls durch die Aufregung des Wiedersehens die Gefahr der Kranken steigern würde. Der Prinz ließ diese Gründe zwar momentan gelten; allein kaum war er wieder allein, so drängte sich ihm die unbezwingliche Sehnsucht nach der Mutter und der Heimath von Neuem wieder auf, noch gesteigert durch die stündlich wachsende Enttäuschung über Amerika und dessen Zustände und durch die Ueberzeugung, daß er dort wohl nie sich heimisch finden würde.

Endlich zeigte sich eine Schiffsgelegenheit auf einem britischen Postdampfschiffe, aber ebenfalls nur nach England, und Louis Napoleon nahm sich einen Platz und packte seine dringendsten Bedürfnisse für die Reise. Da erhielt er noch einen Brief von Frau von Salvage, den diese unter dem Diktat der Königin Hortense geschrieben hatte, nachdem die gefürchtete Operation glücklich überstanden war. Der Prinz erfuhr, daß die Königin an dem Vorabend ihrer Operation — jenem selben 3. April, an welchem sie ihm zum letzten Mal geschrieben — ihre häuslichen Angelegenheiten geordnet, ihr Testament gemacht und alle Vorbereitungen getroffen hatte, welche der mögliche schlimme Ausgang der Operation als nothwendig und wünschenswerth erscheinen ließ. Am folgenden Tage hatte sie sich muthig und standhaft der schmerzlichen Operation unterworfen und sich nach derselben erleichtert und zu neuen Hoffnungen auf Heilung und Genesung berechtigt gefühlt. Da aber Doctor Conneau nicht in Abrede gezogen, daß der Erfolg der Operation noch ein fraglicher sei, so konnte der Prinz sich nicht beruhigen, sondern trat seine Rückreise nach Europa auf's Gerathewohl an.

Nach einer leidlich glücklichen Fahrt langte der Prinz im Juni in London an, mußte aber hier einen unwillkürlichen längeren Aufenthalt nehmen. Mit ihm war einer der französischen Polizeiagenten, welche ihn in New-York zu überwachen gehabt hatten, nach Europa zurückgekehrt und ihm auf Tritt und Schritt gefolgt. Die französische Gesandtschaft in London war daher in der Stunde der Ankunft des Prinzen selbst in London von jenem benachrichtigt worden, hatte die entsprechenden Meldungen darüber an das Kabinet der Tuilerieen abgesandt und bei der gesammten diplomatischen Vertretung der europäischen Höfe in London entschiedenen Protest eingelegt, daß man dem Prinzen Pässe nach dem Festland verabfolge. Zugleich ward Louis Napoleon auf Schritt und Tritt von französischen Polizeispionen bewacht.

Es war eine unerträgliche Qual und Enttäuschung für den Prinzen, sich so gleichsam gezwungen in London zurückgehalten zu sehen, während er dem Arenenberg, wo sein Herz und seine Gedanken weilten, so verhältnißmäßig nahe war. Allein es harrte seiner noch eine andere Enttäuschung — er hatte gehofft, seinen Oheim Joseph noch in London zu treffen, und diesen zu versöhnen, welcher über des Neffen Straßburger Attentat, dessen Beweggründe und Ziele er nur nach den Zeitungsberichten beurtheilte, sehr ungehalten war, wie wir schon oben bei der Schilderung von Carlotta's Auffassung der Sache gesehen und gesagt haben. An der Billigung und Achtung Joseph's, als des Haupts der Familie der Napoleoniden, mußte dem Prinzen viel gelegen sein, und dieser legte daher auf eine Unterredung mit dem bedächtigen Greise großen Werth. Allein der Zufall hatte gewollt, daß sich der Exkönig Joseph nur wenige Tage vor Louis Napoleon's Ankunft in England auf einem britischen Dampfer nach Amerika eingeschifft hatte.

12.

Auf dem hübschen Spiegel des Untersees, welcher die schöne fruchtbare Insel Reichenau einfaßt, wie das Wasser von Brillanten und Rosetten einen köstlichen Smaragd, lag der volle Sonnenschein

eines glühend heißen August-Nachmittags. Droben auf der Höhe der Uferböschungen schaute das Schlößchen Arenenberg mit seinen gelblichen Wänden und grünen Jalousieen weit in's Land hinaus, umsäuselt von dem grünen Schmuck seiner Bäume. Aber heute war es merkwürdig stille in dem reizenden Heimwesen: die Jalousieen geschlossen, die Gardinen an dem hübschen vorgebauten Gartensalon herunter gelassen, der schmucke Pfau sogar, der sonst auf der Brüstung des erkerartigen Vorbaus zu sitzen pflegte, nach einem entfernten Vorwerk auf der Südseite des Guts verbracht. Eine leichte Brise strich leise säuselnd durch die hohen Wipfel der Bäume, in denen die gefiederten Sänger ihre letzten Weisen hören ließen, und auf dem freien Raum zwischen dem Schlößchen und dem Nebengebäude, worin vordem die beiden Prinzen gewohnt hatten, stolzirten nur friedlich kollernd die weißen Tauben umher und pickten das Futter auf, welches eine fremde Hand ihnen gestreut hatte.

Diejenige, welche sonst diesen Vögeln die Wickenkörner vorwarf, lag droben im zweiten Stockwerk des Schlößchens auf ihrem Schmerzenlager, eine abgezehrte, abgehärmte Gestalt, in deren edlen Zügen eine wehmüthige Resignation sich aussprach. Die Augen der kranken Exkönigin Hortense waren halb geschlossen, als fürchteten sie trotz dem gedämpften Lichte des Zimmers doch noch die blendende Helle, und nur hie und da hob die Exkönigin müde die Lider, um gleichsam ihrer Gesellschafterin Fräulein Mazuyer, welche aus einem Buche vorlas, ein Zeichen zu geben, daß sie nicht schlafe. Die Baronin v. Salvage und Fräulein v. Perigny, die beiden anderen Gesellschafterinnen, saßen an der Thüre, welche aus dem Schlafzimmer nach dem anstoßenden Salon führte, und waren je mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt.

Die Kranke hatte ungewöhnlich lange mit geschlossenen Augen dagelegen; da schlug sie dieselben plötzlich auf und bedeutete mit einer leichten Handbewegung der Vorleserin, innezuhalten.

„Bitte, liebe Salvage, wo ist Doktor Conneau?“ fragte Hortense mit schwacher Stimme.

„Er ist auf einem kleinen Spaziergang im Park begriffen, Madame!“

„Ah? und ist er schon lange fort?“

„Seit einer halben Stunde, Madame!“

„Ich glaube, ich habe geschlafen oder wach geträumt, meine Damen,“ sagte Hortense mit einem schmerzlichen Lächeln. „Nur Schade, daß es nur ein Traum ist — es war eine so freudige Ueberraschung, die sich jetzt — leider! — nur als eine getäuschte Hoffnung erweist.“

„Und darf man fragen, Majestät, was für eine Ueberraschung Ihnen der Traum bescherte?“ fragte Frau v. Salvage, theilnehmend näher tretend.“

„Denken Sie sich, meine Liebe,“ erwiderte Hortense mit einem tiefen Seufzer, — „mir war so eben, als hörte ich hier nebenan in meinem kleinen Salon den Doktor Conneau leise mit Jemanden reden, und an der antwortenden Stimme erkannte ich meinen Sohn, ce petit chère aimable, den ich sich in Ungeduld in London verzehrend glaubte .... Es ist eine neckische Enttäuschung, liebe Salvage; aber das Leben ist ja eine Kette von solchen!“

„Es war ohne Zweifel nur ein Vorgefühl, Madame, denn wir Alle sind überzeugt, daß der Prinz jeden Tag eintreffen kann, sobald er die nöthigen Papiere zur Reise erhalten haben wird,“ sagte Frau von Salvage tröstend. „Und länger wird man ihm ja endlich die Pässe nicht verweigern, wenn er nur einer Pflicht der Pietät genügen will!“

„Oh, dessen sind wir nicht so gewiß, meine Damen! Seit der unglücklichen Staßburger Affaire wird man dies für einen blosen Vorwand halten,“ versetzte Hortense matt. „Was für ein Datum haben wir übrigens heute?“

„Den fünften August, Majestät,“ sagte Fräulein v. Perigny.

„Noch zehn Tage bis zum Napoleonsfest .... Wenn Louis nur bis dahin kommt und ich besser bin, dann wollen wir das Fest zusammen feiern, nicht wahr, Meine Damen? .... Aber bitte, lesen Sie weiter, Liebe!“

Der halblaute aber ausdrucksvolle Vortrag der Vorleserin beschäftigte wieder anscheinend die vier Damen, obwohl die Worte der Kranken Alle unwillkürlich beschäftigte.

Während dessen war Doktor Conneau nach mancherlei Gängen durch den kleinen stillen Park an das Thor des Fahrwegs gekommen,

welcher durch die Weinberge nach dem Flecken Ermatingen hinunter führt. Da sah er drunten auf dem Fahrwege eine Staubwolke aufwirbeln und hörte das Geräusch einer herankommenden Equipage, die offenbar nach Arenenberg oder Schloß Salenstein bestimmt war. Neugierig blieb er stehen und spähte in die Ferne, dann gieng er, wie von einer Ahnung getrieben, dem Fuhrwerk entgegen, und es dauerte nicht lange, bis er desselben ansichtig und seinerseits ebenfalls bemerkt wurde, denn ein schlanker Mann von Mittelgröße beugte sich aus dem offenen Wagen und grüßte von Weitem.

Eine Minute darauf hielt der Wagen an, der Fremde sprang aus demselben, und Prinz Louis Napoleon warf sich an die Brust des bewährten Freundes. Er war in Begleitung des Bankiers Macaire in dessen Equipage von Constanz heraus gefahren.

„Seien Sie uns von ganzem Herzen willkommen, Prinz! so erschütternd auch die Veranlassung ist, welche Sie herführt!“ rief Conneau sehr bewegt. „Sie überraschen uns ordentlich, denn nach Ihrem letzten Briefe hätten wir Sie noch nicht erwartet! .... Guten Tag, mein theurer Macaire!“

„Wie geht es der Königin, lieber Conneau?“ rief der Prinz ungestüm. „Freund Macaire will mich zwar bereden, die Gefahr sei nicht groß, aber ich will aus Ihrem Munde volle Wahrheit, lieber Conneau! Sagen Sie mir offen .... Ah, ich verstehe Ihr Achselzucken .... Oh, meine Ahnung! .... Arme, arme Mutter! .... Also wirklich keine Hoffnung?“

„So lange der Patient lebt, darf man die Hoffnung nicht aufgeben, mein Prinz, wenn gleich von Heilung oder Rettung keine Rede sein kann!“

„Ich wußte, ich fühlte es, lieber Conneau, und darum duldete es mich nicht länger in London,“ sagte Louis. „Zwar bin ich nicht müssig gegangen und habe die fünf Wochen vergeblichen Harrens literarisch nutzbar zu machen gesucht, indem ich mit Fialin arbeitete .... Ich mußte mich beschäftigen, um mich zu vergessen .... — Aber endlich ging mir die Geduld aus, denn meine Ahnungen ließen mich befürchten, daß ich bei längerem Warten die Zeit nutzlos versäumen und meine theure Mutter nicht mehr am Leben treffen würde, und so that ich, was ich klüger schon vor Wochen

hätte thun sollen: ich verschaffte mir einen Paß auf einen falschen Namen für einen Handelsreisenden von Bordeaux nach Lyon, reiste mit der Diligence und Mallepost ohne Aufenthalt bis Dijon, ließ mir dort den Paß nach Bern visiren und gelangte glücklich bis Constanz, ohne von den Häschern des Bürgerkönigs aufgegriffen worden zu sein. Ich habe die Genugthuung, dem französischen Gesandten in London eine Nase gedreht zu haben, denn er selbst hat meinen Paß ausgestellt und visirt."

„Welche Tollkühnheit, mein Prinz!" rief Conneau beinahe tadelnd. „Bedachten Sie denn nicht die Gefahr, gerade in Frankreich? . . . ."

„Bah, die Gefahr war dort geringer als irgendwo, weil die schlauen Füchse von der Polizei wohl am wenigsten vermutheten, daß ich den Weg nach Arenenberg durch Frankreich nehmen werde!" sagte der Prinz. „Nur große Wagnisse haben Erfolg, wie Sie sehen; und wer darf an irgend welche Gefahren denken, wenn es sich um das Leben einer solch theuren trefflichen Mutter handelt!"

„Nun denn, Sie haben zwar unklug und vermessen gehandelt, aber man kann Ihnen nicht Unrecht geben, mein Prinz! Dem Himmel sei Dank, daß Sie hier sind!"

„Aber Sie müssen incognito bleiben, mein Prinz!" sagte Herr Macaire freundlich warnend. „Nicht wahr, lieber Doctor, es war nicht gerathen, daß ich, dem Wunsche des Prinzen nachgebend, ihn im offenen Wagen hieher brachte?"

„Was wollen Sie, meine Herrn? ich bin ja Schweizer Bürger und hier heimathberechtigt," versetzte der Prinz lebhaft. „Ich bin zehn lange Monate abwesend gewesen, gefangen, verbannt, allen möglichen Gefahren preisgegeben. Sie wissen nicht, was es heißt, nach einer solchen Abwesenheit die Heimath wieder zu sehen. Sollte ich da des Trostes und der Genugthuung entbehren, daß mich die Bekannten und Nachbarn wieder erkennen konnten und mich begrüßend mir bezeugten, daß ich weder vergessen sei, noch ihre Achtung verloren habe? . . . . Lassen Sie mich ruhig gewähren, getreu meinem Wahlspruche: ‚Fais ce que dois, avienne qui pourra!‘ Die neuen Kämpfe und Sorgen werden immer noch früh genug kommen! Darf ich meine liebe Mutter sprechen, Doktor?"

„Nicht unvorbereitet, mein Prinz, und nicht in diesem Augenblicke, wo Ihre Majestät vielleicht eines stärkenden Schlummers genießt, der ihr noth thut!“

„Wohlan, so bereiten Sie meine herrliche Mutter auf meine Anwesenheit vor, lieber Conneau! Sagen Sie ihr, ich sei gekommen, um sie abzuholen und nach Italien zu bringen, unter dessen milderem Himmel sie sich bald wieder erholen werde!“

„Sie sind so gut, so voll Pietät, mein Prinz,“ erwiderte Conneau und drückte die Rechte des Prinzen mit tiefstem Mitgefühl. „Es schmerzt mich deßhalb doppelt, daß ich Ihnen eine zärtliche Illusion zerstören muß, die Ihrem Herzen so sehr zur Ehre gereicht .... Von Reise und Ortsveränderung kann keine Rede mehr sein, mein theuerster Prinz! Ruhe, absolute Ruhe und liebreiche Pflege vermögen allein noch das flackernde Lichtchen des theuren Lebens Ihrer erhabenen Mutter für eine kurze Zeit zu fristen ....“

„Also wirklich so groß ist die Gefahr, Doktor? ich komme also, um meine angebetete Mutter nur noch auf dem Sterbebette zu sehen,“ rief Louis mit bebender Stimme und lehnte das Haupt, von seinem Sohnesschmerze übermannt, an Conneau's Schulter.

„Nein, mein Prinz! so sehr weit ist es noch nicht mit der erlauchten Frau!“ erwiderte Conneau ebenfalls tief erschüttert. „Noch zehn bis zwölf Wochen wird sich unter günstigen Umständen das Leben Ihrer Majestät erhalten lassen. Die Operation ist eigentlich zu spät vorgenommen worden; die Krankheit hatte schon zu große Fortschritte gemacht und die ganze Constitution ergriffen, und da nun die Kräfte fehlten, um die Heilung zu beschleunigen, so ist, wie dies bei Krebskrankheiten häufig der Fall, eine schlimme Wendung eingetreten, und die zerstörende Wirkung des Uebels hat einen neuen Anstoß erhalten!“

„Barmherziger Himmel! also nur noch zehn bis zwölf Wochen soll ich das Glück genießen, eine Mutter zu haben? ....“

„Fassen, ermannen Sie sich, mein Prinz! es ist schon eine besondere Gnade des Himmels, daß Sie die hohe Frau überhaupt noch am Leben treffen!“ versetzte Herr Macaire tröstend. „Wir wollen Alles aufbieten, daß man Sie einstweilen hier von Seiten

der Diplomatie unbehelligt lasse und nicht durch Chicanen und Verfolgungen die tragische Katastrophe Ihrer Majestät beschleunige. Ich schreibe noch heute nach Sigmaringen, damit Seine Durchlaucht die geeigneten Schritte thue ...."

„Und ich gehe nun voran, um Ihre Majestät vorzubereiten, mein Prinz! Kommen Sie nicht eher in die Appartements der Königin, als bis ich Sie rufen lasse, denn jede Ueberraschung ist vom Uebel," sagte Conneau voraus eilend.

Der Prinz und Herr Macaire folgten zu Fuß und ließen den Wagen am Eingang des Parks zurück, um die Kranke nicht durch Rädergerassel und Hufschlag zu erschrecken. — —

* * *

Das Wiedersehen zwischen Louis Napoleon und seiner Mutter war ein furchtbar erschütterndes für den Sohn. Sein Gemüth war niemals sonderlich tief, noch sein Empfinden intensiv; er liebte zumeist nur sich selbst, und seine herrschende Leidenschaft war ein unersättlicher, angeborener und anerzogener Ehrgeiz, eine unbezähmbare Begierde nach Herrschaft, Reichthum, Macht und Ansehen, und seine Mutter hatte ihr Möglichstes dazu beigetragen, diese verhängnißvollen Leidenschaften von Kindheit auf in dem Prinzen zu entwickeln. Aber von der übrigen Befähigung, für Andere zärtlich zu fühlen und sich Anderen liebreich hinzugeben, konzentrirte sich weitaus der größte Theil auf seine Mutter.

Sie, die noch in reiferen Jahren so anmuthig und sogar schön gewesen, lag jetzt gebrochen und ganz in sich zusammengesunken vor ihm. Die anmuthige Fülle der Formen war verschwunden, der klare weiße, stets etwas blasse und zarte Teint war einer graulich-braunen krankhaften Farbe gewichen, und die schönen geistvollen großen blauen Augen, die vordem so freundlich und munter in die Welt hineingeschaut hatten, lagen tief und matt und glanzlos in den tiefen, dunkelbraun umränderten Augenhöhlen. Nur als Louis zu seiner Mutter eintrat, leuchtete in denselben ein flüchtiger Strahl von dem einstigen Glanze auf, und unter seiner Umarmung war

der Kranken, als ob ihre geschwundenen Kräfte plötzlich wiederkehrten.

„Mein Sohn! mein Louis, mein Liebling!“ stammelte sie mit Freudenthränen. „Welch ein Glück, daß ich Dich wieder habe! Oh, ich wußte, daß Du heute kommen würdest! Ich träumte von Dir, ich fühlte Deine Nähe, denn ich zog Dich heran mit aller Kraft meiner Gedanken und meines Willens! . . . . Mir ist als ergieße sich neuer Lebensmuth und neue Lebenskraft in meinen Körper! . . . . Und wie ist es Dir ergangen, mein armer, armer Louis?“

Der Prinz mußte nun, am Bette der Mutter sitzend und ihre welke Hand in der seinigen haltend, über alle seine Erlebnisse in den zehn langen Monaten der Trennung berichten, und Hortense hörte ihm mit gespanntem Interesse und dem lebendigsten Mitgefühl zu. Seine Mittheilungen zerstreuten sie und gaben ihren Gedanken eine andere Richtung — sie vergaß ihre Schmerzen, lebte anscheinend wieder auf und schien unter den Liebkosungen und Umarmungen ihres Sohnes wie neugeboren. Der Prinz wich beinahe nicht von ihrer Seite und verpflegte sie mit erfinderischer Zärtlichkeit. Die Krise schien eine günstige Wendung zu nehmen, welche die unvermeidliche Katastrophe ihrer furchtbaren Krankheit jedenfalls verzögerte. Ja, es gab Tage und Stunden, wo Hortense sich so wohl befand, daß sie sich vorübergehend der Illusion hingab, sie könnte wieder genesen, — eine Illusion, welche der Prinz durch tröstlichen und ermunternden Zuspruch nährte, obschon er sie nicht theilen konnte, denn trotz der hingebendsten und aufopferndsten Fürsorge und ärztlichen Geschicklichkeit des Doktor Conneau und der treuesten Pflege der Frau v. Salvage waren doch die Fortschritte der Krankheit unverkennbar.

Prinz Louis Napoleon wich beinahe Tag und Nacht nicht von der kranken Mutter Bette, und jede Viertelstunde, in welcher Hortense zum Denken und Sprechen fähig war, wurde Unterredungen gewidmet, welche sich auf die Zukunft des Prinzen und seiner hochfliegenden Pläne, auf die Persönlichkeiten, deren man sich als Werkzeuge und Förderungsmittel dieser Pläne bedienen sollte, und auf

ähnliche praktische Fragen bezogen. Hortense brachte wieder die beabsichtigte Verbindung zwischen Louis und einer seiner Cousinen in Anregung, sprach von Mathilden, von welcher allwöchentlich Briefe an die Königin und nun, nachdem die Zeitungen seine Rückkehr nach Arenenberg verkündigt hatten, auch an den Prinzen eintrafen, und konnte ihrem Sohne nicht verhehlen, daß sie ihn noch lieber als Gatten seiner reichen Schwägerin Carlotta sehen würde, die unsere Leser bereits früher kennen gelernt haben. Allein der Prinz konnte vorerst sich mit derartigen Gedanken nicht befassen, noch überhaupt zu einem Entschluß aufraffen; er vermochte kaum Zeit zu gewinnen, um Mathildens Briefe zu beanworten, die indessen nicht mehr den alten Ton leidenschaftlicher Zärtlichkeit, sondern mehr denjenigen einer warmen Freundschaft und innigen Theilnahme am Geschick der armen Kranken athmeten. Andere Zuschriften, mit denen der Prinz von allen Seiten her heimgesucht wurde, mußten ohnedem unbeantwortet bleiben, ja manche sogar uneröffnet, und unter den letzteren befanden sich auch diejenigen von Eleonore Gordon, deren ehrgeizige Pläne mit dem Straßburger Attentat vereitelt worden waren.

Die schönen Stunden der vertraulichen Besprechungen mit seiner kranken Mutter wurden aber immer seltener, denn die letzten Reste von Hortensens Lebenskraft verzehrten sich rascher als sie selbst geahnt hatte, und in den letzten Tagen des Septembers traten schon ernste Symptome einer baldigen Auflösung ein und häuften sich so, daß am 4. Oktober die entscheidende Trennungsstunde nahe rückte und die Kranke selbst ihre bevorstehende Auflösung ahnte.

Am 5. Oktober 1837 kam der Augenblick der Trennung: der Prinz kniete weinend vor dem Bett seiner Mutter in jenem kleinen Schlafzimmer im ersten Stockwerke von Arenenberg, welches heute wiederum ganz so eingerichtet ist wie in der Stunde, wo jene bedeutende Frau darin das Zeitliche verließ. Der ganze Hausstand der Exkönigin war in diesem Zimmer versammelt, Thränen standen in Aller Augen; sie dankte ihnen Allen, die ihr so lange und so treulich nahegestanden hatten und drückte jedem Einzelnen mit wehmüthigem Lächeln zum Abschied die Hand. Hierauf wandte sich Hortense zu ihrem knieenden Sohne, um ihm den letzten Segen zu

ertheilen; aber lange bebten ihre Lippen stumm, weil sie kein Wort hervorzubringen vermochte.

„Mein Sohn, mein geliebtes Kind, folge Deinem Geschick!“ lispelte sie endlich matt. „Der Glücksstern des Kaisers möge Dich geleiten! . . . . Ich hege Vertrauen zu der Prophezeiung Deines Oheims . . . . ich hätte sehr gewünscht, ihre Erfüllung noch zu erleben!“ Die Stimme versagte ihr; mit einem tiefen Seufzer schloß sie die Augenlider halb und starrte vor sich hin, wie in Gedanken oder in eine Vision versunken. O Eitelkeit der Eitelkeiten, o schauderhafte Leere des Gemüths und der Seele trotz aller lebenslang glücklich gespielten Komödie von Gemüth und Herzensgüte! In diesem furchtbar erhabenen Augenblick, auf der Schwelle des Grabes, an der äußersten Grenze eines nur dem Ehrgeiz und der Ruhmsucht und den Leidenschaften gewidmeten Lebens, hatte diese Frau offenbar keine anderen Gedanken mehr, als an die politische Zukunft ihres Sohnes, an den Glanz des Thrones, den sie ihn erstreben gelehrt, mit dessen Prunk und Schimmer sie lebenslang seine Seele zu erfüllen gestrebt hatte! Welch ein bedeutsames kennzeichnendes Licht wirft die letzte Stunde eines Menschen auf den eigentlichen wahren Kern seines Wesens! Die Leiden des Körpers waren ausgerungen; Hortense fühlte keine Schmerzen mehr, aber gleichwohl vermochten ihre Gedanken sich nicht loszureißen von dem vergänglichen Glanze und der Eitelkeit der Erde!

Und während dessen lagen die Hausgenossen und Freunde der Sterbenden schluchzend, betend, weinend auf den Knieen und hätten jene am besten gemahnen können an den trügerischen und vergänglichen Schimmer irdischer Herrlichkeit, und ebenso den Prinzen, der, die erkaltende Hand der Sterbenden zwischen den seinigen, noch immer an dem Bette kniete und mit seinen Gedanken vielleicht den von seiner Mutter angeregten Ideen folgte.

Als der starre Blick und die halbgeschlossenen Augen der Exkönigin längere Zeit gedauert hatten, mochten die Damen die Sterbende als bereits verschieden betrachten und brachen nun, dem Herkommen gemäß, wie verabredet in ein lautes Schluchzen aus. Da schlug die Sterbende noch einmal das Auge matt auf, versuchte eine Hand zu erheben und fragte flüsternd: „Ihr seid wohl recht

unglücklich, meine Freunde? ...." — Hierauf wandte sie sich leicht zu ihrem Sohne und sagte mit ersterbender Stimme:

„Lebe wohl, Louis! lebe wohl! .... ich werde über Dich wachen!"

Der Prinz warf sich über seine Mutter, welche ihn mit krampfhafter Heftigkeit umklammerte, noch einige Male kaum vernehmbar diese Abschiedsworte wiederholte und dann am Herzen ihres Sohnes langsam und ohne Schmerzen ihre letzten Athemzüge aushauchte. — —

Der Vorhang ihres vielbewegten Lebens war gefallen und ihr Tod hatte wirklich eine schmerzlich gefühlte Lücke selbst in weiten Kreisen zurückgelassen. Sie war, trotz aller Schwächen und Fehler ihres Lebens, doch immerhin an Geist eine der bedeutendsten Frauen in der ganzen Familie der Napoleoniden gewesen, und ihr jüngster Sohn hatte an ihr nicht nur eine Mutter und Freundin, sondern sozusagen den guten Genius seines Lebens verloren. Der Schmerz und die Trauer um sie war eine der aufrichtigsten und tiefstgehenden Empfindungen, die je seine Seele erschüttert hatten, und alle seine damaligen Bekannten bezeugen, daß er einige Wochen lang zu keiner geistigen Thätigkeit fähig und aufgelegt, für den unermüdlichen Stachel des Ehrgeizes und der Eigenliebe stumpf und selbst für sinnliche Genüsse unempfindlich war, denen er doch sonst so wild und zügellos huldigte.

Alle jene mannigfaltigen Sorgen und Geschäfte, welche ein derartiger Todesfall mit sich bringt, blieben den Anordnungen und der Mühwaltung der Baronin v. Salvage, welche zur Testaments-Vollstreckerin der verstorbenen Exkönigin ernannt worden war, und des Doktors Conneau überlassen. Einem letzten Wunsche der Exkönigin gemäß erbat sich die Baronin Salvage von der französischen Regierung die Ermächtigung, die Leiche Hortense's nach Frankreich verbringen und neben den irdischen Ueberresten ihrer Mutter, der Kaiserin Josephine, in dem bescheidenen Dorfkirchlein von Rueil bei Paris beisetzen zu lassen. Die französische Regierung gewährte diese Bitte, jedoch natürlich mit dem Vorbehalt, daß der Prinz Louis Napoleon den Sarg seiner Mutter nicht geleite und sich erinnere, daß er für immer vom französischen Boden verbannt sei.

Das Testament der verstorbenen Hortense ward eröffnet und

es ergab sich, daß die Verewigte — getreu der schon bei Lebzeiten bekundeten Freigebigkeit und Herzensgüte — außer an alle Angehörige ihrer. Familie und ihres Hausstandes und andere ihr befreundete Personen, welche mit angemessenen werthvollen Schmuckgegenständen und sonstigen Geschenken beehrt wurden, noch eine Anzahl bedeutender Legate gemacht und milde Stiftungen, Armenhäuser 2c. mit großen Summen bedacht hatte. Schon zu ihren Lebzeiten und während ihres Aufenthalts in Arenenberg hatte sich Hortense durch ihre große Wohlthätigkeit die Schweiz und besonders den Kanton Thurgau sehr verpflichtet, und diese letztwilligen Verfügungen mehrten natürlich noch die dankbare Verehrung ihrer Mitbürger für die Verewigte. Der Prinz als Haupterbe anerkannte nicht nur die Legate seiner Mutter bereitwilligst, sondern fügte aus freien Stücken und zum dankbaren Gedächtniß an die Verstorbene noch einige weitere Stiftungen und Legate hinzu und bedachte mehrere Armenhäuser, was natürlich noch wesentlich zur Vermehrung seiner Popularität in der Schweiz beitrug. Er wußte wohl, wie nöthig er über kurz oder lang der werkthätigen Theilnahme und des solidarischen Gemeingefühls seiner Mitbürger bedürfen würde. Zudem war der Prinz nun reicher, als er je zu werden geglaubt hatte, denn es ergab sich, daß ihm das von seiner Mutter hinterlassene Kapital-Vermögen noch immer eine Rente von mindestens 125,000 Franken abwarf, die Besitzungen an Liegenschaften abgerechnet. Seine Zukunft war also gesichert, obschon er nicht am Gelde hieng, sondern dies von jeher nur als Mittel zum Zwecke betrachtet hatte.

Fünftes Buch.

1.

Auf dem Arenenberg war es in den ersten Wochen nach dem Tode der Herzogin von St. Leu einsam und stille geworden. Der Prinz lebte in großer Zurückgezogenheit und selbstgewählter Einsamkeit, nur seiner Trauer um die Verstorbene hingegeben, deren Andenken er so hoch hielt, daß er in den von ihr bewohnten Zimmern keinerlei Veränderungen irgend welcher Art anbringen, sondern dieselben ganz genau in demselben Zustande erhalten ließ, wie sie sich bei den Lebzeiten Hortense's befunden hatten. Er selbst begnügte sich mit den drei winzig kleinen, mehr als bescheidenen Zimmern im Nebengebäude, die er früher bewohnt hatte.

Allein seine ungestüme strebsame Natur hätte diese Muße und Zurückgezogenheit nicht ertragen, wenn er nicht irgend welche bestimmte Ziele durch stille geräuschlose Thätigkeit verfolgt hätte, und so theilte er nun in diesen Wochen der Zurückgezogenheit seine Zeit zwischen dem lebhaften Briefwechsel, zu welchem ihn die Beantwortung der zahllosen Beileidsschreiben zwang, die aus Veranlassung seines Verlustes von nah und fern an ihn eintrafen, und einigen literarischen Arbeiten. Unter den Briefen die er mit besonderer Vorliebe beantwortete und denen er ein wirkliches Interesse zollte, standen in erster Reihe diejenigen seiner anmuthigen Cousine, der leidenschaftlichen Prinzessin Mathilde von Montfort, seiner quasi Verlobten, und diejenigen seiner Schwägerin Carlotta, die Wittwe seines älteren, bei Forli gebliebenen Bruders. Unter den literarischen Arbeiten stand obenan der Entwurf zu einer Parteischrift, die er unter

dem Titel „Napoleonische Ideen“ schreiben wollte, und die er erst einige Jahre später herausgab.

Der Briefwechsel mit Carlotta kam indessen bald wieder in's Stocken. Die phlegmatische und egoistische Carlotta hatte ihrer Schwiegermutter aufrichtige Bewunderung und Verehrung gezollt, und diesen Empfindungen nach dem Tode Hortense's einen warmen und herzlichen Ausdruck in dem Beileidsschreiben an Louis Napoleon gegeben. Dieser hatte mit all der Beredtsamkeit geantwortet, welche er besaß, und der Schwägerin noch spezielle Mittheilungen über all die liebevollen und anerkennenden Aeußerungen gemacht, welche seine Mutter über Carlotta jederzeit gethan hatte; ja er hatte der Schwägerin sogar angedeutet, daß die Verstorbene sich nicht habe versagen können, die Möglichkeit und das Wünschenswerthe einer Verbindung Carlotta's mit ihm anzudeuten und es als einen ihrer stillen Lieblingsgedanken und letzten Wünsche zu bezeichnen, dem er, wie er offen gestand, um so eher sich fügen würde, als Carlotta's Charakter und durch herbe Lebenserfahrungen frühe gereiftes gediegenes Wesen ihm das innigste Mitgefühl abnöthigten. Wenn dies wirklich wahr war, so hatte aber gewiß andererseits die Thatsache, daß Carlotta eine der Erbinnen des Exkönigs Joseph, nunmehrigen Grafen von Survilliers, war, nicht wenig dazu beigetragen, ihm die junge Wittwe als begehrenswerthe gute Parthie erscheinen zu lassen, denn der Prinz wußte, wie wir schon in einem frühern Kapitel erzählt haben, sehr gut, daß keiner seiner Oheime so reich war und so trefflich mit seinem Gelde zu wirthschaften wußte, wie der Exkönig Joseph. Allein Carlotta hatte dem Schwager Louis Napoleon noch immer nicht vergessen, daß er es gewesen, welcher den ältern und weit ruhigern und gesetzteren Bruder damals mit sich in jene carbonaristischen Umtriebe und in die Betheiligung am Aufstaud in der Romagna hineingerissen und die tragische Katastrophe herbeigeführt hatte, die sie einen geliebten jungen Gatten gekostet. Carlotta hatte auch mittlerweile erfahren, daß ihr Gatte Napoleon Louis nicht an den Masern gestorben, sondern von einem österreichischen Husaren zusammengehauen worden war. Die ziemlich unverblümte dreiste Werbung des Prinzen Louis wirkte daher plötzlich gewaltig ernüchternd auf sie, während dieselbe

Kühnheit von anderer Seite her vielleicht von entscheidendem Erfolg gewesen wäre. Allein unsere Leserinnen wissen bereits, daß das Aeußere sowohl wie der Charakter Louis Napoleon's der Prinzessin Carlotta unsympathisch war, und da unser Widerwille in allen Dingen der Wahl nicht so fast der Sache als vielmehr der Person gilt, so suchte sich Carlotta zu überreden, es wäre ein Frevel gegen das Andenken ihres verstorbenen Gemahls, wenn sie dem intellektuellen Urheber von dessen Tode die Hand reichen würde, und diese kecke Werbung erschien ihr darum eher verletzend und ebenso abenteuerlich, wie des Prinzen Straßburger Attentat. Sie antwortete daher nur in den allgemeinsten Phrasen der herkömmlichen Artigkeit, erwähnte des angeblichen letzten Lieblingswunsches der Königin Hortense mit keiner Silbe und äußerte nur beiläufig ihren festen Entschluß, dem Andenken ihres theuren, so frühe verlorenen Gatten getreu, ihre Hand so frei zu erhalten wie ihr Herz. Das Gerücht hatte zwar Louis Napoleon mitgetheilt, daß Carlotta's Herz nicht mehr frei sei, sondern einem genialen berühmten Maler angehöre, — jenem Schweizer Leopold Robert, der vor einigen Jahren (am 20. März 1835) zu Venedig so erschütternd tragisch geendet, nachdem er in seinen allbekannten Bildern aus dem italienischen Volksleben, seinem Improvisator, seinen Fischern, heimkehrenden Schnittern, seiner Rückkehr der Landleute vom Fest der Madonna del Arco bei Neapel u. a. m., der Nachwelt die mustergiltigsten Meisterstücke der modernen Genremalerei hinterlassen hatte. Der Schmerz um diesen Todten, dessen Hand ihr das Geschick versagt, hatte die Prinzessin vielleicht mehr als jede andere Rücksicht abgeneigt gemacht, die wechselvollen und unbestimmbaren Geschicke ihres herrschbegierigen Schwagers zu theilen, und so war der Briefwechsel bald wieder eingeschlafen.

Ganz anders ging es mit der ungestümen sanguinischen Mathilde. Diese hatte ihre Tante Hortense wirklich innigst geliebt und sich zu ihr als einer geistig bedeutenden und durch Anmuth und Herzlichkeit bezaubernden Frau völlig hingezogen gefühlt. Der Tod Hortense's nach so langen qualvollen körperlichen und geistigen Leiden war Mathilden sehr nahe gegangen; sie fühlte den unersetzlichen Verlust mit, welchen Prinz Louis erlitten hatte, und die

Schwere dieses Verlustes lieh in ihrem Sinne dem Prinzen eine gewisse Sühne für dasjenige, was sie ihm etwa persönlich vorzuwerfen hatte. Sie schrieb ihm herzlich, voll schwesterlichen Mitgefühls, voll aufrichtiger Trauer, und er hatte somit leicht den Ton zu finden, welcher wieder zu Mathildens Herz sprach. Wenige Briefe hin und her, und die beiden tauschten abermals die beglückendsten Versicherungen ihrer Liebe, ihrer Leidenschaft, ihrer Sehnsucht nach einem Wiedersehen, ihrer Hoffnungen auf die Zukunft. Mathilde verhehlte dem Prinzen nicht, daß sie sich in dem Hause ihres Vaters täglich verwaister und unbehaglicher fühle, und Louis Napoleon bedauerte, daß ihm die innere Trauer um seinen Verlust und die Etikette der Trauerzeit, sowie die unaufschiebbaren Geschäfte wegen des Nachlasses seiner Mutter nicht einmal erlaubten, nach Florenz zu eilen, um Mathilden wieder zu sehen, geschweige das Ziel seiner Wünsche, die eheliche Verbindung mit Mathilden, zu verwirklichen. Die Prinzessin ihrerseits sah dies ein und billigte die Motive des Prinzen, und es ward stillschweigend angenommen und bestimmt, daß nach Ablauf des Trauerjahres die Trauung stattfinden sollte, — wenn nicht ganz unerwartete Hindernisse dazwischen träten.

Der Prinz hatte vielleicht diesen Vorbehalt absichtslos gemacht, aber derselbe wäre noch wahrscheinlicher unnöthig und überflüssig gewesen, wenn er so viel ernstliche Zuneigung zu Mathilden und so viel Willenskraft gehabt hätte, um der Politik auf längere zu entsagen und jenen Umtrieben ferne zu bleiben, die ihm je länger desto mehr zur zweiten Natur wurden. Allein schon im Dezember 1837 war der sog. Vicomte Fialin de Persigny auf die Einladung des Prinzen aus London nach dem Arenenberg gekommen, um die Stelle eines Sekretärs bei diesem zu übernehmen und ihm die Einsamkeit und Zurückgezogenheit auf dem stillen Landsitze während der Trauerzeit ertragen zu helfen. Die Anwesenheit Persigny's aber, des findigen ehrgeizigen Pläneschmieds, war das Signal zu neuen politischen Zettelungen, mit denen das neue Jahr 1838 begonnen ward. Der Genosse des Prinzen vom Straßburger Aufstande, der ehemalige Artillerie-Lieutenant Armand Laity, war nach der erfolgten Freisprechung in seinem Prozesse aus der Armee getreten und Schriftsteller geworden. Auch er kam in den ersten

Tagen des Jahres 1838 als geladener Gast auf den Arenenberg und ward vom Prinzen auf das Zuvorkommendste empfangen. Obschon Republikaner, schenkte er doch dem Neffen des Kaisers seine vollste Sympathie und gab sich dazu her, dessen Anschläge auf den französischen Thron nach Kräften zu fördern. So machte er sich denn an das kühne Unternehmen, aus den beiden bedeutenderen Vertheidigungsschriften über den Straßburger Putsch, welche auf Kosten und zu Gunsten des Prinzen Louis Napoleon erschienen waren, nämlich der von Persigny im vorigen Jahre zu London herausgegebenen und der Schrift von Roch, welche beide in Frankreich nicht bekannt geworden waren, eine neue Broschüre auszuarbeiten, welche er mit einer eigenen Einleitung versehen und in Paris drucken und verbreiten lassen wollte, — gleichviel welche Folgen für ihn selber auch daraus entstünden.

Bisher hatte sich die französische Regierung damit begnügt, die Anwesenheit des Prinzen auf dem Arenenberg offiziell zu ignoriren, dagegen aber sein Treiben nicht nur von Bern aus durch den Gesandten bei der Tagsatzung, den Herzog von Montebello (den Sohn des bekannten Marschalls des ersten Kaiserreichs), sondern auch von einer Anzahl geheimer Polizisten und diplomatischen Agenten überwachen zu lassen, welche sich theils in Ermatingen, Mannenbach, Konstanz und anderen Orten der Umgegend niederließen, theils in Gestalt von Touristen den Arenenberg besuchten und mit dem Prinzen und seiner Umgebung Fühlung zu bekommen strebten. Durch diese ward denn bald dem Cabinet der Tuilerieen gemeldet, daß der Prinz an neuen Plänen zu Putschen arbeite, daß er französische und deutsche Schriftsteller bei sich auf dem Arenenberg beherberge und beschäftige und ganz offen eingestehe, er sei mehr als je entschlossen, seine geschichtlich verbrieften und ererbten Rechte an den französischen Thron geltend zu machen.

Natürlich begann nun die Verfolgung des Prinzen zunächst auf diplomatischem Wege, erst bei der Tagsatzung der Eidgenossenschaft, dann bei den Höfen von Oesterreich, Preußen und Rußland und beim deutschen Bundestage, dessen Geneigtheit man durch die Behauptung erwarb, der Prinz suche nunmehr seine Pläne auf den französischen Thron mittelst der republikanischen Partei, der

Socialdemokratie und der geheimen Gesellschaften zu verwirklichen. Mit der Drohung eines möglichen Ausbruches von revolutionären Bewegungen aber konnte man beim Fürsten Metternich, dem damaligen leitenden Geiste im Bundestage, bei dem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen und beim Zar Nikolaus I. von Rußland Alles erringen, denn jenes Gespenst trübte den Schlaf der Gewalthaber, welche ihren Völkern die versprochenen und verbrieften Rechte vorenthielten.

Die Schweiz verweigerte die Einmischung in die Verhältnisse des Prinzen Louis Napoleon und dessen Austreibung, unter der berechtigten Berufung darauf, daß er Ehrenbürger des Kantons Thurgau und Mitglied des Großen Rathes desselben, eidgenössischer Artilleriehauptmann, Präsident des thurgauischen Kantonsschützenvereins u. dergl. sei, und daß ohnedem die Verfassung der Schweiz dem Prinzen auch ein Asylrecht nicht versagen könnte, das sie jedem politisch Verfolgten einräume. Zugleich standen die Schweizer Bürger beinahe einmüthig für ihren Mitbürger ein, der nach objektiver Auffassung eigentlich nichts Anderes geltend machte, als gerade diejenigen Rechte, auf welche alle europäischen Dynastengeschlechter sich so viel zu gut thaten, und die Bürger der schweizerischen Republik freuten sich von Herzen über die Angst, welche ein einzelner Mann, der aber allerdings der Vertreter einer weltgeschichtlichen Idee war, dem schlauen Bürgerkönige in den Tuilerieen und den Staatsmännern, die seinen wackeligen Thron umgaben, einflößten. Ueberall, wo nur der Prinz unter Schweizer Bürgern erschien und durch die gewinnende Leutseligkeit und Biederkeit seines Gebahrens sich die Herzen zu gewinnen wußte, da überhäufte man ihn mit Ehrenbezeugungen und Betheurungen der innigsten Theilnahme, und gab die Geringschätzung gegen den dermaligen Inhaber des französischen Thrones unverholen zu erkennen. Ganz besonders aber stieg der Beifallsjubel der Schweizer, als bekannt ward, daß Armand Laity, der in den letzten Tagen des Mai 1838 mit seinem druckfertigen Manuskript nach Paris gereist war, dort der Polizei ein Schnippchen geschlagen hatte. Es war Laity nämlich gelungen, den Buchdrucker Thomassin, 30 Rue St. Sauveur, zu gewinnen, daß er die 95 Seiten starke Broschüre in aller Stille in zehntausend Exemplaren druckte und so geschickt

verbreitete, daß das Pflichtexemplar an das Ministerium des Innern erst abgeliefert wurde, als beinahe die ganze Auflage schon über Frankreich verbreitet war. Bei der angeordneten Beschlagnahme fand die Polizei nur noch 409 Exemplare vor, die Buchhandlungen hatten keine Exemplare erhalten, weil die Auflage nur zu unentgeltlicher Vertheilung bestimmt gewesen und unter der Armee, in den östlichen Departements und der Schweiz breitwürfig ausgestreut worden war. Die Kühnheit und Offenheit, womit Laity in der Einleitung sich über die Berechtigung des Prinzen auf den französischen Thron und über die Ernsthaftigkeit und Legitimität des Straßburger Putsches, sowie über das persönliche Gebahren des Prinzen dabei und seine Fassung bei dem unerwarteten ungünstigen Ausgang des Attentats aussprach, erregte besonders in der Schweiz die größte Theilnahme für den Prinzen und das höchste Interesse für die weitere Entwickelung des Prozesses, welchen die französische Regierung in unbegreiflicher Verblendung gegen den Exlieutenant Laity angestrengt hatte. Während ein stilles Ignoriren des ganzen Vorfalles diesem jede politische Bedeutung genommen und denselben ebenso sehr der Vergessenheit übergeben hätte, wie die früheren Veröffentlichungen Persigny's und Noch's über den Straßburger Putsch, ließ sich das Kabinet der Tuilerieen von seiner Angst hinreißen, Laity in seiner Wohnung zu Paris, Rue Feydeau Nr. 30, verhaften und in's Gefängniß des Luxembourg bringen zu lassen, um ihm den Prozeß zu machen. Aus einem einfachen Preßvergehen sollte sonach ein Komplott und ein Attentat herausgedeutet werden, zu dessen Aburtheilung die Pairskammer sich als Gerichtshof konstituiren mußte.

Durch diese Verfügungen der Regierung geschah gerade das Gegentheil von dem, was sie beabsichtigte: der verhältnißmäßig unbedeutenden Schrift, welche ihre Absicht und ihren Zweck, sowie ihre Parteilichkeit viel zu augenfällig aufgedrückt trug, um einsichtsvolle Leser zu belehren, ward ein ungeheures Gewicht gegeben und gleichsam die Aufmerksamkeit von ganz Europa darauf hingelenkt. Die Broschüre selbst ward ungemein begehrt — desto mehr, je seltener sie war, denn die ursprünglichen Empfänger, unter welche sie ausgetheilt worden war, hatten in ihrer Angst vor der

Polizei dieselbe oft nicht einmal gelesen, sondern gleich beim Empfang zum Feuertod verurtheilt oder wenigstens sie nach dem Durchlesen zerrissen und verbrannt. Jetzt wollte Jedermann sie lesen, denn die polizeiliche Verfolgung machte die beste Reclame dafür. Man bezahlte gern ein Exemplar mit einem Louisd'or und schmuggelte eine Menge Exemplare von den in Belgien und in der Schweiz veranstalteten Nachdrücken nach Frankreich ein. In Deutschland, England, Rußland, ja im ganzen übrigen civilisirten Europa, wollte jeder Gebildete die Laity'sche Schrift lesen, um sich ein Urtheil über die Gefährlichkeit derselben zu bilden, denn sehr staatsgefährlich mußte sie ja sein, wenn man den Verfasser sogar vor den Pairsgerichtshof stellte. Die deutsche Polizei in manchen Mittel- und Kleinstaaten hatte die Verbreitung der Schrift ebenfalls verboten und dadurch das Interesse des Publikums für dieselbe noch gesteigert, denn entgegen aller Polizei-Logik und -Schlauheit wurden ja in vormärzlicher Zeit die politisch verbotenen Schriften am beeifertsten gekauft und gelesen.

Die Laity'sche Broschüre hatte übrigens Ein Verdienst: sie that dar, daß der Straßburger Putsch kein sinnloser, unüberlegter, knabenhafter Streich war, wie die literarischen Leibkosaken Ludwig Philipp's und deren gedankenlose Nachbeter ihn bezeichnet hatten, sondern die überlegte That eines Mannes, der in diesem Streben ebenso konsequent wie in dem Glauben an seine Bestimmung unerschütterlich war. Laity hatte offen ausgesprochen, daß der Versuch des Prinzen Louis Napoleon in Straßburg die erste Verwirklichung der napoleonischen Idee war, die im französischen Volke lebte und Tausende von gläubigen und begeisterten Anhängern hatte; daß es ebenso gut eine bonapartistische wie eine bourbonische Legitimität gebe, deren Geltendmachung nur eine Frage der Zeit sei, und deren Einleben in's Volk es gar nicht mehr bedürfe, da sie eine glorreiche Geschichte habe und sich auf ein Plebiscit von Vier Millionen stütze; und daß alle Kanonen, Bayonnette und Frohnvesten der Julimonarchie, die ohnedem hinter allen gerechten Erwartungen und Versprechungen zurückgeblieben war, nicht im Stande seien, diese Idee zu ertödten oder dem Volkswillen zu gebieten. Die Prätensionen Louis Napoleon's erschienen nun in einem ganz

andern Lichte als seither — und dies Alles nur dank dem Uebereifer der Regierung des Bürgerkönigs.

So vorsichtig sich auch die eingeschüchterten Pariser Zeitungen über diese Angelegenheit äußerten, so erfuhr man doch, daß alle Anhaltspunkte für die Annahme eines bonapartistischen Komplotts oder neuen Attentats fehlten und daß Laity nicht nur beharrlich alle Schuld auf sich allein nahm und alle Folgen seiner That zu tragen sich erbot, obschon er gegen Vergewaltigung protestirte und sich nur eines mit vollkommen klarer und bewußter Absicht begangenen Preßvergehens schuldig bekannte, sondern daß die Polizei auch nicht einen einzigen Mitschuldigen außer dem Buchdrucker Thomassin aufgebracht hatte. Selbst jenen Lombard, den unsere Leser schon als Theilnehmer am Straßburger Attentate kennen gelernt haben und der damals in Paris als Arzt praktizirte und beinahe der einzige Umgang Laity's war, hatte man nicht zu verhaften gewagt. Das ließ ahnen, daß der Prozeß keine der Hoffnungen erfüllen würde, welche die Regierung darauf setzte.

* * *

An einem herrlichen Juli-Morgen waren der Prinz, Persigny, Conneau und einige Gäste von einer Entenjagd in den schilfigen Untiefen des Untersees zurückgekommen und im „Adler" zu Ermatingen zu einem Jagdfrühstück eingekehrt, wozu noch Herr Ammann und einige andere Bekannte aus Ermatingen erschienen. Der feurige Wein ward nicht gespart und die Köpfe wurden warm und die Herzen offen, und man sprach über das Schicksal Laity's und den gegen diesen eingeleiteten Prozeß. Alle diejenigen, welche Laity persönlich kannten, rühmten die Energie und den Enthusiasmus, mit welchen sich der kleine Exlieutenant dieser Aufgabe hingegeben hatte.

„Ja, meine Freunde!" sagte der Prinz mit einem ungewöhnlichen Nachdruck, „ich kann Sie versichern, daß ein Mann wie Laity ein halbes Tausend gewöhnlicher Parteigänger aufwiegt. Laity ist ein Charakter, wie man deren heutzutage wenige trifft, ein Mann von wahrhaft antiker Seelengröße. Wer mir näher steht, der weiß, wie sehr ich Laity abrieth, sich auf dieses Unternehmen einzulassen.

Er war mir allzu werth und um seiner Kühnheit, seines Muthes, seines durchdringenden Scharfblicks, seiner militärischen Erfahrung willen zu unentbehrlich, als daß ich ihn den Wechselfällen aussetzen wollte, denen er im Kampfe gegen die Willkür und Gewalt verfallen konnte. Allein er war unerschütterlich in seinem Vorhaben. „Meine Ehre fordert es, mein Prinz, und die Ihrige," sagte er; „die Regierung des bösen Gewissens" — so nennt er ebenso kurz wie treffend die Regierung der Juli-Monarchie — „hat unsere Schilderhebung in Straßburg als einen knabenhaften thörichten Jugendstreich der Lächerlichkeit preisgegeben, aber wir sind Männer und wissen was wir wollen. Es ist unerläßlich, daß wir vor der Welt jene Verleumdungen und Verketzerungen in eclatanter Weise zurückweisen, erst durch den Protest, welcher in meiner Broschüre und den darin enthaltenen Thatsachen und Prinzipien enthalten ist, dann vor den Schranken des Gerichts, vor welche mich meine Autorschaft jedenfalls führen wird. Meine Freisprechung hat mir nicht genützt, denn sie hat mich der Lächerlichkeit und dem Gespött preisgegeben; alle Welt wird sagen: man hat ihn nicht zu verurtheilen vermocht, weil sein Vergehen ein toller Knabenstreich war. Aber ich habe gehandelt aus Ueberzeugung, aus vollem Bewußtsein, und ich will die Verantwortung dafür tragen, indem ich den Gegnern dies vor einem neuen Gerichtsforum offen in's Gesicht werfe und begründe. Das bin ich mir, meiner Vergangenheit, meiner Ehre, meiner Zukunft und der Sache schuldig, die ich vertrete!" — So sprach er, meine Freunde, und verlangte es von meiner Freundschaft, daß ich ihn gewähren lasse. Und meine Hochachtung für die Seelengröße und Mannhaftigkeit eines solchen antiken Charakters, den ich nur bewundern kann, zwang mich, ihm seinen Willen zu lassen, allein er hat sich die höchsten Ansprüche auf meine lebenswierige Dankbarkeit erworben, und ich sah ihn mit der Ueberzeugung scheiden, daß ich meine Sache in keine besseren, treueren und geschickteren Hände legen konnte. Gedenken wir heute des Abwesenden mit all der Verehrung und Liebe, die er verdient!"

„Herr Armand Laity lebe! Möge ihm unser Gruß vom Ufer des fernen Bodan das Ohr klingen machen; er lebe hoch!" rief Herr Ammann, welcher den ernsten Laity ohnedem liebgewonnen hatte.

Die Gläser klangen hell an einander und die Blicke der Tischgäste zeigten, daß es ihnen mit dieser Huldigung gegen den Abwesenden ernst war.

„Ich glaube, man wird mit Herrn Laity nicht strenge in's Gericht gehen können," äußerte einer der jüngeren Schweizer Gäste; „der Umstand, daß man von Seiten der Regierung an eine Entschädigung für die Gräfin von Lipona denkt, beweist genugsam, daß Ludwig Philipp sich keine Blöße vor der Nation geben, sondern eine Art von Gerechtigkeit üben will."

„Gestatten Sie mir diese Ansicht einigermaßen zu widerlegen, mein Herr," entgegnete Mocquard, der ehemalige Sekretär der verstorbenen Königin Hortense, dem Sprecher. „Die Thatsachen liegen bezüglich dieses Falles anders. Ihre Majestät die Königin Caroline von Neapel besaß das Schloß Neuilly sammt allem Zubehör, eine stattliche Besitzung, deren Werth man dreist auf eine halbe Million, wo nicht auf mehr, anschlagen kann. Es war ihr persönliches Eigenthum. Ludwig Philipp bekam das Besitzthum als Geschenk aus der Beute der Restauration und hat es zum Familiengute der Orleans erhoben. Allein die Usurpation vermag die Besitztitel der Königin Caroline nicht aufzuheben. Rechtlich wäre Ludwig Philipp verpflichtet, der Königin Caroline den annähernden Werth jener widerrechtlich usurpirten Besitzung zu vergüten. Allein wir kennen Alle den schmutzigen Geiz des ehemaligen Herzogs von Orleans, dem es nun bequemer ist, die Kammern zu veranlassen, daß sie der Königin Caroline aus dem Staatsschatz eine Art Almosen reichen, das man derselben in ihrer Bedrängniß als einer Schwester des großen Napoleon reiche, gleichsam als eine dankbare Anerkennung der hohen Verdienste des Kaisers um Frankreich, und daß man eher einen Akt der Großmuth von Seiten der französischen Nation übe, als daß der an der Börse spekulirende Bürgerkönig in dieser Angelegenheit seine eigene Börse ziehe. Ich glaube also annehmen zu dürfen, daß alle Einsichtsvollen der Nation in demjenigen, was der Königin Caroline gereicht werden soll, kein billiges Zugeständniß des dermaligen Königthums an die Napoleoniden, sondern eine That des heiligen Crispinus von Seiten des Bürgerkönigs, eine für diesen ebenso bequeme als wohlfeile Abfindung für die

unleugbaren Privatrechte der Königin Caroline sehen. Natürlich werden alle die offiziellen und offiziösen Journale nun diese Unterstützung als einen Akt seltener Großmuth und Güte des Bürgerkönigs preisen, und alle Präfekturblätter in dieselbe Posaune stoßen. Aber gerade damit wird man die Schändlichkeit zu maskiren suchen, die in dem Prozesse gegen Herrn Laity liegt, der zu einem Opfer der Willkür und Kabinetsjustiz ausersehen ist, wie ich mir als französischer Jurist gar nicht verhehlen kann."

„Wahr, sehr wahr!" rief Herr v. Persigny; „die Dotation an die Königin von Neapel soll die Grausamkeit und Feigheit des Verfahrens der Regierung gegen Herrn Laity decken!"

„Und es ist Ihre Pflicht, meine verehrten Herren Bürger der freien Schweiz, diese korrekte Ansicht von der Sachlage mit allen Mitteln der Publicität unter dem edlen Schweizer-Volk bekannt zu machen, um den aufgeklärten und vorurtheilsfreien Söhnen dieser alten Republik den richtigen Begriff von dem Charakter des Bürgerkönigs und seiner feilen Trabanten zu geben, welche mit Verletzung aller Rechte der freien Selbstbestimmung die Schweiz nun zwingen wollen, einen ihrer treuesten und verdientesten Bürger, unsern allverehrten Prinzen, zu verbannen!" setzte Mocquard hinzu.

„Das wird nie geschehen, so lange noch Ein Schweizer Bürger die Muskete führen kann!" riefen einige der jüngeren Schweizer Gäste. „Es ist Ehrensache der Schweiz, für ihren loyalen Bürger und Kameraden einzustehen; es ist Pflicht für jeden Bürger, für seinen verdienten Kameraden, den eidgenössischen Artillerie-Hauptmann Prinzen Louis Napoleon Bonaparte einzustehen!"

„Ja, ja, Alle für Einen! Einer für Alle!" riefen die übrigen Schweizer.

„Ich danke Ihnen, meine Freunde, denn Sie anerkennen dadurch meine eigenen unveräußerlichen Empfindungen für dieses Land, dessen Bürger zu sein mein Stolz, dessen Wohlfahrt mein stetes Augenmerk ist und dem ich jedes Opfer zu bringen im Stande bin!"

„Auch ist hier zu bedenken, meine sehr verehrten Herren Schweizer Bürger," fuhr Herr Mocquard fort, „daß es sich hier nicht um ein Asylrecht handelt, das die freie Schweiz einem von

der Ungunst des Geschicks und von der Willkür verfolgten Manne gewährte, sondern einem Eingesessenen, einem Bürger der Schweiz, einem Manne, der mit Leib und Leben dem Dienste des neuen Adoptiv-Vaterlandes sich hinzugeben bereit ist, einer Magistratsperson, einem Mitglied des großen Raths des Kantons Thurgau, dem Sohne einer erlauchten, erhabenen Frau, welche ihren langen Aufenthalt in diesem Lande durch unzählige Wohlthaten gegen Arme und Bedrängte aller Art verherrlicht hat ...."

„Stille hievon, mein lieber Mocquard!" entgegnete der Prinz. „Geltendgemachte Wohlthaten verlieren ihr Verdienst. Was meine theure Mutter that, entsprang keiner niedrigen Berechnung, sondern dem unabweisbaren Drange eines guten großen Herzens, dem sie an jedem Ort und in jeder Lebenslage folgte."

„Die Schweiz wird nie vergessen, was sie sich selber schuldig ist, mein Prinz, und was sie Ihnen und der verstorbenen Königin Hortense schuldet!" sagte der ältere Herr Ammann mit wirklicher Gemüthsbewegung. „Allein damit dieses Bewußtsein unserer Verpflichtungen auch ein dauernd lebendiges und allgemeines werde, mein Prinz, komme ich wieder auf meinen früheren unmaßgeblichen Vorschlag zurück: trotz Ihrer Trauer, mein Prinz, und jener nicht genug zu bewundernden Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, welche Sie abhält, im gegenwärtigen Augenblicke öffentlich aufzutreten, sollten Sie uns dennoch die Ehre geben, auf dem bevorstehenden eidgenössischen Freischießen in St. Gallen mit zu erscheinen und unter Ihre Mitbürger zu treten ...."

„Ihr Vorschlag ist wohlgemeint, mein lieber väterlicher Freund, und macht Ihrem Herzen und mir alle Ehre, aber Sie kennen meine Gegengründe!" fiel ihm der Prinz lebhaft in's Wort.

„Gründe, die ich nicht gelten lassen kann, mein Prinz! Wir feiern ein eidgenössisches, ein nationales Volksfest, das nichts mit der auswärtigen Politik zu thun hat, sondern ein Verbrüderungsfest aller waffenfähigen und waffengewohnten Männer der Schweiz ist und in Jedem das Gefühl des gegenseitigen Vertrauens und der Solidarität wecken soll — da dürfen Sie uns nicht fehlen, mein Prinz," rief Herr Ammann lebhaft und von dem Beifall

der schweizerischen Gäste unterstützt, die nun mit energischen Bitten in den Prinzen drangen.

Gleich darauf entfernten sich einige der jüngeren Schweizer und kehrten nach einer Weile zurück, zu einer Deputation mit andern Ermatinger Schützen vereinigt, welche dem Prinzen nun die förmliche Bitte vortrugen, daß er, als der Präsident des thurgauischen kantonalen Schützenvereins, die Thurgauer Schützen beim Einzuge zum eidgenössischen Schützenfeste in St. Gallen anführe und mit der Kantonsschützenfahne marschire. Diese Demonstration hatte nichts Gemachtes und Verabredetes; sie war extemporirt, sie entsprang der augenblicklichen Stimmung der Gäste, entsprach aber auch der zeitweiligen Stimmung in der ganzen Schweiz, und der Prinz konnte einer solchen Bitte sich nicht entziehen, ohne seine Nachbarn und Mitbürger zu beleidigen; — zugleich aber kam es ihm auch ganz gelegen, bei einem derartigen Nationalfeste politisches Kapital zu machen und das Selbstgefühl der Schweizer zu entflammen. Er ließ sich daher eine Weile bitten, stimmte dann aber zu und versprach, an der Spitze seiner lieben thurgauischen Schützenbrüder mit nach St. Gallen zu ziehen. Natürlich wurde die Deputation sofort eingeladen, am Tische Platz zu nehmen und nach gut helvetischer Sitte in feurigem Neftenbacher- und Karthäuser-Wein Bescheid zu thun, was natürlich in enthusiastischen Toasten auf das „Vaterland", die Freiheit und den Prinzen gipfelte.

Während des letzten Toastes war ein Herr eingetreten, dessen ernste, verständige Züge vom Gehen erhitzt schienen. Seine Kleidung war bürgerlich einfach, sein Gebahren schlicht und anspruchslos, seine Züge nicht eben durch besondere Regelmäßigkeit oder Schönheit auffallend, aber doch lag in ihnen und besonders im Blicke der dunklen und ziemlich tiefliegenden Augen des etwa dreißigjährigen Mannes etwas, das ihn auf den ersten Blick auszeichnete und als einen bedeutenden Menschen erkennen ließ. Der Ankömmling hatte sich während des Toastes bescheiden an der Thüre gehalten und nur mit den Augen den Prinzen gesucht. Als er sich jedoch nun dem Prinzen näherte und von einigen der Gäste be-

merkt wurde, begrüßte man ihn allseitig mit Zeichen ungewöhnlicher Achtung.

„Ah, der Herr Oberrichter! der Herr Nationalrath! der Herr Tagsatzungs-Deputirte!“ riefen die Einen, während Andere ihm mit dem vertraulichen Rufe: „Grüß Dich Gott, Konrad!“ oder „Gott willkomm', Kern!“ die Hand zu biedrem Handschlag entboten.

„Willkommen, meine Herren! Guten Tag, mein Prinz! Bitte, lassen Sie sich nicht stören!“ hub der Ankömmling bescheiden und freundlich an; „ich suchte den Prinzen auf dem Arenenberg auf und ward hieher gewiesen.“

„Seien Sie mir tausendmal willkommen, lieber Freund!“ rief der Prinz und nöthigte Herrn Kern, neben ihm am Tische Platz zu nehmen. „Wie bedaure ich, daß Sie mich nicht zu Hause getroffen. Aber ich vermuthete Sie in Bern.“

„Eine Familiensache hat mich vorübergehend nach Hause gerufen und da wollte ich denn nicht versäumen, auch Ihnen von Berlingen aus einen kurzen Besuch zu machen, mein Prinz, und Ihnen über Manches zu berichten, was sich in unserer Bundesstadt neuerdings zugetragen hat. Zuvörderst aber gestatten Sie mir, Ihnen die neueste Nummer des „National“ und einen Brief zu übergeben, welcher Ihnen durch meine Vermittelung zugesandt wird. Bitte, lesen Sie ihn ohne Rücksicht auf mich, denn der Brief kommt von Paris!“

„Es ist die Handschrift des Herrn Lombard, so viel ich sehe .... ohne Zweifel Nachrichten von unserem braven Laity .... ah, der Brief ist sogar von Laity selbst!“ sagte der Prinz und trat rasch an's Fenster, um den Inhalt zu überfliegen, während Persigny, Conneau und Mocquard sich des neuen Gastes annahmen, den ihr Gebieter so sehr hochachtete.

Konrad Kern, der später einer der bedeutendsten Staatsmänner der Schweiz ward, verdiente diese Auszeichnung auch sowohl hinsichtlich seiner Kenntnisse und Talente, wie um seines trefflichen Charakters und der aufrichtigen Freundschaft willen, die ihn mit dem Prinzen verband. Sie waren Altersgenossen und gleichsam Nachbarn, denn Berlingen, der Geburtsort Kern's, ist ja kaum eine halbe Wegstunde von Arenenberg entfernt, und Kern, welcher

in Basel Theologie, dann aber in Heidelberg, Berlin und Paris die Rechte studirt hatte und mit den Empfehlungen der Königin Hortense in vielen angesehenen Häusern in Paris eingeführt worden war, hatte durch seine gediegenen Kenntnisse und seinen scharfen Verstand und frühen politischen Scharfblick dem Prinzen stets imponirt und den anregendsten und lehrreichsten geselligen Verkehr geboten. Von seinen Studien und Reisen heimgekehrt, hatte der junge Mann in gerechter Anerkennung seiner Tüchtigkeit sogleich als Vorsitzender im Obergericht und Präsident des Unterrichtsraths seines Heimathkantons Verwendung gefunden und vertrat seit Jahresfrist auch einen Wahlkreis seines Kantons in der Tagsatzung.

„Meine Freunde!“ wandte sich der Prinz nach flüchtiger Durchlesung des Briefes lebhaft erregt an seine Gäste, — „wir haben vorhin von unserem erprobten Freunde Laity gesprochen, dem ich erst vor wenigen Tagen einen Brief zugesandt habe, welchen er für seine Vertheidigung vor dem Pairsgerichtshofe nach Belieben verwenden kann. Noch ehe mein treuer Armand diesen erhalten, sendet er mir wieder einige Zeilen, die für sein mannhaftes treffliches Herz und seinen hohen Sinn zeugen und die ich Ihnen vorzulesen erbötig bin, wenn Sie sich dafür interessiren.“

Und da alle Anwesenden stürmisch darum baten, las Prinz Napoleon Folgendes:

„Gefängniß des Luxembourg, Paris, 6. Juli 1838.

„Mein theurer Prinz!

„Wie Sie bereits aus den Zeitungen erfahren haben werden, hat sich die Pairskammer, vor welcher mein Prozeß abgehandelt werden soll, am 21. Juni zum Gerichtshof konstituirt, am 28. den Bericht der Untersuchungs-Kommission angehört und die Eröffnung der gerichtlichen Verhandlungen auf den 9. Juli festgesetzt. Ich befinde mich ganz wohl und bin voll frischen Muthes, denn ich freue mich auf die Gelegenheit, vor den höchsten Gesetzgebern unserer Nation freimüthig Zeugniß abzulegen für unsere Vergangenheit und für Ihre heilige Sache. In den verschiedenen Verhören, welche der Kanzler Pasquier mit mir anstellte, habe ich diejenige Haltung beobachtet, welche mir meine Ehre, mein Ge-

wissen und die Hochachtung für die Sache, die ich vertrete, vorschrieben. Ich habe mich nicht geschont, aber noch weniger den Herrn Kanzler, dem manches meiner Epigramme die Röthe der Scham auf die Stirne getrieben haben müßte, hätte dieser Mann aller Parteien, diese Wetterfahne der verschiedensten Dynastieen, nicht längst die Fähigkeit abgelegt, noch über sich selbst zu erröthen.

„Ich sehe mit Spannung dem Briefe entgegen, welchen Sie mir versprochen haben, mein Prinz, und werde den zweckentsprechendsten Gebrauch von demselben machen. Das System meiner Vertheidigung, welche Herr Michel von Bourges übernommen hat, wird einfach sein: ich werde protestiren gegen jede andere Schuld, als die eines Preßvergehens, und die versuchten Anschuldigungen von Komplott und Attentat gegen die Staatsregierung werden als gegenstandslos hinfällig werden.

„Diesen Standpunkt wahrend, werde ich aber nicht ermangeln, die ganze Verantwortung für meine Handlungsweise zu übernehmen und dabei nachzuweisen, daß ich gleichwohl vor der Nation den Prinzen Louis Napoleon Bonaparte repräsentire, welchen die Regierung mit diesem Prozesse gewissermaßen in meiner Person anzugreifen und zu schädigen sucht. Ich werde aber bei dieser Gelegenheit auch schonungslos darthun, welche niedrigen Mittel politischer Intriguen und welche verleumderischen diplomatischen Ränke die dermalige Regierung anwendet, um Sie, mein Prinz, aus Ihrer neuen Heimath zu vertreiben. Ich werde hervorheben, wie armselig es ist, aus der vollbewußten und klar vorliegenden That eines Einzelnen ein scheinbares Komplott herausdeuten zu wollen, um einen Unschuldigen zu verfolgen und Ihnen ein Asyl zu rauben. Ich werde hervorheben, wie schwach und feige und in ihre eigene Kraft und Dauer mißtrauisch eine Regierung ist, welche einen einzelnen Mann in einer Entfernung von zehn Meilen jenseit der Landesgrenze fürchtet, und wie sehr sie irrt, wenn sie, die napoleonische Idee verkennend, sich durch die Verfolgung des Trägers derselben zu sichern sucht.

„Mit Einem Worte, mein theurer Prinz, sorgen Sie sich nicht um mich, denn ich bin auf jede Folge meines Schrittes, auf jede Gewaltthat meiner Gegner gefaßt und werde keine Gelegenheit

versäumen, daraus Waffen gegen die Gegner zu schmieden und Ihrer gerechten Sache zu dienen.

„Genehmigen Sie, mein theurer Prinz, die Versicherung meiner unwandelbaren Treue und Verehrung.

Armand Laity.“

„Der neunte Juli — das war vorgestern!“ sagte der Prinz, als der Beifallssturm schwieg, mit welchem der Inhalt dieses Briefes schließlich begrüßt wurde. „Mein wackerer Freund hat also bereits vor seinen Richtern gestanden! Ich bin begierig zu vernehmen, welches Schicksal ihm bereitet wurde. Welcher Art dasselbe aber auch sein möge, auf meinen Dank hat er die größsten Ansprüche. — Sie entschuldigen mich nun wohl, meine Freunde, wenn ich Ihren Kreis verlasse und dem Vicomte von Persigny die freundliche Pflicht übertrage, die Honneurs zu machen. Der Gedanke an meinen armen braven Laity stimmt mich wehmüthig!“

Alle fanden diese Empfindung eben so erklärlich wie ehrend für den Prinzen und schmeichelhaft für dessen treuen Freund, und auf einen bedeutsamen Wink gegen Herrn Kern verließ der Prinz, von diesem gefolgt, nach kurzem Abschiede von seinen Jagdgenossen und Gästen, das Wirthshaus und schritt Arm in Arm mit dem jungen Nationalrath durch das Dorf, wo ihn Jedermann freundlich grüßte, und dann an der Villa Zappi vorüber durch die Baumgärten und Weinberge die Fahrstraße nach dem Arenenberg hinan.

„Wie steht es in Bern um meine Angelegenheit, lieber Kern?“ fragte der Prinz; „denn irre ich mich nicht, so ist Ihr freundlicher Besuch bei mir doch von dem Wunsche eingegeben, mir Ihren bewährten Rath zu ertheilen!“

„Dessen bedürfen Sie nicht, mein Prinz, denn Sie sind vollgültiger und vollkommen ermächtigter und berechtigter Schöpfer Ihres Geschicks,“ erwiderte Herr Kern. „Allein es war mir allerdings Bedürfniß, Sie einigermaßen über die Ereignisse in der Bundesstadt auf dem Laufenden zu erhalten. Ich bin erfreut, Ihnen sagen zu können, daß Ihre Aktien vortrefflich stehen, mein Prinz. Die vorherrschende Stimmung in der ganzen Tagsatzung

geht dahin, daß Ihr Aufenthalt in der Schweiz ein vollkommen berechtigter ist, da Sie unser Mitbürger sind, daß Ihr Gebahren uns keinerlei Grund gibt, gegen Sie einzuschreiten, insofern wir es noch als unerwiesen ansehen, daß Sie sich mit praktischer Politik oder irgend welchen Umtrieben abgeben, und daß es eine höchst willkürliche Deutung der französischen Regierung ist, wenn man das Preßvergehen eines Dritten für ein Attentat erklärt, das Sie gegen einen Nachbarstaat begehen. Aus all diesen Gründen ist man daher auch in Bern fest entschlossen, keinerlei Schritte gegen Sie zu thun und die Noten des französischen Ministers des Auswärtigen ruhig zu den Akten zu legen. Dem Herzog v. Montebello, dem französischen Gesandten, ist es ohnedem wohl nicht so sehr Ernst mit dem Eifer, amtlich gegen Sie einzuschreiten, denn er kennt aus verschiedenen Unterredungen mit maßgebenden Persönlichkeiten und einheimischen Staatsmännern die Richtung der öffentlichen Meinung Ihretwegen, mein Prinz!"

„Sie glauben also, daß ich der Schweiz keinerlei Verlegenheiten bereite, falls ich ruhig bleibe, lieber Kern?"

„Nicht die mindesten, mein Prinz! Falls Sie sich ruhig verhalten und keine politischen Intriguen in Scene setzen und sich die Agents-provocateurs des Bürgerkönigs hübsch vom Leibe halten, so wird man nicht mit Recht über Sie klagen können, und wir haben so lange das Recht und die Pflicht, unsern Mitbürger zu beschützen. Es ist uns wegen der politischen Flüchtlinge in den letzten Jahren so viel Demüthigendes angesonnen und so viel Vergewaltigung gegen uns verübt worden, daß es einmal an der Zeit und willkommen ist, darzuthun, daß wir mit gebührender Eifersucht auf unsere staatliche Unabhängigkeit und freies Selbstbestimmungsrecht halten und uns nicht von jeder Laune und papierenen Drohnote irgend eines servilen Ministers in's Bockshorn jagen lassen wollen. Die schweizerische Unabhängigkeit soll auch einmal erprobt werden. Europa soll sehen, daß wir — wie klein wir auch sind einer Macht wie Frankreich gegenüber — doch als Männer fühlen und nöthigenfalls mit den Waffen in der Hand für das Recht einstehen, im eigenen Hause frei schalten und walten zu dürfen. Dies Gefühl beherrscht und durchglüht dermalen alle wackeren Gemüther; jeder

mannhafte ehrliche Schweizer ist bereit, mit Gut und Blut dafür einzutreten, und das Beispiel von diesen muß auch die Laulinge und Pfaffenknechte aus ihrer Stumpfheit und Gleichgültigkeit aufrütteln!"

„Ich danke Ihnen für diese erhebende Mittheilung, mein theurer Freund!" erwiderte der Prinz mit blitzenden Augen. „Ich fühle mich ordentlich gehoben durch Ihre Worte, ordentlich stolz darauf, diesem Lande, diesem mannhaften Volke anzugehören, dem ich mit unauslöschlicher Dankbarkeit und von ganzer Seele zugethan bin ... Es drängt mich, dies meinen wackeren Mitbürgern offen und ehrlich in's Gesicht zu sagen, und es würde sich dazu auf dem Schützenfeste in St. Gallen die erwünschteste Gelegenheit dazu bieten. Gerade ehe Sie uns durch Ihr Kommen erfreuten, mein Freund, ward ich von einer Deputation förmlich bestürmt, das Schützenfest in St. Gallen zu besuchen. Mein Beruf, mein Herz ziehen mich dorthin — es wird mir unbeschreiblich wohlthun, mich inmitten einer Nation von mannlichen, wehrhaften Bürgern zu wissen, und ich habe mein Wort gegeben, dort zu erscheinen, — aber wird man darin nicht eine politische Demonstration sehen?"

„Ihre Gegner und alle Uebelwollenden ohne Zweifel, mein Prinz! Allein was kann das Sie kümmern?" rief Kern. „Sie mögen thun oder lassen was Sie wollen, so wird man in den Tuilerieen es gegen Sie zu deuten suchen! Aber mit uns Schweizern ist es ein Anderes! Was kümmern uns Frankreich und die dynastischen Interessen des Bürgerkönigs, der unser Land am liebsten zum Frühmahl verspeisen möchte? Unsere nationalen Feste sind unsere eigene Sache, die wir uns nicht verkümmern lassen. Als Ehrenbürger der Schweiz stehen auf Ihrer Seite Recht und Pflicht, diese Feste mitzufeiern, mein Prinz! Sie haben Takt genug, dort in einer Weise aufzutreten, durch die Sie sich weder den Großmächten noch uns Schweizern gegenüber etwas vergeben werden. Ihren Mitbürgern jedoch können Sie keine größere Freude und Genugthuung bereiten, als indem Sie sich unter den Schützenbrüdern der ganzen Eidgenossenschaft zeigen, unter den Männern die Ihnen und der Ehre und Unabhängigkeit des Vaterlandes zu Liebe bereit sind, jeden Augenblick den Stutzer von der Wand zu

nehmen und fremde Anmaßung von unseren Grenzen ferne zu halten — Sie sind dies, glaube ich, sogar unseren Schweizer Mitbürgern schuldig mein Prinz!"

„Ich danke Ihnen, mein lieber, treuer Freund! Aehnlich wie Sie sprachen vorhin auch Herr Ammann und die anderen Freunde!" sagte der Prinz und drückte Herrn Kern die Hand. „Allein für eine Demonstration wird es mir jedenfalls ausgelegt werden!"

„Mag sein, mein Prinz! uns Schweizern gegenüber ist es nur eine Empfehlung, wenn Sie lieber unter uns erscheinen, Aug' in Auge, als ein Mann, anstatt sich vor den papierenen Kanonenschüssen von den Tuilerieen gleichsam in ein Mäuseloch zu verkriechen. Ihrer Mannhaftigkeit wird es nur zur Ehre gereichen, und an der allgemeinen Sachlage kann es nichts verschlimmern!"

„Wie meinen Sie das, mein Freund?"

„Jenun, mein Prinz, mich dünkt, die Verhältnisse liegen ganz klar für Jeden, der nur sehen will. Die Proportionen, welche die französische Regierung dem Prozesse gegen Herrn Laity gab, der einfach in etwas herausfordernder Weise ein ganz gewöhnliches Preßvergehen begangen, welches man nun zu einem Staatsverbrechen emporgeschraubt hat, beweisen genugsam, daß Graf Molé und die übrigen Rathgeber des Bürgerkönigs im Voraus entschlossen sind, Herrn Laity um jeden Preis eines schweren Verbrechens schuldig zu finden und eine strenge Verurtheilung gegen denselben zu erzielen, um auf diese Grundlage hin die garantirenden Großmächte zu gemeinsamem Einschreiten gegen Sie, mein Prinz, und die Schweiz zu veranlassen. Nach dem geschlossenen Prozesse wird es Drohnoten und Reclamationen auf den Tisch der Tagsatzung regnen, und wir werden hartköpfig sein und alle Anmuthungen abweisen und es bis zum Kriege kommen lassen — d. h. auf dem Papier, denn dem Bürgerkönig wird es niemals mit dem Kriege Ernst sein. Wir Schweizer reiben uns aber die Hände, denn das ganze Verfahren, welches das Kabinet der Tuilerieen eingeschlagen hat, ist nicht nur eine Thorheit, sondern ein Verbrechen an sich selbst. Wenn König Louis Philipp auf dem Throne zu Paris in dem einfachen Schweizerbürger Prinz Louis Napoleon auf dem Arenenberg einen solch gefährlichen Gegner sieht, daß er dessen Beseitigung

aus der Nähe der Grenze mit einem solch furchtbaren Apparat durchsetzen zu müssen meint, so verurtheilt der Bürgerkönig sich und sein Recht vor der ganzen Mit- und Nachwelt, und zeigt der französischen Nation und der ganzen Welt den einzelnen Gegner als den berechtigten Prätendenten auf die Krone des heiligen Ludwig . . . Sie könnten sich von Ihren eigenen Freunden keine wirksamere Empfehlung und Reclame wünschen, mein Prinz, als diejenige, welche Ihnen die geheime Angst und das schlechte Gewissen Ihres Rivalen in den Tuilerieen bereiten. Nie hat ein Usurpator sich selbst so sehr vor der Welt verurtheilt, wie Louis Philipp!"

„Sie haben Recht, mein lieber, treuer Freund! Sie haben in klare beredte Worte gekleidet, was mir seitdem dämmernd vorschwebte, was ich mir aus Schüchternheit und Bescheidenheit kaum zu gestehen wagte!" rief der Prinz freudestrahlend. „Sie haben mir einen ungemeinen Dienst geleistet, mich in meinen eigenen Augen erhoben! Ich danke Ihnen von Herzens Grunde!"

„Bitte, bitte, mein Prinz! danken Sie dem alten Manne in den Tuilerieen dafür, der vor lauter Schlauheit den geschichtlichen Blick verloren hat!" erwiderte Kern lachend. „Dieses ganze Ereigniß wird in den Annalen der Geschichte dereinst als eine große Komödie verzeichnet stehen, deren komische Wirkung um so größer ist, als alle Betheiligten ihre Rollen scheinbar mit dem größten Ernste spielen — Ihre Gegner vor Allem, mein Prinz! Aber wir Beide wollen uns den unbefangenen Blick erhalten und die Komödie in ihrem wahren Lichte erblicken, denn wir wissen ja, daß kein einziger scharfer Kanonenschuß abgefeuert werden wird. Sie, mein Prinz, werden es um Ihrer selbst willen nicht zum Kriege kommen lassen, sondern im opportunen Augenblick die Bürgertugend der Entsagung üben, der Gewalt weichen und das ganze Odium der Willkür auf den Kopf des Bürgerkönigs legen!"

„Lassen Sie sich umarmen, lieber Kern!" rief der Prinz seelenvergnügt und sich sichtlich gehoben fühlend. „Sie sind ein ebenso treuer Freund wie ein Mann von genialem staatsmännischem Blick. Ich pflichte Ihrer ganzen Auffassung der Lage bei, aber über zwei Punkte bin ich skeptisch . . . ."

„Nun? und diese wären, mein Prinz?“ fragte Herr Kern aufmerksam und blieb stehen.

„Falls es nun dem Bürgerkönig wirklich um ein Bißchen Krieg zu thun wäre, um die murrende Armee zu beschäftigen und sich vielleicht ein Fetzchen Land im Jura oder Pruntrut zu annexiren, falls es also wirklich zum Kriege käme und Handel und Wandel stockten, die Bürger ausmarschiren müßten und manche vielleicht nicht mehr nach Hause kämen, — so sorge ich, mein lieber Freund, daß sich unter unsern Mitbürgern doch manche sehr ärgerlich und enttäuscht über diese Folge ihres Mitgefühls für den Mitbürger äußern und daß ich namentlich im Falle einer Niederlage meine Popularität in der Schweiz verlieren würde! . . . . Sie kennen mich genugsam, lieber Kern, daß ich meinerseits jedes Opfer bringen — jede Konsequenz ruhig tragen würde, aber um der Schweiz willen bin ich besorgt — man könnte es sie entgelten lassen, und ich möchte namentlich meine wackeren Mitbürger in der ganzen Eidgenossenschaft nicht in Nachtheil bringen!“

„Diese Gesinnungen ehren Sie sehr, mein Prinz, aber Sie brauchen sich darüber keine Gedanken zu machen!“ erwiederte Kern lebhaft und im Tone einer innigen Ueberzeugung. „An Indolenten und Feigen, denen diese Kriegsdrohung ein Dorn im Auge, weil eine Störung in ihrer Behaglichkeit ist, wird es nicht fehlen; aber was kümmert dies uns, welche wir wissen, daß ein Krieg oft eine Wohlthat für ein Land, eine Rettung für eine Nation ist, weil der Krieg ein Volk verjüngt, mannhaft macht und jenem Schlendrian der gemeinen Erwerbsucht, jenem Ringen und Haschen nach Geld und Behagen entreißt, unter welchem allmählig alle besseren geistigen und sittlichen Kräfte eines Volks verkümmern und untergehen! Ich meines Theils hege die unerschütterliche Ueberzeugung, mein Prinz, daß uns Schweizern eine solche militärische Aufregung, eine solche Krise in der politischen Atmosphäre heilsam ist, denn unsere sociale ist nur allzu überreich geschwängert mit Materialismus und Mammonssucht. Wir haben keine Staatsschulden, viele Freiheiten, geringe Abgaben, eine rührige Industrie, einr fleißige sparsame Bevölkerung, einen zahlreichen wohlhabenden Mittelstand mit einer ziemlich hohen Durchschnittsbildung; redlicher Fleiß verlohnt sich

nirgends besser als bei uns in der Schweiz. Allein der Kultus der materiellen Interessen hat eine Höhe erreicht und eine Breite angenommen, daß er alle anderen Bestrebungen und Strömungen überfluthet und uns in das engherzigste, armseligste Philister- und Kleinbürgerthum zu versenken droht, in welchem der wackere Gemeinsinn und das solidarische Gemeingefühl unserer Altvordern zu ertrinken und unterzugehen droht. Aus diesem Schlamm und dieser Ueberschwemmung kann uns nur ein Krieg reißen oder eine Kriegsgefahr, wie diejenige, welche uns nun ziemlich deutlich von Westen droht! Das mannhafte Gefühl der alten Eidgenossen und der Schweizer Bürger- und Freiheitsstolz muß dadurch geweckt werden und wieder aufflammen und so auch die Trägen und Lauen mit sich fortreißen und die Zaghaften und Mammonsjünger zum Schweigen bringen! Ich sehe nun eine Rettung und Auffrischung unseres Volksgeistes darin, daß wir einmal ernstlich von außen bedroht werden und unsere Zusammengehörigkeit und die Solidarität unserer nationalen Interessen wieder lebhaft zum Bewußtsein gebracht erhalten, mein Prinz! Dagegen ist mir nicht minder klar, welche Gefahren die Schweiz und deren ganze Existenz laufen würde, wenn wir feig und ehrvergessen genug wären, uns Alles bieten zu lassen, was fremde Kabinette in rein dynastischem Interesse von uns verlangen, wenn wir nicht mehr Herren im eigenen Hause bleiben wollten, wenn wir armselig genug wären, den unverschämten Anmuthungen jener modernen Paphlagonier nachzugeben, mit welchen sich der Bürgerkönig an der Seine umgeben hat und die ihm mit ihren Schmeicheleien und ihrem Schweifwedeln den klaren politischen und geschichtlichen Blick trüben!"

„Sie haben ganz Recht, lieber Freund! aber wird die Tagsatzung auch so denken?" fragte der Prinz lebhaft.

„Warum hieran zweifeln, mein Prinz!" erwiderte Herr Kern achselzuckend. „Jeder wahre biedere Schweizer wird nicht um Franken und Batzen rechnen, wenn Ehre und Bestand des Vaterlandes und Ansehen nach außen auf dem Spiele steht und wenn die gemeinsame Gefahr endlich dem engherzigen Kantönlisgeist und Lokalpatriotismus, der Rivalität der Kirchthurms-Interessen und der konfessionellen Fragen und all jenen schädlichen Ausgeburten eines

langen faulen Friedens und eines überbotenen Kultus der materiellen Interessen ein heilsames Ziel steckt! Lassen Sie dafür meine Gesinnungsgenossen und mich in der Tagsatzung sorgen, mein Prinz, und seien Sie überzeugt, daß ich nur ausspreche, was noch bessere und erfahrenere Männer als ich nicht minder lebhaft fühlen! .... Und nun lassen Sie uns scheiden, mein Prinz, denn der Zweck meines Besuchs ist erfüllt, und dort hält mein Wagen, der mich erwartet. Vertrauen Sie auf Ihren Glücksstern, mein Prinz, und auf alle Ihre Freunde, auf alle denkenden und männlichen Schweizer Bürger!"

Prinz Louis schüttelte dem jungen Staatsmann die Hand und war so freudig ergriffen und bewegt, daß ihm beinahe die Worte fehlten. „Dank, tausend Dank, mein lieber Freund!" stammelte er; „in Ihre geschickte taktvolle Hand lege ich meine Angelegenheit, lieber Kern! Wirken Sie in der Tagsatzung, im Bundesrathe für mich, und erfreuen Sie mich auch fernerhin von Zeit zu Zeit mit einigen Zeilen!"

„Mit Vergnügen, mein Prinz! verlassen Sie sich darauf! Und einstweilen thun Sie hier und allerwärts in der Oeffentlichkeit Ihr Bestes, um von sich reden zu machen und sich in den Brennpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit zu rücken!" entgegnete Herr Kern. „Halten Sie sich in Fühlung mit Dufour und allen Freunden in der Schweiz; verfechten Sie im Großen Rath unseres Kantons energisch Ihre Rechte als Schweizerbürger; erheben Sie öffentlich Ihre Stimme gegen jede Vergewaltigung! Sie wissen, mein theurer Prinz, wie bereitwillig sich die öffentliche Meinung immer auf die Seite des Schwächeren, des Verfolgten stellt! Ziehen Sie daraus den größtmöglichsten Nutzen, namentlich im Hinblick auf den Akt der Kabinetsjustiz, welchen man in Paris an Ihrem Freunde Armand Laity zu begehen sich nicht entblödet! — Und nun adieu, mein Prinz! auf Wiedersehen!

„Adieu, mein theurer Freund! seien Sie meines lebenslangen Dankes gewiß!" rief Prinz Louis mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit.

Kern's Wagen fuhr davon; der Prinz kehrte in seine bescheidenen Zimmer im Nebengebäude zurück und versank in ein stundenlanges tiefes Nachsinnen, während dessen sein Kammerdiener Thelin

keinen Menschen zu ihm lassen durfte, denn in solchen Stunden war absolute Einsamkeit und Absperrung dem Prinzen ein Bedürfniß.

Der Gedankengang, welchen die Unterredung mit Kern und und namentlich dessen Aeußerungen über des Prinzen Lage und über die Folgen der unpolitischen Hast und übertriebenen Furcht Frankreichs in Louis Napoleon angeregt hatte, war ein wahrhaft ermuthigender. Zum ersten Male seit dem Tode der Königin Hortense fühlte er sich wieder von einer energischen Spannkraft, einem frohen Muthe und gehobenen Selbstvertrauen durchglüht, und als er am späten Abend zu seinen Freunden ins Billardzimmer trat, mußten Alle alsbald die Veränderung bemerken, welche mit dem Prinzen vorgegangen war. Zwar verriethen seine starren Züge und seine verschleierten Augen wenig davon; allein im Klang seiner Stimme verrieth sich noch etwas von seiner Gemüthsbewegung, und im Gespräche zuckte hie und da ein eigenthümliches fast mysteriöses Lächeln um seine Mundwinkel, — für den Eingeweihten stets der Widerschein innerer geistiger und gemüthlicher Arbeit bei dem Prinzen!

2.

Es war ein freundlicher Spätsommertag, dessen abendlich goldene Lichter nun auf Viterbo und seiner reichen und fruchtbaren Umgebung lagen. Die „Stadt voll schöner Brunnen und voll schöner Frauen", wie sie ehedem im italienischen Volksmunde hieß, an den Fuß des vulkanischen Kegels von Palanzana hingeschmiegt und hier voll kühler Schatten, dort voll Sonnenglut auf ihren fontänengeschmückten Plätzen, war damals noch stiller und einsamer als heutzutage. Nur im Spätsommer belebte sie sich einigermaßen durch die Kurgäste, welche die warmen Quellen in der nächsten Umgebung der Stadt, die seit dem grauen Alterthum als wirksame Gesundbrunnen bekannten Aquae Cajae, heranlockten.

In einem der geräumigen alten Paläste von Viterbo, dessen Unterbau und Thurm vielleicht noch in jene stürmischen Zeiten des 13. Jahrhunderts zurückwiesen, wo hier kurz nach einander sechs Päpste erwählt und den Heeren der deutschen Kaiser in

manchem heißen Strauße Widerstand geleistet wurde, — herrschte ein ungewöhnliches Leben. Lucian Bonaparte, Prinz von Canino, der jüngere Bruder des ersten Napoleon, war als Badegast von Rom herübergekommen, um — wie beinahe alljährlich — hier an den warmen Quellen Linderung für die körperlichen Leiden zu suchen, die sich bei dem nunmehr 63jährigen Manne einstellten. Er hatte dieses alte patrizische Herrenhaus mit den weitschichtigen schattigen Gärten und den großen Terrassen gemiethet und einen Theil desselben seiner Nichte und Schwiegertochter Zenaïde (der ältern Tochter Joseph Bonaparte's) eingeräumt, welche mit ihren sechs Kindern jetzt ebenfalls hier verweilte, um die warmen Quellen zu gebrauchen. Bei der Prinzessin Zenaïde aber war ihre jüngere Schwester Carlotta oder Charlotte, Gräfin von St. Leu, aus Florenz zum Besuche eingetroffen und hatte ihre Cousine Mathilde mitgebracht, um diese der Eintönigkeit in dem Hause ihres Vaters, des Exkönigs Jerome, zu Quarto zu entreißen.

Ein derartiges Zusammenleben allein vermochte den Aufenthalt in einem kleinen Landstädtchen von kaum 13,000 Einwohnern, wie Viterbo es ist, den blasirten Weltleuten der Familie Bonaparte leidlich erträglich zu machen, denn für diese bot Viterbo mit seinen drei schönen Kirchen, seinem Stadthaus, seinen prächtigen Fontänen und den interessanten etruskischen Grabstätten und sonstigen Denkmälern in seiner Umgebung nicht dieselbe geistige Ausbeute, wie sie der Architekt, der Kunstfreund und Alterthumsforscher hier finden.

Das Diner war vorüber und die drei Prinzessinnen Zenaïde, Carlotta und Mathilde saßen im Gartenpavillon, tranken Kaffee und schlürften Gefrorenes, während die Kinder Zenaïdens sich vergnügt unter den schattigen Bäumen tummelten. Das Gespräch stockte. Die beiden älteren Damen durchflogen pariser Modenjournale und politische Blätter, welche der Diener so eben auf den Tisch gelegt hatte, während Mathilde eine Mappe durchblätterte, welche meisterhafte Kopieen der höchst interessanten antiken Vasensammlung ihres Oheims Lucian enthielt. Plötzlich schauten Carlotta und Mathilde fragend und beinahe erschrocken auf Zenaïde, welcher ein Ausruf der Ungeduld und des Erstaunens unwillkürlich entschlüpft war.

„Unbegreiflich! der ungeduldige Mensch wird nicht eher ruhen als bis er noch die ganze Familie in's Unglück gestürzt hat!" sagte Zenaïde mit einem Seufzer bitterer Mißbilligung. „Wenn es zum Kriege kommt, werden die Mächte uns Andere dafür büßen lassen! Es ist unausstehlich, ein solches enfant terrible in der Familie zu haben!"

„Was gibt es denn?" fragte Carlotta mechanisch, denn sie war beinahe ungehalten darüber, daß man sie in der interessanten Lektüre einer Novelle von Prosper Merimée in ihrem Modenjournal gestört hatte. „Wem gilt denn Dein Unwille, meine Liebe?"

„Wem anders als unserm Vetter Louis Napoleon von St. Leu?!" rief Zenaïde ärgerlich. „Es scheint, er hat es darauf angelegt, die Familie Bonaparte zu kompromittiren und einen Krieg anzufachen, nur damit von ihm gesprochen werde! Frankreich steht im Begriff, seinetwegen die Schweiz mit Krieg zu überziehen!"

„Wirklich?" rief nun auch Carlotta erschrocken, und schaute ihre Schwester fragend an, während Mathildens schöne Augen ängstlich bald an dem Gesichte der Prinzessin Zenaïde hiengen, bald verlegen den Boden suchten. „Davon weiß ich ja kein Wort!"

„Ja, hier steht es im „National" schwarz auf weiß", fuhr Zenaïde fort. „Der französische Gesandte in Bern, Herzog von Montebello, hat der Tagsatzung ein Ultimatum zu überreichen, welches die Entfernung des Prinzen aus der Schweiz verlangt. Wird dies abgelehnt, so ist er angewiesen, seine Päße zu verlangen. Zwei Armeekorps sind auf den Kriegsfuß gestellt und sammeln sich in Echelons längs der Schweizer Grenze. Der Prinz war auf einem schweizerischen Volksfest in St. Gallen, wo er mit Jubel aufgenommen ward. Das hat ihn, wie es scheint, berauscht und er hat sich beigehen lassen, in harten Worten gegen die französische Regierung auszufallen und diese dadurch zu provoziren. Der Unsinnige, als ob er je hoffen könnte, seine ehrgeizigen Pläne durchzusetzen! Du lieber Himmel, mit großen Worten und kleinen Emeuten stürzt man keine Regierung!"

„Aber man untergräbt sie vielleicht, man ruft sich und die napoleonischen Erinnerungen der Nation den Zeitgenossen in's Gedächtniß!" sagte Mathilde leise und mit tiefer ernster Stimme.

„Und wozu das, meine Liebe? Was soll das uns helfen?“ erwiderte Zenaïde mißbilligend. „Solche Unbesonnenheiten fördern keinenfalls unsere Sache; sie erbittern nur gegen uns, und wir Anderen haben dann dafür zu büßen. Ist es nicht schon genug, daß man uns gleichsam nur auf den Kirchenstaat konfinirt, daß kein anderes europäisches Land als England uns gastliches Obdach bietet, daß man uns selbst in Italien eigentlich nur duldet? .... Wenn diese Verwickelungen wirklich zu einem großen Kriege gedeihen, wie hier im „National“ behauptet wird, so werden wir von der Gesellschaft beargwöhnt und gleichsam geächtet werden! Ich sehe schon im Geiste, wie im bevorstehenden Winter unsere Salons in Rom verödet sein werden, wie man beinahe mit Fingern auf uns zeigen und kaum wagen wird uns Karten zu schicken! Ich habe vor zwei Jahren diesen Fall schon erlebt nach der unbesonnenen Geschichte in Straßburg!“

„Hätte Louis Napoleon damals gesiegt, so würde ihn die Welt angestaunt haben!“ flüsterte Mathilde.

„Aber er hat nicht gesiegt! der Mehrheit gegenüber unterliegt der Einzelne immer, und gegen gegebene Verhältnisse anzukämpfen, ist Aberwitz!“ sagte Zenaïde aufgeregt. „Der Vetter sollte dies bedenken unsertwillen, denn er muß wissen, was er seinem Namen und seiner Familie schuldig ist. Es gibt eine Solidarität der Interessen, welche der Einzelne anerkennen muß. Handelt er auf eigene Faust dagegen, so ist es Rücksichtslosigkeit. Schädigt er dadurch Andere, zumal die Angehörigen seiner Familie, so ist es ein Verbrechen!“

„Ich dächte, es kann niemals ein Verbrechen sein, wenn der Unterdrückte seine Rechte geltend machte, liebe Base!“ sagte Mathilde lebhaft. „Die wahre Solidarität der Interessen erheischt es, daß derjenige, welcher in sich den Muth, die Kraft, die allseitige Befähigung fühlt, einer heiligen Sache Vorkämpfer zu werden, die Brust der siegreichen Gewalt oder Willkür entgegenwirft und seine und Aller Rechte geltend macht und daß wir ihn darin unterstützen!“

„Liebes Kind, so redest Du mit Deinem leidenschaftlichen jungen Herzen, mit Deiner Schwärmerei!“ versetzte Zenaïde mit überlegener

altkluger Weisheit. „Wärst Du Mutter einer zahlreichen Familie wie ich, Du würdest kühler und objektiver über solche Dinge reden! Wir aber, welche wir schon so viele Wechselfälle erlebt haben, so viele Demüthigungen erfahren mußten, können es nur beklagen, wenn irgend ein Mitglid unserer Familie auf's Neue die öffentliche Meinung gegen uns aufregt und neue Anfeindungen und Demüthigungen, neue Verdächtigungen und Kränkungen oder Schikanen gegen uns heraufbeschwört. Ich meinerseits bin überzeugt, daß Onkel Jerome, Dein Papa, das Gebahren Louis Napoleon's entschieden mißbilligt!"

„Mein Papa? nun ja, bei seinem Quietismus und seiner Leichtlebigkeit mag er das thun, aber das ist mir kein Kriterium!" sagte Mathilde leichthin. „Papa ist keine von den energischen Naturen der Napoleoniden, und gleichwohl wird er dem Vetter Indemnität geben und seinen Schritt groß finden, wenn dieser siegt, wie er ohne Zweifel denselben verurtheilt, wenn er ihm Unannehmlichkeiten oder eine Schmälerung seines Behagens verdankt. Aber könnte denn jemals eine große That geschehen, wenn der Einzelne immer nur die Schwierigkeiten mäße, anstatt sein Bestes einzusetzen für seine Zukunft?"

„Wenn aber der Augenblick ungünstig ist, so ist sogar heroischer Muth eine eitle Vermessenheit!" erwiderte Zenaïde.

„Und wer kann behaupten oder wissen, ob der Augenblick günstig oder nicht?!" rief Mathilde; „der Erfolg allein entscheidet hierüber, wie er jede kühne That zu einem Verbrechen oder zu einem Heldenthum stempelt. Und ich meinerseits habe nicht gefunden, daß uns der Straßburger verunglückte Versuch Schaden gebracht hat. Nur Louis Napoleon allein hatte darunter zu leiden; aber er hat dabei doch das Verdienst, der Welt unsern Namen und die Verdienste unseres großen Oheims wieder in's Gedächtniß gerufen zu haben, die der Vergessenheit zu verfallen schienen! Ich hörte aus dem Munde bedeutender Männer in Florenz nur Worte der Anerkennung für Louis Napoleon's Muth, wenn auch sein Unternehmen fehlschlug. Aber Unbehaglichkeiten haben wir nicht davon gehabt!"

„Oh doch, doch, meine Liebe!" wagte sich hier Carlotta in die

Erörterung. „Ich erinnere Dich nur, daß wir nach den Straßburger Ereignissen geflissentlich mit allen Einladungen am Hofe zu Florenz umgangen wurden!“

„Das mag sein, aber der Umstand, daß ich dieß gar nicht bemerkt habe, mag Dir eine Gewähr sein, liebe Carlotta, daß ich darauf auch gar keinen Werth lege,“ sagte Mathilde aufgeregt. „Dieser kleine steife erzherzogliche Hof von Florenz! was kümmert mich sein Schmollen und Grollen! Wie würden jene langweiligen Duodezfürsten alle ventre à terre nach Paris kommen und selbst vor dem geringsten Mitgliede der Napoleoniden schweifwedeln, wenn wieder Einer aus unserem Hause die Kaiserkrone trüge?!“

„Ohne Zweifel,“ gab Zenaïde lachend zur Antwort. „Allein leider sind wir noch nicht so weit, und ich fürchte sogar, daß derartige Gedanken in das Reich der Utopieen gehören. Einstweilen aber müssen wir uns an das Gegebene halten, mit bekannten Faktoren rechnen und uns klar machen, daß jede neue Unbesonnenheit uns schwere Bußen auferlegt — Bußen an unserer gesellschaftlichen Stellung, indem wir verdächtig oder gar, was noch weit schlimmer ist, lächerlich werden, und Einbußen an unserem Vermögen, wenn die Staatspapiere sinken . . . .“

„Um's Himmels willen! Ist es so weit gekommen? Kann so eine Frau sprechen, die zwiefach Ursache hat, sich eine Napoleonide zu nennen?“ rief Mathilde und stand erregt auf.

„Ich rede so, eben weil ich eine Bonaparte und die Mutter von Napoleoniden bin! Um meiner Kinder, um meiner Söhne willen wünsche ich, daß wir kein Aergerniß geben und uns auch ferner der Stellung erfreuen, die wir einnehmen!“

„Um Deiner Söhne willen, liebe Cousine, solltest Du von ganzem Herzen wünschen, daß Louis Napoleon's Aspirationen in Erfüllung gehen, daß der Thron Frankreichs wieder den Napoleoniden gehöre!“ rief Mathilde. „Dann wird ja doch unsere Stellung eine ganz andere werden!“

„Diesem großen Vielleicht, dieser trügerischen unsichern Eventualität gegenüber begnüge ich mich mit dem Gegebenen! Und Du nicht ebenfalls, Schwester?“ fragte Zenaïde.

„Ich bin keine politische Natur, sondern eine anspruchslose

Frau, liebe Zenaïde! ich stimme Dir vollkommen bei," versetzte Carlotta. „Wenn die gute Matilda erst einige Jahre älter sein und Familie oder Güter haben wird, lernt sie ohne Zweifel unsere kühlen Ansichten über diesen Punkt würdigen!"

„Niemals!" rief Mathilde leidenschaftlich, denn sie sah in Carlotta's sicher unbedachter Anspielung auf den Grundbesitz eine Art Epigramm auf ihre Armuth und die zerrütteten Vermögens-Verhältnisse ihres Vaters. „Ich werde nie vergessen, daß ich eine Bonaparte bin und daß alle Schätze der Welt diesen Glücksfall nicht aufwägen, noch einem Andern diese günstigen Verhältnisse verschaffen können. Aber eben weil ich mich als eine Napoleonide fühle, so erachte ich mich auch Demjenigen verpflichtet, der sich zum Vorkämpfer unserer Sache gemacht hat . . . ."

„Ah! eine politische Diskussion, wie ich sehe, und eine sehr aufgeregte?" rief eine wohlklingende Männerstimme hinter den Damen und der Schwiegervater Zenaïdens, Lucian Fürst von Canino, trat zu den Prinzessinnen in den Pavillon. „Was habt Ihr denn, meine Kinder? was treibt meiner holden Mathilde so das Blut in die Wangen und diese feurigen Blitze in die Augen?"

„Oh, wir sprachen von Vetter Louis und seinen Händeln mit dem Bürgerkönig, die einen europäischen Krieg zu entzünden drohen!" sagte Zenaïde lächelnd. „Und Matilda will nicht einsehen, daß für uns eine Gefahr darin liegt!"

„Im Gegentheile, ich leugne nicht die Gefahren für Louis, aber ich fühle es nicht als ein Unglück, wenn uns über diesem muthigen Versuche, unser Aller Rechte geltend zu machen, ein paar Einladungen zu langweiligen steifen Festen entgehen und die Staatspapiere im Kurse weichen!" rief Mathilde lebhaft. „Ich kann nicht vergessen, daß ich die Tochter eines ehemaligen Königs und eine Napoleonide bin, und daß Vetter Louis sich ein Anrecht auf unsern Dank erworben hat!"

„Ei, und wer würde denn das Letztere bestreiten wollen, mein liebes Kind?" fragte Lucian, am Tische Platz nehmend.

„Zenaïde und Carlotta thun es, Onkel!"

„Dann stelle ich mich auf Deine Seite — Louis ist ein Tollkopf, aber er weiß, was er will, er glaubt an sein Recht und

sein Glück, und das ist schon viel," sagte Lucian lächelnd. „Er hat meinen ganzen Beifall!"

„Seht ihr?" rief Mathilde.

„Aber Sie werden mir einräumen, lieber Papa, daß Vetter Louis ein hohes Spiel treibt!" rief Zenaïde.

„Gewiß, aber wenn er auch Hazard spielt, so thut er es nicht ohne Umsicht und Plan, nicht ohne sich's offen zu gestehen, daß wer nichts einsetzt, auch nichts gewinnen kann! Das ist schon etwas, wenn Einer in seiner Lage überhaupt spielt, mein Kind, und ich scheue mich gar nicht, hier offen zu gestehen, Louis Napoleon hat mir einigen Respekt abgenöthigt, und wir Alle schulden ihm eine stolze Kerze!" erwiderte Lucian. „Ja, ja, meine Kinder! glaubt mir, einem alten Staatsmann und Diplomaten! Louis macht sich um uns sehr verdient, wie meine kleine Mathilde hier mit Recht hervorhebt. In diesem Jungen steckt etwas Bedeutenderes, als wir Alle ahnen — er ist mehr der Sohn Hortense's, die von jeher an Scharfblick, Thatkraft und klar bewußtem Willen eine Art Mann in Weiberröcken war, als der Sohn meines Bruders Louis. Ich wäre stolz darauf, wenn einer meiner Söhne so dächte und handelte wie er. Und ich kann euch ganz offen sagen, daß nicht nur nach meiner eigenen Ueberzeugung, sondern nach derjenigen mancher erfahrenen und gewiegten Staatsmänner Louis noch seinen Weg machen wird, wie sehr dermalen auch die Kurzsichtigen und die Philister über seine Bemühungen lachen mögen!',

„Ich danke Ihnen, lieber Oheim! Sie nehmen sich des Abwesenden großmüthig an!" rief Mathilde lebhaft.

„Kein Verdienst meinerseits, sondern nur Pflicht, liebes Kind! Und ich sage Dir: ich sehe im Geiste Dich noch neben ihm auf einem Throne!" sagte der Fürst und küßte Mathilden auf die schönen aschblonden Flechten. „Kümmere Dich nicht um das ungläubige Lächeln dieser Beiden da!" fuhr er ermuthigend fort. „Es gibt Charaktere, die nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe bemessen werden wollen, — Charaktere die nicht Jeder versteht, — und Louis ist ein solcher — hinter seiner kühlen verschlossenen Miene gährt ein rühriger Geist, ein glühender Ehrgeiz, ein unersättliches Streben. Seine trüben verschlafenen Augen sehen aber gewaltig

scharf. — Ihr wißt, Kinder, ich war jüngst in England, in Deutschland; ich habe mit vielen der höchsten Personen gesprochen — auch mit Deinem Oheim, liebe Mathilde, mit dem König von Württemberg, einem Manne den ich trotz seines starren Sinnes um seines festen Charakters, seiner unerschütterlichen Wahrheitsliebe, seines tüchtigen, praktischen Verstandes und nüchternen Urtheils willen sehr hochachte — ich habe mit Staatsmännern und Diplomaten großer wie kleiner Staaten verkehrt, und alle haben mir offen und stillschweigend zugestanden, daß sie die napoleonische Idee fürchten, die seit dem Straßburger Attentat in der Geschichte wieder auftauchte, nachdem man sie verdrängt, vergessen, verschollen wähnte. Den napoleonischen Gedanken aber hat nur Louis wieder hervorgerufen und der heutigen Generation in die Erinnerung gebracht. Daß sich Männer fanden, die sich ihm, dem Unbekannten, anschlossen, daß diese Idee, von einer Handvoll kecker junger Männer ohne Heer, ohne Geldmittel, ohne eine Zeitungspresse der Verwirklichung entgegengeführt, auch nur eine Stundelang die öffentliche Ordnung in einer Provinzialstadt und Grenzfeste Frankreichs stören konnte, das beweist, daß diese Idee lebensfähig ist und noch ein Echo im Volke findet! Louis weiß das und hat es erfahren. Sein Prozeß, seine Deportation, die Freisprechung seiner Mitschuldigen, haben ihn hiervon überzeugt. Er hat einmal verloren, aber er wird von Neuem wieder den Einsatz wagen, wird nach einem zweiten, dritten mißglückten Versuch immer wieder spielen und schließlich die Bank sprengen. Die Croupiers zittern vor ihm, dem Bankier ist um seine Kasse bange, er will dem kühnen Spieler gar keinen Einsatz mehr erlauben — das gibt Louis nur um so mehr Muth!"

„Aber wird nicht eine Zeit kommen, wo er nichts mehr einzusetzen haben wird?" fragte Carlotta skeptisch. „Wenn der Bürgerkönig seiner habhaft wird und ihn hinrichten läßt, wie es Louis bereits nach den Gesetzen Frankreichs bedroht hat!"

„Dann wird ein Anderer sein Werk aufgreifen und fortführen, — vielleicht mit geringerem Talent, aber sicher mit besserem Erfolg," sagte Lucian lächelnd. „Es sind noch andere Erben da, obschon allerdings vielleicht keiner, welcher der Aufgabe so gewachsen ist, wie Louis. Sein persönlicher Untergang wäre ein Unglück

für ihn und vielleicht eine Verzögerung des Sieges, ganz gewiß aber nicht der Untergang unserer Sache, denn wir dürfen uns mit größerer Berechtigung als manche der sogen. Dynastieen, auf ein welthistorisches Recht auf Geltung, auf Herrschaft, auf die Dankbarkeit Frankreichs berufen!“

„Aber das sind ja nur Phrasen, lieber Papa! Phrasen, die ich wer weiß wie oft schon hörte und die doch unsere Sache nie um einen Zoll weiter geführt haben!“ sagte Zenaïde achselzuckend. „Und wenn nun gar unser kleiner Vetter Louis ihnen Geltung verschaffen soll ....“

„Die Körpergröße bedingt nicht die geistige, meine Liebe,“ versetzte Lucian mit einem leisen Ton des Tadels. „Auch mein Bruder Napoleon war beinahe unter Mittelgröße und wie hoch überragte er dennoch alle seine Zeitgenossen und die ganze Menschheit von Jahrhunderten! Und Phrasen sind dies nicht, sondern Ideen, meine Lieben, und Ideen bewegen die Welt, wenn sie von einem geistvollen Mann im richtigen Augenblicke erfaßt und der Verwirklichung entgegen geführt werden! Was wäre die Welt, die Geschichte, die Menschheit ohne Ideen und ihre genialen Schöpfer und Vertreter! Ihr freilich, gleichsam im Purpur geboren und im Glanz und Ueberfluß aufgewachsen, nur dem Lebensgenuß und der Eigenliebe fröhnend, ihr versteht das nicht, — meinen kleinen schwärmerischen Sprudelkopf Matilda hier ausgenommen, die mehr ein Mann ist, als ihre beiden verweichlichten Brüder! Aber Louis Napoleon ist auch ein Mann, und was berechtigt Euch Frauen, ihm die Begabung und die Anlagen zur Verwirklichung jener Ideen abzusprechen, die er so keck und herausfordernd in diese Zeit hineingeworfen, um diese aus der Stagnation wieder emporzurütteln?“

„Ich will dem Vetter nicht zu nahe treten, bester Papa, aber seine Persönlichkeit und was ich von ihm gesehen, schien mich zu berechtigen, von dem schweigsamen lauernden Menschen keine zu hohen Erwartungen zu hegen,“ erwiderte Zenaïde kühl.

„Und ich muß gestehen, lieber Oheim, daß ich ebenfalls kein großes Vertrauen zu meinem Vetter und Schwager hege,“ setzte Carlotta hinzu, um ihrer Schwester zu Hülfe zu kommen, die diese

Wendung des Gesprächs unliebsam zu finden begann. „Was Louis seither unternahm, ist ihm noch alles mißglückt: die Emeute in der Romagna, in welche er meinen armen trefflichen Napoleon Louis leider verwickelte, seine Betheiligung am Savoyer Einfall, sein ganzes Carbonarithum und seine Straßburger Affaire. Und mir schwant, auch dieses neue Unternehmen wird mißglücken, denn er hat einmal eine unglückliche Hand!"

„Aber einen um so glücklicheren Kopf, meine Lieben!" sagte Lucian mit einem ruhigen Lächeln. „Ihr seid Fatalistinnen wie alle Frauen und schlechte Menschenkennerinnen obendrein. Euch Frauen lockt nur die Schale, euch gilt die Person stets mehr als die Sache. Louis aber, trotz seiner Verschlossenheit, hat einen kühnen Geist, der keck und trotzig wagt, hat Geistesgegenwart, Ausdauer, die Gabe, jede günstige Gelegenheit zu erspähen, jeden Zufall für sich auszubeuten. Das ist schon viel werth. Er ist ein kühler Rechner und doch zugleich ungestüm und keck zugreifend im Handeln. Das dünkt mich mehr werth als eine glückliche Hand!"

„Und Louis hat eben durch die Beharrlichkeit, mit welcher er seine Ziele verfolgt, wohl am besten dargethan, daß er seiner Aufgabe gewachsen ist!" setzte Mathilde mit einer gewissen begeisterten Ueberzeugung hinzu. „Wäre er ein Schwächling oder jener unbedeutende Mensch, für welchen Zenaïde und Carlotta ihn halten, so hätte ihn der erste Mißerfolg entmuthigt und lahm gelegt. Statt dessen aber sehen wir ihn mehr als je erpicht, die Scharten auszuwetzen!"

„Bravo, Matilda! ich bin entzückt, daß Du ihn begreifst und ihm gerecht wirst!" rief Lucian. „Das rührt davon her, daß Du ihn nicht nur mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen beurtheilst!"

„Weil ich an seine Mission wie an seine Befähigung glaube und ihn für einen bedeutenden Menschen halte, trotz alledem was er unter der momentanen Ungunst des Geschicks zu sein scheint!" entgegnete Mathilde lebhaft. „Ich fühle mich gedrungen, hier seine Vertheidigung zu führen und den großen Eigenschaften des Abwesenden gerecht zu werden! Und liegt nicht eine gewisse Seelengröße gerade darin, daß er ganz allein sich seinem Werke weiht,

ohne den Rath, die pekuniäre Unterstützung seiner Verwandten zu verlangen, daß er ihnen gestattet, seinem Unternehmen ferne zu bleiben, damit sie nicht dessen Verantwortung und Folgen im Falle eines Mißerfolgs theilen? Ist es nicht brav von ihm, daß er alle Verantwortlichkeit, alle Gefahr auf sein eigenes Haupt nimmt, um die Folgen einer Niederlage allein zu tragen, während er gewiß nicht anstehen wird, im Falle des Sieges auch seine Verwandten an dem erneuerten Glanz unseres Namens theilnehmen zu lassen?!"

„Wahr, mein Kind! sehr wahr," pflichtete Lucian lebhaft bei. „Louis arbeitet mittelbar und unmittelbar für uns Alle, und es ist richtiger Takt und ein anerkennenswerther Scharfblick von ihm, daß er seine Wege allein geht! Was könnten wir alte Herren, die wir einer andern Generation angehören und diese neue Zeit nicht verstehen, ihm auch nützen?! Unsere Bedenken, unsere vorsichtigen Vorschläge würden ihn nur an sich selbst und seinem Unternehmen unsicher machen. Wir könnten ihm höchstens mit unserem Vermögen helfen, — ich wenigstens würde kein Bedenken tragen, ihm die größten Summen anzuvertrauen, wenn ich sie hätte; aber ich habe schwere Verluste und Einbußen erlitten, wie ihr wißt, und bin augenblicklich nicht in der Lage. Aber Dein Vater, Zenaïde, und Du Carlotta, ihr könntet ihm mit einigen Millionen unter die Arme greifen und seine Operationen arrosiren, da ihr doch einmal seinem Vorgehen gerne Indemnität geben werdet, wenn er sein Ziel erreicht haben sollte!"

„Papa ist dermalen in Amerika. Wir haben keinen Einfluß auf seine Entschlüsse," erwiderte Zenaide kühl. „Was Carlotta thun will, die allein steht und nicht an eine zahlreiche Familie zu denken hat wie ich, das muß ich ihr anheimstellen!"

„Ich habe Papa versprochen ihm die Verwaltung meines Vermögens ganz zu überlassen, lieber Oheim! Ohne Papa's Vorwissen und Willen kann ich also nichts thun," sagte Carlotta.

„Jenun, diese Frage ist auch noch nicht praktisch geworden, meine Lieben!" versetzte Lucian lächelnd. „Louis verräth auch darin Menschenkenntniß und Takt genug, daß er sich pekuniär von seiner Familie unabhängig erhält, und ich rechne ihm dies hoch an. Aber komm, Matilda, laß uns etwas im Garten uns ergehen!

der Abend ist schön," setzte er hinzu, als er auf Mathildens Stirne noch die trüben Wölkchen des Unmuths erblickte, und er führte sie in die duftigen dunklen Gänge, um mit ihr über Louis Napoleon und dessen Unternehmungen zu plaudern und sie durch das Vertrauen, welches er dem Neffen bewies, zu erheitern.

Die junge Prinzessin war ihm dafür aufrichtig dankbar, denn sie erkannte darin jene Herzensgüte, welche Lucian vor all' seinen Brüdern voraus hatte, wie jenen staatsmännischen Blick des ehemaligen Republikaners und Diplomaten, und überdem sein Bemühen, den unangenehmen Eindruck abzuschwächen, welchen die Unterredung von vorhin bei ihr hinterlassen hatte. Lucian wußte natürlich um Mathildens geheimes Verlöbniß mit Louis; es freute ihn nun zu sehen, daß dasselbe von Seiten seiner reizenden jungen Nichte auf wirkliche Neigung, auf ein Verständniß von Louis' Charakter und Streben sich stützte. Er bestärkte sie darin; er prophezeite ihr eine Zukunft an der Seite dieses jungen Mannes, der vielleicht in vielen Stücken ebenso sehr Lebemann und Prinz war wie seine übrigen Vettern, aber doch einem großen Lebensziele entgegenstrebte mit Selbstvertrauen und Glauben an sich selbst, mit der Hoffnung, daß mit den Schwierigkeiten seiner Aufgabe auch seine Kräfte wachsen werden.

„Du brauchst momentan nicht für ihn zu fürchten, liebes Kind!" sagte er ihr mit tröstlicher Zuversicht. „Louis' Aktien standen nie besser, denn je mehr Aufhebens dieser ängstliche Bürgerkönig von der Gefahr der Anwesenheit seines Gegners, eines einzelnen sogenannten Verschwörers ohne ausgesprochene Partei, in der Schweiz macht, desto mehr bethätigt er seine eigene Furcht, sein Gefühl der Unsicherheit, das Bewußtsein seiner Nichtberechtigung auf den Thron, und in ein desto glänzenderes Licht stellt er die Bedeutung von Louis' Person wie die der Sache der Napoleoniden. Nie hat ein sonst so schlauer Mann durch übergroße Angst einem Gegner mehr genützt und diesen mehr in den Brennpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit gerückt, als Ludwig Philipp dies gethan hat; nie hat ein Orleans sich feiger benommen. Je ungerechter und gehässiger und willkürlicher er gegen Louis vorgeht, desto mehr empfiehlt

er ihn den Unzufriedenen aller Parteien als Schicksalsgenossen, als den Träger der Zukunft, als den Mann des Schicksals."

„Aber Zenaïde las doch im „„National"", daß die Großmächte ebenfalls von der Schweiz die Ausweisung des Vetters verlangten?" wandte Mathilde ein. „Wenn er nun ausgewiesen wird, wohin soll er sich wenden? Wenn ihm die Großmächte feind sind, wie soll er je seinen Zweck erreichen?"

„Die Sache ist nicht so ernst als sie aussieht, mein Kind. Glaub' mir, England und Rußland, Preußen und Oesterreich spielen nur Komödie mit jenen diplomatischen Noten," versetzte Lucian mit einem ironischen Lächeln. „Sie fürchten allerdings vielleicht nichts so sehr, als daß die Napoleoniden wieder auf den Thron kämen; allein damit hat es noch keine Gefahr. Die Ideen bedürfen Zeit zu ihrer Entwickelung in der Weltgeschichte, und vorerst muß auch mein ungestümer Neffe seinen Ehrgeiz noch an ein Zuwarten gewöhnen. Allein er darf darum nicht stehen bleiben, er muß vorwärts streben. Die Großmächte verwarnen nur, weil sie die Störung des europäischen Friedens fürchten. Sie haben die Unabhängigkeit der Schweiz garantirt, sie können also deren Vergewaltigung durch Frankreich nicht zugeben; sie müßten Frankreich daran verhindern. Dies weiß Graf Molé, weiß der Bürgerkönig, wissen die Schweizer, und darum ist dieser Kriegslärm eine bloße Komödie, ein Wetterleuchten, ein ferner Donner. Louis ist scharfblickend genug, um dies einzusehen und schließlich scheinbar freiwillig sich aus der Schweiz zu entfernen und dadurch Oel auf die Wogen zu gießen. Der Bürgerkönig hat dann einen Pyrrhussieg erfochten, aber Louis in Wahrheit den größten Erfolg daraus gezogen. Schreib' ihm, liebes Kind, daß ich es so ansehe! Melde ihm von unserer Unterredung, von meiner aufrichtigen Theilnahme und Billigung, von meinen besten Wünschen für sein Wohl."

Solche Worte fielen bei der geistvollen, feurigen, ehrgeizigen Prinzessin nicht auf unfruchtbaren Boden. Die Hoffnung, durch den Verlobten zunächst dem unliebsamen Zusammenleben mit ihrem Vater entrissen zu werden und dann in fernerer Zeit die glänzende Zukunft theilen zu dürfen, welche sich Louis Napoleon erringen werde, wie ja Oheim Lucian selbst nicht bezweifelte, versetzte Ma-

thilden in eine ungewöhnliche Aufregung, und noch am selben Abend schrieb sie an ihren Verlobten auf dem Arenenberg einen langen Brief, den sie ihm unter der Adresse des Herrn Macaire in Konstanz zusandte, weil sie nicht mit Unrecht voraussetzte, daß die französische geheime Polizei, im Bunde mit der österreichischen in Oberitalien, alle geeigneten Vorkehrungen getroffen haben werde, um alle Briefe wenigstens zu erbrechen und zu kopiren, welche an den prinzlichen Unruhestifter direkt adressirt waren.

„Ich bin stolz darauf, mein geliebter Louis," schrieb sie ihm unter Anderm, „daß ich mich Dein nennen darf, daß ich Deine Pläne und Absichten verstehe, daß ich in Deinem großen Herzen und kühnen Geiste lese. Was mir seither nur ahnungsvoll vorschwebte und was ich fühlte, ohne ihm Worte und Ausdruck leihen zu können, das hat Onkel Lucian mir in klaren Worten und deutlichen Bildern veranschaulicht! Ich bewundere Dich, Geliebter meiner Seele! ich juble Deinen Vorsätzen, Deinen Zielen zu. Du bist ein großer, ein antiker Charakter, der einzige echte Sproß des ganzen Stammes, der bedeutendste aller Napoleoniden! Oh fürwahr, mein süßer theurer Louis, mein heißgeliebter Herzensmann, ich verwünsche das Geschick, welches mir Alles versagt hat, was mich in den Stand setzen könnte, Deine Pläne, Deine Zwecke zu fördern! Warum darf ich nicht bei Dir sein, Dir die Falten der Sorge von der Stirne zu streichen, die Ermüdung von den Augen zu küssen, Dich in Deinen Bemühungen und Bestrebungen zu stärken, in Deinen Hoffnungen zu ermuthigen, alle Gefahren mit Dir zu theilen, und Dir durch meine Worte und mein Lächeln Anhänger zu werben?! Warum habe ich nicht Carlotta's Millionen, um sie Dir zu Füßen zu legen als Mittel zu Deinen großen Zwecken? Warum bin ich kein Mann, um an Deiner Seite und für Dich in den Kampf zu ziehen und Dir den Thron erkämpfen zu helfen, welchen Dir ein elender Ränkeschmied als Usurpator vorenthält? .... O mein heißgeliebter, theurer Herzensfreund, warum ist das Schicksal so grausam, mich sogar aus Deiner Nähe zu verbannen, denn ich würde schon darin eine Seligkeit sehen, Eine Luft mit Dir athmen, Deine weiche Stimme hören, in Deine theuren Augen blicken zu dürfen! .... O bitte, bitte, mach' es möglich, daß ich Dir bald

nahe sein darf! Das Trauerjahr um die geliebte Mama ist ja bald um, und ich werde Dir kein Hinderniß Deiner Pläne sein — ich werde mir Mühe geben, sie nach Kräften zu fördern und mich zu Deiner nützlichen Mitarbeiterin zu machen! Nur nimm mich zu Dir, laß mich bei Dir, mit Dir leben, denn die Sehnsucht nach Dir verzehrt mich desto mehr, je höher die Wogen des Geschickes sich gegen Dich aufthürmen, mein süßer, vielgeliebter Louis!“ ....

Als am folgenden Morgen sich Carlotta und Mathilde begegneten, welch' ein Contrast zwischen diesen beiden jungen Damen! Carlotta hatte sich über Nacht erkältet, war abgespannt, hüstelnd, ermattet und in sich zusammengesunken; ihr Auge starrte trüb und glanzlos aus tiefer braunumränderter Höhle, und das Dasein erschien ihr beinahe als eine Last. Mathilde dagegen hatte ebenfalls eine schlummerlose Nacht voll fieberhafter Aufregung verbracht, nachdem sie erst spät nach Vollendung des Briefes an Louis Napoleon von ihrem Schreibepulte aufgestanden war; allein ihre blauen Augen blitzten voll Lebensmuth und Thatkraft; auf ihren Wangen lag ein leichtes Roth wie Pfirsich- oder Mandelblüthe, ein bezaubernder Hauch von Jugendfrische; um ihren Mund spielte ein heiteres Lächeln voll zuversichtlicher Hoffnung, auf ihrer klaren weißen Stirn lag ein Adel, wie von einer ungewöhnlichen geistigen Kraft oder dem Fluge hoher Gedanken, und die prächtige ebenmäßige, biegsame Gestalt trug sich hochaufgerichtet und stattlich wie im Vorgefühl eines Siegs.

Carlotta betrachtete nicht ohne stillen Neid diese unverkennbaren Zeichen von Lebens-Frische und -Fülle an ihrer Cousine, als diese mit elastischem Schritt und heitrem Muthe sich dem Ruhebett näherte, worauf Carlotta lag.

„Was ist Dir, liebe Lotta? bist Du krank?“ fragte Mathilde besorgt und beugte sich zärtlich über die Cousine.

„Ich bin es — ich habe eine verzweifelt schlechte Nacht gehabt“, versetzte die junge Wittwe mit matter heiserer Stimme. „Ach mein armes Kind! mir ist als seien meine Tage gezählt! Ich habe Schmerzen hier auf der Brust, hier im Rücken, das Athmen verursacht mir Schmerz und mein armer Kopf ist so blöde, so müd .... Ach, ich fürchte, es wird mit mir bald zu Ende sein!“...

„Welche trübe Gedanken voll nutzloser Selbstqual!“ rief Mathilde voll Mitgefühl, kniete neben Carlotta nieder und schlang den Arm um sie. „Es wird vorübergehen; es war wohl nur eine Erkältung, liebes Herz! Du bist gestern Abend zu lange mit Zenaïde unter der Säulenhalle gesessen und hast Dich zu lange in der Abendgesellschaft aufgehalten! Ach, diese zugigen Säle in diesen alten Palästen! Man friert ja im Pelz, und Du warst so leicht, so hübsch, so ätherisch gekleidet in Deinen reizenden neuen pariser Roben! .... Nur Muth, meine Theure! es wird schon vergehen — wir fahren spazieren, sobald es recht warm ist — eine Fahrt nach der Abtei Madonna della Quercia, nach Bagnaja oder Villa Montalto wird Dir gut thun, Liebe! Oder wollen wir vielleicht einen größern Ausflug machen: nach Castell d'Asso oder der Todtenstadt von Vieda, oder den anderen etruskischen Grabstätten, von denen Oheim Lucian uns so viel erzählt, liebes Herz? das würde Dich zerstreuen ....“

„Und meine Todesgedanken noch mehren, nicht wahr?“ versetzte Carlotta matt. „Nein, nein! ich muß hier bleiben und ruhen! Absolute Ruhe ist das Einzige, was mir frommt.“

„Und so willst Du wohl, daß auch ich Dich verlasse, Lotta?“ fragte Mathilde halb vorwurfsvoll und zärtlich.

„Gutes Kind, welche Unterhaltung kann ich Dir bieten? warum soll ich Dir das Opfer auferlegen, einer mürrischen Kranken Gesellschaft zu leisten? .... Nein, mach' Du die Spazierfahrt, von der Du sprachst, Liebe! nimm einen oder einige von Zenaïdens Söhnen mit oder den Maler Cottreau, mit dem Du nach Herzenslust von Deinem unruhigen Brausekopf Louis Napoleon, dem großen Verschwörerlein, plaudern kannst!“

„Ich bliebe aber lieber bei Dir, um Dich aufzuheitern, Lotta, wenn Du mich bei Dir dulden willst.“

„Oh gewiß, Du bist mir willkommen, wenn es kein Opfer für Dich ist! Aber heiter wirst Du mich nicht stimmen: ich fühle zu sehr, daß es zu spät ist!

„Zu spät wozu, Liebe? doch nicht zum Lachen und Leben, denn siehst Du: je mehr man lacht, desto länger lebt man. Und Du lächelst schon!“

„Ja, über Deine Drôlerieen, Tilda, aber mit einem Lächeln, wovon das Herz nichts weiß! Ich trage den Keim des Todes in mir!“

„Lächerlich, das ist nur Hypochondrie, liebste Lotta! was sagen denn die Aerzte?“

„Bah, sie ziehen die Brauen in die Höhe, blicken sehr ernst und altklug drein und sprechen von Schonung und Hoffnung! Weg mit ihnen, sie sind Ignoranten und wissen nur Eines, was ich selbst deutlich genug fühle — nämlich, daß ich rettungslos bin.“

„Schwermüthige Grillen, liebe Lotta! Wer wird nun an Krankheit und Tod denken und den Lebensmuth sinken lassen, wenn unserer ganzen Familie solch glänzende Aussichten winken!“

„Glänzende Aussichten? wie so denn?“

„Jenun, der Kampf, welchen Vetter Louis für unser Recht unternommen!“

„Kleine Schwärmerin!“ versetzte Carlotta enttäuscht. „Er wird unterliegen, wie das vorige Mal; er ist nicht aus dem Holze, woraus man Kaiser schnitzt!“

„Onkel Lucian ist anderer Ansicht, Liebe; er theilt meinen Glauben an Louis und dessen Zukunft und hat mich noch darin bestätigt. Er sprach gestern noch lange mit mir und beauftragte mich, an Louis zu schreiben und ihn seiner Billigung zu versichern. Diesmal wird Louis allerdings unterliegen, sagt Onkel Lucian, aber der Sieg des Bürgerkönigs wird ein Pyrrhussieg sein und meinem theuren Verlobten neuen Kredit und Geltung geben. Er wird in seinen Bestrebungen fortfahren und seinen Zweck durch Beharrlichkeit erreichen. Und dann steht unsere Familie wieder auf der Sonnenhöhe des Ruhms und der Macht und hält die Geschicke Europa's in den Händen!“

„Das wird jedenfalls noch so viele Jahre erfordern, mein Kind, daß ich es nicht mehr erlebe,“ erwiderte Carlotta mit einem ungläubigen bittern Lächeln.

„Du wirst, Du mußt es erleben, Du sollst nur den Muth haben, es zu wollen, denn Du, als Louis' Schwägerin, wirst ja dem Throne am nächsten stehen! Du wirst es erleben!“

„Eitle Illusionen! ich bin froh, daß ich sie hinter mir geworfen hatte, Tildina!“

„Du bist zaghaft ohne Noth, Lottina! Frage nur Zenaïden, ob sie nicht ebenfalls ....“

„Nenne sie nicht, Tildetta! sie hat mich heute früh schon vom Gegentheil überzeugt,“ sagte Carlotta dumpf und mit feuchten Augen. „Sie war kurz vor Dir hier, um nach mir zu sehen .... das Muttergefühl hat bei ihr die Klugheit überwogen und ihr eine Frage auf die Zunge gelegt, ... eine Frage die absichtslos, aber darum desto bezeichnender war ....“

„Nun? und was fragte sie denn, Lottina?“

„Ob ... ob ich ... mein Testament schon gemacht habe, Tildetta,“ erwiderte Carlotta langsam und wehmüthig und legte ihre durchsichtige weiße schmale Hand auf Mathildens schönen vollen Arm. „Du siehst, was sie von meinem Zustande hält, meine Theure! Sie ist meine einzige Schwester und sie denkt schon an die Folgen meines Todes — Sie und Papa sind ja meine einzigen natürlichen Erben, und sie fragt noch, ob ich ein Testament gemacht habe ....“

„Sie hat es nicht so böse gemeint, Lottina! sie denkt nur an ihre Kinder, denn Onkel Lucian ist nicht mehr reich, wie er mir gestern mit Bedauern selbst gestand. Auch sein Sohn, Zenaïdens Gatte, ist nicht reich und Zenaïde hat sechs Kinder, für die sie sich Sorgen macht, obschon sie ja ... von Oheim Joseph genug erben wird! Sie fürchtet vielleicht, Du habest die Kirche mit bedeutenden Schenkungen bedacht!“

„Ich? wozu denn? können mir die Gebete der Priester meine Gesundheit wieder geben, mein Leben verlängern?“ fragte Carlotta bitter. „Aber es ist grausam von Zenaïden! wozu mich nach einem Testament fragen? Mißgönnt sie mir auch mein Vermögen, so erbt sie ja nach meinem Tode die ganze Hinterlassenschaft des Vaters allein ....“

Mathilde schwieg eine Weile gedankenvoll, denn irgend eine Idee beschäftigte sie so ausschließlich, daß sie weder Carlotta's Thränen noch ihre leisen Seufzer beachtete.

„Zenaïde hat Dir gewiß nicht wehe thun wollen, Lottina!“

versetzte sie nach einer Weile. „Du hast recht; die Kirche ist reich genug; man braucht sie nicht noch mehr zu bereichern .... Aber mich dünkt, Zenaïdens Frage hatte wohl noch einen andern Zweck .... ich habe wenigstens eine Idee, einen Argwohn, wenn ich an die Unterredung mit Onkel Lucian vom gestrigen Abend denke. Vielleicht that sie diese Frage im Namen des Oheims."

„Wie so denn? was kann ihn mein Testament kümmern? hofft denn er auf ein Legat von mir?"

„Nein, aber er beklagte, daß ihm sein zusammengeschmolzenes Vermögen nicht erlaube, etwas für die Förderung von Louis Napoleon's Restaurationsplänen zu thun. Er meinte, theuerste Lottina, Dein Papa könnte und sollte es thun .... oder Du .... Du könntest Louis eine Million vorstrecken, um die französische Armee zu erkaufen und dergl., damit eine neue Schilderhebung desto erfolgreicher sei. Er äußerte: nur Militär-Revolutionen, Staatsstreiche, führten zum Zwecke .... Ohne Zweifel will er Dir den Gedanken suggeriren, etwas für Louis zu thun .... vielleicht in Form eines Testaments ...." setzte sie zögernd und scheu hinzu, brach aber rasch ab, als sie sah, wie Carlotta's Züge sich noch mehr verdüsterten.

„Ah! Du meinst also auch, daß ich einen Theil meines Vermögens für diesen Zweck verwenden solle?" fragte Carlotta nach einer Pause, scheinbar unbefangen aber lauernd.

„Wenn Du diese Großmuth üben wolltest, Lottina, würdest Du Dir den gegründetsten Anspruch auf ewigen Ruhm, auf den Dank der ganzen Familie der Napoleoniden erwerben und deren Glücksstern zur Ascension bringen, theuerste Carlotta! Wir Alle würden Dein Andenken segnen!" fügte sie hinzu und küßte sie liebkosend auf die bleiche Wange.

Carlotta brach in ein heftiges Husten aus, schellte nach ihren Frauen und winkte Mathilden, sich zu entfernen.

„Hab' ich Dir unwissentlich wehe gethan, theure Lottina?" fragte Mathilde nun erschrocken und mit der leisen Ahnung, daß sie einen ungeschickten Streich begangen habe. „Bist Du mir böse?"

„Nicht doch — wir wollen sehen, was sich thun läßt," stammelte

Carlotta zwischen ihren Hustenanfällen. „Bitte, laß mich allein ... das Reden hat mich angegriffen, ich bedarf Ruhe."

Und als sie nun allein war, als der heftige krampfhafte Hustenanfall sich gelegt hatte, sank die Prinzessin Carlotta weinend in die Kissen zurück.

„Oh, welche grausame Enttäuschung!" schluchzte sie händeringend. „Ich kenne euch Alle nun: ihr wartet insgesammt auf meinen Tod. Das also ist eure Liebe, eure Freundschaft, eure uneigennützige Treue? Jedes will sich noch ein Stück von meiner Erbschaft sichern und seine eigenen Interessen fördern! Darum also wollte Louis Napoleon mich heirathen und Matilda sitzen lassen, um mich zu beerben und mit meinem Vermögen sich den Thron zu erringen? Nein, nun soll er nichts von mir erhalten! Ja, wenn ich sein Glück hätte theilen können, dann .... Aber ist es ein Glück? gewährt die Macht ein reines Glück? Kann sie Gesundheit, Kraft und Lebensmuth wiedergeben? Nein, niemals .... Aber auch Du, Schwester Zenaïde? auch Du, kleine Matilda, die ich einer treuen aufopfernden Freundschaft für fähig hielt?! .... O fort, fort mit euch! ihr seid alle nur Egoisten und Heuchler, und theilt euch im Geiste schon in meine Hinterlassenschaft! .... Das ist so bitter als das Sterben! O Nichtigkeit der Nichtigkeiten!"

3.

Inzwischen waren die Gemüther im mittleren Europa lebhaft bewegt durch die Ereignisse, welche sich in der Schweiz begaben. Die Weichmüthigen und Zaghaften fürchteten einen europäischen Krieg, die Skeptiker verlachten die ganze Geschichte als eine Komödie, aber die Börsen zeigten genugsam durch das Zurückgehen aller Werthpapiere, daß im Grunde doch Niemand der Möglichkeit einer friedlichen Beilegung des Streites traute, welcher von Seiten Frankreichs wie von Seiten der Schweiz eine gewisse Bitterkeit und Gereiztheit angenommen hatte.

Die kleine Schweiz bethätigte eine anerkennenswerthe Unerschrockenheit und Kühnheit in diesem fatalen Handel. Sie wollte den Großmächten zeigen, daß wenn sie auch schon je zuweilen dem Andringen derselben in der Angelegenheit der politischen Flüchtlinge

nachgegeben hatte, sie doch nicht gesonnen sei, sich in ihren inneren Angelegenheiten von jedem beliebigen Kabinet stören, belehren, und beeinflussen zu lassen, und daß sie es nicht mit ihrer Würde vereinigen könne, einen ihrer Bürger zu verleugnen und auszuweisen, weil er einer Regierung voll Schwäche und bösen Gewissens unbequem sei.

Der wackere Abgeordnete vom Thurgau, Herr Konrad Kern, den wir ja bereits vorgeführt haben, hatte schon zu Anfang Augusts in der Tagsatzung gegen die Note des französischen Gesandten und die darin enthaltenen ungebührlichen Zumuthungen mit gebührender Energie protestirt, die Rechte des Kantons auf den Schutz seiner Bürger betont und jede Beeinträchtigung der schweizerischen Unabhängigkeit mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Die Tagsatzung faßte nun einen ausweichenden Beschluß und sandte die Note des französischen Gesandten behufs näherer Ermittelung des Thatbestandes der darin enthaltenen Anschuldigungen gegen den Prinzen und einer speziellen Rückäußerung darüber an den Großen Rath des Kantons Thurgau.

Sobald der Prinz dies erfuhr, schickte er, der als Ehrenbürger des Kantons zugleich Mitglied des Großen Raths war und als eidgenössischer Artilleriehauptmann und Präsident des thurgauischen Schützenbundes öffentliche und Vertrauens-Stellungen bekleidete, einen Brief an den Großen Rath ein, worin er, als Antwort auf die beleidigende Note des französischen Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten, seine eigene Handlungsweise offen darlegte und alle kränkenden Zumuthungen und herabwürdigenden Verdächtigungen einfach zurückwies.

Nach der Verlesung dieses Schreibens voll gerechter Entrüstung erklärte der Große Rath von Thurgau in der Sitzung vom 22. August einstimmig, daß er gar keine Veranlassung habe, der unbilligen Forderung des französischen Gesandten Folge zu leisten, und ließ unter Berufung auf das erläuternde Schreiben des Prinzen vom 20. August, eine entsprechende Antwort und Verwahrung an die Tagsatzung abgehen.

Der Prinz hatte nie auf seine Rechte als französischer Bürger und geborener Franzose verzichtet, als er das Ehrenbürgerrecht

des Kantons Thurgau, als einen blosen Ehrentitel, angenommen hatte; aber das letztere gab ihm Gelegenheit und Berechtigung, in gewissen Fällen zu optiren, und ein derartiger Fall lag nun vor, so klar, so unumstößlich, daß selbst die Geldaristokratie von Basel, Winterthur, Bern, Zürich, Genf u. s. w., welche die drohende Kriegsgefahr sehr beunruhigte, nicht gegen die allgemeine Meinung zu renitiren wagte, daß der republikanische Unabhängigkeitssinn und der schweizerische Patriotismus dem gemeinen individuellen Eigennutz Schweigen auferlegten. Die ganze öffentliche Meinung der Schweiz, ohne Unterschied der Parteistellung, sprach sich dahin aus, daß man sich nicht von Frankreich vergewaltigen lassen solle, und Aller Augen in der Schweiz, in Frankreich und Deutschland warfen auf Bern gerichtet und auf die Art und Weise, wie sich die Tagsatzung in dieser Angelegenheit entscheiden würde.

Der Beschluß des Thurgauer Großen Raths und die Zuschrift des Prinzen Louis Napoleon an denselben wurden in der Sitzung der Tagsatzung vom 3. September vorgelesen, und die allgemeine Stimmung war dergestalt, daß man nicht mehr darüber im Zweifel sein konnte, welche Antwort die Schweiz der französischen Regierung ertheilen würde. Gleichwohl verschob man kluger Weise die Beantwortung und vertagte die Tagsatzung bis zum 1. Oktober, damit die Abgeordneten sich noch einmal mit ihren Kommittenten in der Heimath berathen könnten. Das Prinzip war angenommen und die Mehrheit der Bundesstände hatte beschlossen, lieber den Krieg gegen Frankreich zu bestehen, als dessen tyrannischen Forderungen zu weichen und durch Nachgiebigkeit in der Angelegenheit einen Präcedenzfall zu schaffen, auf welchen man bei jeder beliebigen Gelegenheit zurückkommen und verweisen würde.

Das französische Ministerium des Auswärtigen dagegen war seinerseits fest entschlossen, die Ausweisung des Prinzen Louis Napoleon in Güte oder mit Gewalt durchzusetzen. Aergerlich über den feinen diplomatischen Schachzug, womit die Tagsatzung sich gewissermaßen einen Aufschub oder eine weitere Bedenkzeit von vier Wochen verschafft hatte, sandte der Minister beinahe Tag um Tag neue und immer drohendere Depeschen an den Herzog von Montebello, welcher im offiziellsten Auftrag dem Vorort die her-

metische Blokade der Schweiz für den Fall, daß sie sich nicht beeilen würde, der Aufforderung Frankreichs zu entsprechen, ankündigen sollte. Die Gesandten von Oesterreich, Rußland und Baden schlossen sich dem französischen an, um sein Verlangen zu unterstützen und ihren ganzen Einfluß in diesem ernsten Konflikte geltend zu machen. Aber der Bundespräsident blieb ruhig und verwies auf den Zeitpunkt des Wiederzusammentretens der beurlaubten Tagsatzung.

Die angedrohte Blokade begann endlich faktisch, wie sie der Herzog von Montebello angekündigt hatte. Der französische Gesandte ward abberufen; die ersten staffelförmigen Abtheilungen der französischen Armee näherten sich der schweizerischen Grenze, wie wir es aus der Unterhaltung der drei Prinzessinnen an dem Tische der Säulenhalle zu Viterbo im vorigen Kapitel entnommen haben. Die Observations-Armee in drei Corps, welche ihre Stützpunkte und ihre Sammelplätze in Lyon, Besançon und Belfort hatten, ward unter den Oberbefehl des Generals Aymar gestellt und war im Aufmarsch längs der Schweizergrenze begriffen. Ja der General Aymar hatte sogar einen Tagsbefehl erlassen, in welchem er seinem Vorgefühl, daß es bald einen Feldzug geben werde, offenen Ausdruck gab und den Schweizern bange zu machen suchte durch Phrasen wie etwa die folgende: „Unsere streitsüchtigen Nachbarn werden vielleicht zu spät bemerken, daß es klüger gewesen, anstatt in Deklamationen und Kränkungen sich zu ergehen, die gerechten Forderungen Frankreichs zu befriedigen.“

Allein die Schweizer ließen sich nicht einschüchtern. Die Frage von der Unabhängigkeit ihres Staates ward in allen Kantonen, in allen Lebenskreisen beinahe leidenschaftlich discutirt, und es zeigte sich das einmüthige Verlangen, die freche Hand zurückzuweisen, welche die freie Schweiz um fremder Interessen willen maßregeln wolle. Die Schweiz rüstete sich auf allen Seiten, um dem von Seiten der Regierung Ludwig Philipp's angedrohten Angriff sich zu widersetzen.

Die Kantone Genf und Waadt beeilten sich, ihre ganze waffenfähige Mannschaft auf den Kriegsfuß zu setzen, und bei der ersten Kunde von dem drohenden Kriegsgeschrei begann die ganze Ein-

wohnerschaft der Stadt Genf an der Ausbesserung der Wälle und Stadtbefestigungen zu arbeiten, welche man seither im Vertrauen auf die ungestörten friedlichen Zeiten einigermaßen verwahrlost und namentlich auf der gegen Frankreich gekehrten Seite der Stadt gewissermaßen in öffentliche Spaziergänge verwandelt hatte. Es lief dabei, namentlich in der französischen Schweiz, auch viel Bramarbasie und Komödie mit unter; man gefiel sich in ruhmredigen Tiraden, man stolzirte in Uniform in Kaffee- und Weinhäusern herum und vermaß sich der größesten Heldenthaten, und während einerseits der besonnene würdige Dufour und die erfahreneren Militärs sich die Gefahren eines ernstlichen kriegerischen Zusammenstoßes nicht verhehlten und die sorgfältigsten strategischen Vorkehrungen zu einer hartnäckigen Landesvertheidigung trafen, namentlich aber die Stadt Genf rasch in den Stand setzten, eine längere Belagerung aushalten zu können, trieben burgundische Eitelkeit und gallisches Komödiantenthum die üppigsten, windigsten Blasen: die Schulknaben in Genf, welche das zum Waffendienste erforderliche Alter noch nicht hatten, wurden bewaffnet und thaten sich zu einer Freischaar zusammen, die sich renommistisch die Enfants de Genève nannte.

Würdiger und ernster war das Gebahren der Besonnenen in der deutschen Schweiz und besonders in den industriellen Kantonen, wo man sich der Gefahren und Nachtheile eines Krieges oder sogar nur einer Absperrung der Schweiz wohl bewußt, dagegen nicht gewillt war, den Rechten des Vaterlands etwas zu vergeben. Trotz der allgemein gehegten Hoffnung, daß es schließlich zu einem Kriege um solch frivoler Vorwände willen nicht kommen könne noch werde, wollte man doch nichts versäumen, um, falls es je zum Aeußersten käme, die dünkelhaften Rothhosen mit blutiger Nase heimzuschicken, und die entschiedene würdevolle Haltung der Schweizer, welche hieraus erfolgte, imponirte doch den garantirenden Mächten und verblüffte das Kabinet der Tuilerieen.

So weit waren die Sachen in der zweiten Hälfte des Septembers gediehen. Die Berner, Waadtländer und Genfer Truppen standen schon auf dem Kriegsfuß und hatten theilweise schon die Pässe im Jura und Pruntrut besetzt. Das Damoklesschwert des

Kriegs hieng nur noch an einem dünnen Haare über der kleinen Republik. Auf dem Arenenberg war ein rühriges Treiben: Gäste aller Art gingen ab und zu, namentlich französische und deutsche Schriftsteller und Journalisten, welche die öffentliche Meinung in den verschiedenen Ländern im Sinne und Interesse des verfolgten Prinzen bearbeiten und das Aufsehen noch vermehren sollten, das die gewaltthätigen Maßregeln des französischen Ministeriums hervorriefen.

Der Prinz selbst war seelenvergnügt über den Lärm, welchen seine Angelegenheit aufwarf, und in einer wahrhaft fieberischen Thätigkeit, um Freunde und Anhänger zu empfangen, die zum Besuche kamen, um nach Bern, nach Paris, nach London, nach allen Seiten hin zu korrespondiren, alte Bezüge zu erneuern, neue Verbindungen anzuknüpfen, jede günstige Gelegenheit auszubeuten, um die Kabinete der Großmächte von seiner eigenen politischen Harmlosigkeit, so wie von der ihm aufgedrungenen augenfälligen Rolle in der Geschichte zu überzeugen. Sein Plan stand schon fest: er wußte genau, wie weit er gehen wolle, um sich nichts zu vergeben und doch nicht der Zankapfel für zwei Länder zu werden; aber mit der ihm eigenen Verschlossenheit hielt er seine Pläne verborgen — nur wenige seiner vertrautesten Freunde und Rathgeber, worunter der schon erwähnte geistvolle Konrad Kern, ein feiner staatsmännischer Kopf, wußten darum.

Inmitten dieses aufregenden Treibens erhielt der Prinz eines Morgens durch die Vermittelung des Herrn Macaire in Konstanz nebst anderen Briefen und Zuschriften auch jene Zuschrift seiner anmuthigen Verlobten und Cousine Mathilde von Montfort aus Viterbo. Das Bild der schönen frischen Mathilde, welches ihm in den jüngsten Wochen steter Aufregung und politischer Zettelungen ganz aus dem Sinne gekommen war, tauchte plötzlich in all seiner verführerischen Lieblichkeit wieder vor seinem Geiste auf und erfüllte sein Herz mit einer ungewöhnlichen Wärme. Er mußte den Brief drei-, viermal lesen, er konnte sich nicht von demselben losreißen. Wäre seine Mutter noch am Leben gewesen, so wäre er zu ihr geeilt, um ihr denselben zu zeigen, und sie hätten Beide

mit einander sich über den Geist, das warme Gefühl, die glühende Begeisterung und Leidenschaft Mathildens gefreut. So aber stand er allein, denn die Männer, welche ihn umgaben, diese jungen und alten ehrgeizigen Köpfe und selbstsüchtigen eigennützigen Parteigänger und Condottieri, waren nicht dazu angethan, die Empfindungen eines glühend liebenden, opfermuthigen, begeisterten Herzens zu begreifen und zu würdigen. Louis Napoleon hätte es für eine Profanation gehalten, mit ihnen nur von seiner Liebe, seinem Verhältniß zu der armen Cousine zu reden; er hätte fürchten müssen, in der Werthung dieser frivolen Weltleute zu sinken, wenn sie sähen, daß er neben seiner politischen Ambition und seinen hochfliegenden welthistorischen Anschlägen auch noch Raum für eine solche Idylle in seinem Herzen habe — eine Liebe, die seinem Gemüthe übrigens nur Ehre machte.

„Meine süße, himmlische Mathilde!“ flüsterte er aber, und küßte den Brief, — „wie schade, daß Deine lieben Zeilen nicht gestern kamen! Vielleicht hätte ich den Schritt noch um einige Tage verschoben, den ich gestern mit meinem Schreiben an den Landammann Anderwert, den Präsidenten des thurgauischen Kleinen Raths, vollzogen! .... Ja, Du begreifst mich, stolzes Mädchen mit dem glühenden, liebebedürftigen Herzen! Du hast meine Sache offenbar bei Oheim Lucian geführt, Du würdest mir neue Anhänger werben, mich stützen, ermuthigen, befeuern, vorwärts treiben! Du wärest die richtige Gattin für mich, eine treue, verständige, unermüdliche Gefährtin auf der dornenvollen Bahn, die vor mir liegt .... Aber es ist zu spät .... die Würfel sind gefallen! Ich kann nicht zu Dir eilen, Dich zu freien, denn die Wege sind mir verlegt. Ich kann Dich nicht hieher berufen, denn mein Lager ist abgebrochen, mein Schicksal treibt mich in die Ferne .... Später, in ruhigerer Stunde, darf ich auf mein Herz hören — jetzt muß ich nur dem Gebot der Staatsklugheit gehorchen. Es ist eines der größten Opfer, die ich meiner Zukunft bringe! Möge es kein unwiederbringliches sein!“

Der Prinz trat vor das kleine Ovalporträt in Oel, welches Mathilden in der vollen eben entfalteten Jugendblüthe darstellte, von Cosio in Florenz vor mehr als drei Jahren gemalt. Mathilde

hatte das Bild der Königin Hortense geschenkt, die ihm in ihrem Arbeitszimmer einen augenfälligen Platz gegeben; der Prinz hatte es nach dem Tode seiner Mutter in sein eigenes bescheidenes Zimmer verpflanzt, weil es treuer und charakteristischer war als ein Porträt der Prinzessin von Fournier, das sie ihm selber verehrt hatte, — weil jenes andere Bild ihm Mathilden so vergegenwärtigte, wie er sie am Genfersee und auf Arenenberg gekannt hatte. Er verbrachte eine Viertelstunde und mehr vor den beiden Bildern und schaute von Zeit zu Zeit in den Brief, um einzelne Stellen desselben immer von Neuem wieder zu lesen. Dann aber raffte er sich mit einer energischen Geberde auf, erleichterte seine gepreßte Brust durch einen tiefen Seufzer, fuhr sich wie abwehrend über die Stirne und eilte hinaus, um sein Pferd zu verlangen und sich durch einen tollen Ritt zu ermüden und die aufgeregten Nerven abzuspannen.

Ja, die liebeglühenden hingebenden Zeilen Mathildens waren zu spät eingetroffen. Gestern erst, am 22. September, hatte der Prinz den entscheidenden Schritt gethan, den er längst vorhatte. Ehre und Klugheit verboten ihm, es zum wirklichen Kriege zwischen Frankreich, seinem Geburtslande, und der Schweiz, seinem Adoptiv-Vaterlande, seiner neuen Heimath, kommen zu lassen, denn das Blutvergießen um seines Namens willen hätte ihm unausbleiblich hüben wie drüben die Herzen entfremden müssen; darum hatte er den schon erwähnten Brief an den Kleinen Rath von Thurgau geschrieben und an den Landammann Anderwert in folgenden Ausdrücken gerichtet:

„Arenenberg, den 22. September 1839.

„Herr Landammann!

„Als die Note des Herzogs von Montebello an die Tagsatzung gerichtet wurde, wollte ich mich den dringenden Forderungen der französischen Regierung nicht unterwerfen, denn es lag mir daran, durch meine Weigerung der Entfernung von hier zu beweisen, daß ich nach der Schweiz zurückgekehrt sei, ohne irgend einer übernommenen Verpflichtung ungetreu zu werden; daß ich das Recht habe, mich in derselben aufzuhalten, und daß ich daselbst immer Hilfe und Schutz finden würde.

„Die Schweiz hat seit einem Monat durch ihre energischen

Verwahrungen und neuerdings durch die Beschlüsse der Großen Räthe, welche bis jetzt zur Berathung zusammengetreten sind, dargethan, daß sie erbötig war, die größten Opfer zu bringen, um ihre Würde und ihr Recht aufrecht zu erhalten. Sie hat ihre Schuldigkeit als unabhängige Nation zu thun verstanden: ich werde auch die meinige zu thun und der Stimme der Ehre getreu zu bleiben wissen.

„Man kann mich verfolgen, aber niemals mich herabwürdigen!

„Nachdem die französische Regierung erklärt hat, daß die Weigerung der Tagsatzung, in ihre Forderungen zu willigen, das Zeichen zu einer Kriegsfackel sein würde, deren Opfer die Schweiz werden könnte, bleibt mir nichts mehr übrig, als ein Land zu verlassen, worin meine Anwesenheit der Gegenstand solch ungerechter Ansprüche ist und zum Vorwand so großer Unglücksfälle werden würde.

„Ich bitte Sie daher, Herr Landammann, dem eidgenössischen Direktorium anzuzeigen, daß ich abreisen werde, sobald die hohe Bundesregierung von den Gesandten der verschiedenen Mächte diejenigen Pässe erlangt hat, welche mir erforderlich sind, um mich an einen Ort zu begeben, wo ich ein sicheres Asyl finde.

„Indem ich heute freiwillig das einzige Land verlasse, wo ich in Europa Unterstützung und Schutz gefunden habe; indem ich mich von den Oertlichkeiten entferne, die mir in so vielfacher Hinsicht lieb und werth geworden waren; hoffe ich dem Schweizervolke zu beweisen, daß ich der Zeichen von Achtung und Zuneigung würdig war, die es mir in so reichem Maße erwiesen hat.

„Ich werde niemals die edle Handlungsweise derjenigen Kantone vergessen, welche sich so muthig zu meinen Gunsten ausgesprochen haben, und namentlich wird die Erinnerung an den großmüthigen Schutz, den mir der Kanton Thurgau zu Theil werden ließ, meinem Herzen für immer besonders tief eingeprägt sein.

„Hoffentlich ist das kein Scheiden für immer, hoffentlich wird noch einmal der Tag kommen, wo ich im Stande sein werde, — ohne die Interessen zweier Nationen, die sich befreundet bleiben sollten, in Frage zu stellen, — hier das Asyl wiederzufinden,

worin ein zwanzigjähriger Aufenthalt und erworbene Rechte mir ein zweites Vaterland geschaffen hatten!

„Machen Sie, Herr Landammann, gefälligst den Dolmetscher meiner dankbaren Gefühle gegen die beiden Räthe und glauben Sie mir, daß allein der Gedanke, der Schweiz Widerwärtigkeiten zu ersparen, mir das Bedauern erleichtern kann, womit ich dieses Land verlasse.

„Empfangen Sie ꝛc.

Napoleon Louis Bonaparte.“

Nach dieser Entscheidung des Prinzen war kein Zurücktreten mehr möglich, und der Prinz hatte bereits an Kern nach Berlingen geschrieben, daß er nach England zu gehen wünsche, wo er allein ein sicheres Asyl finden zu können hoffen durfte. Das Schreiben gelangte sogleich in die Oeffentlichkeit, nachdem es dem Kleinen und dem Großen Rath des Kantons Thurgau vorgelegt worden war, und fand beim ganzen Schweizervolke die anerkennendste Aufnahme. Als die Tagsatzung am 1. Oktober wieder zusammentrat, wurde es dieser vorgelegt; aber man setzte trotzdem die thatkräftigsten Vorkehrungen zum Widerstande fort, um erforderlichenfalls die Integrität des Schweizergebiets zu vertheidigen. Erst in der Sitzung vom 6. Oktober wurde eine Antwort auf die früher erwähnte Drohnote des Herzogs von Montebello votirt, und darin hervorgehoben, einmal daß die ganze Schweiz einmüthig den Grundsatz anerkannt habe: dem Verlangen der Ausweisung eines Schweizer Bürgers sei nicht stattzugeben, weil es dem Begriff der Unabhängigkeit eines souveränen Staats zuwiderlaufe; und durch den freiwilligen Entschluß des Prinzen Napoleon Louis Bonaparte, die Schweiz zu verlassen, und seine desfalls gethanen und vom Bundesrath unterstützten öffentlichen Schritte sei eine Beschlußfassung der Tagsatzung über diesen Gegenstand hinfällig und überflüssig geworden.

Der Bitte des Prinzen um Pässe war ebenfalls entsprochen worden. Seinem Wunsche gemäß, sich durch Baden, Hessen und Preußen den Rhein hinab über Düsseldorf und Rotterdam nach England begeben zu dürfen, war entsprochen worden — sein Reisepaß überhob ihn jeder Besorgniß vor Beeinträchtigung durch die

Polizei, und die Thüre der neuen Heimath war gleichsam hinter ihm in's Schloß gefallen.

Der Prinz beschleunigte nun selbst seine Vorbereitungen zur Abreise, und ließ insbesondere alle diejenigen Gegenstände einpacken, welche ihm als Reliquien seiner Mutter oder seines Oheims, des Kaisers, oder anderer hervorragenderen Persönlichkeiten werth waren. Die glorreichste Herbstsonne lag in diesen Tagen in unbewölkter Klarheit über dem herrlichem Gelände, auf welches das Schlößchen Arenenberg herabschaut. Da unten, gleichsam zu den Füßen des Beschauers, die fruchtbare üppige Insel Reichenau mit ihren Dörfern, Klöstern und Gehöften und ihrer mannigfaltigen Vegetation, wie auf dem silbernen Spiegel des Untersees schwimmend, und weiter nach links der Winkel bei Radolfszell, wo der See sich zur Lache voll Ried und Röhricht verflacht; dann ferner hinaus der bläulich leuchtende Streifen des Ueberlinger Arms des Bodan, mit seinen flachen niederen Ufern und den zahlreichen Dörfern und Städtchen, mit Ueberlingen, Mörsburg und anderen hellleuchtenden Ortschaften. Nordwärts und gen Nordosten die blauenden Höhen des Heiligenbergs und des Göhrenbergs, nordwestlich die kegelförmigen Berge des Höhgaues, westlich die Kuppen des Randen, ostwärts und gegen Südosten aber der breite und leuchtende Spiegel des Bodensee und hinter diesem die zackigen Kämme der Alpen . . . . und alles dies überfluthet von goldenem Sonnenschein, gekleidet in das farbenreiche, herrliche, bunte Gewand des Herbstes! Wohl waren diese Ansichten und Scenen dem Prinzen schon seit nahezu zwei Jahrzehnten vertraut, ja so gewohnt geworden, daß sein Auge wie sein Gemüth dafür einigermaßen abgestumpft und von ihrer Schönheit gleichsam übersättigt war. Allein wenn er in diesen Tagen der Unruhe einen Blick aus den Fenstern warf oder nur einen kleinen Spaziergang durch den Park und nach den gegen Süden liegenden höheren Punkten machte, so machten diese Fernsichten, diese Ausblicke in die nächste Umgebung, wie in die gleich einem Paradies sich weithin ausbreitende herrliche Landschaft, in welcher sich Erhabenheit und Anmuth in solch' unaussprechlicher Weise verschmolzen und verquickten, doch einen unbeschreiblich tiefen Eindruck auf das Gemüth des Prinzen! Es war ihm, als erschaue er gewisser-

maßen zum ersten Mal die ganze Majestät und Lieblichkeit dieser Natur, als offenbare sich ihm jetzt erst die ganze Mannigfaltigkeit und Fülle der Anmuth, die über dem Ganzen und dem Einzelnen lag, und erhob einerseits unsäglich sein Gemüth, während der Gedanke, aus diesem Paradiese, aus diesem stillen Frieden vertrieben zu werden und einer stürmischen verhüllten Zukunft entgegenzugehen, sich mit eisiger Wucht auf seine Seele legte und sie mit einer niederdrückenden Wehmuth und Traurigkeit erfüllte. Die Nähe und Gewißheit des Scheidens ließ ihn nun erst die ganze Größe des Verlustes errathen, womit das Fortgehen vom Arenenberg, das Aufgeben dieser Heimath ihn bedrohte, und er mußte sich oft gewaltsam aufraffen und seine selbstgestellte hohe Aufgabe in's Gedächtniß rufen, um sich einer erdrückenden Weichheit zu erwehren.

Und nun sein Schicksal klar vor ihm lag: der Verlust der Heimath, die erzwungene Reise nach England, um dort ein ungewisses Asyl zu suchen und neuen Kämpfen entgegenzugehen, fiel ihm beim Anblick ihrer Bilder wieder die reizende jugendliche Verlobte ein, die ferne am Ufer des Arno seiner in sehnsüchtiger Liebe gedachte und wohl jetzt aus den Zeitungen begierig zu erfahren suchte, wie die Würfel des Schicksals für und über ihn gefallen seien. Da konnte er der Versuchung nicht widerstehen, ihr noch seine Stimmungen und Gedanken in einer stillen Abendstunde mitzutheilen, und er schrieb ihr folgende Zeilen:

„Arenenberg, den 13. Oktober 1838.

„Meine angebetete süße Mathilde! Ich kehre so eben von einem Rundgange durch mein kleines Besitzthum zurück, von einem Besuch all der Stätten, die mir seit zwanzig Jahren vertraut und theuer sind — theuer um meiner unvergeßlichen Mutter willen, wie geheiligt durch die Erinnerungen an sie und an Dich, mit denen ich sie so oft in den gehobensten Augenblicken meines Lebens durchwandelt. Ich scheide morgen von hier, theuerstes Herz, von der Stätte, wo ich an Deiner Seite einige Jahre des innigsten ehelichen Glückes zu verbringen gedachte, bevor mich das Schicksal zu größeren Zwecken berufen hätte. Meine Seele ist betrübt bis zum Tode über diese Wendung meines Schicksals, die mich von

hier vertreibt und von Neuem auf die hochgehende See der Zukunft hinausschleudert. Ich habe einen Sieg erfochten, wie ich ihn vor wenigen Monaten noch kaum zu feiern erwarten durfte! Das Schweizer Volk hat für mich, seinen Mitbürger, zu den Waffen gegriffen; die Manen Tell's und der eisernen Kämpfer von Sempach und Murten sind heraufbeschworen worden, daß alle wackeren wehrhaften Männer vom Bodensee bis hinauf in die Almen des Gebirgs um meinetwillen unter die rothe Fahne mit dem weißen Kreuz eilten, um die Integrität des heimathlichen Bodens zu vertheidigen. Der Bürgerkönig, der unsern Thron usurpirte und mich seither wie einen unbesonnenen Jungen, wie einen Tollhäusler zu brandmarken und lächerlich zu machen versuchte, hat mich plötzlich und gegen seinen Willen als ebenbürtigen Gegner anerkannt und alle Kabinette gegen mich aufgeboten. Ja noch mehr, er hat denjenigen, den er seither einen tollkühnen Abenteurer nannte, zu einem verfolgten Märtyrer seines Rechts, zum Vertreter einer großen berechtigten Sache gemacht. Dies ist ein ungeheurer Schritt vorwärts auf meiner Bahn, den ich mit Dank gegen die Vorsehung anerkenne und auch ausbeuten werde; allein er kostet mich dennoch große, unsägliche Opfer. Du wirst bereits aus den Zeitungen wissen, daß und warum ich freiwillig die Schweiz verlasse, um nicht die Wohlfahrt meiner Mitbürger auf's Spiel zu setzen. Allein nun am Vorabende meiner Abreise von hier, wo ich im Begriff stehe, Heimath, Häuslichkeit, Grundbesitz, stillen Frieden hinzugeben und auf die Schwelle einer umhüllten Zukunft zu treten, werden alle Neigungen meines Herzens, alle Affekte meines Gemüths auf eine furchtbare Probe gesetzt. Mir ist, als rissen mit dieser gewaltsamen Trennung von diesem schönen Fleckchen Erde, das durch das Andenken der theuersten aller Mütter, durch die süßesten Erinnerungen an die Halcyon-Tage meines Lebens geweiht und geheiligt ist, alle Wurzelfasern jählings ab, mit denen ich am Leben und im Leben hafte! . . . .

„Du wirst mich begreifen, meine angebetete Mathilde, denn Du verstehst ja in meiner Seele zu lesen! Du wirst mir nicht zürnen, mein Engel, noch mich verkennen, wenn ich mich mit blutendem Herzen entschließen muß, jene wonnevolle Stunde, die

uns vor dem Altar vereinigen sollte, noch länger zu vertagen. Ich kann nicht zu Dir nach Italien kommen — der französische und österreichische Einfluß würden mich dort vertreiben und von Neuem umherhetzen. Ich kann Dich nicht einmal einladen, mir nach England zu folgen, denn ich habe ja dort kein Heimwesen noch eine Garantie für die Dauer meines Asyls. Die Kugel meines persönlichen Geschicks ist im Rollen, und ich vermag ihr nicht Halt zu gebieten, ich muß vorwärts zu meinem Ziele, das immer näher rückt — zu dem Ziele, das Du theilen sollst, sobald es erreicht ist!

„Meine ganze Seele ist bei Dir, Mathilde, und mein Unternehmen ist geweiht durch Dein Mitgefühl. Gedenke meiner immer mit demselben treuen, glühenden, echt weiblichen Herzen, mit der ganzen reichen großen Seele, die ich an Dir kenne! Mein Herz ist stets bei Dir und holt sich Trost und Muth und Ausdauer in der Idee, daß ich Dich auf ein Deiner würdiges erhabenes Piedestal erhebe!

„Lebe wohl, meine süße, angebetete Braut! ich küsse Dich tausendmal! Ich kann nicht weiter schreiben, um nicht zu weich zu werden. Von London aus ein Weiteres.

„Der Deinige für jetzt und immer
Napoleon Louis."

Es war dem Prinzen leichter, als er diesen Brief geschrieben und seinen Empfindungen Ausdruck gegönnt hatte! Nach einer unruhigen Nacht verabschiedete er sich von den Freunden und Nachbarn und Getreuen allen, die sich in der frühen Morgenstunde des 14. Oktober vor dem Schlößchen versammelt hatten, um dem Prinzen Lebewohl zu sagen, und schied von dem friedlichen Asyl, das ihm die Erinnerungen an seine geliebte Mutter und an die Stunden seines langen Aufenthalts mit ihrem ganzen Inhalt von Kämpfen, Bestrebungen, inneren und äußeren Erlebnissen so theuer gemacht hatten.

Der optische Telegraph trug die Kunde von seiner Reise nach England von Hüningen und Mülhausen aus nach Paris, und schon am 16. Oktober ward in der Tagsatzungs-Sitzung zu Bern eine Depesche des Grafen Molé verlesen, worin derselbe offiziell

ankündigte, daß der Streit zwischen Frankreich und der Schweiz fortan beendet sei durch die freiwillige Entfernung des Prinzen Louis Napoleon aus der Nähe der Grenzen seines Geburtslandes.

Am 24. Oktober langte der Prinz in London an und stieg im Fenton-Hotel, nahe bei dem St. James-Park, ab, und der schwere Schritt war vollzogen.

5.

Der Prinz hatte sich bald nach seiner Ankunft in London ein hübsches Haus in Carlton-House-Terrace gemiethet, welches dem Grafen Ripon gehörte, und dasselbe mit den verschiedenen schönen Möbeln und Familien-Reliquien ausgeschmückt, welche einst die bescheidenen Räume von Arenenberg gefüllt hatten. Das Haus lag im Mittelpunkt der fashionablen und amtlichen Quartiere, in Pall-Mall, an einem freien Platze zwischen Oxford-Street und dem St. James-Park, in der Nähe der berühmtesten Clubs und der Ministerien, sowie der beiden königlichen Residenzen St. James-Palace und Buckingham-Palace, also ganz in der Sphäre des Hoflebens.

Die Ankunft des Prinzen hatte unter der Londoner vornehmen Gesellschaft und modischen Welt eine ungemeine Sensation hervorgerufen, vor Allem jene Neugier, welche der Brite trotz seiner scheinbaren Zurückhaltung allen interessanten oder berühmten Persönlichkeiten zollt. Besonders waren es die müssige Jugend der Aristokratie der Geburt, des Amts und des Geldes, die vornehmen Lebemänner und Genußmenschen der sogenannten Jeunesse dorée, und die müssigen Frauen der höheren Stände, die sich um den Prinzen drängten. Er war ein „Lion" der Saison, dessen Name und politische Rolle schon einen gewissen imponirenden Reiz und Glanz über ihn verbreiteten, wenn er auch nicht eben schön von Gesicht und imposant von Gestalt war; aber seine ausdrucksvollen Züge und einnehmenden Manieren und der geschichtliche Zauber seiner Abstammung umgaben den Prinzen schon genugsam mit einer Romantik und einem Interesse, die ihn der Theilnahme galanter und eitler Frauen empfahlen und zu den merkwürdigsten Erschei-

nungen der ohnedem trüben und langweiligen ereignißlosen Saison machte. Jede der tonangebenden Damen wollte ihn in ihren Salons und bei ihren Empfangs-Abenden sehen und mit ihm prunken, und da der damalige erste Stutzer Londons, der Graf d'Orsay, sich an den Prinzen angeschlossen und gewissermaßen zu seinem Mentor aufgeworfen hatte, so ward Louis Napoleon in einen Strudel hineingezogen, der ihn weit von seinem selbstvorgesteckten Ziele abführte und nur auf Augenblicke zu sich selber kommen und seiner höheren politischen Zwecke sich erinnern ließ.

Die erste Unterbrechung jenes Sybaritenlebens gleichsam noch auf dessen Schwelle war die Zusammenkunft der verschiedenen Mitglieder der Familie Bonaparte in London, welche noch im Spätherbst des Jahres 1838 stattfand. Im Schoos der Familie der Napoleoniden herrschten nämlich schon seit längerer Zeit Zerwürfnisse und Zwistigkeiten, welche insbesondere seit dem Tode der Madame Lätitia, der Mutter der Napoleoniden, im Jahr 1836, durch die Streitigkeiten um deren Hinterlassenschaft noch gesteigert worden waren. Das gemeinsame Interesse, nun mächtig geweckt durch die Ereignisse der jüngsten Jahre und besonders durch Prinz Louis Napoleon's politische Experimente, sowie die gemeinsame Gefahr, welche die Napoleoniden von Seiten der Großmächte mit Verfolgung bedrohte, weil man sie insgesammt im Verdacht hatte, den Unternehmungen des jungen Louis Napoleon nicht fremd zu sein, hatte die verschiedenen männlichen Angehörigen veranlaßt, sich auf dem neutralen Boden Englands zu begegnen, ihre Differenzen auszugleichen und sich über die Maßregeln zu berathen, welche sie gemeinsam gegen die Verfolgungen der Großmachts-Kabinette ergreifen wollten. Der Exkönig Joseph, Graf v. Survilliers, als nunmehriges Haupt der Familie, hatte diesen Kongreß ausgeschrieben und war zu diesem Behufe aus Nordamerika herüber gekommen, und seine beiden Brüder Lucian und Jerome nebst dessen jüngerm Sohn Napoleon waren der Einladung gefolgt, und ebenso hatten sich auch die übrigen männlichen Angehörigen der Familie eingefunden, mit Ausnahme von Louis Bonaparte, dem Exkönig von Holland, welcher der Politik längst entsagt und jede

Hoffnung auf eine bonapartistische Restauration aufgegeben, vor Allem aber das Gebahren seines eigenen Sohnes mißbilligt hatte.

Die Ergebnisse dieses Familienraths waren nicht nach den Wünschen und Erwartungen des Prinzen Louis Napoleon. Zwar billigten Joseph und Lucian insgeheim seine Bemühungen, aber sie riethen ihm die größste Umsicht und Behutsamkeit an, damit er nicht durch einen unüberlegten und erfolglosen neuen Versuch Alles verderbe. Der Exkönig Jerome war schon damals darauf bedacht, sich die Rückkehr nach Frankreich und wo möglich auch eine Dotation ähnlich derjenigen zu sichern, welche seine Schwester Caroline Murat erhalten hatte; er war deßhalb schon insgeheim mit Thiers und einigen anderen französischen Staatsmännern in Correspondenz und Verbindung getreten, und hätte ohne den leidigen Straßburger Putsch und seine Folgen diesen Zweck längst schon erreicht. Er sprach sich daher ganz offen gegen Louis Napoleon's Agitationen und politische Intriguen aus, und hob hervor, wie vergeblich und verhängnißvoll für den Prinzen selbst und wie folgenschwer für die ganze Familie ein neuer verunglückter Putsch sein würde. Jerome war weit entfernt, die Berechtigung der napoleonischen Idee und deren Zukunft leugnen zu wollen; aber er urgirte, diese Idee müsse sich erst den Bedürfnissen der jetzigen Generation und der modernen Gesellschaft anbequemen und anpassen; sie müsse erst den Gährungsprozeß mit durchmachen, der nun die Geister bewege, und sich auch unter den Parteien, welche andere Ziele verfolgten, als diejenige Form bewähren, welche die meiste Aussicht auf Verwirklichung habe; man müsse daher sich in Geduld fassen, vorbereiten und unterwühlen und daher zuwarten, denn ihre Verwirklichung sei am Ende ja nur eine Frage der Zeit. Diese Ansichten und Grundsätze, vorgetragen mit der natürlichen Beredtsamkeit, welche jede Ueberzeugung verleiht und welche Jerome mit seiner geistigen Frische sich noch bis ins höhere Alter bewahrt hatte, verfehlten ihre Wirkung auf den bedächtigeren Joseph nicht, welcher denselben beitrat. Dieser machte sich überhaupt keine großen Illusionen mehr über die Zukunft des Bonapartismus und begnügte sich mit dem bedeutenden Vermögen, das er besaß. Lucian dagegen, welcher nicht mehr so reich war wie früher, war eher ge-

neigt, den Ansichten seines Neffen Louis Napoleon beizupflichten, aber auch er fürchtete zu sehr noch dessen heißes Blut und Illusionen. Jerome's Ansichten überwogen daher vorerst, schon weil man in ihm den präsumtiven Schwiegervater Louis Napoleon's sah und ihm eine unbefangenere und objektivere Beurtheilung der Verhältnisse zutraute, wenn er beantragte, Louis Napoleon solle sich anheischig machen, für eine Reihe von Jahren jede gewaltsame Verletzung französischen Gebiets und jeden Empörungs-Versuch zu unterlassen, man wolle ihm jedoch nicht verwehren, im Geheimen durch seine Freunde und Verehrer im französischen Heere und durch jene bonapartistischen Clubs und Cliquen weiter zu wühlen, welche damals in Paris und den bedeutenderen Provinzialstädten existirten und sämmtlich mehr oder weniger in Verbindung unter einander standen und ebenso auch neuerdings — trotz aller strengen Ueberwachung von Seiten der französischen Polizei — mit dem Prinzen Fühlung hielten.

Die beiden älteren Brüder des Exkönigs Jerome traten zuletzt diesem Verlangen auch bei, jedoch mehr zum Schein und um die Wachsamkeit der französischen geheimen Polizei zu täuschen, die von den Resultaten dieser Zusammenkunft sicher genau unterrichtet wurde, und verlangten anfänglich von Prinz Louis Napoleon eine schriftliche Verpflichtung oder ein Ehrenwort. Dieß verweigerte derselbe jedoch Beides mit aller Entschiedenheit.

„Ich würde einen Frevel an mir selbst und der Idee begehen, die ich vertrete, wenn ich mir durch eine derartige Verpflichtung die Hände binden wollte," erklärte der Prinz. „Dieß hieße mich der Möglichkeit begeben, von irgend welcher günstigen Chance Nutzen zu ziehen, die mir die Zeit bringen kann. Meine besten Chancen sind weise Ausnützung der Opportunität, jeder günstigen Gelegenheit. Ich bin überzeugt, daß die nächsten Jahre mir deren mehrere bieten werden, und ich bin daher nicht gesonnen, dieselben verloren gehen zu lassen. Ich fühle die Bestimmung wie die Qualifikation in mir, der selbstgestellten Aufgabe zu genügen. Ich habe seither allein gehandelt, auf eigene Gefahr und Verantwortlichkeit, im gemeinsamen Interesse Aller, aber ohne Jemandes Rath oder materielle Unterstützung zu begehren, ohne irgend Jemand

zum Mitschuldigen zu haben oder meine persönliche Verantwortlichkeit mit ihm zu theilen. So gedenke ich es auch ferner zu halten, und eben darum will ich unumschränkter Herr meiner Entschlüsse und Handlungen bleiben, und werde mich nie an irgend eine hemmende Fessel, an irgend eine lahmlegende Verpflichtung binden. Sagen Sie sich meinethalben öffentlich oder heimlich von mir los, wenn Ihnen das klug und rathsam oder förderlich scheint; aber verzichten Sie darauf, mich durch Einschränkungen irgend welcher Art meiner Mission und den Ideen untreu machen zu wollen, die ich vertrete! Ich werde all meine Unternehmungen ganz auf meine eigene Kappe und persönliche Verantwortung nehmen!"

Diesem Entschlusse that er nur darin Abbruch, daß er schließlich versprach, mindestens Jahr und Tag nichts Gewaltsames und Herausforderndes gegen Frankreich zu unternehmen, es wäre denn, daß der Bürgerkönig stürbe oder sonst irgend welcher Thronwechsel sich ereigne. Dieser Vorbehalt erschien nicht unberechtigt angesichts des Treibens der geheimen Gesellschaften in Frankreich wie der mehrfachen Attentate auf den Bürgerkönig, und die anderen Napoleoniden gaben sich damit zufrieden, und reisten wieder von London ab, nachdem sie ihre Streitigkeiten leidlich vertragen hatten.

Die Rathgeber des Prinzen, namentlich der Ex-Unteroffizier Fialin de Persigny, der Doktor Conneau, Mocquard u. A., waren damit nicht zufrieden, denn sie fühlten sich durch die, wenn auch nur bedingten Versprechungen des Prinzen einigermaßen in ihrem Einfluß beschränkt, besonders Persigny, welcher stets um Louis Napoleon war, gleichsam die Stelle eines Adjutanten bei ihm vertrat und sein erfinderisches Gehirn fortwährend anstrengte, um neue Pläne und Zettelungen zu entwerfen. Persigny hatte eine Art Hofstaat um den Prinzen versammelt, der zumeist aus ehemaligen Offizieren der kaiserlichen Garde bestand und eine Art Ehrenwache und militärisches Gefolge um ihn bildete, so oft er öffentlich erschien. Es waren dieß meist tollkühne unerschrockene Männer, welche nichts zu verlieren hatten als ihr Leben, und nur auf einen Wink von Seiten ihres Gebieters warteten, um auch dieses blindlings in Gefahren und Abenteuern irgend welcher Art

in die Schanze zu schlagen, und die alle andächtig an eine Wiederkehr des Kaiserreichs in Frankreich glaubten. Von diesem militärischen Stabe gingen auch die Anregungen und Verbindungen aus, welche von den bonapartistischen Clubs in Frankreich unterhalten wurden. Diese verbreiteten sich über alle Stände. Einer der einflußreichsten und bedeutendsten war der Club der Lederhosen (Club des Culottes de peau) in Paris, zu welchem vorzugsweise ehemalige Offiziere und Hofbeamte des ersten Kaiserreichs: die Herren von Montholon, Vaudoncourt, Laborde, Mesonan, Oudinot, Voisin, Plot, Dumoulin, Bouffet de Montauban u. A. m. gehörten, und von welchen eine sehr lebhafte Propaganda zu Gunsten des Bonapartismus ausging. Ein anderer Club vereinigte die Schriftsteller und Journalisten, unter denen namentlich der durch seine Verherrlichungen des militärischen Ruhms des Kaiserreichs bekannte St. Hilaire sich auszeichnete. Nur vertrugen sich die alten Degenknöpfe und Eisenfresser nicht auf die Dauer mit den Federhelden und Journalisten, welche später an der Spitze der bonapartistischen Zeitschriften „Capitole" und „Commerce" standen. Außerdem arbeiteten besonders auch viele Damen aus der sogen. Gesellschaft energisch an der Wiederherstellung des Kaiserreichs, und unter diesen übte besonders der „Club der Unterröcke" (Club des Cotillons) einen namhaften Einfluß, zu welchem die unsern Lesern bereits bekannte Baronin Salvage (welche später wegen Conspiration und Umtrieben verhaftet wurde), und die Damen de Faverolles, Regnault de St. Jean d'Angely, Hamelin u. A. gehörten. Allein die Umtriebe dieser Clubs regten zwar die Gemüther sehr auf und verbreiteten das gläubige Vertrauen an eine Wiederkeher der bonapartistischen Herrschaft unter allen Volksschichten, vermochten jedoch aus Mangel an einer einheitlichen und dieser Aufgabe vollständig gewachsenen Leitung die Sache des Bonapartismus nicht wesentlich zu unterstützen, sondern es erwuchsen aus dem eigenwilligen und planlosen Treiben dieser einzelnen Coterieen bald Meinungs-Verschiedenheiten, Eifersüchteleien und offene Zänkereien, welche in den Partei-Organen zwischen den Lederhosen, den Unterröcken und den Journalisten in ziemlich unerquicklicher Weise ausgefochten wurden und das ganze Treiben lächer-

lich machten, so daß schließlich die herrschende Regierung in Frankreich die Lacher auf ihrer Seite hatte.

Gleichwohl stellte es sich bald und je länger desto mehr heraus, daß das Versprechen, sich nicht mit aktiver Politik und Intriguen zu beschäftigen, welches der Prinz in jenem Familien-Kongresse gegeben hatte, für diesen selber nur schlimme Früchte trug. Verzehrt von einem leidenschaftlichen Ehrgeiz, dessen Befriedigung ihm die Verhältnisse verboten, suchte er in seiner gezwungenen Unthätigkeit jenen nagenden Wurm in anderen, leichter zu befriedigenden Leidenschaften zu übertäuben. Der gesuchte „Löwe" der Salons ward angesteckt von dem Beispiel der ausschweifenden Lebemänner, mit denen er verkehrte. Er warf sich mit vollen Armen in den Strom des wildesten Genußlebens, der ja in Englands Metropole noch rauschender fluthet, als an irgend einem andern Orte der Welt. Er gab sich namentlich jenem gedankenlosen Zeitvertreib der müssigen vornehmen Welt hin, welchen man unter dem Sammelnamen „Sport" zusammenfaßt. Sein Ehrgeiz suchte Genugthuung darin, sich als ein tüchtiger unerschrockener Reiter bei Fuchshetzen, Parforcejagden und Kirchthurm-Rennen zu zeigen, und er wollte für einen der Kenner und Patrone des „Turf", der Wettrennen, gelten, nahm es in tollen Wetten bald mit den reichsten Lords auf, und war ein allnächtlicher Gast bei Crockford und in den anderen fashionablen Spielhöllen, um Nächte hindurch sein Glück am grünen Tisch zu versuchen und in dieser Weise vielleicht Fragen an das Schicksal zu stellen: ob er auch auf einem andern Gebiete Glück haben würde? Wetten und Wagen war ja sein angeborener und anerzogener Beruf, und nichts vermochte ihn stärker aufzuregen und ihm mehr augenblickliche Befriedigung zu geben, als der Hazard am grünen Tisch wie auf der Rennbahn! Hazard war sein Wahlspruch lebenslang, wie wir Alle wissen. Stets bereit, dem Schicksal jede Stunde „Va banque!" zuzurufen, hazardirte er, ein geborener eingefleischter Spieler, heute mit Karten, morgen mit Eiden, heute mit Sovereigns, morgen mit Kronen, mit dem Lebensglück, heute mit politischen Parteien, morgen mit galanten Frauen, und wie oft verlor oder gewann er Alles, weil er immer Alles auf eine e i n z i g e Karte setzte!?

Und wie der Verkehr mit dem schönen Geschlechte in seinem Leben stets eine hervorragende Rolle gespielt hat, so stürzte der Prinz sich auch nun, wo eine andere, würdigere Bahn des Ehrgeizes sich ihm verschlossen hatte, in eine Menge galanter Abenteuer, welche ihn zum Helden der Londoner Skandalchronik machten. Jeder, der die britische Gesellschaft kennt, weiß, daß jene schönen, üppigen, wohlgenährten und in einer hohen Meinung von ihren Rechten und Talenten erzogenen Frauen des englischen High Life den Liebesabenteuern nicht abgeneigt sind, ja daß sie, wenn sie einmal aus den Schranken der Zucht und Sitte und der heuchlerischen Moral heraustreten, einer wahrhaft genialen Genußsucht und Ausschweifung fröhnen, wie es uns die Zeiten der vier George und besonders die der letzten beiden Träger dieses Namens gelehrt haben. So ward dem Prinzen, der durch seine Herkunft, seine abenteuerliche Vergangenheit und den ihm aus der verschleierten Zukunft winkenden geheimnißvollen Nimbus schon eine bedeutende Empfehlung bei üppigen müßigen Frauen besaß, Gelegenheit genug zu leichten Eroberungen geboten, die sich in demselben Maße mehrten, wie sein Ruf als Lovelace und Herzentödter stieg, denn jene Weiber wetteifern ja um die Ehre, einen solchen Mann der Mode erobert zu haben, zumal wenn er des Vortheils genießt, der Einzige in seiner Art zu sein! . . . .

Diese Beschäftigungen zogen damals den Prinzen mehr und mehr von der Politik ab. Er schien mit der Vergangenheit ganz gebrochen, das künftige Ziel ganz aus den Augen verloren zu haben. Der Arenenberg war verkauft worden, um billiges Geld in die Hände eines ehemaligen Musiklehrers Keller übergegangen. Die Absicht des Prinzen, sich in England anzukaufen, um daselbst Heimathrechte zu erwerben, konnte nicht verwirklicht werden, weil bei dem tollen Leben, welches er führte, seine Vermögens-Verhältnisse bald zerrüttet wurden. Er überließ es Persigny und seinen anderen Gefährten, politische Umtriebe zu machen, und nur selten raffte er sich aus seinem ausschweifenden Genußleben auf, um an der Verwirklichung seiner Pläne ruckweise zu arbeiten, so z. B. als er im Jahr 1839 seine bekannte Schrift, die ‚Napoleonischen Ideen‘, vollendete und in den Druck gab, um dann wieder

um so tiefer in die Indolenz seines rein vegetativen üppigen Lebens zurückzusinken, über dessen Einzelnheiten der Bürgerkönig an der Seine so genau berichtet wurde, daß er gleichsam Buch und Rechnung über den sittlichen und materiellen Zerfall seines Gegners an der Themse führte und daraus die tröstliche Gewißheit zu schöpfen suchte, daß dieser ihm niemals gefährlich werden würde.

Die anderthalb Jahre zwischen November 1838 und dem Sommer 1840, welche der Prinz damals in England verbrachte, gehörten zu den verlorenen. Es war eine Periode der wildesten Gährung, des Sturmes und Dranges, der ihn bei seiner eigenen Familie und bei den Einsichtsvolleren seiner Anhänger heruntersetzte. War es doch, als ob er die tollen Jahre wilder Jugend, welche zum Austoben und Ausreifen ungestümer Naturen zuweilen unerläßlich erscheinen, nun hier im Anfange seiner Dreißige nachholen wolle, weil er in seinen Jünglingsjahren unter den Augen seiner Mutter seine physischen Leidenschaften und niederen Triebe einigermaßen hatte bändigen und verhehlen müssen. Schien es doch, als sollte ihm nun die fessellose Freiheit, deren er sich erfreute, und der Aufenthalt im Lande der größten bürgerlichen und individuellen Freiheit, unter dem thatkräftigsten und nüchternsten, eminent praktischsten Volke der alten Welt, zu einem verweichlichenden Capua werden!

Dachte er noch an das Idyll seiner vergangenen Jahre, an seine jugendlich frische Verlobte Mathilde von Montfort, die ihm vordem ein Ideal von einer Frau gewesen war? Stand er noch in irgend welcher geistigen und seelischen Beziehung zu ihr, oder war er schon so blasirt und innerlich ausgebrannt, daß die glühende Neigung und der anbetende Aufblick dieser jungen Dame zu ihm vor seinem Blick wie eine sentimentale Jugendthorheit und Schwäche, wie ein überwundener Standpunkt erschien? Hatten nur Weltdamen und Modeköniginnen wie die vielbewunderte Lady Seymour oder vornehme weltgewandte Koketten wie die Howard noch Werth für ihn?

Die Lösung dieser Fragen gehört der Chronik an, welche sich mit der Entschleierung solcher Geheimnisse befaßt. Hier dürfen und können wir sie nicht versuchen, ohne gewissermaßen dem Gang der

Begebenheiten vorzugreifen, und wir lassen daher den Vorhang über diese Periode der Ausschweifungen, des Sturmes und Dranges fallen, um so mehr als die Rücksicht auf viele noch lebende Damen, die damals sich ihm fast ungesucht in die Hand warfen, uns verbietet, auf die pikanten Einzelnheiten dieser genial-liederlichen Epoche einzugehen!

Nur Eines sei noch hier erwähnt: als Louis Napoleon lange nach der Niederlassung in seinem Mansion zu Carlton-House-Terrace einmal an das Ordnen von Papieren ging, die er bei der überhasteten Abreise von Arenenberg in ungeordnetem Durcheinander in einige Kassetten gepackt hatte, fielen ihm Original und Abschrift jener Blätter in die Hände, die er einst aus den Händen seiner Mutter als die Trümmer des Testaments seines großen Oheims erhalten hatte. Dies gemahnte ihn ernst genug an seine Pläne und er versenkte sich in Stunden der Muße und Abspannung, wie sie bei einem solch wilden Leben hie und da unausbleiblich sind, in den Inhalt dieser Blätter, die wie eine Stimme des Schicksals an ihn mahnend und warnend herantraten und von denen er bei der Vollendung seiner Schrift „Napoleonische Ideen“ manches benützte; dann aber steckte er sie in ein Fach seines Schreibtisches, es einem günstigern Momente vorbehaltend, sich eingehender mit ihnen zu beschäftigen und sie zur Richtschnur für seine politischen Schritte zu machen. Allein im Taumel seiner Genüsse und Vergnügungen vergaß er dieselben bald wieder, weil jene ersehnte günstige Stunde nicht kommen wollte.

Sechstes Buch.

1.

Es war ein heiterer Julimorgen, aber die Sonne lag nur matt über dem von Kohlenrauch und Ausdünstungen verschleierten London. Die Dienerschaft im Hotel des Prinzen Napoleon auf Carlton=House=Terrace hatte so eben die letzten Spuren einer Festlichkeit von der vergangenen Nacht beseitigt und die eleganten Räume wieder geordnet, als der Prinz in sein Studirzimmer trat.

Er sah verschlafen und übernächtig aus, aber seine eiserne Natur trotzte den Debauchen, und er hatte heute seinen arbeitsamen Tag, wie es ihm oft geschah, wenn er aus diesem ausschweifenden Treiben erwachte und sich plötzlich wieder der höheren Ziele erinnerte, die ihm früher vorgeschwebt hatten. So war er auch heute von Unruhe und unbehaglichen Vorgefühlen vor der gewohnten Zeit aus dem Bette geweckt worden, und erschien nur im Negligee in seinem Studirzimmer.

Die Zeitungen und die Briefmappe lagen bereits auf dem Tische, der Kammerdiener Thelin harrte der Befehle seines Herrn, und ward mürrisch entlassen, nachdem er das Frühstück aufgetragen. Der Prinz griff zuerst nach den Briefen, und zwar nach den parfümirten zierlichen Billets auf Glacépapier, wie sie sich beinahe jeden Morgen bei ihm einstellten und Einladungen zu Routs, zu Landparthieen, Diners, zu Spazierritten im Hydepark oder auch — zu irgend einem Stelldichein enthielten. Heute aber mochten die Erwartungen des Prinzen getäuscht worden sein, denn er legte eines dieser zierlichen Billets um das andere nach dem

Durchlesen ziemlich gleichgiltig beiseite, und griff nach der geschäftsmäßigen Korrespondenz.

Einer der ersten Briefe dieser Art, welcher ihm in die Hand fiel, kam von dem Geschäftsmann seines Vaters in Florenz, dem Advokaten Capellieri, und der Anblick des gedruckten Briefkopfs erschreckte den Prinzen einigermaßen, denn dieser Herr hatte bis jetzt nur selten mit ihm korrespondirt. Signor Capellieri schrieb, daß er von der Behörde beauftragt worden sei, bei Eröffnung des Testaments der verstorbenen Prinzessin Carlotta von St. Leu die Vertretung des abwesenden Schwagers derselben, des Prinzen Napoleon Louis von St. Leu, zu übernehmen und der Eröffnung des Testaments nicht nur beizuwohnen, sondern auch die Vollstreckung desselben zu überwachen. Die am 12. März verstorbene Prinzessin habe durch ihr Testament ihre Schwester Zenaïde und deren Kinder zu Haupterben eingesetzt und außer einigen Legaten an ihre Dienerschaft und Andere, die ihr näher standen, auch noch bestimmt, daß die von ihrem verstorbenen Gatten herrührenden Kleinodien, Bücher, Waffen, Sattelzeug u. s. w., so weit solche noch vorhanden seien, dem Prinzen Napoleon Louis ausgehändigt werden sollten; desgleichen auch ein Porträt des verstorbenen Prinzen, ihres Gemahls, von dem berühmten Leopold Robert gemalt, und einige andere Familienbilder. Zugleich habe die verewigte Prinzessin Carlotta verfügt, daß der Brautschmuck, den sie einst getragen und von ihrer hochseligen Schwiegermutter Hortense von St. Leu erhalten hatte, ihrer Cousine Mathilde von Montfort für den Fall ausgefolgt werde, wo diese den Prinzen Napoleon Louis von St. Leu heirathe, mit dem Bedingniß diesen Schmuck ebenfalls an ihrem Trauungstage zu tragen. Außerdem sollten dem Prinzen Louis noch gewisse Papiere ausgehändigt werden, die sich seither im Besitz der Prinzessin Carlotta befunden und die angeblich vom Kaiser herrührten. Signor Capellieri theile dies nun unterthänigst dem Prinzen mit, und bitte ganz ergebenst um Information und Vollmacht, wie er mit diesen Erbstücken zu verfahren und ob er dieselben — insbesondere die Parüre mit Smaragden und Brillanten, welche der Brautschmuck der zukünftigen Gemahlin des Prinzen werden solle — zu reklamiren habe?

Der Inhalt dieses Briefs machte auf den Prinzen einen tiefen und jähen Eindruck, denn derselbe rief ihm wieder die Gestalten seiner Mutter und seiner beiden Cousinen Carlotta und Mathilde ins Gedächtniß, die ihm seit lange nicht mehr gegenwärtig gewesen waren. Carlotta also war todt, sie, mit der ihn die Mutter ehedem so gerne verheirathet gesehen hätte, um dem geliebten Sohne einen Theil des bedeutenden Vermögens des Oheims Joseph zu sichern. Carlotta war todt, als Wittwe gestorben, und ihre Millionen an ihre Schwester Zenaïde übergegangen. Carlotta hatte ihm nicht einmal ein Vermächtniß in Geld ausgesetzt, wie sie es doch einst Mathilden versprochen hatte; so war ihm wenigstens von der Letzteren berichtet worden. Und Mathilde selbst, deren holdes Bild jetzt plötzlich wieder in aller Frische und Schönheit vor seinem innern Blick auftauchte, — Mathilde war ihm fremd geworden, der Briefwechsel mit ihr hatte seinerseits beinahe aufgehört mit jenem Briefe, den er ihr am Vorabend seiner Abreise noch von Arenenberg aus zugesandt hatte. Er war seinem Versprechen nicht nachgekommen, ihr von England aus Nachricht von sich zu geben. Und welche Nachrichten hätte er ihr auch geben können und sollen? Würde es sie interessirt, befriedigt, erbaut haben, seine galanten Abenteuer mit den lockeren Weibern des britischen High Life kennen zu lernen? Würde sie seinen Leistungen auf der Rennbahn und der Fuchsjagd, seinen tollen Wetten, seinem aberwitzigen Hazardspiel irgend welche Theilnahme zu schenken vermocht haben? Sie, die in ihm einen angehenden Helden, einen Märtyrer seiner Ueberzeugung, den begeisterten Vorkämpfer einer weltgeschichtlichen Idee und Mission gesehen hatte? — Nein, nein und abermals nein! Er knirschte über sich selbst vor Scham und Entrüstung bei dem Geständniß, das er sich ablegen mußte, daß er unendlich tief von dem Piedestal heruntergestiegen sei, das er ehedem in Mathildens Augen eingenommen, als er noch deren Ideal und Idol gewesen war.

„Armes Kind!" murmelte der Prinz, und ging mit starken Schritten und über einander gekniffenen Lippen im Zimmer auf und nieder. „Dieses tolle Jahr kostet mich Deine Liebe und vielleicht mein Lebensglück! Ich habe in Mathilden viel, sehr viel verloren.

Und habe ich sie denn wirklich verloren? Die Treue eines weiblichen Herzens, sagt man, reicht doch über gewöhnliche Prüfungen hinaus. Sie hat mich sicher nicht vergessen und ihr Herz spricht noch für mich, wenn auch ihr Selbstgefühl durch mein Schweigen, meine scheinbare Kälte verletzt ist! Und ist es nicht an der Zeit, sie noch zu versöhnen, alte Bande wieder anzuknüpfen, sie als Gattin heimzuführen?" murmelte er und starrte durch die Scheiben. „Nein, es ist zu spät!" sprach er nach einer Weile bitter; „was kann ich ihr anderes bieten, als .... als ein zerrüttetes Vermögen und ein verfehltes Leben!"

„Vicomte de Persigny bittet unterthänigst, Monseigneur!" sagte Thelin unter der Thüre. „Es sei eine dringende Angelegenheit!"

„Gut! er komme! — Was bringen Sie, Fialin?" fragte er den hastig Eintretenden.

„Verzeihung, mein Prinz, wenn ich so früh störe, aber soeben erhalte ich ein Billet aus dem Foreign Office (dem Ministerium des Auswärtigen) von einem der Sekretäre Lord Palmerston's, worin ich auf die heutige Pariser Korrespondenz der ‚Times' aufmerksam gemacht werde .... Sie haben dieselbe ohne Zweifel schon gelesen, mein Prinz?"

„Nein, was gibt es denn?" rief Prinz Louis; „eine Sache die mich betrifft?" und er griff schnell nach der ‚Times'.

„Ein sehr unangenehmer Klatsch, Monseigneur! Hier, wenn ich bitten darf! Der Pariser Korrespondent der ‚Times' meldet, daß merkwürdiger Weise die französische Regierung in den Stand gesetzt sei, nachzuweisen, wie die intellektuelle Urheberschaft an dem republikanischen Aufstand, der am 12. Mai durch Armand Barbès und Genossen in Paris versucht worden und den Tod des Lieutenants Drouineau zur Folge gehabt habe, auf keinen Andern zurückzuführen sei, als auf den verbannten Prinzen Louis Napoleon Bonaparte und dessen Anhang, und wie es längst kein Geheimniß mehr sei, daß der Prätendent seine Stütze in den geheimen Gesellschaften der republikanischen Partei suche!"

„Das ist eine infame Verleumdung!" rief der Prinz entrüstet, als er den Artikel gelesen hatte. „Einem französischen offiziellen

Blatte wäre eine derartige Lüge etwa zu verzeihen, aber wenn das gewichtigste Organ der britischen Presse, das die öffentliche Meinung macht, sich zu solchen Angriffen und Verdächtigungen hergibt, so ...."

„So erscheint es dringend geboten, Monseigneur, dieser Verdächtigung unverweilt entgegen zu treten, — gewiß mein Prinz!" sagte Fialin de Persigny lebhaft. — „Dies ist auch die Ansicht und der Rath meines Freundes im Foreign Office. Sir Lionel T. bittet mich, Monseigneur nicht zu verhehlen, daß er darin einen perfiden Schachzug des Grafen Molé sehe. Man will Sie bei der Torypartei verdächtigen und in der Gesellschaft unmöglich machen, Monseigneur, indem man Ihnen die Mitschuld an einem republikanischen Aufstand imputirt. Sir Lionel suggerirt, daß Monseigneur alsbald eine Verwahrung gegen diese Imputation an die ‚Times' einsende."

„Das soll unbedingt geschehen und unverweilt, lieber Fialin! Sie werden mich verbinden, wenn Sie damit selbst sich nach Printing-House-Square bemühen .... Doch nein! ich habe noch mit Ihnen zu reden! Warten Wir noch einen Augenblick, bis ich die Zeitungen durchflogen und die eingegangenen Briefe gelesen habe ...."

„Mit Vergnügen, Monseigneur, allein ich gebe zu bedenken, daß die Refutation jener Verleumdung keinen Moment Aufschub duldet. Entkräften wir die Anschuldigung rasch und in taktvoller Weise, so ist der Zweck derselben verfehlt und die ganze Sache wird zu Ihren Gunsten ausgebeutet, indem es ja nur erwünscht sein kann, wenn wieder einmal ganz Europa von Ihnen und Ihren Unternehmungen spricht. Wir haben zu lange geschwiegen und laufen Gefahr, Sie bei den Zeitgenossen in Vergessenheit kommen zu sehen. Beuten wir daher diese Gelegenheit möglichst zweckmäßig aus .... Wenn ich fürchten würde, Ihnen vorzugreifen, mein Prinz, so würde ich hier eine unmaßgebliche Fassung der Zurückweisung vorschlagen, welche ich unmittelbar nach Empfang von Sir Lionel's Zeilen zu Papier gebracht habe ...."

„Gut, lassen Sie sehen, Fialin! — Ah, charmant! das wird's thun!" rief der Prinz, eilte an den Schreibtisch und warf folgende Zeilen an Mr. J. Walter, den Herausgeber der ‚Times', hin:

„Mein Herr, ich ersehe mit Bedauern aus Ihrer Korrespondenz aus Paris, daß man die Verantwortlichkeit für den letzten Aufstand mir aufbürden will. Ich rechne auf Ihre Gefälligkeit, um diese Mittheilung in der förmlichsten Weise zu widerlegen. Die Nachricht von den stattgefundenen blutigen Auftritten hat mich ebenso sehr überrascht als betrübt. Wäre ich die Seele eines Komplotts, so würde ich auch in der Stunde der Gefahr der Anführer desselben sein und es nach einer Niederlage nicht leugnen. Empfangen Sie 2c. 2c.

Napoleon Louis Bonaparte."

„So! und nun soll Charles damit sogleich nach der Druckerei der ‚Times' und um unverweilte Aufnahme bitten!" sagte der Prinz aufspringend, nachdem er das Billet geschlossen und adressirt hatte.

„Ihre Feinde arbeiten mit einem überraschenden Eifer in Ihrem Interesse, mein Prinz!" sagte Persigny, die Zeitungen durchmusternd, als der Prinz sich eine Cigarre angesteckt hatte und mit unmuthigen Schritten das Zimmer durchmaß. „Die Gegner meinen es besser mit Ihnen als Ihre eigene Familie, und kennen Sie besser. Ihre erlauchten Herren Oheime wollen Sie zu einer gezwungenen sybaritischen Ruhe verurtheilen, mein Prinz; aber Ihre Feinde halten diese Ruhe nur für erheuchelt, für eine Ruhe vor dem Gewitter und lassen hier wieder einen kleinen Fühler los, um zu erfahren, ob Sie wirklich so tief schlafen, als Sie sich den Anschein geben! Man traut dieser Ruhe nicht, mein Prinz, denn man rühmte ja früher an Ihnen den Wahlspruch: ‚Wer rastet, rostet.' Man will sehen, ob Sie sich dessen noch erinnern!"

„Man wird mich stets auf der Wacht finden, Fialin!" rief der Prinz energisch. „Sie sollen alle sehen, daß dieses tolle Leben, worin ich mich zu betäuben suchte, nur Maske ist. Ich werde bei der ersten Gelegenheit wieder die Klauen herausstrecken.

„Das wissen die alten Perrücken an der Seine auch, Monseigneur! Man erzählt ein Bonmot, das Lord Normanby in den pariser Salons von Ihnen losließ. Eine hohe Dame aus dem Faubourg St. Germain fragte Se. Lordschaft jüngst ironisch: ob es wahr sei, daß Prinz Louis Bonaparte in London Shakespeare=

Studien mache. — ‚Ohne Zweifel, Madame! er studirt die Rolle des Prinzen Heinz ein, vorausgesetzt, daß eine gewisse hohe Persönlichkeit den ‚Falstaff‘ übernimmt!‘ versetzte Seine Lordschaft lachend. Die Dame verstand vielleicht die Pointe nicht, aber der Lord hatte eine Art prophetischen Witzes gemacht, welcher den Kennern des Shakespeare verständlich genug war.“

„Wir werden seiner Zeit überhaupt die Lacher auf unserer Seite haben, Fialin,“ erwiderte der Prinz lächelnd. „Aber lassen Sie uns einen Spazierritt machen, Freund, denn ich muß Luft und Bewegung haben!“

„Mit Vergnügen, Monseigneur! jedoch erst die Geschäfte — Sie haben noch nicht alle Ihre Briefe gelesen und es ist einer darunter, der vielleicht Beachtung verdient,“ sagte Persigny. „Ein Graf von Crouy-Chanel hat gestern Karten bei mir abgegeben und mir darauf bemerkt, daß er auf meine wohlwollende Unterstützung rechne, um von Monseigneur eine erbetene Audienz zu erhalten, worin er Ihnen wichtige Mittheilungen machen wolle. Vielleicht ist ein Brief von ihm eingetroffen.“

„Crouy-Chanel? Der Name klingt mir bekannt .... ah! und in der That, hier ist ein Schreiben von ihm! Ja, er bittet mich um Audienz, unter Berufung auf eine Unterredung, die er mit mir bereits auf dem Arenenberg gepflogen habe. Wer ist der Mann, Fialin?“

„Eine räthselhafte Persönlichkeit, Monseigneur, aber ein begabter Mensch auf jeden Fall,“ versetzte Persigny achselzuckend. „Ich habe mich gestern nach ihm erkundigt. Dieser Graf von Crouy-Chanel nennt sich einen Nachkommen von Arpad und behauptet Ansprüche auf den ungarischen Königsthron zu besitzen. Er ist Journalist, Projektenmacher, gewandter Schriftsteller, von Phantasie und Kenntnissen. Eine Besprechung der ‚Napoleonischen Ideen‘ in der ‚Morning Post‘ und in anderen Journalen rührt von ihm her; er hat sie eingeschickt und ich habe ihm dafür schriftlich gedankt. Es erschien Herrn Mocquard und Conneau und mir damals nicht opportun, mit ihm in Verbindung zu treten, weil er eben seine angeblichen Ansprüche auf die ungarische Krone in ziemlich lärmender Weise auffrischte. Meine Freunde vom Foreign

Office schildern mir ihn als einen unruhigen Kopf, einen Unternehmer von Restaurationen Anderer, die er in der Hoffnung lancirt, dadurch die Erfüllung seiner eigenen Hoffnungen anzubahnen. Er hat vor Kurzem sich vergeblich bemüht, in Mexico den Thron der Iturbiden dem Infanten Don Francisco zu verschaffen, und die Geschicklichkeit und Beeiferung, womit er dies anstrebte, zeugte wenigstens von ungewöhnlichen Fähigkeiten, von werthvollen Verbindungen in der Diplomatie und in der Presse, denn er verfügte über die Spalten mancher gelesenen Blätter ...."

„Ah, nun entsinne ich mich seiner! Er kam mit Empfehlungen aus Paris zu mir und entwickelte weitgehende Pläne, deren Unterstützung er von mir erwartete; aber ich war damals nicht in der Lage, ihm die erforderlichen Summen anzuweisen. Er schreibt, daß ich ihn ungemein verbinden würde, wenn ich ihn heute empfangen wolle."

„So gewähren Sie ihm gefälligst die Audienz, Monseigneur! vielleicht ist er der Mann für das Journal, welches Sie gründen wollen!"

„Das wäre sehr erfreulich, denn er steht wenigstens scheinbar unabhängig da, aber die Vorfrage wäre: ist er kein Agent-Provocateur?"

„Wohl schwerlich, denn er ist mit dem Kabinet der Tuilerieen überworfen, Monseigneur, und in allzu bescheidenen oder beschränkten Verhältnissen. Uebrigens vergeben Sie sich ja nichts, mein Prinz, wenn Sie ihn anhören."

„Er wird um Mittag vorsprechen und ich will ihn empfangen! Bleiben wir also zu Hause und rüsten wir uns, ihn auszuhorchen!"

* * *

Zur anberaumten Zeit erschien der Graf de Crouy-Chanel und ward von dem Prinzen angenommen mit der diesem eigenen gewinnenden Freundlichkeit. Der Graf war ein hübscher, gutgewachsener Mann, etwas über Mittelgröße, von eleganten Manieren und der Erscheinung eines Kavaliers, mit gescheidten

aufgeweckten Augen und aller Gewandtheit und Grazie eines geriebenen Weltmannes. Sein wahres Alter war das einzig Unbestimmbare an ihm, denn er trug den Stempel jener künstlichen Jugend, welchen modische Kleidung und die Künste des Zahntechnikers, des Haarkünstlers und der raffinirten Toilette überhaupt zu geben vermögen. Sein Auftreten dem Prinzen gegenüber verrieth übrigens Takt, denn es war gleich weit entfernt von frecher, anmaßlicher Vertraulichkeit wie von lauernder berechnender Kriecherei und Unterwürfigkeit. Es war das Gebahren eines Mannes von Stande, der sich viel in der Gesellschaft bewegt hat, und verleugnete diesen Charakter selbst dann nicht, als ihm der Prinz mit einer gewissen Vertraulichkeit entgegenkam.

„Ich sehe mit Vergnügen, Herr Graf, daß ich eine alte Bekanntschaft wieder anknüpfe," sagte Louis Napoleon nach den ersten Begrüßungen. „Sie waren schon einmal so freundlich, mir auf dem Arenenberg Ihre guten Dienste anzubieten, und Sie entsinnen sich wohl noch der leidigen Gründe, welche mir damals verboten, einen solch unternehmenden und begabten Mann für meine Sache zu gewinnen. Ich verzeihe mir nicht, daß ich so unartig und achtlos war, Sie nicht früher zu begrüßen, aber ich wußte nicht, daß Sie in London sind."

„Monseigneur sind allzugütig! es war an mir, Sie zuerst aufzusuchen, denn ich bin erst seit einigen Wochen hier," erwiderte der Graf mit einer artigen Verbeugung. „Ich bin gleichsam ein Verbannter und immer unterwegs, um mir Stützpunkte und einen Wirkungskreis zu suchen. Monseigneur entsinnen sich vielleicht noch der Unterredung, worin ich das Glück hatte, Ihnen meine Anrechte und Aspirationen auf das Erbe meiner Vorfahren zu erörtern!"

„Allerdings; ich weiß, wir sind gewissermaßen Schicksalsgenossen, — Stiefkinder des Schicksals, welche ihre legitimen Ansprüche gegenüber von Vergewaltigung geltend machen müssen!"

„Mit dem einzigen Unterschied jedoch, Monseigneur, daß Ihr Name schon ein Panier ist, dessen Farben und Bedeutung die ganze Welt kennt und das in Ihrem Vaterlande populär ist, und daß Sie den Muth, das Genie und das Glück haben, mit Erfolg an die Zukunft zu appelliren, während die Nation, zu deren Ge-

wissen und Pietät ich reden muß, der großen Mehrheit nach meine Ansprüche als verjährt betrachtet und mich nicht einmal dem Namen nach kennt .... Allein von mir sei hier nicht die Rede, Monseigneur, denn es wäre vermessen, Ihre Gnade und Ihre kostbare Zeit mit meinen untergeordneten Angelegenheiten in Anspruch zu nehmen. Die Veranlassung, um deren willen ich mir das Glück einer Audienz erbat, ist eine zwiefache, und falls Monseigneur geruhen wollten mich anzuhören ...."

„Bitte, kommen wir sogleich zur Sache, Herr Graf! Wir begegnen uns Beide auf Einem Wunsche, unser Verhältniß sogleich möglichst klar zu stellen!" entgegnete der Prinz leutselig und bot dem Grafen einen Stuhl. „Ich bin ganz zu Ihrer Verfügung!"

„Monseigneur, geruhen Sie in mir den Abgesandten eines kleinen Kreises von tüchtigen Journalisten und geriebenen Schriftstellern zu sehen, welche in der innigsten Ueberzeugung von der Legitimität, der Zeitgemäßheit und der gesicherten Zukunft Ihrer Ansprüche es wagen, Ihnen ihre Dienste, ihre erfahrenen Federn und die weitverzweigten Verbindungen mit der ganzen europäischen Tagespresse anzubieten. Diese Herren, meine erprobten Freunde, denn sie haben mich bereits mehrfach in meinen anderweitigen Bemühungen unterstützt und mir ihre Gewandtheit und Zuverlässigkeit bewiesen, — sind plumes rompues, gewandte Federn von anerkannter Brauchbarkeit, und brennen vor Begierde, zur Verwirklichung der Ideen beizutragen, welche Sie so kühn wie taktvoll und zu gelegener Zeit geltend zu machen begonnen haben. Es genügt ohne Zweifel schon, wenn ich nur ihre Namen nenne: in erster Linie Herrn Charles Durand, den Redakteur des ‚Journal de Francfort', eine bedeutende publicistische Kapacität, dessen Verbindungen bis in die höchsten Kreise reichen und dessen scharfblickende politische Ansichten selbst den bedeutendsten Staatsmännern der Gegenwart imponiren. Sodann Herrn St. Edme, einen der populärsten Tagesschriftsteller von Paris, dessen zahlreiche Werke gewiß Monseigneur nicht unbekannt sind; und ferner Herrn Barginet von Grenoble, einen der fruchtbarsten und gehaltvollsten Romandichter der Gegenwart, dessen gediegene Schöpfungen ihm den Ehrennamen des ‚Walter Scott des Dauphiné' errungen haben. Von meiner

Wenigkeit zu sprechen, verbietet mir die Bescheidenheit, und ich wage nichts für mich geltend zu machen, als den aufrichtigsten Wunsch, nach Maßgabe meiner schwachen Kräfte die Wiederherstellung des Thrones des großen Napoleon anzubahnen. Wir alle vier aber, Monseigneur, und noch einige weitere Gesinnungsgenossen, von denen später die Rede sein soll, haben vor Allem Eine Eigenschaft, welche uns Ihrer Theilnahme empfehlen dürfte: — wir sind mit Leib und Seele Franzosen und fühlen die Schmach unseres Vaterlandes unter dem gegenwärtigen Régime ...."

„Das ist allerdings der unabweisbarste und überzeugendste Anspruch auf meine Achtung und mein Vertrauen, Herr Graf!" sagte der Prinz freundlich.

„Unser Bestreben geht dahin, Monseigneur," fuhr Herr v. Crouy-Chanel fort, „die Napoleonischen Ideen in's Volk zu tragen mit allen Mitteln der Ueberzeugung, der Begeisterung und der Beredtsamkeit, durch die ganze Presse, also zuvörderst möglicherweise durch ein zu gründendes eigenes Journal, welches die Sache der Wiederherstellung der Napoleoniden vertritt, sodann durch eine organisirte Korrespondenz für die bedeutendsten politischen Journale von ganz Europa, sowie durch Romane und Erzählungen im Volkstone, welche, an die glorreichen Zeiten und Thaten des Kaiserreichs anknüpfend, die Herrlichkeit des letztern feiernd, die Lesewelt unwillkürlich zur Vergleichung der armseligen Gegenwart mit der ruhmwürdigen Vergangenheit auffordern, und endlich durch das ungemein wirksame Vehikel kleiner Broschüren und Volksschriften und namentlich der Kalender, die ja die am weitesten verbreitete und auf dem platten Lande die fast ausschließliche geistige oder literarische Nahrung des eigentlichen Volkes sind ...."

„Ihre Idee ist vortrefflich — ebenso neu und originell wie von unberechenbarer Tragweite," sagte der Prinz rasch aufstehend und drückte dem Grafen die Hand. „Ich sehe, Sie sind der richtige Mann für solche Zwecke!"

„Monseigneur sollen die ehrliche Probe nicht zu bereuen haben, welche Sie uns zu gönnen geruhen würden! Die Zukunft und unsere Leistungen sollen für uns sprechen," versetzte der Graf mit würdevoller Bescheidenheit. „Wir treten vor Sie, Monseigneur, voll-

kommen vorbereitet, mit durchdachten Plänen, mit ganz konkreten Vorschlägen, nicht mit allgemeinen Phrasen und Velleitäten. Damit wäre der eine Theil von dem Zwecke meines Besuchs erledigt, denn wir wissen nur allzu gut, daß Monseigneur die eben gemachten kurzen Andeutungen erst erwägen und in sich ausreifen muß, bevor Sie zu einer Verwirklichung derselben schreiten. Das Detail der Ausführung, die eigentliche Verwirklichung unserer Ideen muß erst in späteren Berathungen und Erörterungen ihrer Vollendung entgegen geführt werden!"

„Ich werde Sie nicht allzu lange hierauf warten lassen, Herr Graf, denn die Zeit ist kostbar und ich sehe, daß ich mit Männern zu thun habe, welche gleich mir keine halben Maßregeln lieben. Und nun Ihre weitere Mittheilung, Herr v. Crouy-Chanel?"

„Ist mehr vertraulicher und persönlicher Natur, mein Prinz!" entgegnete der Graf, mit seinem Stuhle etwas näher rückend. „Ich hatte die Ehre schon zu erwähnen, daß ich jüngst in Rußland war, in Angelegenheiten, deren Erörterung hier zu weit führen würde. Ich besaß das Glück einiger gewichtigen Empfehlungen, die mir sogar die höchsten Kreise erschlossen. In einer Unterredung, deren ich gewürdigt worden bin, unterhielt ich mich mit einer hohen Person über die Zukunft Frankreichs, denn von dieser hängt der Erfolg einer andern politischen Sache, die ich damals mit ganzer Seele zu vertreten beeifert war, mittelbar ab. Es konnte nicht umgangen werden, daß auch die Napoleonische Idee und die Frage von der Möglichkeit einer bonapartistischen Restauration ventilirt wurde. Ich hatte die unbeschreibliche Genugthuung, zu erfahren, mein Prinz, daß man in St. Petersburg an die Möglichkeit einer solchen glaubt, daß Seine Majestät der Zar selbst sich für den kühnen Mann persönlich interessirt, welcher den Muth hatte, den kaiserlichen Adler in Straßburg an die Stelle der halb republikanischen Tricolore setzen zu wollen, und daß es eine Partei am russischen Hofe gibt, welche Seiner Majestät sogar den Gedanken zu suggeriren suchte, die Verbindung seiner Dynastie mit den Napoleoniden noch inniger zu gestalten und auf diese Weise eine Umgestaltung der politischen Verhältnisse von Europa und der Verträge von 1815 anzubahnen."

„Wie soll ich dies verstehen?“ fragte der Prinz mit gesteigertem Interesse den Grafen, der zögernd innegehalten hatte.

„Was ich Ihnen hier sage, mein Prinz, ist eine Affaire der geheimen Diplomatie, über welche man selbst im St. Petersburger Kabinet ein tiefes Schweigen beobachtet,“ erwiderte der Graf. „Es sind Kombinationen, die vielleicht nur vertagt, jedenfalls nicht aufgegeben worden sind. Erst vor wenigen Monaten, als Seine Majestät der Zar Nikolai sich entschloß, die Hand seiner ältern Tochter, der Großfürstin Maria, dem jungen Herzog von Leuchtenberg*) zu bewilligen, waren einflußreiche maßgebende Persönlichkeiten thätig, dem Zaren die Idee nahezulegen, daß die Hand seiner zweiten Tochter, der Großfürstin Olga, dem Sohne der Königin Hortense zugetheilt werde, um gewisse politische Umgestaltungen im Westen Europa's anzubahnen!“

„Ist das Ihr Ernst, Herr Graf?“ rief der Prinz aufspringend und sein Auge blitzte.

„Monseigneur, es wäre eine Tollkühnheit von mir, solche Dinge erfinden zu wollen,“ entgegnete der Graf mit einer Miene der Aufrichtigkeit und Bescheidenheit, welche dem Prinzen das Blut noch rascher durch die Adern trieb „Es genüge Ihnen mein Wort als Edelmann, mein Prinz, daß ich in dieses Geheimniß eingeweiht war. Mehr zu sagen verbieten mir verschiedene Rücksichten, aber Sie haben es ja in der Hand, mein Prinz, jeden Augenblick die Bestätigung dieser Thatsache einzuholen. Ein Brief an Seine Hoheit den Herzog von Leuchtenberg, welcher ohne Zweifel in jene Kombinationen eingeweiht ist, wird Ihnen die besten Mittel an die Hand geben, über die Authenticität meiner Angaben zu urtheilen.“

„Und woran scheiterte jener Plan, Herr Graf?“ fragte der Prinz in einer ungewöhnlichen, aber sehr verzeihlichen Aufregung.

„Dies entzog sich meiner Beobachtung, Monseigneur! ich weiß nur aus der sichersten Quelle, daß Seine Majestät der Zar eine sehr günstige Meinung von Ihnen, von Ihrer Qualifikation für den Thron und von der Gerechtigkeit Ihrer Ansprüche auf den-

*) Die Hochzeit fand bekanntlich am 14. Juni 1839 statt.

selben hegt, mein Prinz, und daß Sie eine der Persönlichkeiten sind, welche der Staatskanzler für gewisse Eventualitäten im Westen Europa's in petto behält."

Der Prinz durchmaß mit aufgeregtem Schritte das Zimmer; eine Fluth von Gedanken, Gefühlen, Ideen wogte in ihm auf, denn was er soeben gehört hatte, kam so unerwartet und übertraf so sehr alle seine Erwartungen und enthüllte sich ihm zu einer Zeit, wo es wie eine ernste Mahnung des Geschickes an ihn ergieng. Dabei sprach Graf de Crouy-Chanel so zuversichtlich, so ruhig, mit solch überzeugendem Aplomb, daß Louis Napoleon nicht an der Wahrheit zu zweifeln wagte, denn eine Schwindelei dieser Art wäre ja zu jener Zeit das vermessenste Spiel gewesen.

„Hat man den Plan aufgegeben, weil .... weil man um meine Verlobung mit der Prinzessin Mathilde wußte, Herr Graf?" fragte der Prinz begierig.

„Sicherlich nicht, denn in den Hofkreisen zu St. Petersburg betrachtet man es als eine ausgemachte Sache, daß die Prinzessin Montfort den Grafen Anatole Demidoff heirathen werde!"

„Wie? wer sagt das, Herr Graf?"

„Jenun, es ist so zu sagen das öffentliche Geheimniß der Petersburger Salons, daß der Graf bei Hofe sondiren ließ, ob er die Erhebung in den Fürstenstand erlangen könne, welche die Vorfrage seiner Verbindung mit der erlauchten Prinzessin zu sein scheint!"

„Das ist unmöglich, Graf!"

„Ich bescheide mich, hierüber kein Urtheil zu haben, Monseigneur; allein wenn ich einerseits den fabelhaften Reichthum dieser Demidoffs in Betracht ziehe und andererseits den Umstand, daß nach russischen Gesetzen die Verheirathung des Grafen Demidoff mit einer Ausländerin nur dann vollzogen werden kann, wenn die kaiserliche Erlaubniß dazu eingeholt und die Verpflichtung eingegangen worden ist, daß die Braut die griechische Religion annehme und sich verpflichte, ihre Kinder in dieser erziehen zu lassen, so erscheint es mir ebenso wahrscheinlich wie begreiflich, daß man in St. Petersburg um solche Dinge wissen muß, bevor sie vielleicht noch in anderen Kreisen bekannt werden. Die eigenthümlichen Zustände der

russischen Gesellschaft bringen es ferner mit sich, daß derartige Ereignisse und Thatsachen, welche sich der Veröffentlichung durch die Presse entziehen, um so rascher und angelegentlicher zum Gegenstand der Konversation werden und von Mund zu Mund wandern!"

„Können Sie mir irgend einen Gewährsmann nennen, Herr Graf, daß Sie richtig gehört haben?"

„Seine Hoheit den Herzog von Leuchtenberg ausgenommen, wüßte ich augenblicklich Niemanden zu nennen, den man über solche Dinge konstituiren könnte, — wenigstens brieflich, mein Prinz! Die Verhältnisse sind in jenem Lande so eigenthümlich und die Ahndung für Indiskretionen so schwer, daß ich zweifle, ob ...."

„Aber wie kamen Sie zu der Kunde aller dieser Thatsachen und Gerüchte?"

„Das muß mein Geheimniß bleiben, Monseigneur! Es genüge jedoch die Andeutung, daß ich Verbindungen mit Damen hatte, deren Einfluß und Wissen weiter reicht, als man hier im Westen es für möglich hält," versetzte der Graf. „Mein Zweck ist nun erreicht, mein Prinz! Ich glaube Ihnen durch meine Mittheilungen einigermaßen meine aufrichtige Ergebenheit, sowie meine allfällige Brauchbarkeit für Ihre Zwecke und Ihre Unternehmungen bewiesen zu haben, und ich bitte nun um die Gnade, mich zurückziehen und Ihnen, Monseigneur, meinen unterthänigsten Dank darbringen zu dürfen für die Herablassung und das Wohlwollen, womit Sie mir entgegenkamen."

„Sie haben mich hoch verpflichtet, Herr Graf! Sie werden noch von mir hören!" rief der Prinz. „Ich bin einigermaßen verblüfft und aufgeregt von den erhaltenen Mittheilungen, und muß erst ruhiger werden, bevor ich auf Ihre freundlichen Anerbietungen, die Sie mir in erster Linie machten, zurückkommen kann. Mein Haus steht Ihnen offen als einem treuen nützlichen Freunde! Auf baldiges Wiedersehen denn!"

2.

Graf Crouy-Chanel war kaum fort, so ließ der Prinz den Doktor Conneau und Fialin de Persigny rufen, um sie von dem Gehörten in Kenntniß zu setzen. Beide waren kaum minder er-

staunt und überrascht, als der Prinz selbst, und wagten anfangs sogar einige bescheidene Zweifel.

„Nein, nein! dieser Graf mag ein Abenteurer sein, aber er ist jedenfalls ein bedeutender Mensch und wie geschaffen zu einem Werkzeug meiner Pläne!“ rief der Prinz. „Und zu Dank hat er mich unter allen Umständen verpflichtet, denn er hat mich mir selbst wieder gegeben .... Der Zar interessirt sich für mich; er denkt an die Möglichkeit einer Wiedereinsetzung der napoleonischen Dynastie auf dem französischen Throne — was will ich mehr? Und der Plan einer Heirath zwischen der zweiten Tochter des Zaren und mir, beweist dieser nicht an sich schon das Vorhandensein geheimer diplomatischer und politischer Pläne, lieber Conneau?“

„Wenn die Thatsache wahr ist, ganz unverkennbar, mein Prinz! Nur kann ich dem Gewährsmann noch nicht ganz vertrauen. Dieser Graf hat seine Netze so geschickt ausgeworfen, daß ich mich unwillkürlich auf dem Argwohn betreffe, er könnte ein Affiliirter der pariser Polizei sein. Was meinen Sie, Vicomte de Persigny?“

„Wer kann einem Menschen ins Herz sehen, lieber Doktor! ich selbst traue dem Herrn nicht ganz,“ versetzte Fialin achselzuckend.

„Ich werde mir wenigstens über des Grafen Petersburger Nachrichten Gewißheit verschaffen! Ich schreibe noch heute an meinen Vetter Leuchtenberg!“ rief der Prinz. „Wenn es richtig ist, daß jener reiche Demidoff Mathilden heirathen will, wenn man also in St. Petersburg nicht an mein Verlöbniß mit meiner Cousine glaubt, so möchte ich nur wissen, aus welchem Grunde man am russischen Hofe den Gedanken an die Verheirathung der Großfürstin Olga mit mir aufgegeben hat? Ich kann mir keinen andern denken, als daß mein lockeres Leben und mein Ruf als enfant perdu einen Strich durch diese Kombination gemacht hat! Verwünscht! ich habe eine riesige Chance unwiederbringlich verscherzt .... ich werde mich reformiren, werde wieder solid werden ..“

„Oder noch besser, mein Prinz, sie werden nur den Roué spielen, um Ihre Feinde zu täuschen, und im Stillen Ihre Pläne eifriger als je verfolgen,“ entgegnete Conneau mit einem faunischen Lächeln. „Mich dünkt, diese Alcibiades-Rolle hat ebenfalls ihre Vortheile: sie verschleiert Ihre Pläne, mein Prinz!“

„Auch wahr, lieber Conneau! Ich danke Ihnen für diesen Wink. Aber nun zu Pferde, meine Herren! Reiten wir nach Richmond oder Hamptoncourt! Ich bedarf frischer Luft, Bewegung, physischer Anstrengung, um diese innere Aufregung zu bemeistern!" rief der Prinz. —

Abergläubisch und im blinden Vertrauen auf seine künftige Bestimmung eingewiegt, wie Louis Napoleon war, hatte er in dieser Begegnung mit dem abenteuernden Grafen Crouy-Chanel nur eine Bestätigung in dem Glauben an seine Zukunft, nur eine Förderung seiner Pläne gesehen. Der Graf hatte gewonnenes Spiel mit ihm; der Prinz trat in innige Verbindung mit ihm und den drei anderen käuflichen Federn und gründete mit deren Hülfe die Zeitung Le Capitole, von welcher wir vorausgreifend schon im vorigen Kapitel gesprochen hatten. Die bedeutenden Summen, welche der Prinz zu den angeregten Zwecken dem Grafen Crouy-Chanel anvertraute, leisteten der bonapartistischen Partei keinen erheblichen direkten Vorschub, sondern sicherten nur jenen käuflichen Federn eine angenehme Existenz, und die Beziehungen des Prinzen zu dem Nachkömmling des Königs Arpad hörten schon Ende des Jahres 1839 wieder auf, nachdem Louis Napoleon ein sehr schweres Lehrgeld bezahlt hatte. Aber indirekt hatte ihn diese Verbindung doch auf seiner selbstgewählten Bahn um ein Bedeutendes vorwärts getrieben, denn er rechnete nun fester als jemals auf Erfolg, weil er den Kaiser Nikolaus, den damaligen Schiedsrichter über die Geschicke Europa's, seinen Plänen gewogen glaubte.

Der Prinz hatte Beziehungen zu dem russischen Botschafter am britischen Hofe anzuknüpfen gesucht und seine Besuche im Hotel, so heimlich sie auch waren, angenommen gesehen. Dies war schon eine ungemeine Ermuthigung. Ob er an den Herzog von Leuchtenberg geschrieben und von diesem eine Bestätigung der Angaben Crouy-Chanel's erhalten hatte, ist niemals ermittelt worden, und die Richtigkeit jener Behauptungen mag daher fraglich bleiben. Allein die Erkundigungen, welche er durch Capellieri und andere Vertraute wegen der Absichten des Grafen Demidoff auf die Hand seiner Cousine anstellte, ergaben eine Bestätigung dessen, was der Graf ihm berichtet. Sein Oheim Jerome wohnte ja in Quarto,

und Graf Demidoff hatte die prachtvolle Villa in Quarto angekauft und mit der unschätzbaren Sammlung von Kunstschätzen aller Art geschmückt, welche einen europäischen Ruf erlangten. Der Exkönig Jerome und der gräfliche Abkömmling uralischer Bauern und Besitzer von Berg- und Hüttenwerken standen in vertraulichem Verkehr mit einander, und in Florenz sprach man offen von den namhaften pekuniären Verpflichtungen, welche der Exkönig gegenüber von dem reichen russischen Grafen und Lebemann eingegangen habe und die wesentlich darauf abzielten, die Bilancirung dieser Schuld durch eine Heirath auszugleichen. Ob und in wie weit die Prinzessin Mathilde damit einverstanden sei, den Tauschartikel bei diesem Handel abzugeben, darüber waren zwar die Meinungen getheilt; allein man nahm allgemein an, daß eine solch verständige junge Dame wie Mathilde wohl nicht lange im Zweifel darüber bleiben könne, ob sie lieber dem Hauswesen des reichen Russen mit all derjenigen Freiheit vorstehe, welche die Sitte einer Frau von Stande läßt, oder noch länger Zeuge und Opfer der eigenthümlichen Verhältnisse im Hause ihres Papa sei.

Der Gedanke, daß Mathilde so handeln werde und ihn aufgegeben habe, lag natürlich auch dem Prinzen Napoleon nahe. Er konnte sich nicht verhehlen, daß er sie vernachlässigt und es nicht besser um sie verdient habe; allein dennoch war ihm der Gedanke peinlich, Mathilden verloren zu haben. Er kannte ihren reichen Geist und klaren Verstand, ihre Willensfestigkeit, ihre Anmuth und Munterkeit, ihren Muth, ihre ungemeine Elasticität des Geistes, ihre Beharrlichkeit, kurz alle jene Eigenschaften, deren Verein bei guter Leitung einen „Charakter" ausmachen. Er hatte sie hochgeschätzt, bewundert, geliebt, so weit es ihm nur gegeben war, etwas Anderes zu lieben als sein eigenes Ich und den Ruhm und Glanz vor der Welt. Er wußte, daß Mathilde ihn geliebt hatte, — nicht nur aus ihren reizenden Briefen voll ungeheuchelter Bewunderung, begeisterter Hingebung und leidenschaftlichem Ungestüm, — nein, sondern er hatte den Maßstab für ihre Empfindungen und Gefühle an seiner eigenen Leidenschaft für die Cousine. Er kannte Demidoff nicht näher; er hatte ihn nur zu wiederholten Malen in Baden-Baden und in Italien gesehen und flüchtig begegnet, ohne

sich von ihm irgendwie angemuthet zu fühlen, denn der sarmatische Hochmuth und Dünkel dieses Sohns und Enkels von emporgekommenen Muschiks verletzte ihn. Prinz Louis Napoleon faßte eine jener instinktiven Antipathieen, über die man sich keine Rechenschaft zu geben weiß und die uns gleichsam wie unabweisbare ahnungsvolle Fingerzeige des Schicksals, wie eine Prädestination vor gewissen Menschen verwarnen, gegen den Grafen Demidoff, und sein scharfer, geübter und genau beobachtender Menschenblick wollte den Prinzen überreden, unter Demidoff's äußerlich so glatter und fashionabler Hülle liege die ganze Tücke und Wildkatzennatur eines Orientalen wie unter einem leichten Goldfirniß geborgen, bereit, jeden Moment zu Tage zu treten, wenn man nur mit dem Fingernagel daran kratze oder die künstlich gedämpften wilden Leidenschaften wecke. Alles, was er von diesem Menschen gehört hatte, nahm den Prinzen gegen ihn ein. Das Gerücht rühmte die Eleganz, die Gastfreundschaft, die glänzende Verschwendung des Grafen, der in Paris der „Löwe" der Mode, der Abgott der müßigen aristokratischen Jugend war, und der dennoch keinen einzigen aufrichtigen Freund zu haben schien, sondern nur Kameraden, Schmeichler, Schmarotzer, Sykophanten. Die Fama schilderte ihn als einen unersättlichen aber bereits blasirten Wüstling, dessen hohlem eitlem Egoismus die gedankenlose, staunende Verwunderung, nicht Bewunderung, und das verursachte Aufsehen, die Sensation, allein Befriedigung zu gewähren schien, — ein Zeichen von innerer Leere und Hohlheit. Hatte doch Graf d'Orsay, dieses Muster von einem Modegecken und eitlen Selbstsüchtling, einmal die bezeichnende Aeußerung gethan: „Demidoff suche sich mit dem Schönsten und Kostbarsten in Natur und Kunst zu umgeben, so weit es nur käuflich sei; allein er lebe inmitten dieser Fülle von Schönheit wie der Eunuche im Harem." Und dieser Mensch, dessen hochmüthiges Auftreten, dessen verletzende Zuversicht im Bewußtsein seines kolossalen Reichthums, vor dem sich die Welt beugte, auf jeden vom Glücke minder begünstigten Unbefangenen oft wahrhaft abstoßend wirkte, sollte ein Wesen wie Mathilde besitzen? Dieser Gedanke war förmlich empörend für Louis, der sich nicht verhehlen

konnte, daß er seine vermeintlichen Anrechte an die Prinzessin noch nicht aufgegeben habe!

Die Tage und Wochen, welche jener zweiten Begegnung mit Crouy-Chanel und dessen Mittheilungen folgten, waren für den Prinzen von den wildesten inneren Kämpfen erfüllt gewesen. Er schwankte zwischen dem glühenden Verlangen, sich Mathilden wieder zu nähern und ihr seine Hand anzubieten, und der Befürchtung, daß sie ihn, umgürtet mit dem ganzen Selbstgefühl ihrer reichen Natur, zurückstoßen werde, nachdem er zum zweiten Mal ihr den Rücken gewendet und Erkaltung, Gleichgiltigkeit, Ausweichen gezeigt hatte. Und zu den Zweifeln, die ihn hierüber verzehrten, zu dem Neid und Hasse, welchen er gegen den reichen russischen Nebenbuhler hegte, gesellten sich noch andere Bedenken des Eigennutzes wie des Ehrgeizes. Wenn er es je erzwingen sollte, Mathildens Herz und Hand zu erlangen, so lud er sich dadurch zum Mindesten vorerst die Verpflichtung auf, für den Oheim Jerome und dessen jüngern Sohn Napoleon einigermaßen zu sorgen, zumal wenn alsdann Demidoff seine berechtigten Ansprüche als Gläubiger des Exkönigs Jerome geltend machte. Konnte Louis Napoleon diesen gerecht werden? Konnte er Mathilden einen Wohlstand, eine gesellschaftliche Stellung bieten, die nur einigermaßen an dasjenige äußerliche Leben reichte, das ihr Graf Demidoff zu bieten im Stande war? Konnte er mit Zuversicht erwarten, daß Jerome's Tochter freiwillig ihm das Opfer einer anspruchslosen und bescheidenen Existenz in so lange bieten werde, als er das hohe Ziel seiner ehrgeizigen Bestrebungen noch nicht erreicht habe? Mußte die Heirath mit Mathilden nicht jene Kombination zerstören, die ihm die zweite Tochter des Kaisers Nikolaus zur Gemahlin zugedacht und damit die mächtigste politische Unterstützung für seine Bestrebungen in sichere Aussicht gestellt hatte?

Louis Napoleon war kein Freund von Berechnungen, von Grübeleien, von kalten vernünftigen Erwägungen und stellte sich solche Fragen nicht oft und nicht gerne; aber so oft solche an ihn unabweisbar herantraten, so tönte ihm auf jede derselben aus seinem Innern wie aus dem Munde seiner Vertrauten Conneau und Persigny eine entschiedene Verneinung entgegen. Diese beiden

Vertrauten des Prinzen hatten ja das größte Interesse daran, daß dessen begonnenes heroisches Epos nicht im Sande einer banalen Idylle verlaufe. Conneau und Persigny benützten umsichtig und mit Beeiferung den vom Grafen Crouy-Chanel gegebenen und von den russischen Diplomaten dem Prinzen bestätigten Wink, daß der Kaiser Nikolaus den Aspirationen des Prinzen auf den französischen Thron nicht abhold sei. Sie suchten dem Prinzen einzureden: der Zar mit seinem Scharfblick und seiner reichen politischen Erfahrung müsse nothgedrungen die allgemeine Ansicht aller Staatsmänner theilen, daß Ludwig Philipp 1830 nur transitorische Zustände, nur ein Zufalls- und Gelegenheits-Königthum gegründet habe; daß der Zar bei seinen Gesinnungen einen entschiedenen Widerwillen gegen die ganze Familie Orleans und gegen eine Dynastie hegen müsse, welche aus einer Revolution hervorgegangen sei und der polnischen Emigration von 1831 nicht nur ein Asyl in Frankreich geboten, sondern derselben sogar gestattet habe, einen Herd von Verschwörungen und Umtrieben gegen Rußland in Paris aufzurichten; und daß endlich der Kaiser Nikolaus besser als irgend ein Staatsmann oder Monarch begreife, wie der Bürgerkönig seinen allzeit wankenden und zerbrechlichen Thron und sein Staatsgebäude von Schein-Konstitutionalismus nur auf jener unerschütterlichen staatlichen Basis aufzustellen vermocht, welche Kaiser Napoleon gegründet habe und auf welcher der Prinz Louis Napoleon bei erster günstiger Gelegenheit und insbesondere bei einiger Unterstützung von Seiten des allgewaltigen Rußlands im Nu sein Kaiserreich, seinen künftigen kaiserlichen Staatsbau wieder aufrichten könne.

Derlei Auseinandersetzungen klangen dem Ohr des Prinzen wie Engelsgesang und Musik der Sphären, namentlich unterstützt von den obligaten Pauken und Trompeten der bonapartistischen und republikanischen Presse, welche nur aus Haß gegen die Orleans sich für den verbannten Attentäter von Straßburg aussprachen, und von dem herabwürdigenden Ton der offiziellen pariser Journale, die bald Verleumdungen und Verdächtigungen gegen Louis Napoleon schleuderten, bald ihn dem Gespötte und der Lächerlichkeit

preiszugeben suchten, je nachdem ihnen von den Tuilerieen aus die Tonart angegeben wurde.

Wer tanzen will, dem ist leicht aufspielen, und so gelangte unser Prinz leicht zu der Ueberzeugung, daß er, Alles in Allem genommen, durch die Verfolgungen, denen er von Seiten der französischen Regierung seit seiner Rückkehr aus Amerika ausgesetzt gewesen, nun auch berechtigt sei, sich jeder allfälligen Verpflichtung gegen den Bürgerkönig quitt zu betrachten.

„Wenn Ludwig Philipp mir, wie er behauptet, das Leben geschenkt hat, das ich durch die Schilderhebung in Straßburg verwirkt habe,“ äußerte er gegen seinen Oheim Joseph um jene Zeit, — „so kann ich ihm dafür nicht danken, so lange er all die Macht, welche das Schicksal und der Zufall in seine Hände legten, nur dazu anwendet, mich in Wort und That verfolgen zu lassen und mir das Odium des Wortbruchs und der Ehrlosigkeit vor der ganzen Welt anzuhängen. Als Napoleonide, als Franzose muß mir meine Ehre das höchste Gut sein, so unantastbar als mein Recht. Diese fortwährenden Verleumdungen und Verunglimpfungen meiner Ehre sind vollgiltige Beweggründe für mich, um mich jeder Rücksicht der Dankbarkeit, jeder Schonung gegenüber von der Familie Orleans entbunden und enthoben zu fühlen. Vergönnt man mir, dem Verbannten, nicht einmal ein friedliches, unverkümmert ruhiges Dasein, so bin ich fest entschlossen, meine alten Projekte wieder aufzunehmen und mich nach geeigneten Mitteln umzusehen, daß ich das gescheiterte Unternehmen von Straßburg bald durch einen neuen Handstreich wieder gut mache. Ich schulde dies dem Namen, den ich führe, der Idee, die ich vertrete, und die man beide in mir verwundet und schmäht!“

Und Joseph Bonaparte vermochte trotz all seiner Vorsicht und Bedächtigkeit doch gegen die Logik, welche in dieser Vertheidigung des Prinzen lag, nichts einzuwenden und begnügte sich nur mit allgemeinen Phrasen der Warnung und mit lauen Mahnungen zur Geduld.

3.

Wir führen unsere Leser wiederum nach dem sonnigen Süden, nach den südwestlichen Abhängen des Apennin, wo wenige Meilen

von Florenz vom leichten schöngeschwungenen und mit reichster Vegetation geschmückten Hügel das malerische Städtchen Quarto mit seinen Villen auf das fruchtbare mannigfaltig bebaute Arnothal, auf die Kuppeln, Thürme und Paläste des altehrwürdigen Florenz herniederblickt.

Eine hübsche kleine Villa auf dem Saume des Städtchens, in der Nähe des großartigen ausgedehnten Landsitzes, welcher seit einigen Jahren in den Besitz des Grafen Demidoff übergegangen war, diente damals dem Exkönig Jerome und seinem bescheidenen Hausstande zum Aufenthalt.

Es war ein sonnenheller Tag zu Ende des Monats Februar, auf der Grenzscheide zwischen Winter und Frühling, die milden Strahlen der Morgensonne hatten den leichten Reif aufgeleckt, der sich am Frühmorgen über den Apennin und seine Vorberge gelagert hatte. Der grämliche Winter schien schon in die Flucht geschlagen von dem jungen Knaben Lenz. Ein lindes Frühlingsahnen durchbebte die erwachende Natur, einzelne weiße und gelbe Schmetterlinge gaukelten schon um die sprossenden Gewächse des Gartens und um die duftenden Blüthen, die der Lenz beinahe noch vor den Blättern hervorgelockt hatte. Die Luft war hell und weich, erfrischend und kräftigend zugleich, und erfüllt von dem Zwitschern der Vögel, die im Gebüsche nisteten und hier ein Asyl gefunden hatten, denn die Bewohner dieser Villa theilten nicht den Vandalismus der Eingeborenen, welche selbst der schmächtigsten gefiederten Sänger nicht schonen, sondern sie für den Bratspies erlegen. Alles war Leben und Werdelust, stille und laute Freude.

Nur der Herr dieses Besitzthums, der düster und mit sorgenvoller Stirn hier in dem eleganten kleinen Studirzimmer auf und ab ging, schien verschlossen für alle jenen heiteren Regungen der Natur, für die fröhlichen Stimmen, die zum offenen Fenster hereinschollen. Es war Jerome von Montfort, der Exkönig von Westphalen, der gedankenschwer hier auf und nieder ging, während ein ältlicher Herr an einem kleinen Tischchen saß und emsig schrieb und rechnete. Eine Bewegung des Letztern that der mechanischen Bewegung Jerome's Einhalt.

„Nun, wie steht die Bilanz, lieber Bohle?“ fragte er unruhig.

„Der Bankier hat Recht, Monseigneur! die Posten stimmen alle und der laufende Kredit ist um 120,000 Lire überschritten," entgegnete der Sekretär. „Es wird nichts übrig bleiben, als daß Eure Hoheit diese letzten Staatspapiere verkaufen lassen, obschon der Kurs derselben so niedrig steht."

„Kann es nicht umgangen werden, lieber Bohle? Wird sich dieser fatale Geldmensch nicht noch auf einige Zeit vertrösten lassen? Können wir ihn nicht noch einmal ködern mit der Aussicht, daß mir Frankreich endlich Gerechtigkeit widerfahren lasse und dieselben Vergünstigungen einräume wie meiner Schwester Carolina?" fragte Jerome.

„Ich werde es versuchen, Monseigneur, werde meine ganze Beredtsamkeit aufbieten, aber diese Leute sind unerbittlich", erwiederte Herr von Bohle. „Allerdings haben Eure Hoheit nun bessere Chancen, seit Herr Thiers, der schon seit drei Jahren so viel Freundschaft und Dienstbeflissenheit gegen Eure Hoheit affichirt, Ministerpräsident ist. Allein wir haben diesen Köder schon so oft ausgeworfen, Monseigneur, daß ich leider befürchten muß, jener geizige filzige Italiener beißt nicht mehr auf diesen Zopf an. Wäre er nicht zugleich der Geschäftsmann des Grafen Demidoff, so würde er, fürcht' ich, noch ungestümer mahnen; aber da er wenigstens die Möglichkeit einer Verbindung zwischen Ihrer Hoheit der Prinzessin Mathilde und dem Grafen Demidoff noch immer annimmt, so enthält er sich mit Selbstüberwindung der brutaleren Schritte."

„So sagen Sie ihm, lieber Bohle, daß diese Angelegenheit sich ihrer Verwirklichung nähert!"

„Monseigneur haben zu befehlen und ich werde nicht ermangeln, diese Behauptung aufzustellen .... allein ...."

„Er wird es nicht glauben, fürchten Sie, Bohle?"

„Ich erdreiste mich, Eurer Hoheit nur unterthänigst vorzustellen, daß ich dieses Auskunftsmittel schon mehrfach versucht habe, ohne daß die Thatsachen meine bescheidenen Prophezeiungen oder Vermuthungen bestätigt hätten.... Zudem, Monseigneur, haben derartige Geldmenschen ihre Vertrauten unter der Umgebung und

Dienerschaft ihrer reichen Klienten; Graf Anatole ist in diesem Augenblicke in Paris, und wer weiß ...."

„Nun? warum zögern Sie? Was wollten Sie sagen, Bohle? Sprechen Sie offen!"

„Verzeihung, Monseigneur, aber es widerstrebt mir, Eure Hoheit unangenehm zu berühren ...."

„Heraus damit! ich habe keine Veranlassung, gegen Sie in in diesem Augenblick empfindlicher zu sein, als gegen den Bankier — reden Sie frei! Ist Ihnen irgend eine schlimme Nachricht bezüglich des Grafen aus Paris zugekommen?"

„Mit nichten, Monseigneur! ich bitte unterthänigst, nicht mißverstanden zu werden," erwiderte Herr von Bohle mit einiger Verlegenheit. „Ich wollte nur andeuten, ob nicht der Bankier das Gerücht vernommen habe, welches seit einigen Tagen in Florenz kursiren soll, daß nämlich Ihre Hoheit die Prinzessin Mathilde ...."

„Nun? zur Sache, Bohle! was ist's mit meiner Tochter?

„Daß Ihre Hoheit offen geäußert haben soll, sie werde ebenso wenig dem ersten besten Kosaken oder Baschkiren ihre Hand reichen, als dem Herrn Grafen! — So wenigstens hat man mich versichert, daß das Gerücht laute."

„Müßiger Klatsch!" versetzte der Exkönig unmuthig und biß sich auf die Lippen. „Das Faktum mag richtig sein, denn eine derartige Bravade sieht der Prinzessin ganz ähnlich, aber sie wird dennoch nachgeben, sie wird endlich der Vernunft Gehör schenken, sich überreden lassen, denn zwingen kann ich sie leider nicht, da sie in ihrem Oheim, dem König von Württemberg, einen sichern Rückhalt kennt.... Nun denn, nehmen wir an, daß Ihnen dieser Virbante von Geldjuden eine derartige Einwendung machte und diese angebliche Tirade der Prinzessin citirte, so geben Sie einfach das Faktum zu, aber mit dem Bedeuten: die Prinzessin scheine zu wissen, daß ihr Widerstand den Grafen nur noch mehr entflamme und, als ein berechneter Akt, vielleicht nur der Vorläufer der Kapitulation sei. Sie können ja füglich diesen Wink für Ihre unmaßgebliche Ansicht ausgeben."

„Eine vortreffliche Idee, Monseigneur! ein feiner diplomatischer Schachzug, den ich mir nicht entgehen lassen werde," erwiderte

Herr von Bohle mit einem gefügigen Lächeln und einer tiefen Verbeugung. „Allerdings wird vielleicht diese Andeutung aus meinem Munde nicht ganz den gewünschten Effekt ausüben, — in Anbetracht daß ich jenen Geldmenschen schon so oft mit ähnlichen Scheingründen und Wahrscheinlichkeiten tröstete und ihm bald von der Hülfe gekrönter Häupter, bald von der Unterstützung Seiner Hoheit des Prinzen Joseph vorschwindelte, und dann doch anscheinend mit leeren Händen aus Amerika zurückkehrte. Allein ich werde meine Pflicht gewissenhaft erfüllen."

„Ich danke Ihnen, lieber Bohle, und nehmen Sie lieber sogleich den Wagen und fahren Sie nach Florenz hinein, wenn nicht andere Geschäfte Sie aufhalten."

„Ich wüßte deren keine, Monseigneur, und beurlaube mich unterthänigst.... Aber da kommt ein Besuch.... ein Gesicht, das mir nicht unbekannt erscheint.... ein junger Pariser, ein Neffe des Deputirten von Vatry, wenn ich nicht irre...."

„Wie? von Herrn v. Vatry, meinem ehemaligen Ordonnanzoffizier aus der Campagne von Waterloo?" rief der Exkönig.

„Ja, fürwahr, so ist es, Monseigneur! ich erkenne ihn und er grüßt herauf. Geruhen Eure Hoheit, daß ich ihn empfange und einführe?"

„Gewiß! lassen wir ihn keine Minute warten, denn er kommt sicher in irgend einer Mission!"

Einige Minuten später stellte Herr von Bohle dem Exkönige einen eleganten jungen Herrn von etwa dreiundzwanzig Jahren vor, welcher ebenso erfreut als geschmeichelt erschien, vor dem ehemaligen Chef seines Oheims zu erscheinen und jenem einen Brief von letzterem überreichen zu dürfen. Man sah dem jungen Manne trotz der modischen Civilkleider doch den Militär an, und Prinz Jerome empfing ihn um so freundlicher und wohlwollender, weil ihn der Brief des Oheims Deputirten als Artillerie-Offizier bezeichnete, der auf einer Urlaubsreise begriffen sei, um Italien und namentlich Florenz und Rom kennen zu lernen, wohin ihn eine hohe Begeisterung für Kunst und Alterthum zog.

Herr von Bohle hatte die Bekanntschaft des jungen Offiziers im verflossenen Spätherbst in Paris gemacht, als er, von einer

Reise nach Nordamerika in eigenen Angelegenheiten und im Auftrage des Exkönigs Jerome zurückgekehrt, den ehemaligen Obersten Vatry und den Deputirten und Geschichtsschreiber Adolph Thiers aufgesucht hatte. Während der Exkönig von Westphalen den Brief seines vormaligen Ordonnanz-Offiziers durchlas, unterhielt sich Herr von Bohle lebhaft mit dem jungen Artillerie-Offizier.

„Ich bin Ihrem guten Oheim sehr verbunden, daß er mir die Bekanntschaft eines solch wackern und hoffnungsvollen Offiziers verschafft," wandte sich der Exkönig nun an seinen Gast und schüttelte diesem kräftig die Hand. „Sie haben keine Ahnung davon, welche wohlthuende Befriedigung es mir stets gewährt, einen Angehörigen jener glorreichen Armee zu begrüßen, der ich selbst lange Jahre mit Stolz angehört habe und in deren Reihen zu dienen man meinen beiden Söhnen so neidisch verweigert. Meine ganze Seele hängt an dem schönen Frankreich und an den Erinnerungen der Tage des ehemaligen Ruhmes und Glanzes zur Zeit meines hochseligen Bruders. Nehmen Sie diesen Händedruck eines ehemaligen Kameraden als einen Gruß für die ganze Armee und ihr ritterliches Offiziers-corps!"

„Gestatten Sie mir, Monseigneur, Namens meiner Kameraden mit Stolz für diese Auszeichnung unterthänigst zu danken," entgegnete der Lieutenant v. Vatry mit blitzenden Augen. „Das Herz der Armee schlägt noch lebhaft für den großen Kaiser und sein erlauchtes Haus!"

„Sie sind natürlich für die Dauer Ihres Aufenthaltes zu Florenz mein Gast, Herr v. Vatry, und werden mir hoffentlich die Freude machen, hier im kleinen Kreise Ihre Uniform zu tragen, die Sie heute vielleicht aus Klugheitsrücksichten ablegten," sagte Jerome sichtlich gerührt. „Mir ist als umwehe mich die Luft der Heimath und der alte Geist der Armee, wenn ich wieder die französische Uniform sehe, — auch wenn der kaiserliche Adler nicht mehr ihr Symbol ist," setzte er mit leichter Wehmuth hinzu.

„Wir tragen dies Symbol im Herzen, Monseigneur, in der Hoffnung daß die Wiederkehr des Kaiserreichs nur noch eine Frage der Zeit ist. Frankreich sehnt sich nach Thaten, nach einer energischen Hand, die es regiere und an die Spitze der Nationen

stelle, und der Name Napoleon ist noch immer das Schiboleth Aller, welche es treu mit Frankreich meinen."

„Diese Wünsche und Gesinnungen ehren die Söhne der Nation — möge die lange Verzögerung ihrer Erfüllung die Gemüther nicht erschlaffen noch unsere jungen Helden die Geduld verlieren lassen!" versetzte der Exkönig wehmüthig. „Wir Napoleoniden sind derselben Geduldsprobe unterworfen! Wir haben Europa und unsere geschichtliche Mission nicht vergessen, wenn schon Europa uns vergessen zu haben scheint. Es sieht aus, als ob eine Wiederherstellung des Kaiserreichs in das Gebiet der Utopieen gehöre, und wir dürfen nicht einmal laut beklagen, daß es so ist!"

„Monseigneur ist zu bescheiden — die junge Generation von Offizieren in Frankreich begegnet sich mit den Veteranen in der Ueberzeugung, daß der nächste Umsturz in Frankreich um so eher die Restauration der Napoleoniden bedeutet, je mehr die gegenwärtige Regierung beeifert ist, die Verbannung derselben aufrecht zu erhalten!"

„Ei, ei, Herr v. Vatry!" rief der Exkönig lächelnd. „Wie gut, daß kein Mouchard der Orleans'schen Dynastie Sie hört, um Sie als meineidig zu denunciren!"

„Mein Schwur der Treue galt Frankreich, das mir und meinen Kameraden durch die Tricolore repräsentirt ist, und nicht dem Könige de circonstance, Monseigneur! Und Frankreich ist nur da, wo seine Banner siegreich wallen!" sagte der junge Offizier mit theatralischem Pathos. „Kommt die Stunde der Prüfung, so wird sich dies glänzend zeigen!"

„Frankreich kann nicht untergehen, so lange die Blüthe der Nation so mannhaft und echt patriotisch fühlt!" erwiderte der Exkönig begeistert; dann aber, als ob er selbst dieses Wetteifers von hochtönenden Phrasen müde sei, setzte er mit mehr väterlichfreundlichem Tone hinzu: „Kommen wir übrigens von diesen Ausflügen in's Gebiet der Ideale, die jeden wahren Franzosen doch einigermaßen traurig stimmen, zur nüchternen Wirklichkeit zurück, mein lieber Herr v. Vatry! Ihr trefflicher Oheim, mein theurer wackerer Freund, verweist mich an Sie wegen verschiedener Mittheilungen, welche Sie mir mündlich zu machen so freundlich

sein wollen, weil es gefährlich oder nicht opportun erschien, sie dem Papiere und den Wechselfällen einer Reise anzuvertrauen. Ich bin begierig zu erfahren, was mir Ihr trefflicher Oheim mitzutheilen hat."

„Ich stehe ganz zu Ihrem Befehl, Monseigneur! Mein Oheim beauftragt mich, Eurer Hoheit zunächst die wiederholte Versicherung zu geben, daß er sich nicht nur all denjenigen Schritten anschließen wird, welche Herr Thiers in der Angelegenheit Eurer Hoheit thun werde, sondern daß er im Kreise seiner Kollegen in der Deputirtenkammer bereits ein ansehnliches Kontingent von Männern geworben hat, welche ihm ihr Wort gegeben haben, jeden eingebrachten Antrag energisch zu unterstützen, durch welchen Eurer Hoheit und deren erlauchter Familie die Rückkehr nach Frankreich ermöglicht und jene Dotation von Seiten des Landes übertragen werde, welche durch den Tod Ihrer Hoheit der hochseligen Königin Carolina von Neapel erledigt ist."

„Ich bin dessen von meinem edlen Vatry versichert und sein Wort bürgt mir genugsam für ihn und seinen guten Willen."

„Leider ist dieser sehr unzulänglich gegenüber von den Schwierigkeiten, die sich jenem ihm so theuren Ziele allenthalben entgegenstellen," fuhr der junge Offizier mit einem mühsam verhaltenen Ingrimm fort. „Ohne irgendwie an dem guten Willen des Herrn Thiers zweifeln zu wollen, kann sich mein Oheim doch kaum der Ansicht verschließen, daß er in seinem Vorhaben von Herrn Thiers, seit derselbe an der Spitze des Ministeriums steht, nicht mehr so lebhaft sekundirt wird, wie früher. Der Herr Minister-Präsident ist für meinen Oheim neuerdings immer seltener zugänglich, hält das eine Mal die Ventilirung dieser Fragen nicht für opportun, verweist das andere Mal auf angebliche Schwierigkeiten und Verstimmungen in den Hofkreisen wegen der angeblichen Umtriebe des Prinzen Louis Napoleon, und hat immer irgend welchen Grund oder Vorwand, die Sache hinauszuziehen."

„Das thut Thiers, dessen Briefe so viel Hingebung und Beeiferung für mich athmen?" fragte der Exkönig ernst und beinahe ungläubig. „Thiers, der sich und seine Familie in jedem seiner Briefe buchstäblich zu meinen Füßen legt? Thiers, dem ich erst

noch vor wenigen Monaten auf seine Bitten ein umfangreiches unschätzbares Material an Urkunden und Aufzeichnungen als Beitrag zu seinem Geschichtswerke übersandte?" ...

„Monseigneur, es schmerzt mich, dies bejahen zu müssen! Es wäre vermessen und frevel von mir, einen Mann von solch hervorragender Stellung wie Seine Excellenz der Herr Minister-Präsident ist, leichtsinnig und aus blindem Vorurtheil verdächtigen zu wollen; aber ich kann Eure Hoheit versichern, daß meine eigene Ansicht von der Lauheit, welche Herr Thiers neuerdings in dieser Angelegenheit an den Tag legt, zum Theil auf meinen eigenen Wahrnehmungen beruht."

„So hätten Sie also dennoch Recht, lieber Bohle?" sagte Jerome und schaute seinen Sekretär fragend an, welcher nur bedeutsam nickte. „Und darf ich mir die Frage erlauben, mein lieber Herr v. Vatry, worin die eben erwähnten Thatsachen bestehen?"

„Meine Abreise von Paris, Monseigneur, verzögerte sich um volle acht Tage, weil mein Oheim wünschte, daß ich ihn zu Herrn Thiers begleite und auch von diesem Botschaften an Eure Hoheit mitnehme. Erst vor sechs Tagen gelang es nach unerhörten Schwierigkeiten meinem Oheim und mir, eine Audienz bei Herrn Thiers zu erlangen. Der Minister-Präsident empfieng uns mit einer Verlegenheit, die auch die beeifertste Leutseligkeit und Freundlichkeit des Gebahrens nicht zu verschleiern vermochte. Diese Haltung wuchs noch, als er den Zweck der erbetenen Audienz und meiner Mission erfuhr, als er bemerkte, daß mein Oheim ihm gleichsam die Pistole auf die Brust setzen, ihn zu einer definitiven Erklärung zwingen wollte. Er wand sich hin und her, betheuerte seinen Eifer und guten Willen, versicherte aber, daß nach seinem besten Wissen und Gewissen der Augenblick zu ungünstig gewählt wäre, um etwas in der Angelegenheit Eurer Hoheit zu thun, und daß es die Sache nur verschlimmern hieße, wenn man dermalen den Antrag an die Landesvertretung brächte, indem Seine Majestät König Ludwig Philipp momentan allzu sehr gereizt und empfindlich sei, um nicht selbst einer Beschlußfassung in beiden Kammern und einer erklecklichen Majorität gegenüber sein Veto einzulegen. Zwar

sei er, wie er mehrfach betonte, vollkommen überzeugt, daß Eure Hoheit allen bonapartistischen Umtrieben ferne stehe und deren Vergeblichkeit einsehe; allein der König sei empört von den unaufhörlichen politischen Intriguen des Prinzen Louis Napoleon von St. Leu, der von seinem Asyl in England aus, dessen Neutralität und Rivalität benützend und von Lord Palmerston geschützt, nicht nur alle Unzufriedenen und Flüchtlinge, sondern namentlich auch die Verschwörer der republikanischen geheimen Gesellschaften um sich sammle und durch diese sich mit den politisch gefährlichen Elementen in Frankreich in Fühlung erhalte, ja der sogar den Undank und den Haß so weit getrieben habe, ein Komplott gegen die Person des Königs Ludwig Philipp selbst anzuzetteln...."

„Unmöglich! das hätte Louis gethan?" rief Jerome. „Das klingt mir doch allzu unglaublich! dessen halte ich Louis nicht für fähig! Er ist zu klug dazu, durch ein Bubenstück sein eigenes Ansehen und die Zukunft seiner Unternehmungen auf's Spiel zu setzen!"

„Ich bin entzückt, Monseigneur, daß mein Oheim und ich dieselbe Ueberzeugung theilten. Allein der Herr Minister-Präsident versicherte uns, in officiellster Weise zu wissen, daß die Polizei im verwichenen Spätherbste benachrichtigt worden sei, Prinz Louis habe einen Handstreich eingeleitet, um an der Küste der Bretagne mit einer Handvoll Desperados zu landen und den König und die Prinzen sammt der ganzen königlichen Familie, die sich damals auf dem Schlosse Eu aufhielten, aufzugreifen und, nachdem sie sich derselben versichert, alsbald nach Paris zu eilen und das Kaiserreich zu proklamiren!"

„Der Gedanke wäre sehr gescheidt, wenn er nicht so verzweifelt toll wäre!" rief Jerome lachend. „Den Einfall traute ich allenfalls meinem Neffen zu, aber unmöglich einen ernstlichen Anschlag dieser Art, da dessen Vergeblichkeit auf der Hand liegt. Louis ist zu klug, und kennt die Geschichte zu gut, um nicht zu wissen, daß nur Militär-Revolutionen gelingen und zu Staatsstreichen werden, nicht aber Brigantenstückchen, die an die Abruzzen erinnern!"

„In ähnlicher Weise äußerte sich auch mein Oheim, Monseigneur," fuhr Herr v. Vatry fort. „Der Minister-Präsident be-

stand jedoch hartnäckig darauf, daß die Informationen, welche man von Seiten des Kabinets darüber eingezogen, das wirkliche Vorhandensein eines derartigen Komplotts bestätigt haben. Die Polizei sei der Ausführung zuvorgekommen, indem sie den gehegten Plan veröffentlicht und dadurch vereitelt, indem man ferner die königliche Familie veranlaßt habe, das Schloß Eu zu verlassen und nach Paris zurückzukehren. Auf die Einwendung meines Oheims, daß hierüber in Frankreich und besonders in Paris auch nicht einmal gerüchtweise etwas verlautet habe, während man doch sonst Alles veröffentliche, was den Prinzen Louis in den Augen der Nation desakkreditiren könne, äußerte der Minister Präsident endlich: der König selbst habe gewünscht, daß die Untersuchung von Seiten der Polizei nicht so weit geführt werde, um die intellektuelle Urheberschaft dieses Anschlags auf den Prinzen Louis Napoleon selbst heimzubringen, weil es ihm peinlich wäre, einen Mann von Geburt, dem er selbst nachsichtig das Leben geschenkt, zum Menschenräuber und Meuchelmörder gestempelt zu sehen."

„Ah, und ich soll wohl glauben, daß der Uebereifer der Polizei sich an solche humane Motive und Velleitäten des Königs gekehrt und eine Untersuchung eingestellt hätte, die irgend welchen Erfolg versprach?!" rief Jerome ironisch. „Mit derlei großmüthigen Vorspiegelungen dupirt man allenfalls die pariser Epiciers und Spießbürger und alten Betschwestern, aber nicht Männer, welche selbst auf Thronen gesessen und Geschichte gemacht haben! .... Dieser eine Umstand gibt mir die Ueberzeugung, daß meine Neffe, über den ich mir sonst keine Illusionen mache, an dem angeblichen Anschlag unschuldig ist oder daß die Urheberschaft eines solchen plumpen Streichs wenigstens nicht auf ihn hinauszubringen war ...."

„Und daß Herr Thiers ein Angstmann und Höfling geworden ist, Monseigneur, wie alle jene Zungendrescher der Oppisition, die nicht so bald an's Ruder gelangen, als sie ultra-konservativ werden zu müssen wähnen!"

„Sie sprechen da ein großes Wort gelassen aus, mein junger Freund, und ich will die Richtigkeit Ihrer These im Allgemeinen zugeben, obschon ich wahrlich von Herrn Thiers noch nicht so gering denken mag!" sagte der Exkönig mit sardonischem Lächeln.

„Monseigneur würde mir meine vielleicht kühne Behauptung vergeben, wenn Sie selbst Zeuge unserer Unterredung gewesen wären," erwiderte Herr v. Vatry. „Ich bitte unterthänigst um Vergebung, daß mir jenes rasche Wort entfuhr, aber es quoll aus einer innigen Ueberzeugung in einem ganz konkreten Falle, denn als mein Oheim nun Herrn Thiers dringend bat, ihm nur mit einigen Worten anzugeben, was denn in dieser ihm so heiligen und hochwichtigen Sache zu thun sei, rückte der kleine Staatsmann hin und her wie .... wie ein — verzeihe mir Eure Hoheit das banale Bild! — wie ein gehetztes Kaninchen, und erklärte endlich: nach seiner unmaßgeblichen Meinung solle Eure Hoheit Ihren Freunden und Anhängern in beiden Kammern die Weisung geben, die Angelegenheit der Dotation und die Ausnahme von dem Gesetz, das die Napoleoniden aus Frankreich verbanne, nicht mehr an die Landesvertretung zu bringen, sondern Monseigneur möge sich etwa in einiger Zeit und in gelegenerem Momente in einer direkten Zuschrift an den König wenden und diesem die Initiative in beiden Angelegenheiten überlassen ...."

„Nie und nimmermehr!" rief Jerome entrüstet. „Ich will keine Gnade und kein Almosen von dem ehemaligen Herzog von Orleans, sondern Gerechtigkeit von der Nation, welcher ich mit Selbstgefühl angehöre! Nicht der Räuber, der die Schlösser und Besitzungen unserer Familie sich aus dem Raube der Bourbonen angeeignet und in Kammergüter verwandelt hat, soll ja die Dotation leisten, wie er es eigentlich zu thun schuldig wäre, wenn dieser filzige Ci-devant noch einen Funken von Ehrgefühl in der Brust hätte, und wie er es auch in der Angelegenheit meiner verewigten Schwester wegen des Schlosses Neuilly hätte thun müssen — nur von der Nation will ich ein Ehrengeschenk annehmen. Und wenn Herr Thiers nicht so viel Zartgefühl besitzt, um mich zu begreifen, so mag er ...." Er wandte sich unwillig ab, ohne zu vollenden.

„Ich kann mit Genugthuung konstatiren, Monseigneur, daß mein Oheim dem Herrn Präsidenten gegenüber diesen Standpunkt Eurer Hoheit mit der Freimüthigkeit eines Soldaten, der Kühnheit eines Franzosen und der Wärme eines Freundes vertrat," versetzte der junge Offizier mit einem edlen Feuer der Entrüstung. —

„Herr Thiers nahm dies auch geduldig hin, schien gleichsam beizupflichten, aber urgirte dann nachdrücklich: unter obwaltenden Umständen müsse man mit gegebenen Faktoren rechnen und die augenblicklich gereizte und nicht unberechtigte Stimmung des Königs berücksichtigen, welcher persönlich den Napoleoniden nicht abgeneigt sei, noch weniger deren Ansprüche an den französischen Thron fürchte. Der König würde — das sind Herrn Thiers' eigene Worte — längst die Exilgesetze gegen die Napoleoniden aufgehoben haben, wenn die Umtriebe des Prätendenten von Arenenberg nicht gewesen wären, und es liege nach seiner unmaßgeblichen Meinung ganz in der Hand der älteren Generation der Napoleoniden, in dieser Hinsicht solidarisch gegen den Prinzen Louis Napoleon aufzutreten oder ihn wenigstens vor ferneren — ich wiederhole mit Bedauern den eigenen herben Ausdruck des Herrn Präsidenten — von ferneren tollen Streichen abzuhalten. Hierin schien der Bescheid zu gipfeln, Monseigneur, mit dem man meinen Oheim und mich entließ."

Der Exkönig war aufgeregt und gedankenvoll geworden, so daß Herr v. Vatry nicht weiter fortfuhr.

„Es ist grausam und eine sehr wohlfeile Manier, mich und meine Brüder hierdurch büßen zu lassen für die Unternehmungen unseres Neffen, die wir weder provozirt, noch ermuntert, noch irgendwie unterstützt haben," sagte der Exkönig dann bitter. „Indessen sind wir weder seine Vormünder, denn Louis ist längst mündig, noch steht uns irgend eine Polizeigewalt oder Pression zu Gebot, die wir über ihn ausüben könnten .... Und zudem ist es fraglich, ob an der ganzen behaupteten Verschwörung gegen die Person des Herzogs von Orleans auch nur ein wahres Wort ist. Ich kann daher Herrn Thiers nicht eher antworten, als bis ich meinen Neffen selbst darüber konstituirt habe. Ich gedenke ohnedem in einigen Wochen nach England und Belgien zu gehen, und werde dann die Gelegenheit wahrnehmen .... Einstweilen meinen herzlichen Dank Ihnen und Ihrem wackern Oheim, mein lieber Vatry! Sie haben sich Ihrer Mission mit einer Geschicklichkeit entledigt, die Ihnen meine aufrichtigste Achtung sichert. Und nun genug davon! Sie sind also mein werther Gast und ich muß

mich nun meiner Pflichten als Wirth erinnern und Sie meinen beiden jüngeren Kindern vorstellen. Kommen Sie, mein Lieber! meine Tochter Mathilde wird sich freuen, Ihre Bekanntschaft zu gewinnen und Ihnen die Honneurs der Kunstschätze von Florenz zu machen, wozu sie mit ihrem Enthusiasmus für Kunst und Künstler weit geeigneter ist als ich grämlicher, gebrochener alter Mann!" —

4.

Herr v. Vatry verlebte eine höchst angenehme Woche in der Villa des Exkönigs von Westphalen. Die liebenswürdige geistvolle Prinzessin Mathilde und der Prinz Napoleon, welcher seither in württembergischen Diensten gestanden hatte und nun in Italien bei seinem Vater sich aufhielt, führten Herrn v. Vatry in der ganzen Umgebung herum und machten ihm, um mit den Worten ihres Vaters zu reden, förmlich die Honneurs von allen Sehenswürdigkeiten von Florenz. Sie wetteiferten Beide an Aufmerksamkeiten gegen den aktiven französischen Offizier, und machten sich ihn oft gegenseitig streitig, denn Prinz Napoleon konnte nicht müde werden, ihn über das französische Heerwesen auszufragen und ihm seinen glühenden Wunsch auszudrücken, selbst in der französischen Armee zu dienen, obschon es dem Scharfblick des intelligenten Artillerie-Lieutenants, welcher mit Leib und Seele Soldat war, nicht entgehen konnte, daß die Talente und Qualifikationen des Prinzen nicht eben vorwiegend militärische waren, sondern daß demselben nur die Aeußerlichkeiten und Vorrechte des Offiziersstandes einleuchteten. Die Prinzessin Mathilde dagegen hegte unverkennbar ein tieferes Interesse für die militärischen und politischen Zustände, als ihr Bruder. Sie machte gar kein Hehl aus ihrer Theilnahme an den Plänen ihres Vetters Louis Napoleon, obschon sie natürlich Herrn v. Vatry nichts von den intimeren Beziehungen ahnen ließ, welche sie mit dem Prinzen wenigstens früher verknüpft hatten. Sie ward nicht müde, sich nach der Stimmung unter dem Offizierscorps bezüglich der Wiederherstel-

lung des Kaiserreichs, über den Grad der Verbreitung der Sympathieen für die Napoleoniden in der ganzen Armee zu erkundigen, und verhehlte Herrn v. Vatry weder ihren unerschütterlichen Glauben an die Zukunft der Napoleonischen Idee und eine bonapartistische Restauration, noch ihre dankbare Anerkennung dafür, daß Herr v. Vatry nicht in das allgemeine gedankenlose Verdammungsurtheil über Louis Napoleon's Straßburger Unternehmen einstimmte, sondern dem Urheber desselben, ohne den gewagten Handstreich selbst gerade zu billigen, doch das Verdienst zuerkannte, die geschichtlichen Rechte wie die Erbs-Ansprüche der Napoleoniden gegenüber von der Vergewaltung Frankreichs durch die Alliirten und die Aufhebung der Verträge von 1815 angestrebt zu haben.

Hätte der Exkönig Jerome ahnen können, von welchem Einfluß der Umgang der Prinzessin mit dem Artillerie-Lieutnant war, er würde sich gewiß gehütet haben, diese beiden jungen Leute mit einander zusammen zu bringen. Nicht als ob er hätte befürchten müssen, daß aus dieser verhältnißmäßigen Vertraulichkeit irgend welche Liebelei zwischen Beiden entstehe, denn davor bewahrte die Prinzessin trotz all ihrer Lebhaftigkeit und Ungebundenheit der Stolz auf ihre Geburt und der Glaube an ihre Bestimmung, wie andererseits Herr v. Vatry ehrenhaft und klarsehend genug war, niemals die Kluft zu vergessen, welche ihn von der jungen Dame trennte, noch die Pflichten der Ehre und des Taktes, welche er seiner Wirthen schuldete. Aber Jerome nahm nicht in Rechnung, daß Mathildens bisherige Abneigung gegen eine Verbindung mit dem reichen Grafen Demidoff nur neue Nahrung fand in den Unterhaltungen mit dem enthusiastischen französischen Offizier, der ebenfalls an die Wiederkehr des Kaiserreichs und an einen endlichen Sieg des Prinzen Louis Napoleon glaubte und sogar nicht verhehlte, daß insgeheim seine besten Wünsche und Hoffnungen die Pläne des Prinzen begleiteten, wenn schon ihm Ehre und Pflichtgefühl verboten, zu einer Verwirklichung derselben die Hand zu bieten oder sich an einer Verschwörung zu betheiligen. Als loyaler Offizier werde er niemals seinem Fahneneid ungetreu werden, sagte er, dagegen die Thatsache eines Regierungs-Wechsels um so bereitwilliger anerkennen, als ja Frankreich nur durch die Wiederkehr

einer kräftigern Regierung und durch Zerreißung der Verträge von 1815 gewinnen könne; und diesen Standpunkt theilten nach seiner Ansicht offen oder stillschweigend die meisten gebildeten Offiziere der Armee und in blinder Nachahmung und Nachfolge wohl auch die Mehrzahl derjenigen, welche als Berufssoldaten von der Pike auf gedient und sich die Epauletten erworben hatten.

Diese und ähnliche Aeußerungen nährten natürlich in der sanguinischen zwanzigjährigen Prinzessin, die in Folge ihrer Erziehung schon seit Jahren unabhängiger dachte und lebte und mehr Selbstbestimmung erlangt hatte, als Tausende von anderen jungen Damen ihres Alters, sowohl die Lust wie die Kraft des Widerstandes gegen die ihr angesonnene Verbindung mit dem jüngern Sohn eines russischen gräflichen Hauses und die Illusionen, die sie sich über die Zukunft der Napoleoniden machte. Sie legte dies auch bald ziemlich unverhohlen an den Tag. Ueberhaupt erschien die Prinzessin Mathilde dem jungen Offizier als ein ganz eigenartiges Wesen, als eine ebenso interessante wie pikante Mischung der verschiedensten Eigenschaften und Vorzüge mit Schwächen oder wenigstens mit Zügen, welche nahezu unweiblich erschienen. Der Grundzug ihres Wesens war eine Unabhängigkeit, die jeder Schranke spottete, ohne sich im Grunde doch je etwas an der eigenen Würde zu vergeben. Lebhaft, voll Temperament nnd Leidenschaft, sanguinisch, für jede geistige Regung empfänglich, wandte sie auch jeder Erscheinung auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft das ungetheilteste Interesse zu. Sie zeichnete, malte, musizirte vortrefflich und gleichsam mehr aus natürlicher Anlage und durch eigene Fortbildung als in Folge gründlicher Schulung. Sie verkehrte mit den Künstlern in einer wahrhaft kameradschaftlichen vertraulichen Weise und sprach mit ihnen die Sprache der Ateliers und der Coulissen, gestattete denselben sogar bis auf einen gewissen Grad, sie als Kollegin und Genossin zu behandeln, und nahm an deren persönlichen Bezügen und Schicksalen wie an ihrem Schaffen den innigsten Antheil, gab ihnen dankenswerthe geistvolle leitende Winke, wie solche ihrem künstlerischen Instinkt, ihrer reichern Bildung und freieren unbefangeneren Anschauung sich leicht aufdrängen mußten, und überraschte durch solche Bemerkungen bisweilen sogar

bedeutende Künstler und Kunstkenner. Sie beschränkte sich aber nicht darauf, nur aus Laune und Liebhaberei, zur Unterhaltung und zum Zeitvertreib, die Ateliers der Maler und Bildhauer zu besuchen, sondern sie führte manchem angehenden ringenden Talent auch Käufer und Auftraggeber in der Person reicher Fremden zu. Sie war ungemein belesen und wandte insbesondere der französischen Literatur das lebhafteste Interesse zu, ließ sich alle Schriftsteller vorstellen, welche Florenz besuchten, und überraschte dieselben durch die treffendsten Bemerkungen über deren Schriften, die zugleich eine genaue Kunde mit denselben verriethen. Gleiche Theilnahme und gleiches Verständniß zollte sie dem Theater, und so war sie trotz ihrer verhältnißmäßigen Jugend ein ungemein anregendes Element in den geistigen Kreisen von Florenz und eine ebenso anziehende und pikante wie fesselnde Erscheinung, eben durch das Naive und Naturwüchsige, das Klare und Geistig-Bedeutende, Spontane, das sie in jeder Hinsicht von den schablonen- und puppenhaften monotonen Allüren anderer wohlerzogenen und in der Zwangsjacke höfischer Etikette unselbständig gewordenen Prinzessen unterschied und wohlthuend von denselben abstechen ließ.

Herr v. Vatry verdankte der Prinzessin Mathilde einen ungemein genußreichen Aufenthalt in Florenz, war ganz entzückt von ihr, begriff vollkommen den bestrickenden Einfluß, welchen sie auf den blasirten reichen russischen Grafen und Gesandtschafts-Attaché gemacht hatte, und war nahe daran gewesen, sich selbst ernstlich in die Prinzessin zu verlieben. Es war die höchste Zeit, sich aus dem Zauberkreise dieser jugendlichen Armida loszureißen und über Siena nach Rom zu eilen, wo er Mathilden später wiederzusehen hoffen durfte. Er hatte ihr versprechen müssen, ihr zu schreiben und den Eindruck zu melden, welchen Rom auf ihn machen werde, und er war auf Lebensdauer von ihr entzückt und gewonnen, namentlich als er aus ihren Briefen noch mehr als aus ihrer mündlichen Unterhaltung die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sie auch eines gediegeneren und tiefern geistigen Gehalts nicht entbehre.

* * *

Der Exkönig Jerome hatte die von ihm angedeutete Reise nach England und Belgien angetreten, und zwar in Begleitung seines jüngeren Sohnes Napoleon. Die eigentliche Veranlassung dazu war zwar eine anderweitige, aber er verband damit auch den Zweck, seinem Neffen Louis Mäßigung und Vorsicht und vor Allem Enthaltung von jeder neuen Schilderhebung anzuempfehlen, sowie demselben seine Absichten bezüglich der Verheirathung Mathildens mit dem Grafen Demidoff und seiner Aussöhnung mit der Juli-Monarchie, seiner Bewerbung um die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich und um eine Dotation von Seiten der Nation durch die Kammern mitzutheilen.

Louis Napoleon war jedoch keineswegs geneigt gewesen, dem Bürgerkönig irgendwie Urfehde zu schwören, um dadurch die Interessen seines Oheims Jerome zu fördern.

„Verfolgen Sie Ihre Zwecke mit allen Mitteln, die Ihnen zu Gebote stehen, lieber Oheim," sagte er; — „aber muthen Sie mir nicht zu, irgend welche Koncessionen an jenen Orleans zu machen, der im trügerischen Vertrauen auf die Indolenz der Masse der Nation sich von seinen Schmeichlern nun den ‚Napoleon des Friedens' nennen läßt, weil er seit dem Scheitern des Barbès'schen Aufstands wähnt, die republikanische Partei besiegt und die Bonapartisten durch meine Verbannung und Laity's Verurtheilung zu Paaren getrieben zu haben. Ich will seine eigenliebige Verblendung benützen, um meine Zwecke zu fördern. Wie Sie wissen, hat Oheim Joseph beim britischen Ministerium die Gewißheit erlangt, daß es schon seit Jahren nur der Aeußerung eines Wunsches von Seiten Frankreichs bedurft hätte, um die irdischen Ueberreste des Kaisers Napoleon ausgeliefert erhalten und sie nach dem Wunsche des großen Todten in Frankreichs Erde beisetzen zu können. Die Bourbonen und die Orleans haben diese Pflicht der nationalen Pietät seither geflissentlich versäumt, aber der kleine Thiers, der sich und sein Ministerium populär machen will, griff diese Idee auf und hat den Bürgerkönig dazu bekehrt, zumal er sieht, daß die

Opposition im britischen Parlament sich mit dem Gedanken trägt, durch O'Connel die Zurückgabe der Gebeine des Kaisers Napoleon an Frankreich öffentlich benantragen zu lassen. Ich weiß aus guter Quelle, daß das Kabinet der Tuilerieen bereits vorläufige Schritte beim Kabinet von St. James gethan und sich von dessen entgegenkommender Bereitwilligkeit überzeugt hat. Die Verwirklichung dieser Idee ist also nur noch eine Frage der Zeit und kann nicht lange mehr aufgeschoben werden, und Sie werden nun selbst einsehen, lieber Oheim, welchen ungeahnten Vorschub ein solches Ereigniß Ihren Zwecken wie den meinigen leisten muß, wie die Heimführung der Gebeine des Kaisers auf einmal die halbverschollene Sache der Napoleoniden plötzlich wieder mitten in den Brennpunkt der Aufmerksamkeit von ganz Europa rückt. Ihre Pläne, mein Oheim, und die meinigen schließen einander nicht aus — verfolgen wir also Beide unabhängig von einander unsere Ziele und seien wir nur darin redlich und solidarisch, daß derjenige, welcher zuerst sein Ziel erreicht, den Andern aus allen Kräften unterstütze!"

Mehr als dies vermochte Jerome von seinem Neffen nicht zu erlangen, um so mehr, als letzterer seinen ehemaligen Schüler, den Prinzen Napoleon von Montfort, selbst für seine Pläne gewonnen hatte und Prinz Napoleon mehr Vortheile von einem sieghaften Aufstande seines Vetters als von der Gnade des Bürgerkönigs erwartete. Jerome reiste wieder nach Italien zurück, und die Auffassung seines Sohnes sollte durch die folgenden Ereignisse bestätigt werden, denn Ludwig Philipp — weit entfernt auf die Erwartungen Jerome's einzugehen — machte später, nach dem Boulogner Attentat, es Jerome zum Vorwurf, daß er diese Reise nach England und Belgien gemacht und sich dadurch dem Verdacht ausgesetzt habe, Mitwisser und Mitschuldiger seines Neffen geworden zu sein.

* * *

Am 12. Mai 1840, dem Jahrestage des Barbès'schen Aufstands, hatte Herr v. Remusat, der Minister des Innern, der

Deputirtenkammer die Mittheilung gemacht, daß der König Ludwig Philipp von der britischen Regierung die Ermächtigung erlangt, die irdischen Ueberreste des Kaisers Napoleon aus ihrem Grabe auf St. Helena erheben und nach Frankreich bringen zu lassen, und daß der König seinen eigenen Sohn, den Prinzen von Joinville, dazu ausersehen habe, mit seiner Fregatte ‚Belle Poule' die Ueberreste des Kaisers nach Frankreich zu überführen. Diese Nachricht war von der Kammer und vom ganzen Volke mit ungeheurem Jubel aufgenommen worden und verblüffte selbst die Parteien, welche der Regierung nicht gewogen waren. Die Bonapartisten waren überrascht und wortlos, denn sie konnten sich dies Entgegenkommen nicht erklären und trauten dem Bürgerkönig zu wenig Uneigennützigkeit zu, um nicht hinter der Erfüllung der Pflicht der Pietät eine geheime Nebenabsicht zu vermuthen. Die Legitimisten spöttelten und sagten: Thiers und der König wollen sich einigermaßen populär machen und die Armee für sich gewinnen. Die Republikaner fragten sich ärgerlich, zu welch anderm Zwecke diese Erinnerungen an die Kaiserzeit wieder aufgefrischt werden wollten, als um Denjenigen zu feiern, welcher der Revolution den Kopf zertreten habe. Die große Masse aber jubelte gedankenlos mit und freute sich im Voraus auf das militärische Schauspiel, zu welchem die Heimkehr des Sargs mit der Leiche des Kaisers und dessen Ueberführung in das Hotel der Invaliden Veranlassung geben würde.

Um der ganzen Ceremonie noch mehr Feierlichkeit und pomphaften Charakter zu geben, hatte der Bürgerkönig die noch überlebenden Gefährten der Gefangenschaft Napoleon's auf St. Helena einladen lassen, die Expedition der ‚Belle Poule' mitzumachen. Die Generale Bertrand (der Exgouverneur der Invaliden) und Gourgaud, der ehemalige Kammerdiener Marchand und einer der Söhne des Herrn von Las-Cases nahmen bereitwillig die Mission an, die irdischen Ueberreste des Kaisers nach Frankreich zurückzuholen. Nur Einen hatte man vergessen — und wahrscheinlich mit Absicht — nämlich den General Montholon, und dieser schäumte vor Ingrimm über diese verletzende Hintansetzung.

Der Beifallssturm und das ungemeine Aufsehen, welches die

Kunde von dieser Expedition in ganz Frankreich hervorrief, machten den Bürgerkönig stutzig; er begriff nun erst, als er sah, welchen Kultus die Masse des Volks mit dem Andenken des gestürzten Kaisers trieb, daß er eine Unbesonnenheit begangen, diesen schlummernden Leu zu wecken; daß er von dem feinen, schlauen Herrn Thiers hinter's Licht geführt worden sei, daß dieser durch die Einholung der Ueberreste Napoleon's nur einen eigenen Lieblingsgedanken verwirklichen und zugleich sich wieder populär machen wollte, nachdem er die Befestigung von Paris durchgeführt und dadurch einen Theil der öffentlichen Meinung gegen sich aufgebracht hatte. Die Ueberführung der Leiche des Kaisers sollte ein Kuß sein auf die Ohrfeige der Befestigung von Paris, die man — damals wenigstens — als nur gegen den innern Feind, gegen die turbulenten Pariser selbst und die oppositionellen Parteien berechnet betrachtete.

Gleichzeitig schien überdem der Zweck des Königs nicht ganz erreicht zu werden, denn weit entfernt, mit den getroffenen Vorkehrungen zufrieden zu sein, schimpften die bonapartistischen und sonstigen Oppositions-Journale nun darüber, daß man nicht die ganze französische Flotte ausgeschickt habe, um der Asche des Kaisers bei ihrer Heimführung nach Frankreich das Geleite zu geben, sondern nur eine einzige und zwar die von dem Sohne des Bürgerkönigs kommandirte Fregatte. Und überdem entspann sich ein neuer Zeitungshader wegen der Waffen des verstorbenen Kaisers Napoleon, welche der General Bertrand nach dem Tode seines erlauchten Gebieters als anvertrautes Gut in Empfang genommen hatte, um sie dem Sohne des Letztern, dem Herzog von Reichstadt auszuhändigen. General Bertrand, dessen Charakterschwäche unsere Leser ja bereits kennen lernten, hatte sich jetzt von Thiers gewinnen lassen, jene Waffen in die Hände des Königs Ludwig Philipp niederzulegen, damit sie im Dome des Invaliden-Hotels aufgehangen würden, da der Herzog von Reichstadt schon seit acht Jahren todt war. Jene Waffen bestanden aus dem Degen, welchen der Kaiser seit der Schlacht von Austerlitz beständig geführt hatte, aus zwei Paaren schöner Sattelpistolen, welche der Kaiser ebenfalls geführt, aus dem Belehnungsschwerte, das Napoleon bei der Cere-

monie des Maifelds getragen, und aus einem schönen Dolche, den der berühmte Graf La Valette, der Großmeister des Malteser-Ordens, einmal von einem Papste zum Geschenk erhalten hatte. Die Napoleoniden betrachteten diese Waffen als Familien-Erbstücke, welche ihnen rechtlich zukamen und die sie der französischen Nation zum Geschenk zu machen beabsichtigten, und als nun Joseph und Louis Napoleon Bonaparte begriffen, daß General Bertrand sich in einer Schlinge des Bürgerkönigs hatte fangen lassen, erhoben sie in den Londoner Zeitungen einen energischen Protest gegen die willkürliche Verfügung, welche Bertrand sich mit ihrem rechtmäßigen Eigenthum erlaubt hatte, und beklagten sich vor der ganzen Mitwelt laut über jene auffallende Rechtsverletzung. Zwar wagten die pariser Zeitungen den Wortlaut jener Verwahrungen nicht abzudrucken, aber namentlich der Schlußsatz des Protestes Louis Napoleon's circulirte handschriftlich in den Salons, Kaffeehäusern und Kasernen und ward beifällig aufgenommen, denn er appellirte an die alten Soldaten:

„Der Degen von Austerlitz darf nicht in feindlichen Händen bleiben," hieß es darin; „er muß noch dereinst am Tage der Gefahr zum Ruhme Frankreichs geschwungen werden können. Mag man uns unsers Vaterlands berauben, unsere Besitzungen uns vorenthalten, mag man sich nur gegen die Todten großmüthig zeigen, wir wissen zu dulden ohne Klage, so lange man uns nicht an unserer Ehre angreift. Aber einem der Glücklichen von Waterloo die Waffen des Besiegten aushändigen, heißt die heiligsten Pflichten verrathen, heißt die Unterdrückten zwingen, daß sie den Unterdrückern zurufen: Gebt uns heraus, was ihr euch widerrechtlich angemaßt habt!"

Dies war eine förmliche wohlbedachte Kriegserklärung von Seiten des Prinzen, welcher auch täglich und stündlich offen aussprach, daß ihn der Bürgerkönig nun auf den Weg der Gewalt dränge und gütliche Verständigung unmöglich mache.

Ludwig Philipp sah ein, daß er sich zu einer Unbesonnenheit habe hinreißen lassen, aber es war zu spät, um zurückzutreten, denn die ‚Belle Poule‘ war schon in See gegangen. Die geheimen Polizisten, womit Louis Napoleon in London umgeben war, be-

lauerten zwar alle Schritte des Letzteren, und berichteten täglich von neuen Indizien über das Treiben desselben, über die offenen Drohungen des Prinzen, über kurz oder lang wieder auf dem französischen Boden zu erscheinen und an das Volk zu appelliren, damit es seine Rechte anerkenne. Man erfuhr in den Tuilerieen, daß Joseph und Lucian Bonaparte in England seien, um mit ihrem Neffen zu berathen, und daß sie dessen Unternehmungen nun billigten, daß der Prinz überall unter den Offizieren der Armee Einverständnisse suchte und deren mehr fand, als man nachweisen konnte, und daß sich in seiner Wohnung in Carlton-House-Terrace nun Unzufriedene aller Art und namentlich viele Offiziere der Kaiserzeit einfanden, und unter diesen auch der General Montholon. Dieser hatte sich eines Tages mit all seinen Orden und Auszeichnungen geschmückt bei dem Prinzen zur Audienz eingefunden, Thränen des Ingrimms im Auge.

„Sie sehen einen Mann vor sich, Monseigneur," hatte er mit der verzweiflungsvollsten Resignation angehoben, — „einen Mann, der, nachdem er seine besten Kräfte und seine schönsten Jahre in Frankreichs Dienste mit Ehren verbracht hat, nun in so unerhörter Weise beleidigt worden ist, daß ihm nichts übrig bleibt, als zu sterben. Sie wissen, Monseigneur, welches Vertrauen mir der glorreiche Todte, der unsterbliche Kaiser, schenkte, daß er mich jenem Bertrand und Gourgaud vorzog, die ihre Lorbeeren selbst zerpflückten, als sie den Bourbonen und Orleans sich schweifwedelnd unterwarfen, während ich meinem Herzen und meinem Eide treu blieb. Ich habe mich soweit erniedrigen zu müssen geglaubt, daß ich bei den Gewalthabern das Ehrenamt nachsuchte, die irdischen Ueberreste meines theuren kaiserlichen Herrn auf ihrer glorreichen Heimführung geleiten und jene Oertlichkeiten wieder sehen zu dürfen, wo ich in dem vertrauten Umgang des unsterblichen Helden jene Jahre der Trübsal theilte. Aber man hat mein Gesuch mit Füßen getreten und mich nicht einmal einer Antwort gewürdigt. Ich bin beschimpft, entehrt vor der Welt — ich habe keine andere Wahl als zu sterben. Darum, Monseigneur, komme ich zu Ihnen mit der einzigen Bitte: schicken Sie mich in den Tod, damit ich wenig-

stens Sie und Ihre Familie räche und für eine heilige Sache sterbe, für die ich allein gelebt habe!“

„In meine Arme, mein lieber Montholon!“ rief der Prinz und küßte den bekümmerten Veteran. „Sie müssen leben, um sich zu rächen, denn Sie dienen einer heiligen Sache, und das Schicksal wird Ihnen noch die Genugthuung bereiten, über die Usurpatoren und Neidlinge und Schwächlinge triumphiren zu dürfen. Ich bin stolz darauf, im Namen Frankreichs Ihr Opfer anzunehmen und Sie seiner Zeit auf den ersten Platz stellen zu können. Will's Gott, ist die Stunde nicht mehr ferne, wo wir mit den Orleans abrechnen und Frankreich diejenige Gestalt geben, in welcher es allein würdig ist, die Asche des großen Kaisers inmitten seiner Schöpfungen zu beherbergen! Der Becher der Demüthigung ist am Ueberquellen, und der Tag unserer Rechtfertigung beginnt schon zu grauen! Bleiben Sie in meiner Nähe, und Sie werden bald mehr erfahren. Für jetzt nur noch ein Wenig Geduld und Zurückhaltung. Ich sehe in Ihnen einen Boten, den mir das Geschick als Mahnung und Ermuthigung zusendet.“

5.

Und wieder versetzen wir unsere Leser nach der kleinen Villa zu Quarto, die nun im reichsten Sommerschmucke prangt. Die Napoleoniden sind in Trauer, denn Lucian Bonaparte ist bald nach der Rückkehr aus England am 25. Juni in Viterbo gestorben. Es ist daher stille in der Villa zu Quarto, und nur hie und da unterbricht der Besuch eines Freundes oder eines gut empfohlenen Fremden die Einsamkeit und Stille des bescheidenen Hauswesens.

Heute hat der Exkönig Jerome einen Gast bei Tische, dem er ganz besondere Ehre zu erweisen bemüht ist, denn Oberst Lendroy ist einer der Veteranen der kaiserlichen Garde und einer der Vertrauten von Joseph Bonaparte, dem Grafen v. Survilliers. Er ist ein ernster strenger Soldat, ein Greis allerdings, über dessen eiserne Konstitution die wildesten Stürme hingegangen sind, denn er ist schon seit den Zeiten der Sambre- und Maas-Armee

Offizier, hat in Italien, Deutschland, Spanien, den Niederlanden, in Rußland und Frankreich unter den Bannern der Republik und den kaiserlichen Adlern mit Auszeichnung gefochten; er war Stabsoffizier in einem der ersten Regimenter, welche dem Kaiser bei seiner Rückkehr von Elba entgegenjauchzten und sich anschlossen, und er hat daher unter der zweiten Restauration flüchten müssen, um einem Kriegsgerichte zu entgehen. Er ging nach der neuen Welt, war erst Pflanzer, dann Offizier in verschiedenen Staaten von Südamerika, als diese das Joch der spanischen Kolonialherrschaft abschüttelten, und er, ein Kind der Revolution, hat seinen Arm dem Dienste der Befreiung jener Staaten geliehen, aber dabei wenig Dank und noch weniger Reichthümer geerntet und schließlich abermals Verbannung und Vertreibung davon getragen, bis er endlich mit einem sehr bescheidenen Vermögen nach den Vereinigten Staaten ging, wo eine seiner Töchter mit ihrem Gatten, einem peruanischen Ex-General, lebte, um dort ihre Kinder erziehen zu lassen. Im Staate New-York hat er sich ein kleines Gütchen gekauft, das er bisher bewirthschaftete. Dort hat ihn Joseph Bonaparte besucht, der ihn von früher kennt, und ihn als Vertrauensmann zur Kontrole der Verwaltungen seiner Liegenschaften angestellt. Und nun ist er auf eine Ladung Joseph's herüber gekommen, um von diesem neue Weisungen zu empfangen, da der Graf von Survilliers plötzlich leidend geworden ist, hat diesen nach Deutschland in's Bad begleitet und ist nun auf einem Ausflug nach Italien begriffen, um der Tochter und dem Tochtermanne Joseph Bonaparte's gewisse Papiere, Besitztitel und sonstige Dinge zu überbringen, welche sich dem gewöhnlichen schriftlichen Verkehr und der Vermittelung von Bankiers und Advokaten entziehen, und um über die nordamerikanischen Besitzungen des Grafen v. Survilliers wichtige Winke und Aufschlüsse geben zu können. Auf dieser Reise hat er denn auch vertrauliche Aufträge seines Brodherrn an den Exkönig Jerome zu bestellen gehabt.

Außer dem Obersten Lendroy sind noch zwei Gäste da: ein Herr v. Lindworth, ein deutscher Abenteurer und literarischer Condottiere, der seine Feder schon an alle möglichen Potentaten verkauft hat und nur ein üppiges und behagliches Leben auf Kosten

Anderer sucht, ein Mensch nicht ohne Fähigkeiten, aber ohne allen Charakter, und der eben jetzt in geheimen Diensten des Grafen Anatole Demidoff steht, dessen Bekanntschaft er in Paris gemacht hat; ferner ein sogenannter Vicomte de Forney, ein geborener Franzose, der sich schon seit einigen Jahren an die verschiedenen Glieder der Familie Bonaparte anzuschließen gesucht hat und für einen enthusiastischen Bonapartisten gilt.

Die Tafel ist in vollem Gange und macht Küche und Keller des Wirthes alle Ehre, denn Jerome ist noch immer der alte Lebemann und Epikuräer, der er von je gewesen; aber man unterhält sich an derselben ebenso gut, als man speist und trinkt, weil auch dafür der Exkönig immer zu sorgen weiß, und gerade heute scheinen drei recht welterfahrene Gäste mit einander zu wetteifern, um die Unterhaltung ebenso interessant als pikant zu machen.

„Und die Aerzte behaupten also wirklich, daß mein Bruder in London einen Schlaganfall gehabt habe, lieber Oberst?“ fragte Jerome, als die Unterredung den Aufenthalt des Grafen von Survilliers in Aachen und Wiesbaden berührte.

„Leider kann darüber kaum ein Zweifel mehr vorhanden sein, Monseigneur,“ entgegnete der Oberst. „Die körperliche Lähmung Seiner Hoheit und die Beeinträchtigung von den sonst so glänzenden geistigen Fähigkeiten sind so groß, daß Seine Hoheit selbst sich keinerlei Täuschungen über seinen Zustand mehr hingibt und offen erklärt, nun für das politische Leben unfähig zu sein. Er hat dies sogar offen gegen Seine Hoheit den Prinzen Louis ausgesprochen, als er sich von dem letzteren verabschiedete, bevor Monseigneur Prinz Joseph die Reise nach Deutschland antrat. Ich weiß aus guter Quelle, daß Seine Hoheit dem Prinzen noch dringend an's Herz legte, nie zu vergessen, wie das Geschick der kaiserlichen Familie auf seinem Haupte ruhe, und namentlich nichts zu übereilen, sondern abzuwarten, bis der richtige Zeitpunkt zur That gekommen sei. Leider aber scheint diese Mahnung Seiner Hoheit wenig Eindruck auf den Prinzen gemacht zu haben, denn ich höre mit Bedauern, daß seit der Abreise Seiner Hoheit der Prinz schon wieder einen neuen Handstreich plant.“

„Und Sie versprechen diesem beabsichtigten Unternehmen keinen Erfolg, Herr Oberst?“ fragte die Prinzessin Mathilde.

„Ich maße mir kein Urtheil an, Hoheit, sondern weiß nur, daß Seine Hoheit der Prinz Joseph und dessen Vertraute dem Unternehmen ein ungünstiges Prognostikon stellen,“ versetzte Lendroy ausweichend. „Es scheint dem Prinzen nicht an Muth und Streben, sondern eher an ruhigem Blick und kalter Ueberlegung zu fehlen. Er greift kühn zu, während unser unsterblicher Kaiser immer rechnete und erwog.“

„Sie kennen meinen Vetter, den Prinzen, persönlich, Herr Oberst?“ fragte Mathilde.

„Nur flüchtig, Hoheit zu Befehl,“ versetzte Lendroy soldatisch knapp. „Als der Prinz vor drei Jahren nach New-York kam, war es meine Pflicht, mich ihm vorzustellen, und ich fand von seiner Seite den artigsten, verbindlichsten Empfang; später aber gedieh unsere Bekanntschaft nicht zu innigeren Beziehungen. Jüngst hatte ich wieder die Ehre, Seiner Hoheit in England vorgestellt zu werden, allein auch dies Mal waren unsere Beziehungen nur höchst oberflächlicher Natur.“

„Und wie kommt dies, Herr Oberst?“ legte sich Prinz Napoleon ins Gespräch. „Sie, ein solch eifriger, erprobter, zuverlässiger Anhänger unserer Sache, sollten Sie sich nicht freuen, wenn sich ein Mann findet, der sich an die Spitze stellt?“

„Im Gegentheil, Hoheit! meine besten Wünsche werden ein solches Unternehmen begleiten, auch wenn ich nicht selbst daran Antheil nehme, wie ich es in dem Fall thun würde, wo ich mit dem Mittel einverstanden wäre,“ entgegnete Oberst Lendroy mit einer leichten Verlegenheit. „Ich werde mich freuen, wenn der neue Handstreich des Prinzen gelingt.“

„Aber Sie zweifeln an dem Gelingen? .... Sie zucken die Achseln, Herr Oberst?“ sagte der Prinz neugierig; „Sie fürchten vielleicht sogar ....“

„Ich fürchte nur das Eine, Hoheit, daß ein neuer vereitelter Versuch nur unserer heiligen Sache schaden werde, daß sie die Anhänger unserer Zwecke abschrecken dürfte, zu gelegenerer Zeit an

einer Unternehmung sich zu betheiligen, welche bessere Chancen des Gelingens in sich trüge.“

„Und Sie hegen — gestehen Sie es nur offen, Herr Oberst! — Sie hegen ein gewisses Vorurtheil gegen unsern Vetter, nicht wahr?“ fragte Mathilde lächelnd, aber mit gespannter Neugier.

„Hoheit halten zu Gnaden, ja, ich kann es nicht leugnen!“ erwiderte Lendroy treuherzig und soldatisch gerade.

„Sie haben ihn nach dem Mißerfolg der Straßburger Affaire beurtheilt, nicht wahr?“ fuhr Mathilde fort.

„Nein, gewiß nicht, Hoheit! im Gegentheil, ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich große Erwartungen auf den Prinzen setzte, eben weil er den Muth hatte, die Fahne des Kaiserreichs zu erheben. Ich war entzückt von ihm, ich brannte vor Begierde ihn kennen zu lernen; ich näherte mich ihm mit allem Enthusiasmus meiner leidenschaftlichen Natur, meiner glühenden Hingebung an meinen unvergeßlichen, unsterblichen Feldherrn ....“

„Und Sie wurden enttäuscht von der relativ unscheinbaren Gestalt, von der geringen Aehnlichkeit, welche mein Vetter mit unserm erlauchten Oheim hat, nicht wahr?“ fiel ihm Prinz Napoleon mit lauerndem Lächeln ins Wort und griff sich selbstgefällig an das volle Kinn.

Lendroy schüttelte den Kopf. „Verzeihung, Hoheit! das war es nicht! Prinz Louis Napoleon Bonaparte hat vielleicht nur wenig äußerliche Aehnlichkeit mit dem großen Kaiser und dessen Familie, aber es liegt oder lag doch immerhin etwas Ungewöhnliches, etwas Bedeutendes in seiner persönlichen Erscheinung. Der Prinz nahm mich für sich ein, ich ward von seiner Person selbst nicht enttäuscht ... es kostete mich sogar Mühe, später eine andere Ansicht von ihm zu gewinnen, eine minder günstige Ansicht, die ... Sie halten zu Gnaden, meine Hoheiten! aber ich kann einmal nicht heucheln — die je länger desto mehr sich befestigt hat!“

„Und die Sie uns nicht vorenthalten dürfen, lieber Oberst, wär's auch nur um uns Gelegenheit zu geben, etwaige Vorurtheile zu widerlegen, obschon ich Sie für solche unzugänglich erachte,“ sagte der Exkönig Jerome freundlich und ermunternd. „Sprechen Sie sich über meinen Neffen ganz unumwunden aus, Oberst Len-

droy! ich bitte Sie darum! Wir sind Alle nicht bekannt mit Louis' Treiben in der neuen Welt; nur vereinzelte Andeutungen über sein Leben in New-York sind mir zu Ohren gekommen und haben mich nicht gerade sonderlich erbaut. Aber nun Sie so schüchterne Andeutungen gaben, fürchte ich leider, daß die Dinge, welche man mir über Louis' Treiben in New-York zugeraunt, nur allzu begründet gewesen sein mögen! Sagen Sie mir offen, lieber Oberst, hat mein Neffe wirklich eine lächerliche oder zweideutige Rolle gespielt, während er in New-York war!"

„Monseigneur, ich bitte, erlassen Sie mir die Beantwortung einer solchen Frage!" bat Oberst Lendroy. „Ich kann unmöglich auf Details eingehen und bin nicht befugt noch dreist genug, über ein Glied dieser erlauchten Familie ein Urtheil abzugeben!"

„So geben Sie uns Thatsachen, Oberst Lendroy, bitte!" sagte die Prinzessin ernst und voll Interesse, obschon ihr eine vage Angst das Herz zusammenschnürte.

„Ich bin da in einer peinlichen Verlegenheit, meine Herrschaften," erwiderte Lendroy zögernd. „Ich verwünsche meine Ungeschicklichkeit, diesen Punkt berührt und mich nicht besser gehütet zu haben .... Indeß nun muß ich wohl reden, und so gestatten mir Eure Hoheiten denn zunächst hier zu sagen, daß es mich unangenehm berührt hat zu sehen, wie der Prinz in New-York sich in eine Reihe toller Ausschweifungen stürzte und sich von den müssigen Damen der New-Yorker Gesellschaft wie eine Merkwürdigkeit oder wie eine Art Wunderthier umherführen ließ. Wer jene eitlen, hohlen, gefallsüchtigen Amerikanerinnen der reicheren Stände so genau kennt wie ich, — jene Geschöpfe voll potenzirter Selbstsucht, deren ganzes Dichten und Trachten nur auf Prunk und Aufwand, auf den raffinirtesten Lebensgenuß hinzielt, die um schöne Toiletten, um Brillanten, glänzende Equipagen, feenhafte häusliche Einrichtungen und lukullische Feste Ehre und Seligkeit hingeben! — der kann es nicht begreifen, wie sich der Prinz unter denselben wohl fühlen und sich zu ihrem Spielzeug hergeben, ja ich sage: erniedrigen konnte. Aber noch mehr schmerzte es mich, daß der Prinz sich nicht entblödete, der ersten besten bleichen und vor der Zeit blasirten Miß So und So zu Liebe an

allerlei Spektakel theilzunehmen und sogar an Fußrennen und Wetten dieser Art sich zu betheiligen, wie er es gethan hat."

„Jenun, solchem Sport huldigen ja in England die Söhne der besten Familien, wie man sagt," wandte Prinz Napoleon ein.

„Mag sein, Hoheit, aber ich glaube kaum, daß der Sohn des Herzogs von Cambridge oder Gloucester einem Schnellläufer von Beruf einen Wettlauf in einem öffentlichen Vergnügungslokal anbieten und dieser Aufgabe sich unterziehen würde," sagte Oberst Lendroy.

„Und dies hätte der Prinz selbst gethan, Herr Oberst?" fragte Mathilde.

„Leider ist es eine Thatsache, Hoheit, daß der Prinz eines Tages der schönen Miß W. zu Liebe eine Wette mit dem Schnellläufer Snow, einem der besten Läufer Amerika's, eingieng, binnen einer gewissen Zeit dreimal die Bahn in Vauxhall-Gardens zu durchlaufen. Er machte den Versuch, hatte aber seine Kräfte überschätzt und brach noch lange vor dem Ziele athemlos und ohnmächtig zusammen, so daß er für todt vom Platz getragen und die Zielscheibe des Spottes für den vornehmen und geringen Pöbel ward. Die Zeitungen bearbeiteten diesen Vorfall eine Woche lang in einer Weise, daß mir darüber das Herz blutete, denn man muß die ganze Galle, Schadenfreude und Rücksichtslosigkeit jener amerikanischen freien Presse kennen, die ihre Tinte aus dem Schlamm der Gasse schöpft, um zu begreifen, mit welchem herzlichen Vergnügen sie über einen Ausländer herfallen. Der Prinz bekam die bittersten Worte zu hören, daß er sich zu derartigen Dingen hergebe, und es fehlte nicht an Zweifeln, ob er nur auch der echte Neffe des großen Napoleon sei, weil er sich so viel vergebe!"

„Instinktiv gerechter Zweifel!" murmelte Prinz Napoleon vor sich hin; „diese Schnellläuferei werde ich nicht vergessen."

„Und diese Thatsache ist wirklich unleugbar bewiesen, Oberst Lendroy?" fragte Mathilde gepreßt.

„Sie ist es — mein Wort darauf, Hoheit! Glauben Sie denn, ch würde mich sonst erdreistet haben, hier davon zu reden, Prin-

zessin? Alle Blätter berichteten sie, und der Prinz hat nie widersprochen," sagte Lendroy.

„Auch ich habe leider dieselbe Geschichte von Augenzeugen erzählen gehört, Monseigneur," bestätigte der Vicomte de Forney.

„Ich meinestheils bezweifle die Richtigkeit der Thatsache auch gar nicht, meine Herren!" sagte der Exkönig. „Die Eigenliebe meines Neffen ist zu einer Monomanie entwickelt, die oft mit seinen sonst so schätzbaren guten Eigenschaften und seinem klaren Verstande förmlich durchgeht. Wie oft ist er schon an dieser Schwäche gepackt und von kälteren, berechnenden Menschen ausgebeutet worden! Wie oft haben meine Brüder und ich ihm dies vergebens gepredigt! Allein es scheint ihm im Blute zu liegen und er kann jenen kindischen Ehrgeiz nicht beherrschen!"

„Aber Louis hat auch den rechten Ehrgeiz des Mannes, der mit Beharrlichkeit hohen Zielen nachstrebt, und da unsere menschlichen Schwächen oft nur übertriebene Tugenden sind, so dürften wir, gegenüber von Louis' vielen guten Eigenschaften, ihm auch diese Peccadillos nachgeben, Papa!" sagte Mathilde mit einer gewissen Würde.

„Du lieber Himmel, Tildetta!" rief der Exkönig heiter. „Alles, Alles wollen wir ihm ja vergeben, liebes Kind, denn wir Alle wollen ihm ja wohl und es fällt uns entfernt nicht ein, über Louis und sein Treiben hier zu Gericht sitzen zu wollen. Wir sprechen ganz objektiv über sein Treiben, weit entfernt davon uns darüber moquiren zu wollen. Nein, wir wollen nur Thatsächliches hören. Und auf Ehre! im Grunde beklage ich meinen Neffen, dessen Vorzügen ich volle Gerechtigkeit widerfahren lasse, daß er nicht der Mann ist, sich die gefährlichen Menschen und die Schmeichler vom Halse zu halten, und daß er zu Zeiten aus seiner Heldenrolle fällt und nur das Staunen des Pöbels ambirt, wie er es in New-York gethan zu haben scheint und gegenwärtig in London noch thut!"

„Und daß er bisweilen vergißt, daß ein Mann, welcher hohe Ziele verfolgt, sich auch nur solcher Mittel bedienen soll, die jenen Zielen angemessen sind!" ergänzte Prinz Napoleon (Jerôme) mit einem

sentenziösen Ernste, welcher ihm ein ironisches Lächeln von Seiten der ältern Schwester zuzog.

„Ah, Du willst Deinen eigenen Lehrer meistern, Napoleon?“ fragte Mathilde sardonisch. „Und was soll denn Deine volltönige Tirade eigentlich sagen, mein guter Dicker? von welchen unpassenden Mitteln redest Du denn eigentlich, Machiavellino?“

„Ich finde, daß jener Graf d'Orsay ein alter Geck und unausstehlich suffisanter Bursch, und daß jener vertriebene Herzog Karl von Braunschweig, jener petty tyrant, wie ihn die britischen Journale nennen, ein ausgemachter Narr und Schwächling ist, und daß Napoleon Louis besser thun würde, solchen Burschen seine Thüre zu verschließen!“ sagte der Prinz, einigermaßen in die Enge getrieben.

„Ich habe nicht die Ehre, jene beiden Individuen zu kennen, allein wenn es Menschen sind, die sich zu irgend einem Zwecke gebrauchen lassen, was ich gar nicht bezweifle, so finde ich es sehr natürlich, daß Vetter Louis sie momentan als Werkzeuge für seine Pläne benützt,“ entgegnete Mathilde mit kühlem Sarkasmus. „Diese Ausbeutung aller paraten Mittel ist das Vorrecht aller derjenigen, welche geschichtlich bedeutende Ziele ambiren. Das weißst Du ja aus den Werken Deines großen Niccolò, die Du so eifrig studirst, mein lieber Machiavellinetto!“

Der dicke Prinz ward etwas ungehalten über den Sarkasmus seiner Schwester, und Herr von Lindworth wollte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, auch ein Wort mit einzuflechten.

„Eure Hoheit haben in der That die Stellung des Prinzen zu den beiden genannten Persönlichkeiten mit außerordentlich richtigem Takt und feinem Verständniß aufgefaßt,“ wandte er sich mit der glättesten Höflichkeit zu der Prinzessin. „Ich bin zufällig in der glücklichen Lage, hierüber näher informirt zu sein, und darf mich ohne Indiskretion darüber aussprechen. Obwohl ich nicht das Glück habe, mich einer gewissen Intimität mit Seiner Hoheit dem Prinzen Napoleon Louis v. St. Leu zu erfreuen, so habe ich doch die Ehre gehabt, Seine Hoheit mehrfach in der Gesellschaft zu treffen und sogar einige Male gemeinsam mit dem Prinzen zu Diners gebeten zu sein, z. B. in der russischen Gesandtschaft und

in anderen diplomatischen Kreisen. Wenn ich mich nun unterfange, eine ganz unmaßgebliche Ansicht über die Person Seiner Hoheit äußern zu dürfen — eine Ansicht die, ich bitte unterthänigst dies bemerken zu wollen, nur auf meiner individuellen und vorurtheilsfreien Beobachtung beruht, — so bin ich geneigt anzunehmen, daß Prinz Napoleon Louis sich des Grafen d'Orsay und meines frühern Landesherrn des Herzogs Karl v. Braunschweig Hoheit nur als Mittel zu seinen Zwecken bedient. Graf d'Orsay spielt noch immer eine gewisse Rolle in der Londoner Gesellschaft; er ist der Genosse und gleichsam der Erbe des Rufes des Beau-Brummel und einer der Löwen der Gesellschaft; er ist ein Kavalier von den elegantesten Manieren und sprühendem Geist und in geselligen Kreisen eine höchst anregende Persönlichkeit, und zugleich die Fundgrube der Scandalchronik, die verkörperte Annale der Gesellschaft. Sind nun seine Löwenklauen neuerdings auch etwas stumpf geworden, so ist man doch gewöhnt ihn bei sich zu sehen, und Niemand wagt ihm die kalte Schulter zu bieten. So war denn die Ankunft des Prinzen Napoleon Louis für den Grafen d'Orsay ein Glücksfall ohne gleichen, denn indem er dem Wunsche des Prinzen, ihn in die Kreise des High-Life einzuführen, bereitwilligst entgegen kam, gab der Graf sich selbst wieder ein gewisses Relief in der Gesellschaft, und aus dem gleichsam nur Geduldeten ward, um seines Gefährten willen, nun ein Gesuchter. Und Graf d'Orsay's Einfluß ist es, wenn Prinz Napoleon Louis gegenwärtig gewissermaßen behaglich und mit vollen Segeln auf der Strömung des fashionablen Lebens treibt und in den Kreisen der aristokratischen Jugend der Tonangeber ist. Wie es anderntheils auch kein Geheimniß ist, daß Graf d'Orsay vorzugsweise es war, welcher die Flamme des Prinzen für die neueste Belle of the Season, für die Queen of fashion, die wunderschöne Lady Seymour, anfachte und den Prinzen veranlaßte, bei dem bekannten Turnier von Eglintoun vor einigen Wochen als der Ritter der Lady Seymour aufzutreten und deren Farben zu tragen."

„Ach ja, jenes berüchtigte Turnier in einer schottischen alten Burg, wo die Blüthe der englischen Jugend in blechernen Harnischen karakolirte!" sagte der Exkönig Jerome. „Ich erinnere mich

davon in den Blättern gelesen zu haben! Was für eine Festlichkeit war denn das?"

„Eines jener Feste, die man nur in England feiert, Sire," entgegnete Lindworth mit leichter Ironie. „Ein Mittelding von Komödie und geschichtlichem lebendem Bild, eine Ausgeburt britischen Spleens und konservativer Romantik. Zur Feier eines häuslichen Festes hatte ein schottischer Peer, der Graf oder Lord von Eglington, zu einem Turniere eingeladen, welches auf seinem alten feudalen Schlosse Eglintoun in der Grafschaft Ayre abgehalten werden sollte. Die geladenen Herren sollten alle insgesammt in der Rolle von historischen Persönlichkeiten erschienen und diese so getreu wie möglich darzustellen suchen und sich dann im Waffenspiele gegenseitig messen, Jeder der erscheinenden Ritter sollte die Farbe einer der Damen tragen, welche als Ladies Patronesses bei diesem Feste erschienen und zu denen die gefeiertsten Schönheiten der vornehmen Welt geladen waren. Seine Hoheit der Prinz, vom Grafen d'Orsay für diese Idee gewonnen, erschien ebenfalls unter den wetteifernden Paladinen und suchte seine Nebenbuhler ebenso durch die historische Treue des Kostüms wie durch die Pracht seines Gefolges zu verdunkeln ...."

„Und welche Rolle oder Persönlichkeit übernahm denn mein Neffe?" fragte der Exkönig.

„Den Ritter Bayard oder Duguesclin, wenn ich nicht irre," erwiderte der Vicomte de Forney, um doch auch zu Worte zu kommen.

„Ich bitte tausendmal um Vergebung, Herr Vicomte, aber Sie scheinen sich zu irren," wandte Herr v. Lindworth rasch ein. „Man glaubte allgemein, daß Seine Hoheit einen dieser beiden Preux Chevaliers, dieser Vorbilder der französischen Ritterschaft, darstellen würde, allein als die Sache spruchreif ward, da fand sich, daß der Prinz die Welt einigermaßen mystificirt hatte, denn er erschien im Charakter Wilhelm's III. von Oranien ..."

„Das sieht ihm ähnlich! Das war eine Wahl, die dem Vetter nur Ehre macht!" fiel Prinzessin Mathilde dem Erzähler lebhaft in's Wort. „War es nicht dieser Wilhelm von Oranien, welcher das Haus Stuart stürzte?"

„Gewiß, Hoheit, derselbe!“ erwiderte Lindworth, als die Anderen schwiegen. „Man verfehlte auch nicht, der Wahl des Prinzen Napoleon Louis eine gewisse epigrammatische Spitze beizumessen!“

„Es ist kein Zweifel, daß er damit seine Absicht kundgeben wollte, an dem Hause Orleans so zu handeln, wie jener Oranien an den Stuarts handelte!“ rief die Prinzessin. „Das verräth ebenso viel Muth wie Geist, und rechtfertigt einigermaßen die Theilnahme an jener Spielerei von einem Carroussel! .... Und er besiegte seine Gegner?“ setzte sie dann begierig hinzu.

„Seine Hoheit blieb Sieger und legte seine erbeuteten Trophäen zu den Füßen der schönen Lady Seymour nieder, welche natürlich dadurch noch mehr die Königin des Festes ward!“

„Und diese Beziehungen meines Neffen zu dieser Lady sind wohl ernst gemeint, Herr v. Lindworth?“

Dieser zuckte die Achseln. „Die Hofjournale und die konservative Presse behaupten es, Sire,“ erwiderte er. „Ich bescheide mich hierüber eines Urtheils, und bemerke nur ganz objektiv und thatsächlich, daß die allerdings wunderbare Schönheit und der Rang und Reichthum jener Dame, der Gemahlin des siebenten Grafen v. Seymour, eines Exministers und Lords der Admiralität, unbedingt die Annahme auszuschließen scheinen, als ob es sich um irgend eine galante Liebelei oder vorübergehende Liaison zwischen dem Prinzen und jener Dame handeln könne. Man behauptete vielmehr sogar, daß Graf Seymour dem Prinzen habe mittheilen lassen, er sei geneigt in eine Scheidung von seiner Gemahlin zu willigen, falls der Prinz ihm sein Wort gebe, daß er Lady Georgiana dann heirathe; und in einer Zeitung stand eine sehr pikante Geschichte von einem Morgenritte, welchen die Lady einige Tage nach dem Turnier von Eglintoun aus über die Haiden von Ayrshire gemacht und auf welchem sie einen ihrer leidenschaftlichen Anbeter zufällig getroffen, welcher ihr in den glühendsten Worten seine Gefühle gestanden und sie beschworen habe, mit ihm zu fliehen, sich von ihrem Gatten scheiden zu lassen, und ihm ihre Hand zu reichen ...“

„Nun? und mit welchem Erfolge?“ rief der dicke Prinz Napoleon lebhaft; „die Schöne willigte natürlich ein, nicht wahr?“

„Nach jenem Zeitungsartikel nicht, Hoheit," versetzte Lindworth mit einem faunischen Lächeln. „Jene britischen Damen sind frostige, berechnende Schönheiten, mein Prinz, und eine der frostigsten und stolzesten ist ohne Zweifel jene Lady Seymour! Die Novellette erzählte mit einem gewissen Schein von Wahrheit und Auctorität, daß der stolzen schönen Reiterin das Geständniß ihres kühnen tapfern Ritters zwar nicht ganz unerwartet gekommen sei, daß sie sich dann aber mit dem ganzen Stolze ihres Englands umgürtet und ihm erklärt habe: sie fühle sich zwar beglückt und erhoben von diesen Empfindungen eines Mannes, den sie ungemein hochachte und verehre, und sie würde vielleicht, wenn sie nicht Lady Seymour wäre, sich beseligt gefunden haben, der Gegenstand einer solchen Leidenschaft zu sein, allein vorerst fesselten Pflicht und Ehre ihr Herz, und sie könnte sich der Rücksichten, welche die Verhältnisse ihr auferlegen, nur dann entschlagen, wenn sie das Schicksal an die Seite eines Mannes stellen würde, der sein Ziel erreicht habe — mit Einem Worte: daß sie erbötig wäre, die englische Grafenkrone mit einer französischen Kaiserkrone zu vertauschen."

„Das ist ein albernes Märchen, die müssige Erfindung eines hungrigen Zeitungsschreibers!" sagte Mathilde geringschätzig. „So denkt und handelt keine Dame!"

„Hoheit halten zu Gnaden, so denkt und handelt vielleicht keine französische Dame, aber einer stolzen kalten Britin sieht dies auf's Haar ähnlich," wandte der Vicomte de Forney ein. „Auch behauptete man, jener Artikel, den ich ebenfalls kenne, sei der Feder einer Dame aus der vornehmen Welt entsprossen, welche damit dem Prinzen einen direktiven Wink im Auftrag der Lady Seymour habe zukommen lassen wollen."

„Dann begreife ich nicht, wie mein Vetter sich nicht mit Entrüstung von einer solchen Kokette abwandte!" entgegnete Mathilde mit unverhehlter Mißbilligung.

„Jenun, so sind die Frauen, mein Kind! Wo viel Licht, da ist auch viel Schatten," sagte Jerome leichthin. „Derlei Dinge sind alle schon begegnet, und ich wundere mich nicht darüber. Und meine Neffe zieht wohl noch immer am Triumphwagen jener mercenären Schönen, Herr v. Lindworth?"

„Ohne Zweifel, Sire, soweit ihm wenigstens anderweitige Bezüge Zeit dazu lassen, denn nicht alle jene Damen sind so spröde und berechnend, wie Lady Seymour, sagt man. Im Gegentheil flüstert man sich Dinge zu, pikante Einzelnheiten, welche an die Zeiten der Regence in Frankreich erinnern und eigenthümliche Streiflichter auf die Art und Weise werfen, wie in dem frommen England die bevorrechteten Klassen sich über die Schranken der Sitte und Wohlanständigkeit hinwegsetzen ...."

„Sie erwähnten vorhin der Bezüge des Prinzen zu dem verjagten Herzog von Braunschweig, Herr v. Lindworth; — welcher Art sind diese?" fiel Mathilde ihm beeifert in's Wort, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„So viel ich weiß, Hoheit, hat der ehemalige Herzog von Braunschweig dem Prinzen Napoleon Louis einen Theil seines bedeutenden Vermögens angeboten, um die Restaurations-Versuche des Prinzen damit zu unterstützen, unter der Bedingung, daß der Prinz, wenn er den französischen Thron bestiegen haben werde, den Herzog nicht blos wieder in seine Rechte und Machtverhältnisse in Braunschweig einsetze, sondern ihm sogar die Throne von Hannover und Preußen verschaffe. Es soll ein vollkommen ausgefertigter und formulirter Vertrag zwischen Beiden hierüber bestehen und das eine Exemplar davon bei den Sachwaltern des Herzogs in Temple-Bar niedergelegt sein, das andere für den Prinzen bestimmte dagegen sich in den Händen des Advokaten Duncombe, eines Parlaments-Mitglieds, sich befinden."

„Und was für ein Mann ist jener Herzog von Braunschweig? ist er reich?" fragte Mathilde.

„Er besitzt ein sehr bedeutendes Vermögen, Hoheit, das er sehr sicher angelegt hat und mit engherziger Aengstlichkeit verwaltet," erwiderte Lindworth. „Von seinem Volke verjagt, weil sein Stolz und seine Anmaßung ebenso unerträglich geworden waren, wie seine Tyrannei und seine Bedrückungen, erschöpft er sich seit zehn Jahren in endlosen vergeblichen Restaurations-Versuchen, die ihn zum Spielball von Abenteurern machen und die alle mißlingen müssen, weil sie ohne Sachkenntniß unternommen sind und mit unbekannten Faktoren rechnen. Jene fremden Abenteurer,

welche sich um den Herzog drängen und seine Schwächen ausbeuten, haben ihm den Blick so getrübt, daß er kein Verständniß mehr für den guten Willen und die Treue und Aufrichtigkeit derjenigen hat, welche aus echtem Patriotismus und wirklicher Loyalität ihn wieder in das Erbe seiner Väter zurückzuführen und in eine heilsame verständige Bahn zu lenken bemüht gewesen wären," setzte er mit Ton und Miene verletzter Würde und eines schmerzlichen Bedauerns hinzu — „und so scheint der unglückselige Fürst über Windeiern zu brüten und sein Vermögen zum Theil allmählig in ungesicherten, erfolglosen Putschen und Wortkämpfen zu vergeuden, anstatt eine einzige bedeutende Summe auf ein wohlbedachtes und sorglich angelegtes größeres Unternehmen zu verwenden, welches von sachkundiger Hand geplant sich an die konservativen Elemente in seinem Volk wenden und den Herzog auf den Thron zurückberufen würden, dem er eigentlich faktisch niemals entsagt hat."

„So ist dieser Herzog also ein Schwächling, ein Thor, den sein Schicksal nicht unverdient ereilt hat?" fragte Mathilde.

„Er ist ein vollständiger Narr, der seine Ersparnisse an Brillanten hängt, in deren Anblick er seine Vergangenheit und Gegenwart vergißt, und der sich vorzugsweise durch schmutzige Prozesse und durch Klopffechtereien in den Zeitungen auszeichnet — eine wahre Donquixote-Gestalt!" versetzte Jerome schadenfroh. „Man sagt: ein gewisser Grad von Spleen und Verrücktheit sei unter diesen Braunschweigern erblich, und dieser da hat wohl hievon ein besonders reiches Deputat davongetragen."

„Und so meinen Sie denn, Herr v. Lindworth, daß der Prinz Napoleon Louis ebenfalls einer jener fremden Abenteurer sei, die jenen verrückten und entthronten Herzog ausbeuten?" fragte Mathilde strenge.

„Ich, Hoheit? Ich bitte unterthänigst, bemerken zu dürfen, daß ich mir nie erlauben würde, eine derartige Andeutung auch nur entfernt zu machen ...."

„Und doch — sollte ich Sie denn nicht recht verstanden haben, oder hätten Sie nicht sich selbst, als den uneigennützigen Patrioten und sachkundigen berechtigten Rathgeber Ihres Herzogs, dem

Prinzen Napoleon Louis gegenüber gestellt, der somit nothgedrungen in die Kategorie der Schwindler und Abenteurer verwiesen wird. Und für einen solchen mögen Sie vielleicht den Prinzen halten, nicht aber wir, die wir ihn besser kennen!"

„Aber ich beschwöre Eure Hoheit! ich bin ganz untröstlich, so von Ihnen mißverstanden worden zu sein!" stotterte Herr v. Lindworth, der trotz seiner sonstigen frechen Stirne und kaltblütigen Selbstbeherrschung doch einigermaßen verblüfft war. „Ich kann nur auf das Allerbestimmteste betheuern, daß es auch nicht entfernt in meiner Absicht lag, Seine Hoheit den Prinzen ...."

„Eh bien, maintenant trève de paroles, messieurs! ich wünsche Ihnen guten Abend!" sagte die Prinzessin, und erhob sich vom Tische, grüßte rings im Kreise und verschwand mit ihrer Hofdame, als ob sie es vermeiden wollte, noch Weiteres über ihren Vetter zu hören, welcher sich allerdings nun ganz direkt in den Brennpunkt des Interesses gerückt und zum Gegenstand der Erörterung gemacht sah und mit dem man von keiner Seite her glimpflich verfuhr, als man sah, daß der freundliche Wirth des Hauses ihn preisgab.

6.

Mehr als eine Stunde war vergangen. Am Ende der Terrasse vor der Villa des Exkönigs Jerôme war eine Art Laube in einer Mauerecke angebracht. Mehr als mannshohe Kamellien und Rhododendren Exemplare waren hier so gepflanzt, daß sie einen kleinen Tisch mit einigen Stühlen überwölbten und von der Terrasse abschlossen und den unter dem immergrünen Laubwerk im Schatten Sitzenden nicht nur Kühlung und Frische, sondern auch die entzückende Aussicht hinunter auf das Arnothal und hinüber nach dem stolzen herrlichen Florenz und den Cascinen darboten. Es war ein reizendes Plätzchen, sowohl am frühen Morgen wie am Abend, namentlich um alsdann den Sonnenuntergang in seinem ganzen vollen Zauber betrachten zu können. Kein Wunder daher, daß diese kunstlose Laube sowohl die Erfindung als der Lieblingsort der Prinzessin Mathilde war, wohin sie sich oft mit einem interessanten Buche

flüchtete, um ungestört zu lesen, oder wo sie auch unbeschäftigt am liebsten ihren Gedanken und Träumen nachhieng.

Auch heute nach dem Diner hatte sie sich nur umgekleidet und dann dieses stille Winkelchen aufgesucht, um ihren Gedanken nachzuhängen, die nichts weniger als frohsamer Natur waren. Was sie über ihren Vetter gehört, hatte sie im höchsten Grade unangenehm berührt, denn noch immer sprach in ihrem Herzen die Stimme der Neigung und das Vertrauen für Napoleon Louis, wenn gleich ihr verwundetes Selbstgefühl und ihr Verstand sie überreden wollten, daß Louis sie längst aufgegeben und vergessen, da er ihr schon seit seiner Abreise von Arenenberg nicht mehr geschrieben habe. Sie hätte so gern voll Eifer und Energie die Partei des Abwesenden genommen und ihn gegen Angriffe vertheidigt, die sie — wo nicht für ungegründet und muthwillig herbeigeführt — so doch für ungroßmüthig hielt. Allein der rechte Muth fehlte ihr doch, jenen Anschuldigungen gegenüberzutreten, denn man wollte sie ja überreden, daß man nur Thatsachen vom Prinzen anführe, — Thatsachen, welche weltbekannt und mathematisch bewiesen seien! Und dann konnte sie sich ferner nicht verhehlen, daß die angeführten Thatsachen, wie sie den Prinzen in den Augen der Welt einigermaßen lächerlich machten, so auch Louis und seine Absichten oder wenigstens seine Qualifikation, das Ziel seiner hochfliegenden Pläne zu erreichen, in ihren Augen einigermaßen heruntersetzten; ja daß die Kunde von der Beeiferung, womit er jener schönen Lady Seymour gehuldigt, ihr einigen Herzkrampf verursacht hatte — daß sie sich gekränkt und eifersüchtig fühlte — verwahrlost von ihm, der nun vor einer Andern kniete, vor einer herzlosen Kokette, welche nur ihr launisches Spiel mit ihm trieb! Und wie sie so grübelte, versenkte sie sich immer tiefer in ihren Schmerz und fühlte sich nun hier doppelt unglücklich und verlassen und so tief gedemüthigt durch Louis' Undank und Kälte, daß ihr der Unmuth zuletzt erleichternde Thränen auspreßte.

Die kurze Dämmerung war schon eingebrochen, als die Prinzessin Mathilde Schritte auf der Terrasse hörte und ihren Bruder Napoleon auf sich zukommen sah. Das Schimmern ihres hellen Gewandes zwischen dem sattgrünen dunklen Laub hatte ihm

Mathildens Versteck verrathen, als er ins Freie getreten war, um nach dem reichlichen Mahl noch eine Cigarre im Freien zu rauchen.

„Ah, da bist Du ja, Tildina? dacht' es doch, daß ich Dich hier finden würde!" hub der Prinz an, in jener angeheiterten sorglosen Stimmung, welche eine gute, mit firnen Weinen gewürzte Mahlzeit bei einem müssigen jungen Lebemann erzeugt, und setzte sich der Schwester gegenüber, die er sanft in ihren Lehnstuhl zurückdrückte. „Bleib nur und laß Dich nicht stören, Mathilde! Ich sehe wohl, daß Du schmollst, und ich möchte Dich aufheitern.... Wie? und wirklich Thränen, wie ich sehe? Ah, das nenn' ich Vergeudung edlen Materials, sei es auch um wen es wolle!.... Was ist Dir, Liebe?"

„Laß mich, Leon! ich fühle mich unwohl," erwiderte Mathilde und machte Miene aufzustehen. „Ich habe Migräne...."

„Du? mit Deinen Nerven wie Stahl und Eisen? Ach, geh doch, Tildetta! Du bist kein Modepüppchen wie Andere Deines Alters!" rief Napoleon. „Ich sehe, wo es Dir fehlt, mein Kind! Du hast etwas Herzweh — etwas Herzenskummer wegen des treulosen Vetters! Ach geh! schlag' Dir diesen Schnellläufer, diesen kleinen blagueur aus dem Sinne, der vor uns Anderen immer den Helden spielt und nun einer frostigen britischen Schönen zu Liebe sich erniedrigt bei einem Ringelrennen oder einer Quadrille mitzureiten wie ein Kunstreiter im Circus! Geh', ich halte unsern Vetter mit dem altklugen Sibyllengesicht für einen mauvais farceur!...."

„Napoleon, Du gehst zu weit!" wallte Mathilde auf.

„Nicht daß ich wüßte, meine Liebe! ich beurtheile den Mann, der mein Lehrer war und vordem mein Ideal, nur nach seinen Thaten. Diesen allein hat er es beizumessen, wenn er in meiner Achtung und Werthung sank. Wärest Du nicht so rasch vom Tische aufgestanden, liebe Tildetta, so hättest Du noch ganz andere Dinge von ihm hören können!"

„Ich hatte keine Lust, Zeugin einer arrangirten Scene zu sein, denn eine ganz bestimmte Ahnung sagt mir, Leon, daß dieses Tischgespräch ein künstlich heraufbeschworenes und verabredetes war,

um mich entweder zu demüthigen oder meinen Trotz gegen eine gewisse Verbindung zu brechen!“

„Das ist ein Irrthum, liebe Mathilde, den Dir nur ein Vorurtheil und Mißtrauen eingeben kann!“ erwiderte der Prinz lächelnd und kopfschüttelnd. „Wer hätte solch einen plumpen Streich arrangiren sollen? Doch gewiß nicht Papa, den Du jedenfalls für einen feineren Diplomaten halten wirst, als daß er eine derartige Scene verabredete — ja, verabredete, und zwar mit wem? mit drei Menschen, welche sich hier auf die zufälligste Weise von der Welt begegnen, einander gegenseitig erst mißtrauisch messen, was genugsam beweist, daß sie einander zuvor gar nicht oder nur sehr wenig kannten, und deren jeder den Andern beargwöhnt, er wolle ihm den Rang bei Papa ablaufen! Denn daß jeder von ihnen irgend ein Anliegen hat, das ist mir wenigstens unverkennbar, sonst trüge keiner von ihnen auch nur ein Atom Staub über die Schwelle von Quarto! .... Nein, nein, Liebe! Du thust dem Vater und uns Allen Unrecht, wenn Du auch nur einen Augenblick annimmst, dieses Tischgespräch sei ein präconcertirtes. Es wäre ja allzu thöricht von Papa, so etwas versuchen zu wollen, wo doch die Entdeckung und Enttäuschung unausbleiblich gewesen wäre!“

„Und doch erschien es mir so und ich kann mich von der Idee noch immer nicht lossagen!“

„Bah, was erscheint uns nicht oft als das Wahrscheinlichste, weil es mit unseren augenblicklichen Stimmungen zusammentrifft, obwohl es sich hernach als das schnurgerade Gegentheil entpuppt!“ rief Napoleon. „Denke Dir nur, wie schwierig und abgeschmackt es gewesen wäre, wenn man drei Menschen von so diametralem Charakter und verschiedener Lebensstellung erst einzeln ihre Rolle einlernen und dann mit ihnen zusammen eine Probe veranstalten sollte, damit im konkreten Moment auch ein glaubwürdiges Zusammenspiel heraus käme! Wäre die Sache an sich nicht beinahe schon bis zur Unmöglichkeit schwer, so würde ich sie Papa um so weniger zutrauen, da ich ja seine Indolenz gegen Alles kenne, was nur irgend wie ein Geschäft oder nach dem Ernst des Lebens aussieht!“

„Und dennoch, Leon!" versetzte die Prinzessin hartnäckig; „ist Vetter Louis nicht gleichsam mit Gewalt zum Gegenstand der Conversation gemacht worden?"

„Nun ja, und warum denn nicht? Verdenkst Du es dem Papa, wenn er nicht ohne einigen Groll an diesen guten Vetter denkt, dessen politische Komödien Papa's Bemühungen um ein Jahrsgehalt von Seiten Frankreichs sowie seine Hoffnungen auf Deine Verbindung mit Demidoff zu vereiteln drohen?! Und dann, ist es denn so unbegreiflich, daß man von jenem guten Vetter spricht, wenn derselbe sich so unermüdlich beeifert, stets im Munde der Leute zu sein und die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf seine unscheinbare Person zu lenken?"

„Aber diese Anschuldigungen und Verdächtigungen der Tischgäste gegen Louis! ich bitte Dich, Leon! sollte das nicht künstlich hervorgerufen und unterlegt gewesen sein? Zuerst dieser Oberst Lendroy, dieser alte Eisenfresser mit den Manieren, die nach Stall und Wachtstube riechen!"

„Wie ungerecht und vorurtheilsvoll Du bist, Du, die sonst so feinfühlig und scharfblickend urtheilt, Tildina!" versetzte Napoleon lachend und mit unzerstörbarem Phlegma. „Wenn irgend ein Mann bona fide gehandelt und gesprochen hat, so war es dieser Oberst Lendroy, ein so famoser Kerl, wie ich ihn noch selten unter den Veteranen des Kaiserreichs gesehen habe! Wollte der Himmel, es lebten noch zehntausend solcher ehrlichen und ehrenhaften alten Bursche wie er; dann wäre es ein Spaß, das Kaiserreich wieder aufzurichten und ihm die Weltherrschaft zu sichern! Sieh, das ist ein Mensch, der unsern Oheim, den Kaiser, höher stellt, als Gott Vater im Himmel, der zu Napoleon betet wie zum Inbegriff alles Großen und Erhabenen, der heute den letzten Blutstropfen und das letzte Hemd hingäbe, wenn er der Sache seines Kaisers nützen könnte ...."

„Und der dennoch für den Vertreter der napoleonischen Idee nur Vorurtheil hat und harte Worte! fiel die Prinzessin ein.

„Weil es ihn in seinen heiligsten Gefühlen verletzt, daß der Neffe und Erbe des großen Kaisers sich benimmt wie ein .... ein Gaukler, ein Marktschreier, wie ein mauvais farceur, und —

im Vertrauen gesagt! — weil er vielleicht die Genealogie der Linie Ludwig Bonaparte genauer kennt als wir, und von Tante Hortense's verschiedenen Liaisons und Excursionen in das Gebiet der freien Liebe weiß, welche ja für die Zeitgenossen und Näherstehenden längst kein Geheimniß mehr sind ...."

„Leon, Du bist abscheulich! selbst das Andenken eines Todten gilt Dir nichts mehr!"

„Bah, laß doch diese Phrasen, liebe Mathilde! Ich bin einige Jahre jünger als Du," erwiderte der Prinz mit unzerstörbarem Phlegma und blies seinen Cigarrenrauch gemüthlich in Ringeln durch einander; „aber wir Männer lernen früher als ihr Frauen das Leben kennen und unsere Illusionen verlieren, und so hab' ich denn Manches erfahren, was mich in solchen Dingen vorurtheilsfreier und besser unterrichtet macht, als Du glaubst. Tante Hortense war eine geistig bedeutende Frau, — ja, zugegeben! Aber sie war unglücklich verheirathet an einen phlegmatischen, träumerischen Mann — sie, die leidenschaftliche Creolin mit dem heißen Herzen, mit der glühenden Einbildungskraft, dem sanguinischen Temperament. Es ist bekannt, daß sie sich von Onkel Louis unbegriffen, ungewürdigt, vernachlässigt fühlte, daß sie selbst diese ihr aufgedrungene Ehe mit Hülfe des Kaisers löste, daß sie für ihre lebhaften Gefühle anderwärts diejenige Befriedigung suchte und fand, welche ihr im Ehestand nicht geboten wurde ...."

„Leon, das ist Verleumdung!"

„Das ist Thatsache, liebe Tildina! geschichtliche Thatsache! glaub' mir das! Ich gebe Dir mein Wort, daß es mir von glaubwürdigen Männern bestätigt worden ist," erwiderte Napoleon mit imponirender Ruhe und Gelassenheit. „Papa selbst hat es mir halb und halb zugegeben, nachdem er mich eingeweiht sah. Und wie Viele haben es mir auf meine Frage bestätigt: Bohle, Abbatucci, Meilhan, Hamel und viele Andere ... Und was willst Du? Hortense war eben auch nur ein Kind ihrer Zeit, und that nichts Anderes als was die meisten Damen von Welt thun, die auswärts Ersatz für dasjenige suchen, was ihnen das Schicksal daheim vorenthält! Und so ist es denn auch weltbekannt, daß Tante Hortense in den Armen eines General Flahault, eines Vice-Admiral ..."

„Halt ein, Leon! ich bitte Dich! Du raubst mir Illusionen die mich beglückten!" sagte Mathilde schmerzlich. „Ich hatte Hortense so lieb, ich verehrte sie als ein Muster aller Frauen — sie war fromm ohne Bigotterie, graziös, gewinnend, leutselig, weiblich — gleichsam ein Inbegriff alles Guten und Schönen für mich! Und nun zertrümmerst Du mir mein Heiligenbild, mein Vorbild."

„Oho, keineswegs! Hortense mag Dir immerhin ein Muster und Vorbild in Einer Beziehung sein, das Muster einer klugen, geistvollen Dame von Welt, die noch immer den Schein zu retten weiß — den Schein, die hübsche Form, die in der vornehmen Welt und an den Höfen ja Alles sind und Alles gelten! Bist Du erst einmal älter, so wirst Du das begreifen lernen."

„Niemals!" rief Mathilde entschieden. „Ich werde mir niemals Mühe geben, besser erscheinen zu wollen als ich bin! ich werde niemals heucheln! ich bin zu stolz dazu!"

„Jenun, meinethalben! das ist zwar ehrlich, aber nicht klug, meine liebe Mathilde! Dann wird die Welt Dich eine degagirte Frau nennen und Dir noch mehr Tadel aufbürden, als Dir eigentlich gebührte, eben weil dann der böse Schein auf Dich fällt! .... Hortense verstand das besser, und die Welt behauptet, sie habe noch bis in ihre letzten Jahre ein zärtliches Verhältniß mit unserem Bekannten Cottreau, dem schönen Maler, gehabt, der bei ihr auf dem Arenenberg lebte! . . ."

„Das ist ganz sicher eine abscheuliche Verleumdung! Mit Cottreau, welcher ihr Sohn hätte sein können!"

„Vielleicht ein Irrthum des Herzens, liebe Schwester, wie er bei welterfahrenen Damen oft vorkommen soll, denen ein junger Lieutenant lieber ist als ein Generallieutenant!"

„Du wirst wieder frivol, Leon, ja schmutzig!" entgegnete Mathilde und wollte aufstehen, aber der Prinz hielt sie sanft zurück.

„Bleib, liebe Mathilde! bitte, bleib! Ich will ernsthaft zu sein versuchen . . . wir sind von dem Gegenstande unsers Gesprächs abgekommen; ich wollte . . ."

„Wir sprachen von den Gästen und ihren Aeußerungen über den Vetter, Leon," sagte Mathilde ruhiger. „Aber lohnt es sich der Mühe, ihrem Klatsch auch nur den mindesten Werth beizulegen?

Können solche Menschen einen Mann wie Vetter Louis beurtheilen? Wer sind sie denn?"

„Das ist schwer zu beweisen und doch leicht zu bestimmen, liebe Schwester! den alten brummigen Lendroy ausgenommen, den ich für treu wie Gold und zuverlässig halte, gehören die Anderen nur zu jenen Sykophanten und schönrednerischen Schmarotzern und schmeichlerischen speichelleckenden Abenteurern, die sich in unsere Nähe und an unsere Tafeln drängen, um von uns Brod und etwas Geld und etwas Ansehen und Kredit zu erhalten, der ihnen ein künstliches Relief gibt, das sie über ihren Unwerth täuscht, wie sie Andere damit täuschen wollen! Dieser Vicomte de Forney z. B., dessen Vicegrafschaft im Monde liegt und eine aus eigener Machtvollkommenheit geschaffene und verliehene ist, erscheint mir als der echte Typus des französischen Ci-devant: ein hohler Kopf, ein geschmeidiger Rücken, ein trefflicher Magen und ein unausstehlicher Dünkel sind seine vorzugsweisen Attribute. Der gute Mann hat nichts gelernt, als mit Anmuth zu tanzen und Ja zu sagen; mit Anstand die liebe Zeit und dasjenige Geld todtzuschlagen, was ihn der Zufall auf seinem Wege als Almosen von Reicheren oder als Frucht von Betrug, Täuschung, Vertrauensmißbrauch u. s. w. finden läßt. Die Geschichte seines Hauses ist ein Märchen; unter dem Kaiserreich war er einer der füsirten Royalisten, welche einen Jahrsgehalt als Entschädigung für erlittene Verluste beanspruchten; unter der Restauration ein Ausgewanderter, den die Revolution um Güter und Vermögen gebracht, und dem die Bourbonen nun ein Hofamt oder eine Besitzung verliehen; unter Ludwig Philipp Einer, den die Bourbonen undankbar behandelt und zurückgesetzt und der nun ein Amt sucht, mit dem ihm dann der liebe Gott auch den Verstand geben sollte; und da ihn die Minister des Bürgerkönigs zu alt und zu unfähig für ein Amt, und seine angeblichen Ansprüche nicht genug erwiesen fanden und mit einem magern Gratial abspeisten, so kommt er nun zu den Napoleoniden mit geheuchelten Gefühlen des Dankes für seinen ehemaligen Wohlthäter, den Kaiser, und bietet uns um ein Stück Geld die Unterstützung seines sogenannten Namens und die Dienste seiner Familie, die aus einigen verschuldeten Lieutenants, verbummelten

kleinen Beamten und andern Krippensetzern besteht. Und daß er nun bereits bei der jüngsten Linie der Napoleoniden angekommen ist, beweist nur, daß er das Brod der Uebrigen schon längst gegessen und deren Geduld mißbraucht hat ...."

„Und solch ein Mensch erfrecht sich, an unserm Tische über Vetter Louis so abzusprechen?" ....

„Ereifere Dich nicht, liebes Kind! das beweist nur, daß Vetter Louis ihm nicht genug gegeben hat," versetzte Prinz Napoleon lachend. „Was willst Du? Der wackere Vicomte hat ja nicht einmal eine Meinung zu äußern gewagt und überhaupt wohl niemals in seinem Leben eine Meinung zu haben gewagt; er hat nur genickt wie ein Pagode oder das Echo für Andere abgegeben, wenn man ihn anrief. Er hat sogar gezittert, als Du diesen deutschen literarischen Condottiere abfertigtest, — der Vicomte hat die Farbe gewechselt, diesem Herrn von Lindwurm oder Lindworth einen vernichtenden Blick zugeschleudert und ihm angekündigt, daß er ihn nun hinfort noch herzlicher hasse als vordem — hasse nicht nur als Konkurrenten, sondern auch im Gefühle der Ueberlegenheit, welche der deutsche Abenteurer an Bildung und Wissen vor ihm voraushabe!"

„Und dieser deutsche Herr Von ist also wirklich ein Abenteurer, Leon?" fragte Mathilde.

„Nichts Anderes, liebe Schwester! nach meinem Dafürhalten ist dieser sogenannte Herr von Lindworth, der sich für einen deutschen Freiherrn ausgibt, nur der Abkömmling einer jener zahllosen deutschen Beamtenfamilien, die sich zur ‚Noblesse de Robe' hinaufgedient haben. Der Mann hat ein Bißchen mehr oder wenigstens sein Bißchen Wissenschaft gründlicher gelernt als wir Leute von Geburt; er hat ein Wenig Geist, viel Indolenz und Genußsucht, falschen Ehrgeiz und Egoismus; er ist zu ungeduldig und zu träge, um durch gewissenhafte und erprobte Thätigkeit sich die geregelte, sichere, aber langsame Bahn eines deutschen Beamten zu erschließen, — er hat Schulden gemacht oder sich irgendwie mit Gesetz und Ordnung überworfen und ist in seiner Heimath überflüssig oder anrüchig geworden. Da zog er denn auf Abenteuer aus, ein irrender Ritter der Presse und der Literatur, und

verkauft seine Feder an Jeden, der diese Waffe für seine Zwecke gebrauchen kann. Er erkauft sich damit vorübergehend mit geringer Mühe Wohlleben und geschäftigen Müssigang, den Zutritt in die Salons, ein Couvert an der Tafel irgend eines Prätendenten, an den er sich anhängt wie eine Zecke oder ein Blutegel, bis er entweder vollgesogen von selbst abfällt oder von einem Konkurrenten aus dem Sattel gehoben wird, denn derartiger Bursche ist Legion, und ihre Konkurrenz erspart uns die Mühe, sie schließlich selbst fortzujagen, denn sie machen sich gegenseitig selbst todt, oder wir schütteln sie ab, indem wir sie mit einigen Worten der Empfehlung an Andere adressiren. So ist dieser Lindworth, nachdem er umschichtig erst dem von ihm verkleinerten Herzog von Braunschweig, dann dem Fürsten Metternich, dem Kanzler Nesselrode oder irgend einem andern Diplomaten gedient oder der Politik des Bürgerkönigs oder den Ansprüchen des Don Carlos in deutschen Zeitungen das Wort geredet hat, endlich so weit gekommen, daß er bei uns Anknüpfungspunkte und Fühlung sucht und auf Papa's leere Tasche liegen möchte!"

„Du bist bitter, Leon!"

„Mag sein, denn ich studire die Menschen, und Menschenkenntniß ist eine Wissenschaft, die niemals glücklich macht!" sagte Napoleon und schleuderte sein Cigarrenende unmuthig weit von sich. „Ich lese nicht viel in Büchern, den Machiavell ausgenommen, der ein gewaltiger Bursche ist, — aber ich suche in den Menschenherzen zu lesen und finde überall nur Selbstsucht, Heuchelei und Eigennutz, nur eckelhafte Leidenschaften, mehr oder weniger überzuckert oder überfirnißt, taube Nüsse unter Goldschaum versteckt wie an den Christbäumen der deutschen Kinder; — ich bin Skeptiker geworden, denn ich fühle so mit ganzer Seele mein Unglück, ein armer Prinz zu sein mit einem großen Namen und einer kleinen, ewig leeren Börse .... Wenn ich wenigstens noch eine Prinzessin wäre und schön wie Du ...."

„Sag' das nicht: der ärmste Jüngling, wenn er nur ein wenig Muth und Thatkraft hat, ist besser daran als eine arme Prinzeß!"

„Die nur die Hand auszustrecken braucht, um ein Einkommen von Millionen zu erfassen!“

„Und einen Mann als Gegengewicht, an dem nichts ist, als was der Schneider und der Coiffeur gemacht und die Laster übrig gelassen haben!“ versetzte Mathilde mit einem unverhehlten Grauen.

„Nun wirst Du bitter, Schwester! und das taugt nichts! Ich werde mir angewöhnen, das Leben so leicht zu nehmen, wie es Papa von jeher that, und sorglos in den Tag hinein zu leben. Der Demokrit kommt weiter und lebt glücklicher als der Heraklit, Schwester! Als Stiefkind des Glückes verachte ich die Menschheit im Ganzen und Einzelnen und bin Demokrat, Republikaner, Socialist — was Du willst, wenn's nur immer Negation und Opposition bedeutet; nur behalte ich diese Ansichten für mich, so lange nichts dabei herauskommt, sie zu bekennen ....“

„Und gehst so weit, noch geduldig und mit Schadenfreude diejenigen verkleinern und heruntersetzen zu lassen, die für uns arbeiten!“

„Wie meinst Du das? wen hätte ich so zu schädigen gesucht, Schwester?“

„Nun, hat es Dir heute nicht eine geheime Befriedigung gewährt, Vetter Louis so heruntergesetzt zu hören?“

„Ah, darauf also zielst Du hin?“ rief Napoleon, warf sich gemüthlich in seinen Lehnstuhl zurück und schaute in die Wölkchen seiner Cigarre. „Ich glaube, Du gehst da zu weit, Tildetta! Der gute Vetter Louis ist ein ganz wackerer Bursche, aber er und ich verstehen einander nicht! Ihn reißt ein blindes Ungestüm fortwährend dahin; ich liebe mehr die Beschaulichkeit und die Ruhe. Seine Unternehmungen, seine sanguinischen Hoffnungen, die Streiche, in die er sich kopfüber stürzt, von Anderen verhetzt, sind mir ebenso unbegreiflich wie unmöglich. Ich finde es von ihm nicht gerade unerklärlich, als Einzelner und mit Einzelnen zu wagen und Hazard zu spielen. Ich ziehe vor, eine geschlossene Partei für mich handeln zu lassen und mich auf die Masse zu stützen, und so streben wir, — wenn ich überhaupt einmal den Ehrgeiz des Strebens in mir fühle, — mit verschiedenen Mitteln nach einem gleichen Ziele. Und wenn ich es nicht ändern kann, liebes Kind, daß Andere über

den guten Vetter ebenso skeptisch denken wie ich und ihm imputiren, daß er durch sein täppisches Zugreifen und seinen Uebereifer noch Alles verderben werde, bin ich denn daran Schuld? Mache ich die öffentliche Meinung, Schwester? Zuweilen dauert er mich, wenn ich so Aller Witz und Klügelei gegen ihn losgelassen sehe; dann aber fällt mir das englische Sprüchwort ein: Gib einem Hund einen schlimmen Namen, und Du bringst ihn an den Galgen! Aber es gibt auch Zeiten, wo es mir einige Befriedigung gewährt, meinen Meister und Lehrer sich blamiren zu sehen, den man mir immer als Muster unter die Nase hält, damit ich ihm nacheifere, während doch Aemulation gar nicht in meiner Natur liegt?"

„Das ist auch abscheulich — undankbar und schadenfroh!"

„Wohl möglich, aber es ist menschlich, meine Liebe! Wir sind gegen Niemand mißtrauischer als gegen diejenigen, die man uns immer als Vorbild vorhält, Tildina! Es gewährt uns eine gewisse erwärmende Genugthuung, wenn wir in den Brillanten und Edelsteinen, womit Andere prunken und sich blähen, gewisse Flecken, Blasen und Sprünge entdecken. Und so spreche ich mich auch offenherzig nicht von einer gewissen lebhaften Schadenfreude frei, die mich heute Abend durchglühte, als ich so mancherlei Einzelnheiten hörte, welche mir die Blasen und Flecken in den Diamanten Louis', d. h. in dem Charakter des guten Vetters zeigten."

„In seinem Charakter?" rief die Prinzessin. „Ich glaube, Du gehst darin zu weit!"

„Bah, Du hättest jene Thatsachen hören müssen, liebe Schwester! Sie hätten Dir jedenfalls ein treueres Bild von dem ehrgeizigen Vetter gegeben, als Du Dir seither in Deinen idealen Gefühlen für ihn gemacht hast. Louis hat ein schändliches Spiel mit Dir getrieben, liebe Mathilde! Du hast ihm Jahre und Neigungen geopfert, welche vielleicht bessere Früchte getragen hätten.... Nein, unterbrich mich nicht und werde nicht ungeduldig, liebe Schwester! Ich bin zwar jünger als Du und weit entfernt, Dir meine Ansichten aufdrängen zu wollen; aber es ist für mich eine Pflicht, wenigstens einmal mit Dir über diesen Gegenstand offen zu reden, selbst auf die Gefahr hin, Dir holde Illusionen zu rauben und Dir

vorübergehend Schmerz zu bereiten, — aber die Wahrheit mußt Du einmal erfahren! Du mußst klar sehen!"

„So rede denn, Leon!" erwiderte Mathilde mit finsterer Entschlossenheit und lauerndem Blick.

„Der gute Vetter hat Dich vergessen und verlassen, glaub' mir," fuhr Napoleon mit Wärme fort. „Sein Schweigen auf Deine Briefe ist ein absichtliches, veranlaßt von Beschämung, von bösem Gewissen, von einem Rest von Zartgefühl — was weiß ich! Thatsache ist jedenfalls, daß er dermalen ein grausam wildes Leben führt und in hunderterlei flüchtigen heimlichen und offenen Verbindungen sich zu betäuben, zu vergessen sucht. Jene stolze, spröde Gräfin Seymour ist nicht die Einzige, der er huldigt: sie hält ihm den Brodkorb vielleicht zu hoch, und einstweilen sucht er sich zu revanchiren und zu vergnügen mit minder vornehmen und minder vorsichtigen Weibern — seine Liaisons reichen herunter bis in die Coulissen der Theater und die Sägespäne des Circus. Er liebt es, ja er sucht vielmehr gewissermaßen den Lovelace zu spielen, nur damit von ihm gesprochen werde, denn Du kennst ja sein fieberisches Verlangen nach Oeffentlichkeit, — seine Monomanie, in den Zeitungen von sich reden zu machen. Ist er nicht schon ruinirt, wie die Fama sagt, so ist er zum Mindesten dem Ruin ziemlich nahe, denn schon ist ein Theil der Kostbarkeiten und der Reliquien vom Arenenberg verkauft und verpfändet und der Vetter in den Händen zweier räuberischen Spekulanten, Solari und Rapallo, die ihm auf Wechsel und Verschreibungen Geld vorstrecken. Ferner erzählte jener deutsche Abenteurer und literarische Parteigänger Herr v. Lindworth, der übrigens jedenfalls so gut informirt ist, als ob er der Polizei des Königs Birne *) affiliirt sei — und wer weiß sogar, ob er es nicht war oder ist? — er erzählte, sag' ich, von allen möglichen Zettelungen und abenteuerlichen Plänen, welche der Vetter hege: bald hofft er auf die Hand einer russischen Großfürstin, bald auf die einer portugiesischen, brasilianischen oder spanischen Prinzessin, bald auf die einer immens reichen britischen Erbin, eines Fräulein Burdett Couts, wie Herr v. Lindworth sagt

---

*) Ludwig Philipp von Frankreich.

— Alles in der Hoffnung, sein gesunkenes Glück zu verbessern und durch alle möglichen Mittel seine sanguinischen Pläne zu fördern und seinen abenteuerlichen Zielen nahe zu kommen. Man will sogar von einem Plane wissen, der am russischen Hofe ventilirt worden sei zur Zeit der Vermählung des Herzogs von Leuchtenberg mit der Großfürstin Maria — dem Plane nämlich, die Hand der jüngeren Tochter des Kaisers Nikolaus, der Großfürstin Olga, dem Vetter anzubieten, um ihn bei der ersten besten Erledigung des französischen Throns auf diesen zu setzen und jene Verträge von 1815 zu zerreißen, durch welche nachgerade Rußland selbst sich die Hände gebunden sieht ...."

„Das sind Gerüchte, Klatschereien der Salons, und Du debitirst sie mir aus Neid gegen Louis, Bruder!" sagte Mathilde kalt und mit einem stolzen, vorwurfsvollen Blick, aber die Farbe war von ihren Wangen gewichen und ihre Oberlippe bebte unwillkürlich vor innerer Bewegung, die sie vergebens zu verhehlen bemühte.

„Neid? Nein, fürwahr, Napoleon Louis' gegenwärtige Lage und Bedeutung hat nichts, was meinen Ehrgeiz locken, meine Mißgunst wecken könnte!" versetzte der Prinz ruhig. „Ich bewundere Deine Loyalität, Deine Treue, Dein Gefühl für den Abwesenden, aber ich bedaure sie, liebe Mathilde, denn Du gewährst einem Unwürdigen, was hundert Andere beglücken würde; Du opferst einem schönen Wahn, einer Täuschung, welche mehr Deinem Herzen als Deinem Geist und Scharfblick Ehre macht, die schönsten Jahre Deines Lebens, die heiligsten Empfindungen Deines Herzens, und willst nicht sehen, daß Du hintergangen, verrathen, vergessen bist. Du weisest einem Träumer, einem Spieler, einem Abenteurer zu Liebe eine Parthie von Dir, welche wenigstens vom Standpunkte der Klugheit aus alle Beachtung verdienen würde...."

„Den Sohn uralischer Bauern und Emporkömmlinge, ja!" fiel ihm Mathilde bitter in's Wort.

„Ja, Demidoff ist der Nachkomme von Bauern, die durch ihren Verstand und Unternehmungsgeist reich, sehr reich geworden sind!" erwiderte der Prinz und warf die Unterlippe ebenfalls

geringschätzig auf. „Aber die Demidoffs, heutzutage die reichsten Edelleute Europa's, sind Emporkömmlinge, deren Freigebigkeit ihrem Vaterlande genützt hat, sind Gläubiger ihres Kaisers, sind verdiente Männer, und in ihrem Vermögen haben sie die Mittel, eine Rolle in der Welt zu spielen. Du hast allerdings nicht vergessen, daß unsere hochselige Mutter aus einem alten deutschen Fürstengeschlecht und die Tochter eines Königs von Napoleon's Gnaden war; aber was ist der selige Kaiser, was sind unser Vater und unsere Oheime anderes als Emporkömmlinge?“ fuhr er sardonisch fort. „Du weißt, ich habe nie mich zum Fürsprecher Demidoff's hergegeben, noch einen Einfluß auf Dich und Deine Wahl auszuüben gesucht; aber nun Du selbst seiner gedacht hast, mag es mir als Deinem Bruder auch erlaubt sein, Dich daran zu erinnern: ob der gute Vetter Louis je etwas Anderes war, ist und sein wird, selbst für den Fall, daß er seine Ziele zu erreichen vermag, als ein Emporkömmling? Und um die Konsequenzen noch weiter zu treiben, darf ich sogar fragen: ist es klüger, ist es ehrenvoller, ist es sicherer, dem reichen und geachteten Abkömmling uralischer Bauern, dem Fürsten Demidoff — denn dies ist er seit einigen Tagen — Gattin und Lebensgefährtin zu werden, oder dem Putativsohne unsers Oheims Ludwig und der Hortense, dem das Gerücht einen holländischen Viceadmiral zum Vater gibt, und ....“

„Bis jetzt hat ihm Niemand, selbst nicht einmal Onkel Ludwig, die rechtmäßige Abkunft bestritten!“ rief Mathilde lebhaft.

„Mag sein, aber es können Zeiten kommen, wo die Frage der Legitimität ebenfalls ventilirt wird, liebe Schwester!“ versetzte Napoleon mit unerschütterlichem Gleichmuth. „Du hast mich nur nicht ausreden lassen, Tildina! Wenn erst einmal der gute Vetter im Schuldthurme sitzt, was für ihn nur noch eine Frage der Zeit ist, oder wenn er bei irgend einem neuen kopflosen Einfall über die französische Grenze abermals den Orleans in die Hände fallen und vor ein Kriegsgericht gestellt werden wird, dann dürfte leicht der dünne Schleier zerrissen werden, welcher über der Abkunft des Vetters liegt! Tante Hortense ist nun todt, gegen welche die Orleans einige Verpflichtungen hatten; es ist ein öffentliches Geheim-

niß, daß sie nach ihrer Trennung von Onkel Louis noch einige Kinder von dem General Flahault hatte, von denen ein Sohn unter dem Namen eines Herrn v. Morny noch bei einem französischen Kavalerie-Regiment dient — es ist daher nichts leichter, als bei einer solchen Gelegenheit den guten Vetter Louis auch social zu vernichten und seiner Ansprüche als Kronprätendent zu entkleiden, und der Bürgerkönig wird sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen!" ....

Es war schon zu dunkel geworden, als daß Napoleon die Wirkung seiner Rede auf die Schwester in deren Zügen unterscheiden konnte; wäre es aber hell genug gewesen, so würde er in Mathildens verstörten Zügen gelesen haben, daß der letzte Stoß ihren Stolz in's Herz getroffen hatte. Sie lehnte das Haupt von ihm abgewandt an den schlanken Stamm einer Kamellie und schaute schmerzlich in den Abendhimmel, an welchem die Sterne allmälig heraustraten.

„Was Du da von der Tante Hortense sagtest, glaub' ich nicht; es ist Verleumdung!" sagte sie gepreßt.

„Leider nein, meine Liebe, denn in Wahrheit weiß die Geschichte von der Tugend der Damen Bonaparte nicht viel zu berichten," versetzte er rauh. „Unsre Mutter war die edelste und reinste von ihnen, wie ihr selbst der Neid zugestehen muß. Ihr Name lebt fleckenlos und verehrungswürdig in der Geschichte fort. Ihr am nächsten stand Stephanie, die Großherzogin von Baden. Allein was die geheime Geschichte der Kaiserzeit von unseren Tanten Elisa, Pauline und Caroline Bonaparte und Hortense Beauharnais zu berichten weiß, das klingt einigermaßen byzantinisch und kann aus den Annalen jener Zeit nicht mehr ausgetilgt werden .... Und nun laß uns abbrechen, liebe Mathilde! Ich habe Dir vielleicht wehe gethan, indem ich Dir die Augen öffnete; aber ich mußte es thun, um Dir spätere größere Schmerzen, ein verfehltes Leben, eine vergebliche Reue zu ersparen. Ich wiederhole noch einmal: ich will kein Fürwort für Demidoff einlegen noch Deine Wahl beeinflussen. Ich wollte nur einer brüderlichen Pflicht genügen und Dich von einem verderblichen Wahne heilen, der auf einen Irrthum des Herzens sich gründet, und Du weißst,

es ist nicht mehr die Zeit, wo man auf die Stimme des Herzens allein sein Lebensglück gründet, zumal in unserer Lage .... Addio, Tildina! nichts für ungut!" — —

Mathilde blieb noch einige Zeit allein, in tiefes Sinnen verloren. Ihr war als hätte sie den Boden unter den Füßen verloren, als triebe sie auf schwankem Brett inmitten einer reißenden Strömung. Das Herz bebte von einem dumpfen, ahnungsvollen, unaussprechlichen Schmerz, und ihr Stolz krümmte sich wie eine Schlange, in die ein vergifteter Pfeil eingeschlagen.

„Ruinirt, treulos, ein Spielball koketter leichtfertiger Weiber!" lispelte sie hie und da tonlos vor sich hin; — „der Sohn eines Viceadmirals, die Frucht einer illegitimen Verbindung!.... Oh, tiefer konnte man mich nicht demüthigen, schmerzlicher nicht verwunden!.... Und wenn er Unglück hat, wenn er dem lieblosen Urtheil der Welt verfällt, dann trifft auch mich ein Fluch der Lächerlichkeit, ein Schein von Bethörung und Kurzsichtigkeit!"

* * *

Tage vergingen so in dumpfem schweigsamem Hinbrüten. Ein tiefer schmerzlicher Ernst lag in den schönen Augen und jugendlich weichen Zügen der Prinzessin. Dann löste sich eines Tages diese Starrheit in einem krampfhaften Weinen, das Stunden lang währte und damit endete, daß sie zu einer Zeit, wo sie ihren Vater nicht in seinem Arbeitszimmer wußte, dort den Herrn v. Bohle aufsuchte und ihm einige minder erhebliche Kommissionen gab. Dann, schon im Weggehen begriffen und noch zwischen Thür und Angel stehend, fragte sie in ihrer gewinnendsten Weise:

„Darf ich mir eine vertrauliche Frage an Sie erlauben, lieber Herr v. Bohle?"

„Tausend für eine, Hoheit! womit kann ich Ihnen dienen?"

„Glauben Sie aufrichtig, daß .... daß der Fürst Anatole Demidoff noch einigen Werth auf die Verbindung mit .... mit unserem Hause legt?" flüsterte sie und spielte mit dem Rubin an ihrem Finger.

„Auf die Verbindung mit Ihnen, Hoheit, — ja, mehr als je! Sie müssen doch ahnen, daß er nur um Ihretwillen die bedeutenden Opfer gebracht hat, die ihn seine Erhebung in den Fürstenstand kostet, meine angebetete Prinzessin! Wenn Sie auch nur einigermaßen ahnen könnten, wie sehr diese Verbindung Monseigneur, Ihrem Herrn Vater, am Herzen liegt, wie glücklich es ihn machen würde, endlich Ihr Schwanken, Ihr Zögern beseitigt zu sehen . . ."

„Mein lieber Herr v. Bohle, wenn Sie wirklich glauben, Papa damit eine Freude machen zu können, oder wenn es Ihnen irgend welche Genugthuung gewährt zu erfahren, daß . . . daß ich meine Ansichten hinsichtlich des Fürsten Anatole geändert habe, so gebe ich Ihnen Vollmacht, von dieser Kunde jeden beliebigen Gebrauch zu machen . . ."

„Hoheit, Sie machen mich unaussprechlich glücklich — Gott segne Sie! ich danke Ihnen unterthänigst und aus vollem Herzen!" rief der Privatsekretär und zog die Hand der Prinzessin entzückt an seine Lippen. Mathilde aber entzog sie ihm und entfernte sich schnell, denn es war ihr, als habe sie da einen kühnen und vorschnellen Schritt gethan.

Wenige Tage später erhielt Fürst Anatole Demidoff das Jawort aus dem Munde der Prinzessin, die zwar eine etwas ernste Braut war und ihren sonstigen Frohmuth und Munterkeit verloren zu haben schien; aber der Brautstand macht ja sinnig und gedankenvoll und Demidoff erwartete wohl auch keine sentimentale Verlobte, keine girrende Taube!

5.

Der Mann, welcher das Gemüth der Prinzessin Mathilde so sehr beschäftigte, daß sie nicht wußte, ob sie ihn bemitleiden, hassen oder verachten sollte, saß mittlerweile ruhig wieder in seiner eleganten Wohnung in Carlton-House-Terrace und trank in tiefen Zügen aus dem Becher der Lust. Die Londoner Season war auf ihrer vollen Höhe: Bälle, Soupers, Routs und ländliche Feste

drängten einander in unaufhörlicher Folge, und allen wohnte Prinz Louis Napoleon an — oft zweien und mehr an Einem Tage — ohne den nagenden Wurm des Ehrgeizes und der fieberischen Ruhmgier und negativen Thatkraft bewältigen und dämpfen zu können, welche ihn insgeheim verzehrte und mit verhängnißvoller Macht vorwärts trieb. Die Stunden der Einsamkeit waren ihm unerträglich, denn sie peinigten ihn mit Erinnerungen und Vorstellungen aller Art: der Besuch des Generals Montholon; die Expedition zur Heimholung der irdischen Ueberreste des Kaisers Napoleon; die Aufregung welche dies angeblich nicht allein in Frankreich, sondern in ganz Europa hervorgerufen haben sollte; die Zurückweisung seiner Bewerbungen um Herz und Hand der bildschönen Lady Seymour; die unleugbare Zerrüttung seiner Vermögens-Verhältnisse; die ewigen Hetzereien seiner Umgebung; und endlich und nicht zum Wenigsten die Nachricht, daß Prinzessin Mathilde, gegenüber von welcher er sich allerdings einer strafbaren Gleichgültigkeit und unverzeihlichen Vernachlässigung anklagen mußte, nun eingewilligt habe, einen der reichsten russischen Kavaliere zu heirathen, — all dies zusammen hatte ihn in eine unerträgliche Stimmung versetzt, aus welcher er sich nur durch einen energischen Entschluß, durch irgend eine trotzige That herausreißen konnte!

Daß der Prinz eine solche plante, war all denen unverkennbar, welche das Treiben in dem Hause zu Carlton-House-Terrace näher zu beobachten Gelegenheit hatten. Dort entwickelte man schon seit Wochen eine gewisse stille Geschäftigkeit, welche den geheimen Agenten der französischen Polizei nicht entging, wenn sich auch die Einzelnheiten derselben durch die Vorsicht der Vertrauten des Prinzen der Einsichtnahme der Spione entzogen. Uebrigens wußte man im pariser Polizei-Ministerium längst, daß ein neuer Handstreich von Seiten des Prinzen zu erwarten sei. Die niemals unerschütterten Stützen des Julithrons hatten einen neuen Stoß erlitten durch die Quadrupel-Allianz, welche am 15. Juli 1840 zu London zwischen Rußland, Großbritannien, Oesterreich und Preußen abgeschlossen worden war, um die Einmischungsgelüste Frankreichs in die Angelegenheiten der Türkei lahm zu legen und die Thiers'schen Anschläge auf das linke Rheinufer zu vereiteln

Das Kabinet der Tuilerieen fühlte sich unmuthig und beunruhigt, und Graf Molé, der Rathgeber des Bürgerkönigs, kannte den hazardirenden Prinzen in London zu gut, um nicht zu wissen, daß dieser keine Gelegenheit vorübergehen lassen werde, um neue Verschwörungen und Umtriebe anzuzetteln.

Die französische Polizei war sogar einer Reihe solcher Verschwörungen auf der Spur, nur fehlte den Ministern der Muth, keck zuzugreifen und diese Ränke im Keim zu ersticken. Diejenigen Regimenter und Brigaden der Armee, welche zur Zeit des Straßburger Attentats in den östlichen Provinzen, von Grenoble bis Metz, stationirt und verdächtig geworden waren, theilweise für die Sache des bonapartistischen Prätendenten gewonnen gewesen zu sein, standen nun in den nördlichen Departements in Garnison und waren theilweise im Lager von St. Omer zu den gewöhnlichen Sommerübungen versammelt. Bei dem Offizierscorps dieser Brigaden gingen ehemalige Militärs aus und ein, welche man für napoleonische Sendlinge hielt, denn es befanden sich unter ihnen verschiedene Theilnehmer am Straßburger Putsch wie Oberst Vaudrey und Andere. Konnte man auch denselben direkt nichts Verbrecherisches nachweisen, so genügte doch ihr häufiges und umschichtiges Erscheinen im Lager von St. Omer und in den verschiedenen Garnisons-Städten schon der Regierung, um sich eines neuen Anschlags zu versehen, und man verbreitete geflissentlich selbst offiziell und offiziös in Paris die Nachricht, daß die Polizei von einem bevorstehenden neuen Putsche des Prinzen Louis Napoleon unterrichtet sei. Diese Gegenmine der Polizei verfehlte denn auch nicht, die verschiedenen Kreise der bonapartistischen Partei in Paris zu erschrecken, einzuschüchtern und zu veranlassen, daß sie sich mit schriftlichen und mündlichen Warnungen und Abmahnungen aller Art direkt und indirekt an den Prinzen wandten.

Was aber die pariser Polizei wohl kaum gewußt zu haben scheint, dies war, daß die Vorbereitungen zu einem neuen Handstreich gegen die Juli-Monarchie eigentlich schon zu weit gediehen waren, um rückgängig gemacht werden zu können. Wo und wann dieser Putsch in's Werk gesetzt werden könne, wußte Niemand, denn der Prinz theilte dies Geheimniß selbst seinen Vertrautesten nicht

mit. Allein er hatte die Trümmer seines Vermögens zu baarem Gelde gemacht und die werthvollsten persönlichen Reliquien seiner Familie in sichere Verwahrung gegeben. Der Prinz hatte alte Uniformen, insbesondere Kapotten (Mäntel), Ordonnanz-Beinkleider, Tschakos u. s. w., in Frankreich aufkaufen und heimlich in seine Wohnung bringen lassen, wo sein Kammerdiener Thelin und sein Leibarzt Conneau selber neue Knöpfe mit der Nummer des 40. Linienregiments und neue Aufschläge auf dieselben nähten und so eine Uniformirung für 70—80 Mann herstellten, für welche zugleich die erforderliche Armatur besorgt wurde. Doctor Conneau hatte ferner in einer Buchdruckerei sich soweit in der Kunst des Setzens und Druckens unterrichten lassen, daß er im Stande war, die erforderlichen Proklamationen und sonstige Impressen selber auf einer Handpresse zu drucken, die man, nebst dem erforderlichen Vorrath von Lettern ꝛc., insgeheim angeschafft hatte. Ja noch mehr, Conneau hatte in aller Stille bereits eine bedeutende Anzahl solcher Proklamationen und Placate für die projektirte Schilderhebung gedruckt und nur das Datum daran weggelassen, welches dann im entsprechenden Augenblicke hineingeschrieben oder geklebt werden sollte, und diese Impressen waren bereits, in kleine Handballen verpackt, zur Versendung parat. Ja, um auch für alle Fälle sich eines Schiffs zu versichern, war der Kaufmann Rapallo, ein in England naturalisirter Italiener, welcher vom Prinzen oft in Geld- und Geschäfts-Angelegenheiten als Agent verwendet wurde, mit der Londoner Dampfschifffahrts-Gesellschaft für Handelszwecke längst vertragsmäßig übereingekommen, ihm zu beliebiger Zeit gegen eine Miethe von 2000 Franken per Tag einen Dampfer behufs einer Lustreise zur Verfügung zu halten, und die Gesellschaft hatte ihm zu diesem Zwecke das Dampfschiff ‚Edinburgh-Castle‘ zur Verfügung gestellt, welches damals zu Deptford lag. Der Führer dieses Dampfers, Capitän James Crown, hatte von seinen Auftraggebern die Weisung erhalten, während des Monats August zur Verfügung des Herrn Rapallo und seiner Gesellschaft parat zu sein. — —

So waren die letzten Tage des Juli gekommen, als eines Morgens in dem Vorzimmer des Prinzen in Carlton-House-Terrace

ganz unerwartet der Graf Bacciocchi, der Vetter des Prinzen, und Oberst Vaudrey erschienen und sich bei dem Prinzen in einer dringenden Anglegenheit zur Audienz anmelden ließen und sogleich empfangen wurden.

Der Prinz war in seinem Arbeitskabinet, vertieft in das Lesen von Briefen und Zeitungen. Er vermochte weder die Spuren einer wild durchschwärmten Nacht, noch eine gewisse Betretenheit über diesen Besuch zu verhehlen, obschon er den beiden Gästen mit der scheinbar heitersten Miene und gleichmüthigsten Laune entgegentrat.

„Ah meine Freunde! Sie hier? und so ungemeldet und ungeahnt?“ rief er ihnen entgegen. „Und Sie haben nicht einmal bei mir absteigen wollen? Was bedeutet dies?“

„Dies bedeutet, lieber Vetter, daß wir ganz heimlich und incognito hier sind, um Sie im Auftrage aller Ihrer wahren Freunde und Anhänger zu warnen!“ nahm Graf Bacciocchi das Wort. „Man munkelt in Paris, daß Sie sich mit der Idee eines neuen Einfalls in Frankreich tragen und schon alle Vorbereitungen dazu getroffen haben, und die verschiedenen Comités Ihrer Freunde lassen Sie inständigst beschwören, diesen Gedanken aufzugeben, der Sie sicher in's Verderben stürzen wird!“

„Ja, mein Prinz,“ fügte Oberst Vaudrey bei; „wir haben das Mandat übernommen, Sie aufzuklären über die Schlingen, welche man Ihnen stellen will, und über den Charakter gewisser verdächtiger Personen, die sich in Ihre Nähe gedrängt haben, Hoheit! Ich brauche Ihnen nicht erst meine treue Ergebenheit zu versichern, mein Prinz; der Umstand, daß Sie mich hier sehen, möge Ihnen Bürge sein für den Ernst der Gefahr die Ihnen droht!“

„Ich danke Ihnen aufrichtig, meine Freunde, obschon ich den Grund der Panique nicht begreife, die unter unseren Freunden in Paris herrscht und von welchen mir verschiedene in diesen Tagen eingelaufene Briefe Zeugniß geben,“ versetzte der Prinz. „Sehen Sie, hier ist z. B. auch ein Brief der guten Baronin de Salvage, dessen Inhalt mit dem Zweck Ihrer Mittheilungen identisch ist und mich vor einem Hinterhalte warnt, welchen mir die Regierung

des Bürgerkönigs stellen will. Auch die Baronin bezeichnet mir gewisse Personen als verdächtig, die ich zum Theil gar nicht, zum Theil kaum dem Namen nach kenne. Ich bin daher doppelt begierig, aus Ihrem Munde mehr und Genaueres zu erfahren. Bitte, berichten Sie mir ausführlich, meine theuren Freunde!"

Dies geschah denn, und zwar von Seiten des Grafen Bacciocchi mit einer unverhehlten allgemeinen Angst, von Seiten des Obersten Vaudrey mehr mit der speziellen Befürchtung, ein vorzeitiges Losschlagen von Seiten des Prinzen könnte Alles verderben und mehr einschüchternd und abmahnend auf die gewonnenen militärischen Führer in den Nord-Departements wirken.

„Sie wissen, mein Prinz, wie sehr ich mit Ihnen einverstanden bin, daß überhaupt wieder eine Schilderhebung erfolgen muß, um Ihre heilige Sache zu fördern," sagte Vaudrey schließlich. „Allein ich darf Ihnen meine unmaßgebliche Ansicht nicht verhehlen, daß der rechte Augenblick noch nicht gekommen ist. Diesmal genügt es nicht, Hoheit, daß Sie nur auf sich selbst und auf das Gewicht und Ansehen Ihres Namens rechnen, wenn Sie sich den französischen Truppen vorstellen. Sie müssen diesmal an der Spitze einer bewaffneten Macht erscheinen — man muß mindestens den Rückhalt einiger Regimenter für den Aufstand haben. Da aber die Absicht einer bevorstehenden Schilderhebung einmal bekannt geworden ist, sind unsere Anhänger und Freunde unter den höheren Offizieren etwas kopfscheu und bedenklich geworden und keiner erscheint geneigt, die Initiative zu ergreifen und die Verantwortlichkeit und das Wagniß zu unternehmen, daß er sich an die Spitze der Schilderhebung stelle. Meine inständige dringende Bitte und mein unmaßgeblicher Rath wäre daher, mein Prinz, daß Sie den Aufstand vertagen. Das Einzige, was Ihrer Sache noththut, ist Geduld; alles Andere ist schon gethan!"

Der Prinz starrte eine Weile mit seinen verschleierten Augen vor sich und biß sich auf die Lippen; dann aber richtete er sich rasch auf und schaute seine Gäste offen an.

„Ich danke Ihnen, meine Herren, und ich mißdeute die Gesinnungen nicht, welche Ihnen diese Abmahnungen und Verwarnungen eingegeben haben," sagte er mit ruhiger Entschlossenheit.

„Ihr Standpunkt mag ein berechtigter, die Quellen für Ihre Nachrichten mögen im Allgemeinen lauter und richtig sein. Allein ich glaube ebenfalls sehr gut informirt zu sein und habe meinen Entschluß gefaßt. Ich werde an der Spitze einer bewaffneten Macht erscheinen, ich werde selbst die Initiative ergreifen und die im Stillen mit uns Verbundenen zu mir herüberziehen. Alle Vorbereitungen sind getroffen und alle Verbündeten harren nur auf das Signal. Ohne den Werth dessen zu verkennen, was Sie mir vorgetragen haben, vermisse ich darin doch Thatsachen, welche meine Informationen widerlegen oder deren Gewicht mir einen Aufschub gebieterisch auferlegen könnte. In Ermangelung derselben bleibt es bei dem gefaßten Entschluß, meine theuren Freunde, und ich erlaube mir, Ihnen zu erklären, daß ich in wenigen Tagen losschlagen werde, und lege Ihnen die Frage vor: ob Sie sich an der Ausführung meines Planes betheiligen wollen? — Geben Sie Acht," fuhr er mit gehobener Stimme fort, als die beiden Herren betroffen und zaudernd schwiegen, — „geben Sie Acht: am 5. August wird nicht nur das Lager von St. Omer, sondern die Mehrzahl der nördlichen Grenzfestungen in unseren Händen sein, — dafür bürge ich Ihnen!"

„Täuschen Sie sich nicht, mein Prinz," versetzte Oberst Vaudrey mit wehmüthigem Kopfschütteln; „können Sie uns auch für die Leute bürgen, welche versprochen haben, Ihnen zu folgen?"

„Sie kennen sie Alle, Oberst," versetzte Louis Napoleon. „Ich brauche Ihnen nur Voisin, Laborde, Montauban, Parquin und Andere zu nennen ...."

„Verzeihung, mein Prinz, hier ist nicht die Rede von diesen braven Offizieren Ihrer Umgebung, von denen jeder sich eher zehnmal einmal für Sie tödten ließe! Nein, ich spreche von jenen Leuten, die ich gar nicht kenne und die auch Sie, Hoheit, nicht hinreichend kennen, von Leuten, die Ihnen in's Blaue hinein so schöne Versprechungen machen. Ich mißtraue dem Eifer wie der treuen Ergebenheit solcher Leute, die mit Zusagen so freigebig sind, denn ich fürchte, jene Menschen treiben Sie in irgend einen

schlimmen Handel hinein, und Sie, mein Prinz, stoßen in ein Wespennest, wenn Sie sich auf jene Leute verlassen."

„Sie wollen also nicht mit mir in's Feld rücken, Oberst?" fragte Louis Napoleon ruhig.

„Nein, mein Prinz! ich lehne es ab, die Hand zu Ihrem Verderben zu leihen," entgegnete Vaudrey bewegt. „Ich weigere mich, Sie an den Rand eines Abgrunds zu führen, und ich hoffe, meine Weigerung bringt Sie noch auf andere Gedanken. Glauben Sie mir, mein Prinz, meine Weigerung gilt mehr Ihnen selbst, als mir, um Sie vor Gefahr und Schaden zu bewahren, denn ich rufe den Himmel zum Zeugen auf, daß ich zu Allem bereit bin, sobald Sie es mir befehlen!"

„Sie wollen morgen schon wieder zurückreisen?" fragte der Prinz gleichmüthig. „Wohlan, verweilen Sie bis zum 5. August in Calais und warten Sie auf mich!"

Nun wollte sich Graf Bacciochi noch in Vorstellungen gegen den Prinzen ergehen, um ihn von dem beabsichtigten Unternehmen abzuhalten; allein Louis Napoleon ließ sich mit ihm gar nicht auf unmittelbare Erörterungen ein und gab sich nur den Anschein, als ob er selber den Zeitpunkt seiner Landung an der französischen Küste weiter hinausgeschoben habe.

„Ich habe Jahre lang gewartet und kann mich auch noch einige Monate länger gedulden," sagte er kalt und gleichmüthig zu Bacciochi. „Jedenfalls hoffe ich, Vetter, daß wenn Sie zur Zeit meiner Ankunft noch in Paris sind, Sie ungesäumt mich aufsuchen werden. Sie könnten sogar mich am 5. in Calais bewillkommnen, falls Sie nichts Besseres zu thun hätten!"

Damit endete die Audienz und auch beim Gabelfrühstück und beim Diner, zu welchem der Prinz die beiden Herren bei sich behielt, war von dieser Sache mit keinem Worte mehr die Rede, und Oberst Vaudrey wenigstens trat die Heimreise in der Ueberzeugung an, daß der Prinz fest entschlossen sei, seinen Anschlag ohne weiteren Verzug auszuführen.

Der Prinz war überzeugt, daß die französische Polizei schon längst um seine Pläne wisse, aus denen er kein Hehl gemacht hatte, und daß sie sogar einen Theil der Vorbereitungen und Zu-

rüstungen kenne, die er, wenn auch noch so heimlich, theils in England, theils in Frankreich getroffen hatte. Da er aber den Plan selbst geheim gehalten hatte, so war er überzeugt, daß die französische Polizei diesen nicht kennen konnte, und er wollte daher um jeden Preis losschlagen, denn er konnte nicht anders — es trieb ihn wie mit unwiderstehlicher verhängnißvoller Gewalt vorwärts! —

6.

Zu einer angeblichen Lustfahrt gemiethet, lag der Dampfer ‚Edinburgh-Castle' seit dem 3. August an den Themse-Quais bei Deptford in der Nähe der alten Schiffswerfte und versah sich mit Kohlen und Lebensmitteln für eine mehrtägige Fahrt. Im Lauf des Tags traf eine Menge Kisten und andere Frachtstücke ein, welche im Auftrag des unbekannten Miethers verladen wurden; darunter befanden sich die Kisten mit den Uniformstücken und Waffen, die nach Hamburg adressirt waren, sowie ferner zwei elegante Reisewägen mit Segeltuch-Ueberzügen, neue Reitpferde und eine Anzahl Koffer und Reisegepäcke aller Art, so daß das Verdeck und der Raum des Fahrzeugs schon ziemlich stark belastet waren, ehe man noch einen Passagier an Bord hatte.

Am 4. August Morgens hatte die ‚Edinburgh-Castle' schon seit 6 Uhr geheizt und lag fertig zum Auslaufen am Quai, wo sich gegen 8 Uhr auch Herr Rapallo einfand. Nach 9 Uhr rollte ein gewöhnlicher Miethwagen heran, welchen Herr Bouffet-Montauban, der in Richmond wohnte, gemiethet und mit welchem er den Prinzen und die Herren Persigny und Conneau in Carlton-House-Terrace abgeholt hatte. Die eben genannten vier Herren stiegen aus, gingen an Bord, und Herr Rapallo bezeichnete dem Kapitän Crown den Prinzen, ohne ihn zu nennen, als denjenigen der das Schiff gemiethet hatte. Sobald Rapallo wieder an's Land gegangen war, gab der Kapitän das Zeichen zur Abfahrt und die Edinburgh-Castle steuerte in das Fahrwasser der Themse hinaus und fuhr nun einen Augenblick an Brownswharf an, wo etwa ein Dutzend Passagiere einstiegen. Gleiches wiederholte sich in Greenwich, in Blackwall, Gravesend und Margate, wo immer neue Passagiere hinzukamen, und unter diesen auch ein französischer

Lootse, Flandin-Vourlat aus Boulogne, ein ehemaliger Seemann von der französischen Flotte, welcher ohne Vorwissen des Kapitän Crown an Bord gekommen war.

Der Kapitän ahnte allerdings, daß er mit einem vornehmen Herrn zu thun hatte und daß der angeblichen Lustfahrt irgend ein ernsterer geheimer Zweck zu Grunde lag; allein er machte keinen Versuch, das zu errathen, was man ihm verhehlen wollte, befolgte nur genau die erhaltenen Instruktionen, deren eine ihm zur Pflicht machte, jedem begegnenden Schiffe auszuweichen, keines anzurufen noch sich anrufen zu lassen, und seine Befehle nur aus dem Munde des unbekannten Auftraggebers selbst zu empfangen. Die Witterung war auch in der That sehr ungünstig, ein fortwährendes Regenwetter mit Sturm und anhaltenden Böen, so daß der Kapitän alle Hände voll zu thun hatte, um sich mit seinem Fahrzeug und seiner Mannschaft zu beschäftigen, und daß er sich nicht um die Passagiere bekümmern konnte, welche ohnedem bei diesem Wetter nicht im Stande waren, auf dem Verdeck zu erscheinen.

Die Tafel stand gedeckt und mit den besten Speisen und Weinen reichlich beladen, aber nur Wenige von den Passagieren vermochten sich an derselben gütlich zu thun, denn der Dampfer stieß und schlingerte so sehr, daß die Meisten die Seekrankheit bekamen und ihre Kojen aufsuchen mußten. Unter diesen Umständen kümmerten sich dieselben auch nicht sehr um das Ziel der Fahrt, das außer dem Prinzen selbst nur noch drei oder vier seiner Gefährten kannten. Die Anhänger des Prinzen wußten im Allgemeinen nur, daß es irgend eine Unternehmung galt; aber wie und wo dieselbe stattfinden solle, darüber war ihnen nichts mitgetheilt, sondern sie nur angewiesen worden, sich zur anberaumten Zeit von diesem oder jenem Orte aus an Bord der ‚Edinburgh-Castle' zu begeben und die Diener mitzubringen, die sie auf die Weisungen Conneau's und Persigny's engagirt hatten. Man hatte ihnen aufgegeben, als Diener vorzugsweise nur ehemalige französische Soldaten und zwar nur solche anzunehmen, welche mit guten Führungs-Zeugnissen verabschiedet worden waren und von denen man sich im Fall eines Attentats eines militärischen Verständnisses und guter Mannszucht versehen konnte. Die Mehrzahl der An-

hänger des Prinzen war ohne jeden Bescheid über das, was sie ausführen helfen sollten, und machte sich auch keine Gedanken darüber. Die Einen glaubten, der Prinz wolle in Belgien landen; Andere wähnten, er werde sich nach Rußland zu seinem Vetter, dem Herzog von Leuchtenberg begeben. Alle aber waren — wenn auch vielleicht der Sache des Prinzen aus Ueberzeugung ergeben — wenigstens gewillt, sich als bezahlte blinde Werkzeuge und Lanzknechte gebrauchen zu lassen, und dies unterschied sie wesentlich von den Theilnehmern des frühern Straßburger Attentats, die ihre Dienste wenigstens einem klar bewußten Unternehmen geweiht hatten.

Die ersten vierundzwanzig Stunden der Fahrt waren sehr langweilig und uninteressant, denn das abscheuliche Wetter und das Stampfen und Schlingern des Schiffes machten den Aufenthalt auf demselben sehr unbehaglich. Dazu kam noch ein gewisser Mangel an aller Geselligkeit, veranlaßt durch die Seekrankheit der Meisten und die körperliche und geistige Verstimmung, die immer im Gefolge dieses räthselhaften Leidens auftritt, sowie durch den Umstand, daß die Theilnehmer der geheimnißvollen Expedition meist kaum näher mit einander bekannt waren und daß der Prinz gar nicht zum Vorschein kam, sondern in der Kajüte des Kapitäns mit dem Obersten Voisin und den Herren Conneau und Persigny arbeitete, seine letzten Vorkehrungen traf und seinem Sekretär Dalmberg (einem angehenden französischen Romandichter) theils die für die Offiziere seines Gefolges bestimmten Instruktionen, theils Briefe an die Kommandanten der Garnisonen in den nordfranzösischen Städten, in Montreuil-sur-Mer, Gesdin, Aire, Douai u. s. w., diktirte und dieselben aufforderte, mit ihren Truppen nach St. Omer zu kommen und sich seinem Unternehmen anzuschließen. Conneau, Persigny und Voisin unterstützten den Prinzen bei dieser Arbeit, indem sie entweder ebenfalls nach seinem Diktate schrieben oder eigenhändige Befehle des Prinzen kopirten, die derselbe schon früher vorbereitet hatte, um jedem der Theilnehmer der Expedition seine besondere Stelle in der allgemeinen Organisation anzuweisen.

Am Vormittag des 5. August, als Wind und Regen etwas

nachgelassen hatten, wagten sich einige der jüngeren Theilnehmer der abenteuerlichen Fahrt auf's Verdeck und sahen sich hier um. Bei dem trüben Wetter war freilich wenig genug zu sehen, denn der Regen und Dunst verhüllte den Horizont auf kaum eine Seemeile.

„Wo sind wir denn, Kamerad?" fragte einer der jüngeren Passagiere einen der britischen Seeleute von der Bemannung des Dampfers, welcher an ihm vorüberging.

„Wir kreuzen in der Nähe der Goodwin-Sands, um auf langen Schlägen in den Canal einzulaufen," versetzte der Schiemann, der eben vom Kompaßhäuschen kam.

„Und wohin dann, mein Freund?"

„Weiß nicht, — geht mich auch nichts an!" brummte der Seemann und ging weiter.

„Was hat Ihnen der Bursche gesagt, wenn ich mir eine Frage erlauben darf?" wandte sich ein Anderer der Passagiere, ein Mann von eleganter Haltung und etwas stolzen abweisenden Manieren, an den ersten Frager, welcher den Bescheid des Matrosen wiederholte, mit dem Beisatze, daß es sehr langweilig sei, so planlos in See herumzufahren, und daß es nachgerade durch Artigkeit und Klugheit geboten wäre, daß der Prinz sich über seine Pläne ausspräche.

„Nicht als ob ich außer Standes wäre, zur erforderlichen Zeit strenge Disziplin zu halten," sagte der junge Mann; „allein ich muß bekennen, daß es einem regen Geiste, wie der meinige nun einmal ist, schier unerträglich wird, auf dieser Nußschale hier zu schwimmen, ohne mit Jemand auch nur ein vernünftiges Wort plaudern zu können. Wen ich auch frage, der erklärt mir mit mehr oder weniger mühsam verhaltenem Unmuth, daß er über unsere Bestimmung ebenso wenig wisse als ich und sich in polizeiwidriger Weise langweile. Die Langeweile aber hat, ich gestehe es offen, etwas Desorganisirendes, etwas Depravirendes..."

„Sie sind Franzose, nicht wahr?" fragte der Andere mit einem stolzen melancholischen Lächeln.

„Zu dienen, mein Herr! Ich bin Franzose mit Leib und Seele," war die Antwort des lebhaften jungen Mannes. „Ver-

gönnen Sie mir, daß ich mich Ihnen selbst vorstelle: Amedée Bataille, Ingenieur, ehedem Zögling der pariser polytechnischen Schule!"

„Sehr verbunden, Herr Bataille! Mein Name ist Graf Dunin, polnischer Emigrirter, ehemals Kapitän eines Lanciers-regiments der polnischen Republik von 1830," entgegnete der Andere mit weltmännischer Artigkeit. „Uebrigens haben Sie einigermaßen Recht, Herr Bataille! man behandelt uns doch gar zu sehr cava-lièrement auf diesem Schiffe, und ich selbst habe Mühe, meinen eigenen Unmuth zu unterdrücken. Diese ganze Expedition beginnt mir nachgerade etwas ominös und unheimlich zu werden. Es sieht ja meiner Treu aus, als seien der Prinz und seine Vertrauten noch nicht mit sich selbst darüber im Klaren, was sie thun und an welchem Punkte sie losschlagen sollten, und diese Witterung mit Regen, Sturm, Hagel und finstrem Gewölke ist ebenfalls nicht sehr ermuthigend, noch ein gutes Omen."

„Jenun, die Witterung würde mich nicht kümmern, Herr Graf, denn wer bei Regen ausfährt, der geht ja dem Sonnenschein ent-gegen," erwiderte Bataille lächelnd. „Allein die Unklarheit und Unkenntniß über die Pläne des Prinzen sind mir weit peinlicher. Ich bange vor keinem sichtbaren Feind, vor keinem klar definirten Ziele zurück, allein diese Maulwurfs-Existenz und Unklarheit ent-nervt mich, und ich glaube, den meisten unserer Gefährten ergeht es nicht anders. Ich habe wenigstens bisher noch das Glück ge-habt, der Seekrankheit zu entgehen und meinen Appetit und meine fünf Sinne zu bewahren, aber mir ist, als sollte mich in dieser seltsam unbehaglichen Lage bald auch die Uebelkeit und der Brech-reiz der Seekrankheit befallen, und dann, gute Nacht, Tapferkeit! Sagen Sie mir gefälligst, Graf, glauben Sie, daß seekranke Matrosen und Seeleute im Stande wären, einen Seesieg zu erfechten, oder daß der erste Stratege der Welt eine Schlacht gewinnen könnte, wenn er Zahnschmerz hätte?

„Keines von beiden, Herr Bataille," erwiderte Graf Dunin mit seinem melancholischen Lächeln und einem stolzen Aufwerfen des Mundes und Emporziehen der Augbrauen. „Aber was wollen Sie damit sagen?"

„Daß unser Prinz, den ich sonst sehr hochschätze, im Grunde kein großer Menschenkenner sein muß, denn sonst würde er uns im Kreise antreten lassen und uns seine Pläne enthüllen. Die klare Einsicht in dieselben würde Begeisterung, Muth, Thatkraft wecken, die aufregenden Affekte würden den Kranken die Seekrankheit unfühlbar machen und vertreiben und die Gesunden mit jener Spannung und ruhigen Klarheit erfüllen, welche die ganze Mannhaftigkeit in uns wachruft, während die Langeweile uns nur demoralisirt, uns grübelnd oder skeptisch macht und unsere Erwartungen herabstimmt!"

„Sehr wahr, falls man überhaupt noch Erwartungen hegt," sagte Graf Dunin sarkastisch. „Hegen Sie noch solche, Herr Bataille?"

„Meiner Treu, ich weiß es selbst nicht, Herr Graf; ich habe mich noch nicht darüber gefragt. Aber wenn ich mich nun prüfe, so fürchte ich wahrhaftig, daß ich auf dem Grunde meiner Seele nur auf Zweifel stoße."

„Sehen Sie, Herr Bataille! und wenn dies an uns Gesunden geschieht, wie mag erst den Seekranken in ihren engen übelriechenden Kojen zu Muthe sein?! fürwahr, ich wünschte, wir wären am Lande oder erführen wenigstens, was man von uns erwartet, denn mich bedünkt dieser Zustand auf längere Zeit unerträglich! Doch hier kommt Herr v. Ornano, der vielleicht etwas mehr weiß!"

Allein auch diese Hoffnung trog, denn der frühere Dragoner-Offizier wußte ebenso wenig als die übrigen Passagiere, fühlte sich nicht minder isolirt und gelangweilt als diese und gab seinen Empfindungen nun ebenfalls laut Ausdruck.

„Lassen Sie uns ein Spielchen machen, meine Herren! eine Parthie Macao, wenn Sie wollen!" sagte Herr v. Ornano. „Alles ist besser als dieser gezwungene Müssiggang, denn wir haben nicht einmal ein Buch zur Hand oder eine vernünftige Zeitung, und hätten wir sie auch, wer kann bei diesem Rollen und Schaukeln lesen?... Ach, es gibt für einen Franzosen nichts Verzweifelteres und Entmuthigenderes als die Langeweile, denn diese macht ihn zu jedem dummen Streiche fähig!"

„Dann scheint uns der Prinz absichtlich in eine solche Si-

tuation versetzt zu haben, damit wir keine andere Alternative haben, als einen dummen Streich!“ brummte Graf Dunin hypochondrisch. „So wie die Sachen stehen, fürchte ich, daß wir uns auf einen sehr dummen Streich eingelassen haben, denn allem Anschein nach wissen unsere Führer selbst noch nicht, was sie beginnen sollen!“

„Nur keine Prophezeiungen, meine Herren!“ sagte Herr Bataille. „Das macht die Sache nur noch schlimmer und steigert die Sucht zum Grübeln. Versuchen wir lieber ein Spielchen und erproben wir unseren Glücksstern auch in Bezug auf die noch verhüllte nächste Zukunft!“

Die Herren arrangirten alsbald in der Kajüte ein Spiel, das Herr v. Ornano als Bankhalter eröffnete. Bald schaarten sich auch die anderen Gefährten, soweit sie noch leidlich munter und von der Seekrankheit unversehrt waren, als Zuschauer und Theilnehmer um den Tisch, und das Gold und Silber rollte launenhaft hin und her, während draußen das Wetter sich allmälig aufhellte, der Wind sich legte, der Regen aufhörte und der Wogenschlag des Meeres ruhiger wurde, — eine Veränderung, von welcher jedoch die Spieler wenig genug bemerkten, da die meisten mit wilder Leidenschaft sich an dem Hazard betheiligten, so lange sie noch Geld und Kredit hatten.

Wenn Ahnungen wirklich die vorausschreitenden Schatten der Ereignisse sind und aus dem Gang des Spieles sich eine Vorbedeutung ziehen ließ, so standen dem Grafen Dunin unliebsame Erlebnisse bevor, denn wie sehr er auch mit Bedächtigkeit und Plan spielte, so verlor er doch nach und nach seine ganze Baarschaft und wurde immer düsterer und wortkarger. Aber auch den Anderen half das Spiel nicht über die trüben Gedanken hinüber, sondern täuschte dieselben nur auf eine Weile hinweg, um dann diese mit verstärkter Gewalt heraufzubeschwören, wenn die unglücklichen Spieler mit leeren Taschen den launenhaften Sprüngen Fortuna's zusahen.

Erst das Mittagessen machte dem Spiel ein Ende, wurde aber ziemlich schweigsam und freudlos eingenommen. Es war mittlerweile hoher Mittag geworden, und das Schiff fuhr mit

vollem Dampfe auf einem Kurse gegen Westsüdwest. Jetzt erst schien sich auf der ‚Edinburgh-Castle‘ irgend etwas vorzubereiten. Die Herren Persigny und Voisin traten aus der Kajüte, wo der Prinz noch allein mit Conneau arbeitete, und suchten den General Montholon, der von der Seekrankheit ganz darniedergeworfen in seiner Koje lag, den Oberst Parquin und die übrigen höheren Offiziere auf, welche zu einer Art von Kriegsrath in die Kajüte des Kapitäns entboten wurden. Gleichzeitig erhielt Kapitän Crown die Weisung, die Kisten und Koffer aus dem Raume heraufschaffen zu lassen, die nun geöffnet wurden, um ihren Inhalt an Uniformen und Waffen zu vertheilen. Jeder Passagier erhielt eine Uniform nebst den dazu gehörigen Waffen mit der Weisung, dieselbe sogleich anzulegen und dann auf dem Verdeck zu erscheinen. Die Leute kleideten sich eiligst um, die Einen erstaunt, die Anderen, als ob sie die Sache für einen herrlichen Spaß ansähen, die Meisten aber mit sichtlicher Befriedigung darüber, daß nun irgend etwas geschehen sollte, und brennend vor Begierde, die Pläne und Absichten des Prinzen kennen zu lernen.

Bei jeder Offiziers-Uniform lag ein Zettel mit dem Namen desjenigen, für den sie bestimmt war, und mit der Bezeichnung des Grades, den er bekleiden sollte. Die Uniformen der Soldaten aber gehörten alle dem 40. Linien-Regiment an und waren in Ueberzahl vorhanden, so daß man verschiedene derselben wieder in die Koffer verpacken mußte, weil die Personen, denen man sie zugedacht hatte, entweder aus unvorhergesehenen oder begründeten Ursachen abwesend waren.

Diese Scene dauerte eine halbe Stunde und ging natürlich nicht ohne Lärm und echt französische Coulissenreißerei vor sich. Die britischen Matrosen und Heizer beschauten sich verwundert dieses tolle Treiben, dieses Geschrei und Hin- und Herrennen, diese Umkleidung und die Vertheilung von Waffen, und begriffen nichts davon. Anfangs erschraken sie sogar einigermaßen und fürchteten, das Schiff Seeräubern oder Schmugglern übergeben zu haben, und fragten ihre Offiziere. Aber der Kapitän verwies sie barsch zur Ruhe mit dem Bedeuten, daß sie sich um alle diese Vorgänge nicht zu bekümmern hätten, indem das Schiff an einen

Herrn vermiethet sei, der sich mit seinen Freunden einen lustigen Tag machen wolle. — „Was sie thun und treiben, geht uns nichts an," sagte er; „wir haben uns nur um den Dienst an Bord zu bekümmern."

Diese entschiedene Weisung war auch darum nothwendig, weil jetzt der schon erwähnte französische Lootse an's Steuerrad getreten war und den Kurs des Schiffes gegen die französische Küste und zwar ungefähr auf dem Striche des Kaps Grisnez lenkte. Sie imponirte auch der Bemannung so vollständig, daß diese sich gleichmüthig darein ergab und jeder Matrose auf seinem Posten ruhig seinen Geschäften nachgieng, ohne sich an das zu kehren, was sich unter seinen Augen zutrug. Der Abend dämmerte bereits, einzelne Sterne zeigten sich schon am Firmament und die Nacht verhieß schön und ruhig zu werden, als sämmtliche Passagiere auf dem Verdeck antraten und von den Offizieren in Sektionen getheilt wurden. Sobald dies geschehen war, trat der Prinz Louis Napoleon in der Uniform eines Artillerie-Obersts mit dem Stern und Großkreuz des Ordens der Ehrenlegion auf der Brust aus der Kajüte des Kapitäns, gefolgt von dem General Montholon und den Offizieren seines Generalstabs in großer Uniform. Zu seiner Rechten erschien Herr Lombard mit einer vom goldenen Adler überragten dreifarbigen Fahne, auf welcher die Namen der bedeutendsten siegreichen Schlachten des Kaiserreichs in Gold eingestickt waren.

Die Offiziere ließen das Gewehr präsentiren und riefen: Es lebe der Kaiser! es lebe Napoleon! Es lebe Seine Hoheit!" und die Soldaten, von der Komödie angesteckt, schrieen es jubelnd nach.

Jetzt bedeutete der Prinz durch ein Zeichen, daß er reden wolle. Er war sehr blaß und aufgeregt, aber mit festem Schritt und einem eigenthümlichen Funkeln seiner tiefliegenden Augen trat er vor seine Gefährten und verkündete ihnen unter einem tiefen Schweigen, das nur die nöthig werdenden Schiffskommandos unterbrachen, mit fester heller Stimme seine Absicht, an irgend einem Punkte der französischen Küste zu landen, sich den Truppen vorzustellen und nach Paris zu marschiren, wo er einen Aufruf an das Volk erlassen und eine Nationalversammlung berufen wolle, um

die Regierungsform zu ändern und dem feierlichen Begehren des Volks zu entsprechen. Hierauf wurden noch gedruckte Proklamationen unter die eingekleideten Passagiere vertheilt, welche die Führer ihnen laut vorlasen; der Prinz wechselte mit diesem oder jenem noch einige freundliche Worte, und zog sich dann wieder in seine Kajüte zurück.

Als er in die Thüre derselben trat, um seine weiteren Befehle zu ertheilen, näherte sich dem Prinzen sein Privatsekretär Dalmberg in einer sehr erklärlichen Aufregung, um seinem Herrn Glück zu dem begonnenen Unternehmen zu wünschen.

„Nun? sind Sie zufrieden?“ fragte ihn der Prinz lächelnd und drückte ihm die Hand; „ist dies nicht die zweite Nummer der ‚Napoleonischen Idee?‘

„Hoheit,“ erwiderte Dalmberg, „die erste Nummer war von London datirt, die zweite wird von Saint-Omer aus datirt werden, und die dritte werden wir in Paris drucken lassen!“

Diese Tirade, echt französisch, sei sie nun zuversichtliche Selbsttäuschung oder schmeichelnde Schönrednerei — gefiel dem Prinzen so sehr, daß er sie später oft wiederholte und weiter erzählte. Er war so siegesgewiß und zuversichtlich an diesem Abende, so eingelullt in eine künstliche Sicherheit durch seine Schmeichler und Vertrauten, daß er sich ganz gehoben fühlte und den nun um ihn versammelten bedeutenderen Führern seinen ganzen Plan entwickelte, der denn auch äußerst wohlerwogen und selbst für unerwartete Zwischenfälle und Eventualitäten vorkehrend erschien. Vor einer großen Generalstabskarte stehend, setzte er seinen Offizieren seine ganze Unternehmung aus einander; er hatte jeder einzelnen Abtheilung und Person von dem kleinen Häuflein, das sich um ihn geschaart hatte, im Voraus auf das genaueste ihre Rolle und die auszuführenden Bewegungen mitgetheilt; er kannte genau Namen und Rang aller militärischen Führer in den nordfranzösischen Garnisonsstädten, welche sein Unternehmen unterstützen sollten; er hatte auf der Karte alle Sammelpunkte bezeichnet, welche zwischen ihm und seinen geheimen Agenten verabredet worden waren, und er hatte in seinen Aufzeichnungen schon vollständig das Armeekorps organisirt, welches er unmittelbar nach seiner Landung zu bilden

und mit dem er unverweilt auf Paris loszumarschiren gedachte. So siegesgewiß und sanguinisch war der Prinz, dem nun nach der Musterung über sein kleines Häuflein erst recht der Kamm schwoll, daß er nicht nur mit dieser Zuversicht auch einen Theil seiner Anhänger ansteckte, sondern daß ihm sogar die schon in London gedruckten Proklamationen viel zu zahm erschienen, und daß er nicht erwarten konnte, bis er den Fuß auf französischen Boden setzte, denn er war innig überzeugt, daß er nur zu erscheinen brauche, um auch gleich zu siegen.

Die Proklamationen, welche der Prinz erließ, lauteten folgendermaßen:

„Proklamation des Prinzen Napoleon Louis
an das französische Volk."

„Franzosen! Die Asche des Kaisers wird nur in ein wiedergeborenes Land einziehen! Die Manen des großen Mannes dürfen nicht durch unreine und heuchlerische Huldigungen besudelt werden. Ruhm und Freiheit müssen aufrecht neben dem Sarge Napoleon's stehen! Die Verräther am Vaterlande müssen verschwunden sein! — Wenn ich, verbannt aus meinem Vaterlande, nur allein unglücklich wäre, so würde ich mich nicht beklagen; allein der Ruhm und die Ehre des Landes sind gleich mir verbannt: Franzosen, wir werden mit einander wiederkehren!

„Heute wie vor drei Jahren habe ich mich der Sache des Volks geweiht. Wenn ein Zufall mein Unternehmen in Straßburg scheitern ließ, so hat mir die elsäßische Jury bewiesen, daß ich mich nicht getäuscht hatte!

„Was haben die, welche euch regieren, gethan, um Ansprüche auf eure zu Liebe haben? — Sie haben euch den Frieden versprochen, und sie haben den Bürgerkrieg und die unglücklichen Kämpfe in Afrika herbeigeführt; sie haben euch Verminderung der Steuern versprochen, und alles Gold, das ihr besitzt, würde ihre Habgier nicht stillen; sie haben euch eine unbestechliche redliche Verwaltung versprochen, und sie herrschen nur durch die Korruption; sie haben euch die Freiheit versprochen, und sie beschützen nur Privilegien und Mißbräuche; sie widersetzen sich jeder Reform; sie hecken nur Willkür und Anarchie aus; sie haben Dauerhaftigkeit gelobt und

seit zehn Jahren nichts zu Stande gebracht. Sie haben endlich versprochen, gewissenhaft unsere Ehre, unsere Rechte und Interessen zu vertheidigen, und sie haben überall unsere Ehre verkauft, unsere Rechte preisgegeben, unsere Interessen verrathen!

„Es ist Zeit, daß so vielen Unbilden ein Ziel gesteckt werde; es ist Zeit, sie zu befragen, was sie aus diesem Frankreich gemacht haben, welches 1830 so groß, so edelmüthig, so einmüthig war!

„Ackerbauer, euch haben sie im Frieden weit stärkere Steuern gelassen, als diejenigen, welche Napoleon im Kriege erhob.

„Gewerbs- und Handelsleute, eure Interessen sind fremden Forderungen geopfert worden; man verwendet zur Bestechung das Geld, dessen der Kaiser sich bediente, um eure Bemühungen zu ermuthigen und euch zu bereichern.

„Ihr Anderen alle endlich von den arbeitenden und armen Klassen, die ihr in Frankreich der Hort und Fundort aller edlen Empfindungen seid, erinnert euch, daß aus eurer Mitte Napoleon seine Statthalter, seine Marschälle, seine Minister, Fürsten und Freunde wählte. Unterstützt mich durch euren Beistand, damit wir der Welt beweisen, daß weder ihr noch ich aus der Art geschlagen haben!

„Ich hoffte gleich euch, wir würden ohne Revolution die schlimmen Einflüsse der Macht verbessern können, aber heute hege ich keine Hoffnung mehr: seit zehn Jahren hat man das Ministerium zehnmal gewechselt; würde man es aber auch noch zehnmal ändern, die Uebelstände und das Elend des Landes würden immer dieselben sein.

„Wenn man die Ehre hat, an der Spitze eines Volkes wie das französische zu stehen, so gibt es ein unfehlbares Mittel, Großes zu leisten — man braucht es nur zu wollen!

„In Frankreich gibt es heutzutage nur Gewaltthätigkeit auf der einen, Zügellosigkeit auf der andern Seite. Ich will die Ordnung und die Freiheit wiederherstellen. Ich will ein unerschütterliches Staatsgebäude gründen, indem ich mich mit allen hervorragenden Männern des Landes ohne Ausnahme umgebe, indem ich mich auf den Willen und die Interessen der Massen stütze.

„Ich will Frankreich wirkliche Bündnisse und einen soliden Frieden geben und es nicht in die Wagnisse und Wechselfälle eines allgemeinen Krieges stürzen.

„Franzosen! ich sehe vor mir die glänzende Zukunft des Vaterlandes. Ich fühle hinter mir den Schatten des Kaisers, der mich vorwärts treibt; ich werde nicht eher stillestehen, als bis ich den Degen von Austerlitz wieder ergriffen, die Adler wieder auf unsere Fahnen und das Volk in seine Rechte eingesetzt haben werde.

„Boulogne, den 1840.

„Napoleon."

Der Aufruf an die Armee war eine noch direktere Ansprache an das Herz des Soldaten und lautete:

„Soldaten!

„Frankreich ist zum Befehlen geschaffen, und es gehorcht. Ihr seid der Kern des Volkes, und man behandelt euch wie eine armselige Heerde. Ihr seid zum Schutz der nationalen Ehre geschaffen, und man kehrt eure Waffen gegen eure Brüder! Diejenigen, welche euch regieren, möchten das edle Kriegshandwerk erniedrigen.

„Ihr habt euch darob entrüstet und nach demjenigen geforscht, was aus den Adlern von Arcole, Austerlitz und Jena geworden sei! Diese Adler sind hier, ich bringe sie euch wieder; ergreift sie: mit ihnen werdet ihr Ruhm, Ehre, Vermögen und, was noch weit mehr ist, den Dank und die Hochachtung eurer Mitbürger erlangen!

„Soldaten! euer Jubelruf von damals, als ich mich in Straßburg euch vorstellte, ist mir nicht wieder aus dem Sinne gekommen. Ich habe das Bedauern nicht vergessen, welches ihr über meine Niederlage an den Tag legtet.

„Zwischen euch und mir bestehen unauflösliche Bande: wir theilen Haß und Liebe, Interessen und sogar Feinde. Soldaten! der große Schatten des Kaisers Napoleon spricht zu euch durch meine Stimme. Sputet euch, während er den Ocean durchschifft, die Verräther und Unterdrücker fortzujagen; zeigt ihm bei seiner Ankunft, daß ihr die würdigen Söhne der Großen Armee seid und jene heiligen Sinnbilder wieder angenommen habt, welche vierzig Jahre hindurch die Feinde Frankreichs zittern gemacht haben und

unter ihnen auch diejenigen, welche euch heute regieren! Soldaten, zu den Waffen! Es lebe Frankreich!

„Boulogne, den 1840.

„Napoleon."

Die dritte Proklamation, zunächst auf die Einwohner der nördlichen Provinzen berechnet, gieng noch stärker in's Zeug in folgender Fassung:

„Bewohner des Departements von Pas-de-Calais und Boulogne!

„Gefolgt von einer Handvoll Braver, habe ich mich auf dem französischen Boden ausgeschifft, den zu betreten mir ein ungerechtes Gesetz verwehrte. Fürchtet von mir keine Unbesonnenheit und Tollkühnheit, denn ich will die Geschicke Frankreichs sicherstellen, nicht sie kompromittiren. Ich zähle mächtige Freunde im Innern wie auswärts, welche mir ihre Unterstützung versprochen haben. Das Zeichen ist gegeben, und bald werden alle Städte Frankreichs und Paris vor Allem sich in Masse erheben, um zehn Jahre der Lüge, der Usurpation und der Schmach unter die Füße zu treten, denn alle Städte und Dörfer insgesammt haben von der Regierung Rechenschaft zu verlangen für die besonderen Interessen, welche sie hintangesetzt, und für die allgemeinen Interessen, welche sie verrathen hat.

„Betrachtet eure beinahe öden Häfen, eure Barken, die müssig am Strande verkommen; seht eure arbeitsame Bevölkerung an, die nicht einmal den Unterhalt ihrer Kinder erschwingen kann, weil die Regierung deren Handel nicht zu schützen gewagt hat, und rufet nun mit mir: ‚Verräther, verschwindet! Der napoleonische Geist, der sich nur mit dem Wohle des Volkes beschäftigt, nahet heran, um euch zu verderben!'

„Bewohner des Departements des Pas-de-Calais, fürchtet nicht die Zerreißung der Bande, die euch mit den Nachbarn jenseit des Meeres verknüpfen! Die irdischen Ueberreste des Kaisers und der kaiserliche Adler kehren nur mit Gefühlen der Liebe und Versöhnung aus der Verbannung zurück. Zwei große Völker sind geschaffen, um sich zu vertragen, und die glorreiche Säule, die sich stolz auf dem Gestade erhebt, wie eine Erinnerung an den Krieg, wird ein Denkmal der Buße für all unseren früheren Haß werden!

„Stadt Boulogne! einst dem Kaiser Napoleon so theuer! Du sollst der erste Ring einer Kette sein, welche alle civilisirten Nationen vereinigen wird: Dein Ruhm wird unvergänglich sein und Frankreich wird Dankesopfer für jene edelmüthigen Männer votiren, welche unsere Fahne von Austerlitz zuerst mit ihrem Zuruf begrüßt haben.

„Bewohner von Boulogne! kommt her zu mir und schenket Vertrauen der von der Vorsehung eingesetzten Sendung, welche der Märtyrer von St. Helena mir vermacht hat. Von der Säule der Großen Armee herab überwacht uns der Genius des Kaisers und billigt unsere Bemühungen, weil sie nur Ein Ziel haben: das Glück Frankreichs!

„Boulogne, den 1840.

„Napoleon.

General Montholon, als Generalquartiermeister.
Oberst Voisin, als Generaladjutant.
Major Mésonan, Generalstabschef."

Und so zuversichtlich und siegesgewiß, so voll Vertrauen auf die Unterstützung verschiedener Mitglieder der Regierung Ludwig Philipp's selbst war der Prinz Louis Napoleon, daß er außer den vorstehenden, halb schwungvollen, halb schwülstigen Proklamationen, welche übrigens recht für Franzosen berechnet waren, auch ein Dekret hatte drucken lassen, dessen Inhalt wir unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen, denn die Vermessenheit dieses Schrittes übertraf noch diejenige der versuchten Schilderhebung selbst und kann allein dadurch entschuldigt und gerechtfertigt werden, daß der Prinz durch seine Vertrauten und Rathgeber getäuscht und hintergangen wurde. Jenes Dekret lautet:

„Der Prinz Napoleon, im Namen des französischen Volks, verordnet wie folgt:

„Die Dynastie der Bourbonen von Orleans hat zu regieren aufgehört.

„Das französische Volk ist in seine Rechte wieder eingetreten. Die Truppen sind ihres Treueschwurs entbunden. Die Pairskammer und die Abgeordnetenkammer sind aufgelöst.

„Ein Nationalkongreß wird berufen werden, sobald der Prinz Napoleon in Paris angekommen ist.

„Herr Thiers, Präsident des Ministerraths, wird in Paris zum Präsidenten der provisorischen Regierung ernannt.

„Der Marschall Clausel wird zum Oberbefehlshaber der in Paris vereinigten Truppen ernannt.

„Der General Pajol behält das Kommando der ersten Militärdivision.

„Alle Corpsbefehlshaber, welche sich nicht sogleich diesen Befehlen unterordnen, werden durch Andere ersetzt werden.

„Alle Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, welche ihr Mitgefühl für die nationale Sache energisch bethätigen, sollen im Namen des Vaterlandes auf eine glänzende Weise belohnt werden.

„Gott schütze Frankreich!

Napoleon."

Die Erwähnung von Thiers, Clausel und Pajol in diesem Dekrete läßt annehmen, daß der Prinz entweder diesen ebengenannten öffentlichen Charakteren, die beim Volke so populär und angesehen waren, entweder Anerbietungen zu machen versucht hat, oder von seinen Vertrauten wenigstens berichtet worden, als ob jenen Persönlichkeiten solche Anerbietungen gemacht und dieselben angenommen worden seien. Alle drei Herren haben dies zwar später entschieden in Abrede gezogen und für eine schändliche Verleumdung erklärt und Thiers ist von da an noch entschiedener gegen den Prinzen Louis Napoleon aufgetreten und hat ihm Befähigung wie Befugniß zu der von ihm erstrebten Stellung abgesprochen.

7.

Ueber dem britischen Kanal lag schwarze Nacht, denn das Gewölke hatte sich noch nicht ganz verzogen und die am Firmament hervortretenden Sterne bald wieder bedeckt. Die Wogen gingen noch immer hoch, geschwellt von der Deining, welche von der Atlantis heranrollte. Durch die dunkle See zog das phosphorische Leuchten der Schaumkämme und alle Wogen, welche der

Bug des Dampfers zerschnitt, läpperten wie mit feurigen Zungen an der dunklen Brust und den Flanken des Fahrzeugs herauf und schienen sich dann zu dem langen halbleuchtenden Schweife zu vereinigen, welchen der Dampfer in seinem Kielwasser hinter sich ließ. Der Wind wehte frisch aus Südwest und der Dampfer mußte in kurzen Schlägen laviren, um seinen bestimmten Kurs zu halten.

Auf dem Verdeck war es still; die Deckoffiziere und die Wachmannschaft gingen schweigend ihrem Dienste nach oder beobachteten den französischen Lootsen am Steuerrade, der bei seiner Steuerarbeit bald ein Pfeifchen rauchte, bald ein Liedchen summte oder pfiff und gar nichts von dem Ernste zeigte, das dem britischen Seemann im Dienste eigen ist. Kapitän Crown ging auf dem Deck ab und zu, richtete hie und da eine kurze Frage an den Monsieur Flandin-Bourlat, den französischen Lootsen, suchte aber seine eigene Neugier in Betreff der Dinge, die da kommen sollten, bestmöglich vor seinen Leuten zu verhehlen, und wich daher auch so viel wie möglich den paar Passagieren aus, welche die frische Nachtluft hier oben dem Dunst und Tabaksrauch und Lärm in den beiden Kajüten oder der dumpfen Luft in den Kojen vorzogen, Unter diesen einsamen nächtlichen Spaziergängern war auch der polnische Graf Dunin zu bemerken, der Neffe des Erzbischofs von Posen und Gnesen. Finster und in sich gekehrt, mit zusammengekniffenen Lippen und sichtlicher Unruhe schaute er in die dunkle Nacht und das leuchtende Meer, als ob er mit Unmuth und düsteren Ahnungen kämpfe; auch er wich den paar anderen Reisegefährten aus, die gleich ihm die Stille und Einsamkeit gesucht hatten, nachdem die erste kindische Freude über die schmucken Uniformen vorüber war, in welche sie sich geworfen hatten.

In der ersten Kajüte ging es lebhaft genug zu; man merkte daß man unter Franzosen war. Jeder spreizte und blähte sich wie ein Puter in der Uniform, jeder bemühte sich möglichst heldenhaft und männlich zu erscheinen und die Manieren eines alten Troupiers anzunehmen. Jeder prahlte mit seiner Begierde, sich auszuzeichnen und Wunder der Tapferkeit zu thun. Alle schwatzten und schwadronirten durch einander und ergingen sich in hochtönenden

Phrasen und einem theatralischen Pathos von Begeisterung und Patriotismus, und Einer schien es dem Andern an Siegesgewißheit und heiterer Unbefangenheit zuvorthun zu wollen. Zwischen hinein sang Einer eine Strophe aus der Marseillaise oder Parisienne oder aus dem damals noch minder bekannten „Partant pour la Syrie,“ und zwischen hinein that man dem Wein und Punsch und Champagner tüchtig Bescheid, und begaffte sich ab und zu in den Spiegeln der Kajüte, ob auch die Uniform stramm genug kleide und die Feldmütze unter dem üblichen herausfordernden kühnen Winkel sitze.

„Sie wollen nicht unter Deck bleiben, Graf?“ fragte Herr Lombard den Grafen Dunin, als dieser nach einem flüchtigen Blick durch die Thüröffnung der Kajüte sich wieder der Treppe zuwandte.

„Nein, ich danke! es ist mir hier zu heiß, zu lärmend und ein — allzu kindisches Treiben,“ versetzte der stolze Pole finster. „Diese Herren verpuffen ihre Munition von Muth und Mannhaftigkeit gleichsam schon vor der Aktion. Ich liebe solche Fanfaronaden nicht!“

„Was wollen Sie, lieber Graf! der Mensch ist immer nur ein großes Kind,“ meinte Lombard lächelnd. „Ohne den Köder der Eigenliebe würde man kaum ein Zehntheil derer geworben haben, die sich an unserm Unternehmen betheiligten!“

„Mag sein! aber was ist mit Leuten zu beginnen, die ihr Bißchen Strohfeuer verbrannt haben?“

„Die Noth hält sie dann zusammen, Graf! die Noth, die Mutter der Erfindungen und der Sporn zu großen Thaten,“ lachte Lombard.

„Va! wir werden sehen, ob diese renommistische Stimmung im Augenblick der Prüfung die Probe hält! Ich sehe hier zu viele junge Leute, denen die Aeußerlichkeit die Hauptsache ist und die noch zu wenig Pulver gerochen haben!“

„Einerlei, lieber Graf! in der Stunde der Gefahr wird die Eigenliebe das Ihrige thun, damit keiner hinter dem Andern zurückstehe!“ versetzte Lombard. „Der Elan wird sie Alle fortreißen; das ist ein Vorzug unserer Nation.“

„Jenun, ich für meinen Theil hätte lieber ein Bataillon polnischer Veteranen unter meinem Kommando... Allein was hilft uns nun alles Wenn und Aber! Sorgen wir dafür, daß die nächste Minute unser sei!"

Sie trennten sich und Lombard kehrte zu den Landsleuten zurück, die nun im Vorgefühle der bevorstehenden Aktion und angesichts der ihnen nun deutlicher gewordenen Sachlage sich durch Lärm und Klatsch und Scherze eher den Ernst der Lage verhehlen als vergegenwärtigen zu wollen schienen.

Selbst die klareren Köpfe wie Bataille und Andere, welche nur schwarzen Kaffee mit Cognac tranken und Ecarté oder Domino spielten und sich nicht an der komödienhaften Scene um sie her betheiligten, schienen dem ernsteren Blick auf das was zunächst vor ihnen lag, ausweichen zu wollen und schielten nur zuweilen wie unwillig und verweisend auf die Gefährten hinüber, die sich allzu lärmend, bramarbasirend und zuversichtlich geberdeten.

Graf Dunin war nach einem kurzen Gang über das Verdeck an der Luke stehen geblieben, durch welche die Treppe zur zweiten Kajüte hinunterführte. Auch aus dieser drang Gejohle und wüster Lärm herauf. Als ein Soldat, der das blutige Handwerk des Kriegs aus Erfahrung kannte, wußte er, wie viel auf die Truppe ankommt, und seine Stirn runzelte sich noch dichter und finsterer. Nachdem er eine Weile ruhig gehorcht, stieg er die Treppe hinunter und trat unter die Thüre. Ein schwerer Tabaksqualm von dem betäubenden starken britischen Tabak lag über dem niedrigen Raum, und durch den beizenden Dunst roch man Branntwein. Die Diener, nun in die Kapotten und Uniformen gesteckt, saßen und lagen überall herum, tranken ebenfalls schwarzen Kaffee, noch mehr aber Gin und Whiskey, und johlten und schrieen um die Wette. Hier hielten sich zwei mit lebhaft gerötheten Gesichtern umschlungen und trällerten lallend irgend ein altes Soldatenlied, das sie in der Kaserne und Wachtstube oder am Lagerfeuer in Algerien aufgeschnappt hatten; dort tanzten einige Paare einen Cancan; hier horchten einige, die kurze Thonpfeife in der einen, die Schnapsflasche in der andern Hand, auf die kriegerischen Heldenthaten und Erinnerungen, welche ein Anderer von sich selbst zum Besten gab;

dort brachen Andere in wiehernden Jubel aus über die schmutzigen Späße, Gassenhauer oder Zoten, welche ein alter Kerl ausgiebig verzapfte. Vorne aber war eine Gruppe von jungen Burschen um einen Mann versammelt, dessen Kapotte mit Chevrons die Auszeichnungen eines Sergeanten trug, und der eben damit beschäftigt war, die blecherne Feldflasche an seiner Seite mit Whiskey zu füllen, wobei er mit orakulösem Tone sagte: „So ist es, meine Kinder! die Feldflasche ist für den Soldaten im Kriege ebenso nothwendig wie die Patrontasche! Beide müssen immer wohl versehen sein, — allez! Keine Patrone in der Tasche, kein Schluck Schnaps in der Flasche, macht einen traurigen Soldaten! So ein Schluck Genever oder Cognac zu rechter Zeit thut Wunder, palsambleu! Darum füllt mir nur hübsch eure Bidons und tragt Sorge, daß sie niemals ganz leer sind, denn ihr wißt, man braucht sie auch zur Verbrüderung! Wenn wir morgen so einer Kompagnie Linie oder Pekins von der Nationalgarde gegenüber stehen, die man unsererseits anredet und die noch nicht weiß, was sie thun soll, so ist es das Beste, man schwenkt den Burschen den Bidon entgegen und lädt sie ein, auf das Wohl des ‚kleinen Kaporals‘ und seines Neffen, unsers künftigen Kaisers, einen herzhaften Schluck zu thun; und ihr werdet dann sehen, ob ein braver Franzose solch einer Einladung zu widerstehen vermag! Ventrebleu! ich sag' euch: ein voller Bidon ist der beste Werber, und der Cognac ist der überzeugendste Redner! allez! fichtre!“

Die Zuhörer brachen in ein lautes wieherndes Gelächter aus und schrieen nach dem „Stouarde“ oder Maître d'hotel oder Garçon, daß er ihnen neue Flaschen mit Branntwein besorge, um ihre „ewigen Lampen“ füllen zu können.

Graf Dunin wandte sich angewidert ab. „Diese Polissons, diese Kinder!“ murmelte er entrüstet; „der Himmel mag wissen, was aus der Sache werden soll! Wo Teufels hatte ich denn meine fünf Sinne, daß ich auf diesen Zopf gebissen habe!“ und noch finsterer und ernster als zuvor schritt er, in seine Kapotte gehüllt, auf dem Verdeck auf und nieder.

Wäre er aber auch in die kleine Kajüte des Kapitäns getreten, wo der Prinz mit seinen engsten Vertrauten beisammen saß,

so hätte sich Graf Dunin kaum besser amüsirt. Die Vorbereitungen waren nun beendigt und statt der Papiere und Tintenzeuge stand auf dem Kajütentisch eine krystallene Punschbowle, worin eine blaue Flamme züngelte. Die Herren vom intimsten Kriegsrath rauchten und sprachen dem Punsch wacker zu, denn die Gewißheit, daß man nun dem Ziele direkt entgegengehe, hatte die seitherige unbehagliche Stimmung verbannt und die Leiden der Seekrankheit bei den Einen abgeschwächt, bei den Anderen vertrieben. Sogar der alte General Montholon schien sich wieder ziemlich erholt zu haben und glaubte den schweigsamen, mit einem eigenthümlichen Lächeln vor sich hinstarrenden und hastig rauchenden Prinzen unterhalten zu müssen.

„Ich war der Ansicht, Hoheit, daß wir in Dünkirchen landen würden; wenigstens hatten Sie die Gnade, mir dies im Vertrauen andeuten zu lassen," sagte der General mit der Geschwätzigkeit des Alters. „Wie es scheint, ist dieser Plan aufgegeben worden, Monseigneur!"

Der Prinz nickte stumm und mit geheimnißvollem Lächeln; er schien aber so in seine eigenen Gedanken versenkt, daß er wohl kaum beachtet hatte, um was es sich handle.

„So ist es, mein General," erwiderte Vicomte de Persigny, um seinem Gebieter eine Antwort zu ersparen. „Der ursprüngliche Anschlag ging auf Dünkirchen, allein es sind dort Schwierigkeiten eingetreten und Hemmnisse, die nicht zeitig genug zu beseitigen waren. Wir bekamen noch rechtzeitig einen warnenden Wink und werden nun in Boulogne beginnen, in Anbetracht daß wir dort dem Lager von St. Omer etwas näher sind, daß wir ohne Zweifel einiger Dampfschiffe uns bemächtigen können, welche für die rasche Förderung unserer Zwecke sehr wesentlich sind, und daß an Boulogne sich solch glorreiche Erinnerungen aus der Zeit des Kaiserreiches knüpfen, daß . . . ."

„Ja fürwahr! das war eine herrliche Zeit, dieses Lager von Boulogne! fiel ihm General Montholon beifällig in die Rede. „Das Kaiserreich stand damals auf dem Gipfelpunkt seiner Macht und Glorie. Und Seine Majestät unser unvergeßlicher Kaiser hat so viel für Boulogne gethan, dem er stets die zärtlichste Vorliebe

und Fürsorge zuwandte .... Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die sämmtlichen Einwohner von Boulogne den erlauchten Erben des großen Kaisers mit offenen Armen empfangen werden ...."

„Wir sind auch hier der Ergebenheit einiger beliebten, tapferen und patriotischen Offiziere der Garnison gewiß, so daß der Handstreich von Seiten der dort lagernden Truppen alle Chancen des Gelingens hat," sagte Herr von Mesonan. „Sind wir einmal erst im Besitz der obern Stadt mit der Citadelle, so ...."

„So beherrschen wir die Stadt und das Departement," fuhr General Montholon fort. „Und wer könnte sich der Ueberzeugung verschließen, daß diese vortrefflichen Proklamationen mit ihrer unvergleichlichen Beredtsamkeit alle Schichten des Volkes elektrisiren werden?! In diesen Proklamationen liegt ein politisches Programm von solch hoher Weisheit und Gerechtigkeit, Monseigneur, daß Aller Herzen nothgedrungen Ihnen entgegenschlagen müssen! Ich bin ganz entzückt von den Ideen, welche in diesem Programm liegen, denn es ist außer aller Frage, daß Eure Hoheit unserm Frankreich eine glorreiche Zukunft von ungeahnter Machtfülle und Prosperität eröffnen werden, wenn Sie diese Ideen verwirklichen!"

„Ich kenne die Franzosen, General, und weiß was ihnen geboten werden muß," erwiderte der Prinz und einen Moment lang schoß ein flüchtiger Blitz aus den tiefliegenden verschleierten Augen.

„Ich habe hoffentlich in diesen Aufrufen auch den rechten Ton getroffen, in welchem man mit den Franzosen reden muß. Ich hoffe ferner den Weg zu finden, welchen man die Nation führen muß. Ich werde handeln nach dem großen und weisen Vorbild meines Oheims. Eine Nation glaubt sich selbst sehr frei, wenn man es ihr nur oft genug einredet; eine Nation gedeiht nur unter Leiden, denn diese bestimmen das Maß der Civilisation eines Volks und einer Epoche. Den Franzosen wäre eine Freiheit, wie die Briten sie haben, das reinste Gift, denn sie würden sie nicht zu gebrauchen wissen. Absolute Freiheit in den Händen einer heißblütigen, leidenschaftlichen, stets nach neuen Aufregungen lüsternen Nation, wie die französische ist, wäre ein scharfes Rasiermesser in der Hand eines Kindes. Sprechen Sie dem Franzosen von der Freiheit, die er genießt und verdient, und regieren Sie

ihn mit einer eisernen Faust, die aber mit einem Glacéhandschuh verdeckt sein muß, und Sie machen den Franzosen zufrieden, stolz, glücklich. Man muß unsere Landsleute zerstreuen, unterhalten, amüsiren, muß ihnen Abwechslung verschaffen, damit sie nicht grübeln, und sie werden dem Herrscher danken, welcher sie so regiert. Alle großen französischen Monarchen haben dies gethan und sind dafür beinahe vergöttert worden. Je strammer das Regiment im Innern und je anspruchsvoller gegen außen, desto mehr paßt es für das Naturell unserer Nation. Immer Aufregung, Abwechslung, Emotionen — das ist das Hauptziel aller Triebe des Franzosen. Geben Sie den Franzosen alle drei Jahre einen Krieg, so können Sie sie um die Finger wickeln.... Oh! glauben Sie mir, meine Herren! haben wir nur erst das Ruder in Händen, so soll das Staatsschiff bald in das rechte Fahrwasser gelangen und Sie und die Nation sollen mit mir zufrieden sein!" schloß er mit seinem geheimnißvollen bescheidenen Lächeln.

Die Vertrauten jubelten ihm Beifall zu und staunten die Kühnheit und Weisheit dieser Worte an, aber der Prinz schien nicht geneigt, noch weiter in sein Herz blicken zu lassen, und versank wieder in seine Apathie, hinter welcher sich aber eine gährende peinliche Unruhe barg. Er stieß die Rauchwolken seiner Cigarre hastig und oft hervor, und schaute häufig nach der Uhr über dem Pulte des Kapitäns, sandte auch ab und zu einen seiner Vertrauten an den Lootsen ab, der das Steuerrad führte.

„Was ist's, meine Herren! will keiner von Ihnen sich noch auf ein Stündchen niederlegen?" fragte der Prinz endlich. „Der Lootse versichert mich, daß wir bald nach Mitternacht an unserm Ziele ankommen werden!.... Nehmen Sie keine Rücksicht auf mich, denn ich will Sie weder vertreiben, noch wach erhalten. Mich selbst würde der Schlaf fliehen, und Wachen und Nachdenken ist mir Bedürfniß. Aber Sie, meine Herren Veteranen! Sie bedürfen vielleicht einiger Ruhe, um hernach desto frischer zu sein! Bitte, legen Sie sich keinerlei Zwang auf!"

Allein Niemand wollte sich diese Erlaubniß zu Nutz machen, und man blieb in der Kajüte und plauderte lebhaft, ohne sich an den Prinzen zu kehren, der am Pulte des Kapitäns saß und, die

ausgebreitete Generalstabskarte vor sich, noch einmal seinen ganzen Plan zu überlegen und durchzuprüfen schien.

* * *

Endlich gegen ein Uhr Morgens meldete Herr von Querelles von Seiten des Lootsen, daß man die Klippen der französischen Küste in Sicht habe, und die ‚Edinburgh-Castle‘ näherte sich nun vorsichtig immer mehr den Küstenklippen von Vimereux, ungefähr eine Lieue von Boulogne. Der Dampf ward abgestellt, das Schiff legte bei oder kreuzte auf ganz kurzen Schlägen in gemessener Entfernung vom Strande, und die Passagiere wurden inne, daß der erwartete Moment der Entscheidung herannahe. Wie durch Zauberschlag oder auf Kommandowort stellte sich nun an Bord eine erwartungsvolle Stille und Spannung ein und die Leute machten sich ohne Befehl fertig und stiegen zum Theil auf das Verdeck, um die weitere Entwickelung vor sich gehen zu sehen. Der französische Lootse, welcher seither den Dampfer geführt hatte, stieg mit einem britischen Matrosen in das kleinste der Boote des Dampfers, welches still und heimlich von den Penterhaken herab in See gelassen wurde, und die beiden Männer ruderten dem Strande zu, um diejenige Stelle ausfindig zu machen, welche zur Landung der Passagiere am geeignetsten war. Darüber verging vollauf eine Stunde, während deren die Theilnehmer der Expedition ein eigenthümlich ernstes Schweigen beobachteten — die begonnene Komödie erhob sich nunmehr zu dramatischer Spannung. Sobald der Lootse seine Meldung gemacht hatte, gab Herr von Mesonan den Befehl, daß die Ausschiffung nach Korporalschaften vor sich gehen solle, weil das zur Verfügung stehende Boot leider nicht mehr als fünfzehn Mann aufnehmen konnte.

Die aus den beherztesten Freiwilligen bestehende erste Korporalschaft trat an. Oberst Parquin und der Kommandant Leduff de Mesanon stellten sich an ihre Spitze und stiegen in das Boot, das sich dann rasch mit seiner Last von den Penterhaken herabsenkte, mit einem Klatsch auf dem Meeresspiegel auffiel, und gleich darauf unter dem Druck der Ruder sich nach dem Strande wandte.

Man hatte ohne Vorwissen des Prinzen die sämmtlichen Gewehre laden lassen. Als Louis Napoleon dies nun erfuhr, ließ er sogleich das Pulver von der Pfanne schütten, damit kein Unglück geschehen noch ein Schuß voreilig die Küstenwache herbeiziehen oder einen Allarm verursachen könne. Während das Boot mit der ersten Abtheilung rasch der Anlände des kleinen Hafens Vimereux zu schwamm, stand der Prinz in der Dunkelheit auf dem Radkasten des Dampfers und überwachte ungeduldig und in einer sehr begreiflichen Aufregung die für seine Stimmung allzu langsame Fahrt des schwankenden Bootes. In derartigen kritischen Augenblicken, wo der erregte Geist so unendlich schnell und weit der trägen Materie vorausfliegt, ist ja alles Harren und Warten und jede Ungewißheit zehnfach peinlich und spannend.

Die Annäherung des Dampfboots an die Küste war übrigens bereits am Lande bemerkt worden. Ein Unteroffizier der Zollschutzwache, welcher mit zwei Aufsehern eine Runde machte, hatte schon seit einer halben Stunde das in einer Entfernung von einer Viertels-Seemeile von der Küste geankerte Fahrzeug bemerkt und signalisirt, dessen Anwesenheit übrigens für die Douaniers nichts Auffallendes hatte, da es nur allzu häufig vorkam, daß man Dampfboote in Erwartung von Depeschen in der Nähe der Küste beilegen oder laviren sah. Die drei Mauthbeamten beachteten daher kaum mehr den Dampfer und setzten ihre Runde fort, als sie ein bemanntes Boot bemerkten, welches der Anlände zu und entlang ruderte. Der Unterbrigadier Nicquet gieng daher ganz allein auf das Boot zu und rief es an; alsbald aber sprang einer der Soldaten im Boot an's Land und hielt dem Douanier das Bajonnet vor die Brust mit dem Anruf: „Halt! wer da?“

„Zollschutzwächter,“ erwiderte der Unterbrigadier, der sich eines solch plötzlichen ungestümen Angriffs nicht versah, und rief seine Begleiter herbei.

„Ah! es ist die Douane! Thut ihr nichts zu Leide!“ rief der Oberst Parquin laut, und im Nu war ein halbes Dutzend Soldaten am Lande, hatte die Zollschutzbeamten umzingelt und hielt sie mit aufgepflanztem Bayonnet im Schach. Der Unterbrigadier versuchte keinen Widerstand, allein er machte den anscheinenden An-

führer dieser Abtheilung von Soldaten und Offizieren pflichtlich darauf aufmerksam, daß die Landung an diesem Punkte verboten sei.

„Wir sind aber genöthigt, uns hier auszuschiffen," gab ihm der Major Leduff de Mesonan zur Antwort. „Wir gehören zum 40. Linienregiment und waren im Begriff, uns von Dünkirchen nach Cherbourg zu begeben, als unserm Dampfer ein Rad zerbrach, so daß wir die Reise nicht mehr fortsetzen können."

Die Douaniers erkannten nun die Uniformen, sahen die Nummer des Regiments auf den Tschakos, hegten daher keinerlei Argwohn mehr und widersetzten sich der Ausschiffung der Soldaten nicht. Sie wurden jedoch nicht von der Stelle und nicht aus dem Auge gelassen und waren Zeugen mehrerer Hin- und Herfahrten des Boots, das jedes Mal neue Abtheilungen von Soldaten und Offizieren an's Land brachte.

Endlich stieg in den Zollschutzbeamten doch ein unbestimmter Argwohn über diese geheimnißvolle und räthselhafte Landung auf, denn sie erhielten auf die Fragen, die sie an die Offiziere und Soldaten richteten, keine Antwort, und die Zahl derselben nahm so zu, daß sie den Douaniers jeden Widerstand unmöglich machte, während sie gleichzeitig das Mißverhältniß der vielen Offiziere zu der Truppe selbst bemerkten. Ihr Argwohn ward sogar beinahe zur Gewißheit, als plötzlich vier Personen in bürgerlicher Kleidung und anscheinend von Boulogne herkommend, zu den Ausgeschifften stießen, von denselben mit großem Jubel empfangen wurden und ihrerseits mehrere von den ausgeschifften Offizieren am Strande umarmten. Das Verdächtigste aber war, daß man diesen räthselhaften Ankömmlingen alsbald Offiziers-Uniformen reichte, die sie an Ort und Stelle anzogen.

Einer dieser vier nächtlichen Ankömmlinge war der Voltigeurs-Lieutenant Aladenize von dem in St. Omer garnisonirenden 42. Linien-Regiment, welcher eine Hauptrolle in dieser Militär-Verschwörung spielte. Er hatte im Verlauf des 5. August seinen Kameraden ein galantes Abenteuer vorgeschwindelt, indem er mit einer aus England kommenden Dame in Boulogne ein Stelldichein zu haben gedenke. Demgemäß hatte er eine Extrapost-Chaise genommen und war nach Calais gefahren, von wo er eben jetzt

mit den drei anderen Herren ankam. Diese waren offenbar ebenfalls Mitglieder und Förderer des Komplotts, aber man hat ihre Namen und Personen später nicht mehr zu ermitteln vermocht.

Es war vier Uhr Morgens geworden, als das Boot endlich den Prinzen, der mit dem General Montholon, dem Doktor Conneau und dem Vicomte de Persigny an Bord des Dampfers zurückgeblieben bis alle Anderen ausgeschifft waren, landete. Der Prinz war in einer unverkennbaren Aufregung und fieberischen Spannung, denn der Rubicon war nun überschritten und der Gedanke, wieder auf französischem Boden zu stehen, von dem er für immer verbannt gewesen war, trieb ihm beinahe die Thränen in die Augen, zumal als ihn die gelandeten Gefährten mit dem donnernden Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ empfiengen, welcher die Douaniers noch mehr stutzig machte.

„Gottlob, nun bin ich in Frankreich und gedenke darin zu bleiben, lebendig oder todt!“ raunte der Prinz dem Doktor Conneau zu, welcher ihn aufmerksam beobachtete. Er umarmte dann die drei Begleiter des Lieutenants Aladenize und schüttelte diesem, den er nicht persönlich kannte und der ihm erst von Herrn v. Mesonan vorgestellt wurde, kräftig die Hand. Trotz alledem erschienen aber sowohl der Prinz wie seine Begleiter etwas befangen und unschlüssig, und gerade die Beeiferung, welche die meisten an den Tag legten, recht zuversichtlich und herausfordernd sich zu gebahren, legte am besten Zeugniß dafür ab.

Louis Napoleon war ernst und doch fiebernd unruhig; seine Blicke suchten den Boden, er biß sich auf die Lippen, nagte an den Enden seines Schnurbarts und richtete hastige Fragen an seine Begleiter, ohne beinahe deren Antwort abzuwarten. Um wenigstens das allgemeine Gefühl der Unschlüssigkeit zu verbergen, wollte man die verfügbare bewaffnete Macht einstweilen mustern und in militärisch geordnete Züge eintheilen. Es waren ungefähr 120 Mann, so Soldaten wie Offiziere, sämmtlich in Uniform; man ließ sie nun am Strande in Reih' und Glied antreten, theilte sie in Sektionen und gab ihnen die Marschordre.

An der Spitze der kleinen bewaffneten Schaar (die sich übrigens ziemlich unfertig und unorganisirt ansah, weil viele von den Sol-

daten keine Musketen trugen, indem sie entweder bei der Vertheilung keine solche gefaßt oder dieselben an Bord des Dampfers zurückgelassen hatten), marschirte der Prinz Louis Napoleon, umgeben von seinem Generalstab. Hinter ihm schritt der Ordonnanzoffizier Lombard mit der vom napoleonischen Adler überragten kaiserlichen Fahne, und des Prinzen erster Kammerdiener Charles Thelin in Feldwebels-Uniform und als Fahnenbedeckung, und letzterer trug auf der Schulter den gezähmten lebendigen Adler, der auf ein Kommandowort dem Prinzen sich auf die Schulter setzte (weil er das Stück Speck in dessen Tasche roch, mit welchem er gewöhnlich für dieses Kunststück belohnt wurde) und der in dieser denkwürdigen Expedition eine so eigenthümliche kindische und, man möchte sagen, tragikomische Rolle zu spielen ausersehen war. Die hiezu ausersehenen Corpskommandanten hatten jeder nur eine Anzahl Füsiliere bei sich, die in drei Gliedern marschirten und die Cadres für die in Boulogne zu formirenden Regimenter abgeben sollten. Und wie die kleine Truppe nun in Sektionen abschwenkte und sich in Bewegung setzte, erschien sie im fahlen Morgengrauen so buntscheckig und die Lachlust herausfordernd, daß man dadurch unwillkürlich an Falstaff's Rekruten oder an den festlichen Aufzug einer Schützengilde in einem mitteldeutschen Landstädtchen erinnert wurde.

War es nur die fahle schummerige Beleuchtung des grauenden Tages, was trotz Wein, Punsch, Champagner, Schnaps und anderer Begeisterung die Gesichter der Truppe so übernächtig und verlegen erscheinen ließ, oder warfen die künftigen Ereignisse ihren ahnungsvollen Schatten vorauf? Jedenfalls war die tolle Lustigkeit und Bramarbasie verstummt, welche zuvor an Bord geherrscht hatte, und der feuchtkühle Morgen schien den Enthusiasmus abgekühlt, das Strohfeuer des Thatendurstes etwas gedämpft zu haben.

Die Kommandos wurden sehr laut und mit einer überflüssigen Affektation von militärischem „Chic" gegeben und tönten so weithin durch die stille Morgendämmerung, daß sie einen Lieutenant von der Zollschutzwache Namens Bally zum Strande heranlockten, ehe noch der Marsch auf Boulogne angetreten war. Auch Lieutenant Bally war überrascht, hier so unversehends eine militärische Abtheilung, bei welcher sich mindestens 20 Stabsoffiziere ver-

schiedener Waffengattungen befanden, anzutreffen; allein ehe er sich noch über die Bedeutung dieser Erscheinung klar werden konnte, sah er sich gleich den Zollbediensteten von den angeblichen Soldaten des 40. Regiments umringt und gleichsam zum Gefangenen gemacht.

Der Kommandant Parquin trat auf ihn zu und redete ihn mit militärischer Auctorität und Barschheit an. „Lieutenant,“ sagte er in jenem überlegenen Kommandotone, der keine Einwendung zuläßt, — „Sie werden die Güte haben, unsere Abtheilung auf dem geradesten Wege nach Boulogne zu führen.“

„Zu Befehl, mein Kommandant,“ versetzte Bally und musterte verwundert diesen glänzenden Generalstab. „Aber mein Auftrag lautet auf die Vollendung meiner Runde, und bevor diese Pflicht nicht erledigt ist, bedaure ich, die Befehle des Herrn Obersten nicht befolgen zu können!“

„Sie werden meiner Weisung gehorchen, Lieutenant, denn unser dienstlicher Zweck geht vor!“ herrschte ihm Parquin zu.

„Es geht nicht, Oberst! ich bin seit 24 Stunden im Dienst und vor Ermüdung beinahe erschöpft; ich kann nicht marschiren!“

„Müdigkeit ist keine Entschuldigung im Dienste der Nation — Sie werden mit uns marschiren, uns den Weg zeigen, und zwar unverweilt!“ rief Parquin, der den Absichten Bally's mißtraute.

So mußten denn der Lieutenant und die übrigen Zollschutzbeamten nothgedrungen sich den Wünschen des Prinzen fügen, welcher Niemand hinter sich zurücklassen wollte, der möglicherweise seine Pläne durchkreuzen könnte. Herr Bally stellte sich daher an die Spitze des Zugs und man trat den Marsch über die weite Hochfläche an, wo 1804 und 1805 Napoleon seine große Armee von 180,000 Mann zum Einfall in England versammelt hatte.

Die Sonne war so eben aufgegangen und aus dem dünnen Nebel, welcher auf der weiten Hochebene lag, ragte die 160 Fuß hohe Marmorsäule, gekrönt mit dem Standbild des Kaisers Napoleon I. im Krönungsmantel, welche 1804 zum ruhmreichen Andenken an das Lager von Boulogne gegründet, aber erst vor Kurzem unter König Ludwig Philipp vollendet worden war.

Als der Zug die Napoleonssäule erreichte, ward Halt gemacht, das Gewehr präsentirt, die Fahne geschwungen und der

Säule ein Hoch ausgebracht, was den Lieutenant von der Zollschutzwache noch mehr verblüffte. Herr v. Mesonan bemerkte dies.

„Wissen Sie, mein Lieutenant, daß Sie nun zum Gefolge des Prinzen Louis Napoleon Bonaparte gehören?" fragte er den Douanierslieutenant und klopfte ihm auf die Schulter. „Boulogne ist schon unser und binnen weniger Tage werden wir in Paris sein, wo man den Prinzen erwartet!"

„Wirklich?" versetzte der Lieutenant Bally. „Das höre ich mit Bedauern, mein Kommandant. Sie versetzen mich und meine Leute in eine sehr unangenehme Lage. Ich bitte Sie inständig, lassen Sie uns auf unsere Posten zurückkehren, denn sonst verlieren wir unser Amt und Brod."

„Seien Sie unbesorgt, Lieutenant! der Prinz wird Sie nicht in der Patsche stecken lassen," versetzte Herr v. Mesonan.

Allein weit entfernt, sich damit zufrieden zu geben, wandte sich Lieutenant Bally nun direkt an den Prinzen und bestand so nachdrücklich auf seiner Bitte, daß der Prinz ihn endlich entließ, nachdem man schon angesichts der ersten Häuser der Vorstadt war. Bally und vier von seinen Untergebenen wurden durch vier Soldaten bis zur Napoleonssäule zurückgeführt und dann entlassen. Die übrigen Mauthbeamten mußten in den Reihen der Anhänger des Prinzen bleiben. Allein der Unterbrigadier Nicquet sah sich kaum an der Napoleonssäule freigegeben, so schickte er einen seiner Zollschutzwächter, den er in der Nähe traf, auf einem näheren Nebenwege nach der Stadt hinein, um die Behörden von der drohenden Gefahr in Kenntniß zu setzen. —

Wir können hier nicht umhin, zu besserem Verständniß des Folgenden hier eine kurze Schilderung der Stadt Boulogne einzuschalten, die zum Unterschied von dem bei Paris gelegenen Städtchen Boulogne-sur-Seine allgemeiner Boulogne-sur-Mer heißt. Diese heutzutage so bedeutende und besonders durch den Verkehr mit der englischen Küste, die von hier aus (nach Folkestone hinüber) mit dem Dampfboot in zwei Stunden erreicht wird, so belebte Stadt war damals um mehr als ein Drittel kleiner und minder bevölkert als heutzutage, aber trug schon damals einen vorwiegend englischen Charakter, denn von ihren circa 20,000 Einwohnern von damals

(gegenwärtig zählt sie deren über 36,000) waren mindestens der vierte Theil Briten, und der rege Personenverkehr zwischen der britischen und französischen Küste, sowie das von Engländern stark besuchte Seebad, hatten wesentlich dazu beigetragen, der Stadt einen halb englischen Anstrich zu geben. Die Gewohnheit, hauptsächlich von den Fremden und dem Handel und Wandel zu leben, hatte schon damals der Einwohnerschaft dieser befestigten Seestadt ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt und mehr kosmopolitische und mercenäre Anschauungen als übersprudelndes französisches Nationalgefühl und regen Patriotismus hervorgerufen, am wenigsten aber napoleonische Sympathieen geweckt. Die Leute gehörten einer andern Generation an als derjenigen, vor welcher 1804 und 1805 Napoleon den Glanz seiner neuerrungenen Macht und seines werdenden Kriegsruhms entfaltet hatte. Vielleicht in keiner andern französischen Garnisonsstadt hatten das Militär und namentlich das Offiziercorps eine so einflußlose sociale Stellung wie in Boulogne, wo die paar Bataillone in ihrer Friedensstärke ohnedem unter der übrigen behäbigen und wohlhabenden, nur ihren eigenen Interessen lebenden Bevölkerung beinahe verschwanden. Auch die Lage, Bauart und Eintheilung der Stadt trugen einigermaßen dazu bei, das Militär mehr zu isoliren.

Boulogne-sur-Mer liegt nämlich an der Liane, einem Küstenfluß, dessen Mündung künstlich in einen geräumigen Hafen umgewandelt ist. Der Hafen ist neuerdings so vertieft, daß er allfällig auch größere See- und Kriegsschiffe aufnehmen kann; aber im Jahr 1840 legten nur mittelgroße Fahrzeuge und die zwischen hier und Dover oder Folkestone fahrenden Dampfer hier an. Schon damals hatte Boulogne einen halb englischen Anstrich, der durch die Vereinigung von britischer Behaglichkeit mit französischer Zierlichkeit einen angenehmen und wohlthuenden Eindruck machte, der unteren Stadt, die sich am rechten Ufer der Liane an einem allmälig ansteigenden Hügel emporzieht, ein Gepräge von Reinlichkeit und Wohlhabenheit verlieh und sich besonders unten an den Anländen der Schiffe: an den Quais des Paquebots, de la Flotille und de la Douane, recht augenfällig aussprach. Aus der Basse-Ville oder Unterstadt führt eine breite Straße, welche den Mittel-

punkt des gewerblichen Verkehrs bildet und theils Rue de la Lampe, theils Rue Saint-Nicolas oder Grand' Rue heißt, von der obern Brücke oder dem Pont de l'Ecluse nach der mit einer Mauer umgebenen Oberstadt oder Haute-Ville hinauf, wo die Esplanade, das Rathhaus, der Justizpalast u. s. w. sich befinden. In der östlichen Ecke der Oberstadt liegt das sogenannte Schloß oder die Citadelle, welche zur Kaserne und zum Artilleriedepot dient, und auf deren Wegnahme es bei dem Handstreich des Prinzen Louis Napoleon ganz besonders abgesehen war, weil die Citadelle mehr oder weniger auch die beiden Forts: de l'Heurt und de la Crêche, beherrscht, welche den Hafen von Boulogne vertheidigen.

Auf dem linken Ufer der Liane liegen die Vorstadt Capécure und das halbrunde Hafenbassin, welches Napoleon I. im Hinblick auf seine beabsichtigte Landung in England behufs der Sammlung der kleineren flachen Landungsboote hatte erbauen lassen; und zwischen beiden befindet sich nun der Bahnhof, der zu jener Zeit noch nicht vorhanden war. Die Einfahrt in den Hafen bilden zwei große Hafendämme oder Jetées, der eine etwa 1600', der westliche gegen 2200' weit in die See hinausragend, aus eingerammten Pfählen gebildet, mit Bohlen bedeckt und zugleich einer der beliebtesten und besonders gegen Abend von Einheimischen und Fremden belebtesten Spaziergänge der Stadt. Die Hochfläche, auf welcher das Lager von Boulogne sich befand und an deren Beginn die dorische Marmorsäule zu Ehren Napoleons I. (160' hoch, durchschnittlich von 12' Durchmesser und im Innern mit einer Wendeltreppe versehen bis zum Fuß des Standbildes des Kaisers im Krönungsornate, von wo man eine ausgedehnte Aussicht genießt) steht, liegt auf der Nordseite der Stadt, und von hier aus näherte sich der Prinz mit seiner Schaar dem noch im Morgenschlafe liegenden Boulogne. —

Nachdem die Ausschiffung vor sich gegangen war, hatte der Dampfer ‚Edinburgh-Castle' sich vor den Hafen von Boulogne begeben und demselben gegenüber gelegt, unter der Weisung, hier vor Anker zu gehen und nicht eher in den Hafen einzulaufen, als bis an der Spitze des westlichen Hafendammes beim Leuchtthurme eine weiße Flagge als Signal aufgehißt sein würde.

Die ‚Edinburgh-Castle' hatte ihre Stellung noch nicht einmal

eingenommen, als sie von einem andern Fahrzeug derselben Dampfschifffahrts-Gesellschaft, der ‚Stadt Boulogne‘, begegnet wurde, welche soeben aus dem Hafen auslief um die Fahrt nach Dover zu machen. Beide Dampfer legten bei, näherten sich gegenseitig und verkehrten mit einander, und die ‚Stadt Boulogne‘ übernahm die Bestellung eines Pakets Depeschen, welche ihr durch den Steward der ‚Edinburgh-Castle‘ übergeben wurden und welche bereits die Kunde von der glücklich vollzogenen Landung des Prinzen und die voreilige Behauptung von dem Erfolg seines Unternehmens enthielten, die in einigen Londoner Blättern schon am selben Abend erschienen. Als die ‚Stadt Boulogne‘ ihren Kurs fortsetzte, gieng Capitän Crown von der ‚Edinburg-Castle‘ in seine Kajüte, um auf einige Stunden auszuruhen, und das Schiff ward dadurch gewissermaßen herrenlos, denn auch der französische Lootse, welcher es seither geführt, hatte es verlassen. Dieser Umstand muß hier erwähnt werden, weil er, wie wir später sehen werden, sehr ernste Folgen hatte.

8.

Die Polizei von Boulogne war noch nicht gewarnt und schlummerte anscheinend nebst der Mehrzahl der anderen Einwohner von Boulogne den Schlaf des Gerechten, während der Prinz mit seiner bewaffneten Abtheilung sich der Stadt näherte. Die ganze Truppe konnte in die Unterstadt eindringen, ohne daß die Civil- und Militärbehörden auch nur eine Ahnung davon hatten. Es war gegen halb sechs Uhr Morgens, als die kleine Kolonne des Prinzen die Vorstädte von Boulogne erreichte. Von der ganzen Bevölkerung schienen nur die Fischer und Fischweiber (Matelottes), welche sich zum Fischmarkt auf dem Quai, nahe bei dem nunmehrigen Badehotel, verfügen, und ein Theil der Arbeiter und Lehrbursche munter zu sein, welche sich an ihr Tagewerk begaben. Der ungewohnte militärische Aufzug machte die Blousenmänner und Milchweiber stutzig und sie drängten sich neugierig heran, liefen gaffend nebenher und beobachteten schweigsam das unerklärliche Treiben dieser Offiziere und Soldaten. Die Bewohner jener nordöstlichen Departements, ein Mischvolk von normännischem und

vlämischem Stamme, sind nicht sehr lebhaft und nicht leicht zu enthusiasmiren; sie gleichen an bedächtiger Zurückhaltung unserem niedersächsischen Stamme. Die ersten Rufe der Soldaten: „Es lebe der Kaiser!“ fanden daher gar keinen Widerhall bei der Masse. Erst als die Begleiter des Prinzen Proklamationen und Geld unter die Menschenmenge austheilten, die, je weiter man in die Unterstadt einrückte, desto zahlreicher wurde, brüllten einige Gassenjungen, Lehrbursche und Blousenmänner mechanisch diese Hochrufe auf den Kaiser nach, ohne übrigens den gedruckten Proklamationen besondere Aufmerksamkeit zu schenken, denn diejenigen, auf welche die Proklamationen wirken sollten, konnten dieselben nicht lesen, und die Wenigen, welche sie zu lesen vermochten, verstanden deren Inhalt nicht sogleich oder waren zu bedächtig, ja zum Theil allzu verblüfft, um diesem überraschenden Ereigniß gegenüber zu einem Entschluß zu kommen.

Das erste Ziel des Prinzen gieng dahin, sich möglichst schnell einer der Kasernen zu bemächtigen und ein Bataillon aufzuheben oder auf seine Seite zu bringen, denn er konnte sich keiner Täuschung über den geringen Umfang seiner eigenen Streitkräfte, wie über das Gewagte seines ganzen Unternehmens hingeben. Die ganze seitherige Haltung der in Uniformen des 40. Linienregiments gesteckten Diener war eine so wenig ermuthigende, daß Louis Napoleon befürchten mußte, daß dieser zusammengeraffte Haufen ihn beim ersten ernsthaften Widerstande im Stiche lassen würde.

Die ganze Abtheilung marschirte daher unter der Führung des Lieutenants Aladenize nach der beim Hafen gelegenen Kaserne des 42. Linienregiments, um die daselbst liegenden zwei Kompagnieen zu überrumpeln und für die Sache des Prinzen zu gewinnen. Zu diesem Zwecke nahm Aladenize einige Züge als Vorhut mit, und der Prinz marschirte gemächlich mit den Anderen hinterher und sah sich in seinem Marsch noch überdem durch die Menge aufgehalten, welche immer zahlreicher herbeieilte, um ihn und seine Umgebung anzugaffen, ohne übrigens sich im Mindesten demonstrativ zu zeigen oder allgemein in die Hochrufe seiner Offiziere und Soldaten auf den Kaiser und den Prinzen einzustimmen.

Als der Zug den Alton-Platz passirte, traten vor einem kleinen

Posten ein Sergeant und drei Voltigeurs unter das Gewehr, wie es die militärische Vorschrift bei einer größern Ansammlung von Menschen verlangt. General Montholon und Oberst Parquin traten auf die Wache zu, und Parquin rief: „Nun, Sergeant? kommt Ihr nicht mit uns? das ist der Prinz Louis Napoleon!"

„Ich kenne ihn nicht und werde meinen Posten nur auf Befehl des Platzkommandanten verlassen," versetzte der Sergeant, und die Begleiter des Prinzen mußten ihn gewähren lassen, weil die Anwendung von Gewalt gegen diesen kleinen Posten zu einem Widerstand des letztern und einem vorzeitigen Allarm geführt hätte.

Als Lieutenant Aladenize die Kaserne erreicht hatte, in welcher nicht ein einziger Offizier wohnte, fand er die Soldaten schon in einer gewissen Aufregung und Spannung, weil die Hochrufe auf den Kaiser schon aus der Entfernung zu ihnen gedrungen waren. Aladenize ließ sie sogleich unter die Waffen treten, und sie hatten sich gerade in Reih' und Glied aufgestellt, als der Prinz, umgeben von einem Theil seines Generalstabs und nur gefolgt von etwa fünfzig Mann, im Kasernenhof erschien.

Man hatte die Volksmenge kaum vom Eindringen in die Kaserne abhalten können, denn Alle wollten genauer ermitteln, was es denn gäbe und wie sich dieser räthselhafte Auftritt weiter entwickeln werde. Allein Louis Napoleon hatte die wohlbegründete Weisung ertheilt, weder Civilisten noch einen Offizier des 42. Regiments in den Hof oder die Kaserne einzulassen, und das Erste, was die Herren seines Gefolges thaten, war daher, daß sie je mit einigen ihrer mitgebrachten Soldaten die verschiedenen Zugänge der Kaserne besetzten.

Die in Reih' und Glied angetretenen Soldaten und Unteroffiziere des Zweiundvierzigsten schauten verblüfft und erwartungsvoll den Prinzen an, der ihnen durch den General Montholon als der Neffe des Kaisers vorgestellt wurde. Sie begriffen der Mehrzahl nach nicht, was das sie angehe und was der kleine junge Mann in der Uniform eines Artillerie-Obersten von ihnen wolle. Wie oft daher auch die Herren aus dem Gefolge und die in Uniformen gesteckten Diener ihr „Vive l'Empereur!" brüllten, so stimmten doch nur wenige von den Zweiundvierzigern in diesen Ruf ein, der vorzugsweise vom Volke wiederholt wurde.

Mit Mühe ward endlich unter dem Brüllen im Kasernenhof und draußen die Stille so weit hergestellt, daß der Prinz eine Anrede an die Soldaten halten konnte. Er erklärte ihnen mit feurigen Worten und deklamatorischem Pathos: er sei aus der Verbannung zurückgekehrt, um Frankreich, das man schon seit so vielen Jahren so tief herabgewürdigt habe, wieder zu erheben und um die despotische Regierung zu stürzen, welche die nationale Ehre ersticke.

Als er geendet hatte, wurde den Truppen die schon oben von uns angeführte Proklamation an die Soldaten verlesen, und nun brach der Pöbel in Uniform und Blouse in ein wildes Geschrei und Beifallsgebrüll aus. Allein die Mehrzahl der Zweiundvierziger und insbesondere ihre Unteroffiziere verhielten sich immer noch theilnahmslos und unentschlossen, als ob sie die Tragweite dessen, was vor ihren Augen sich zutrug, nicht begriffen.

Erst als der Prinz einigen Unteroffizieren, welche Lieutenant Aladenize ihm als ehemalige Soldaten des Kaiserreichs vorstellte, Dekorationen überreichte, und als einige Herren aus dem Gefolge des Prinzen Geld unter die Soldaten vertheilten, stieg das Interesse der Zweiundvierziger für den ganzen Vorgang. Es wurde Marsch geschlagen und die kaiserliche Fahne unter lautem Geschrei vor der Front der Truppen entlang getragen.

Schon glaubte der Prinz, die beiden Kompagnieen der Zweiundvierziger zu sich herüber gezogen zu haben, als unter dem gewölbten Thorweg der Kaserne, welche zum innern Hofe hereinführte, ein lauter Tumult entstand. Ein Lieutenant von den Zweiundvierzigern, Herr von Maussion, vom Lärm in der Stadt geweckt, war aus seiner Wohnung herbeigeeilt und wollte in die Kaserne dringen; die Soldaten des Prinzen aber wollten ihn davon abhalten und bedrohten ihn sogar mit den Bayonnetten, während der Lieutenant den Degen gezogen hatte und Gewalt mit Gewalt vertreiben wollte. Lieutenant Aladenize bemerkte noch rechtzeitig die Gefahr seines Kameraden Maussion, eilte demselben zu Hülfe, deckte ihn mit seinem eigenen Leibe, und beschwor die in die Uniformen gesteckten Diener im Namen des Prinzen, kein Unheil anzurichten, das nicht wieder gut zu machen gewesen wäre.

Der Auftritt war so laut und leidenschaftlich erregt, daß er

den beiden Kompagnieen nicht entgehen konnte, obwohl der Prinz und sein Gefolge sich alle Mühe gaben, deren Aufmerksamkeit zu fesseln und von den Vorgängen unter dem Thorwege abzulenken. Während nun die Soldaten des Prinzen noch ungewiß waren, ob sie von dem erhaltenen Befehle, keinen Offizier der Zweiundvierziger in die Kaserne hereinzulassen, abgehen und zu Gunsten des von Lieutenant Aladenize beschützten eine Ausnahme machen sollten, und man hin und her schrie und parlamentirte, war auch ein alter Kapitän der Zweiundvierziger, Herr Col-Puygelier, herbeigeeilt um der Consigne gemäß in die Kaserne zu gehen. Er hatte soeben den Ausbruch eines Aufstandes und den Abfall seiner Kompagnie erfahren und sich durch die vor der Kaserne hin und her wogende Menschenmasse gedrängt und bis zum Thore hindurch gearbeitet, und wollte unter der allgemeinen Verwirrung sich in die Kaserne hineinschleichen. Einer der Offiziere aus dem Gefolge des Prinzen bemerkte jedoch den Kapitän Col-Puygelier, eilte ihm nach, weil er dessen Absichten mißtraute, rief ihm Halt zu, warf sich endlich auf ihn und forderte zwei von den vorgeblichen Vierzigern auf, ihm das Bayonnet auf die Brust zu setzen und ihn niederzustoßen, wenn er nicht sofort gehorche. In diesem Augenblick bemerkte Lieutenant Aladenize aber auch diesen Vorgang, schob die beiden Soldaten beiseite und erklärte auf das Bestimmteste, daß er mit Leib und Leben für die Offiziere des Zweiundvierzigsten einstehe. Während dieser Erörterung war der Kapitän Col-Puygelier in den Hof geeilt, wo ihm aber ein Soldat, der die Nummer 40 am Tschako trug, mit vorgehaltenem Gewehr entgegentrat und den Weg versperrte.

„Zurück!“ rief der Kapitän; „das 40. Regiment hat hier nichts zu befehlen: ihr seid in der Kaserne der Zweiundvierziger!“

Auf eine derartige triftige Bemerkung war der vorgebliche Grenadier nicht gefaßt und ließ den Kapitän vorüber, der nun den Säbel zog und zu den angetretenen Kompagnieen eilte. Der Kommandant Leduff de Mesanon trat ihm aber mit der freundlichsten Miene entgegen und redete ihn im gewinnendsten Tone an: „Kapitän, der Prinz Louis Napoleon ist hier! Treten Sie zu uns über und Ihr Glück ist gemacht!“

Der Kapitän würdigte den Verführer keiner Antwort und wollte vorüber, allein man packte ihn von allen Seiten, wollte ihn zurückstoßen und ihm seinen Säbel entreißen, während er sich energisch wehrte und seine Kompagnie zu Hülfe rief.

„Grenadiere!" rief er den eigenen Soldaten zu, welche er für echte Vierziger hielt und welche den Auftrag hatten, ihn zu bewältigen und aus der Kaserne zu schaffen, — „wenn ihr Männer von Ehre seid, so erfahret, daß man euch zum Verrath treiben will!"

Man bedeutete ihm, er solle schweigen und sich zum Geier scheren, dann werde ihm kein Haar gekrümmt werden.

„Wo ist der Prinz, von dem ihr mir sagt?" rief der Kapitän plötzlich und gab sich den Anschein, als wolle er nachgeben und sich mit Louis Napoleon auf eine Unterhandlung einlassen.

„Hier bin ich, Kapitän!" rief der Prinz, den das heftige laute Geschrei herbeigelockt hatte. „Lassen Sie den Kapitän los!" herrschte er denjenigen zu, welche an dem Offizier herumzerrten und ihn am Gebrauche seines Säbels verhindern wollten. Sobald der Kapitän wieder frei auf seinen Füßen stand und dem Prinzen gegenüber trat, streckte ihm dieser wohlwollend die Hand hin und sagte: „Ich bin der Neffe des Kaisers, ich bin nicht hieher gekommen, um den Bürgerkrieg zu bringen, sondern um alle Braven des Kaiserreichs für die nationale Sache zu sammeln ...."

„Ich bin einer der Veteranen des Kaiserreichs," fiel ihm der Kapitän in's Wort, „allein der Kaiser ist todt und ich diene jetzt der rechtmäßigen Regierung meines Landes. Machen Sie sich auf den Heimweg, Prinz, und gehen Sie dahin, von wo Sie gekommen sind, das ist das Klügste, was Sie in Ihrem eigenen Interesse thun können. Vorwärts, meine Herren, räumen Sie augenblicklich meine Kaserne!"

Der unglückliche Kapitän hatte sich aber kaum in dieser Weise geäußert, als dieselben Lakaienfäuste, die einen Augenblick zuvor ihn freigegeben, ihn wieder packten, herumzerrten und unter den Augen des Prinzen trotz seines energischen Widerstandes nach dem Thor der Kaserne schleppten, um ihn hinauszustoßen.

„Nun ja! schlagt mich todt!" rief der Kapitän wuthschäumend und mit tiefster Verachtung. „Todtschlagen könnt ihr mich, aber nicht an Erfüllung meiner Pflicht verhindern!"

Sein Schreien war bis zu den Soldaten seiner Kompagnie gedrungen, welche noch immer führerlos und darum auch rathlos und unentschlossen waren. Die Anhänger des Prinzen fürchteten daher, das Benehmen des Kapitäns Col-Puygelier möchte die Zweiundvierziger einschüchtern, und einige von dem Gefolge des Prinzen riefen: „Stoßt ihn nieder! schießt ihn über den Haufen!" Schon hatte man dem Kapitän mehrere Bayonnette auf die Brust gesetzt und einige der uniformirten Lakaien schon auf ihn angelegt, als Lieutenant Aladenize die Gefahr seines Kameraden bemerkte und ihm zu Hülfe eilte.

„Schießt nicht! schießt nicht!" rief er; „im Namen des Prinzen, respektirt den Kapitän! ich stehe für ihn! .... Kamerad, geben Sie sich doch zufrieden und verhalten Sie sich wenigstens ruhig, wenn Sie es nicht mit uns halten wollen!" raunte er dem Kapitän zu, der sich noch immer wie wüthend wehrte.

„Der Teufel ist Ihr Kamerad, Aladenize, wenn Sie es mit diesen da halten!" rief Col-Puygelier, schleuderte mit einer gewaltigen Anstrengung diejenigen zurück, die ihm noch die Arme hielten und den Säbel entreißen wollten, und sprang zu den Unteroffizieren der Zweiundvierziger hinüber, welche ihm zu Hülfe eilten. „Lieutenant Aladenize, wenn Sie kein Feigling sind, so treten Sie augenblicklich auf unsere Seite! .... Hieher, Soldaten!" rief er dann aus Leibeskräften. „Fällt das Gewehr, vorwärts marsch! Es lebe der König, meine Freunde!"

„Es lebe der König!" riefen die Zweiundvierziger und rückten unter der Führung einiger Unteroffiziere vor, um zu ihrem Hauptmann zu gelangen. Einzelne Hochrufe auf den Kaiser ließen sich zwar dazwischen vernehmen, aber die Gewohnheit der militärischen Mannszucht machte sich doch bei den Soldaten geltend; selbst die schon halb zum Abfall Entschlossenen wurden eingeschüchtert, und die beiden Kompagnieen kehrten augenblicklich zu ihrer Pflicht zurück und drangen gegen den Prinzen und seinen Generalstab vor. Dieser wich eiligst zurück, da er sich einer entschiedenen Uebermacht gegenüber sah, und trat beiseite, um wahrscheinlich zu überlegen, was nun weiter zu thun sei. Die Zweiundvierziger aber sahen darin

eine Art Zugeständniß von bösem Gewissen und von Niederlage, und der Sieg war offenbar auf Seiten der amtlichen Gewalt.

„Sire, unsere Leute haben geladen," riefen seine Anhänger dem Prinzen zu. „Wenn man uns dazu zwingt, so müssen wir uns der Waffen bedienen! Geben Sie doch den Befehl zum Feuern!"

„Um keinen Preis, meinen Herren! Die Mannschaft ist ja für uns, wie Sie sehen!" rief der Prinz strenge, denn ihm entgieng nicht, daß ein feindseliger Zusammenstoß bei der bedeutenden numerischen Ueberzahl der Zweiundvierziger und ihrer genaueren Bekanntschaft mit der Oertlichkeit nur die verhängnißvollsten Folgen für ihn und seine Schaar haben würde. „Versuchen wir die Mannschaft auf unsere Seite zu bringen und den Kapitän zu isoliren!"

Er trat gegen die Soldaten vor und sein ganzer Stab zog die Degen; allein Kapitän Col-Puygelier vertrat demselben mit geschwungenem Säbel den Weg und rief mit leidenschaftlicher Heftigkeit: „Zurück, meine Herren! Entfernen Sie sich und mißbrauchen Sie meine Langmuth nicht! Im andern Fall werde ich Gewalt anwenden und dann desto schlimmer für Sie!" — Damit schwang er seinen Säbel über dem Kopf des Prinzen, der seinerseits zurücktrat und, um sich den Kapitän vom Leibe zu halten, eine Pistole aus der Tasche zog und diesen damit bedrohte. Col-Puygelier wollte mit einem flachen Hiebe des Säbels dem Prinzen die Pistole aus der Hand schlagen, der Prinz drückte vielleicht unabsichtlich los und traf — nicht den Kapitän, sondern einen der Soldaten in Reih' und Glied, einen gewissen Geoffroy, der sich überdem zuvor als einen der eifrigsten Anhänger des Prinzen erwiesen hatte. Der Mann brach blutend und mit einem Schrei zusammen, und der Knall des Schusses und der Anblick des Verwundeten aus ihrer Mitte erfüllte die Zweiundvierziger mit Entrüstung und verursachten eine augenblickliche Bestürzung, welche von mehreren mittlerweile herbeigeeilten Offizieren des 42. Regiments benützt wurde, um durch die Wachen der Aufständischen in den Kasernenhof zu dringen und sich um den Hauptmann Col-Puygelier zu sammeln. Hüben schrieen die Zweiundvierziger und ihre Offiziere: „Es lebe der König!" Drüben ertönten aus der Schaar der Aufständischen und aus der Volksmenge vor der Kaserne einzelne Hochrufe für den Kaiser.

„Großer Gott, das ist ein leidiger Unfall und ein schweres Unglück!" rief der Prinz, welcher die Tragweite seines Schusses noch nicht einmal zu ermitteln vermochte. „Hoffentlich ist Niemand getroffen worden. Allein hier haben wir das Spiel verloren und nichts mehr zu suchen! Kommen Sie, meine Herren! suchen wir die Oberstadt zu erreichen; dort werden wir wenigstens im Stande sein, uns zu vertheidigen!"

Bei dem Knall des Pistolenschusses hatte Lieutenant Aladenize voll Aerger und Entrüstung seinen Säbel weggeworfen, weil er den Hauptmann Col-Puygelier erschossen glaubte. Als er aber diesen noch aufrecht und unversehrt erblickte und seiner Truppe den Befehl geben hörte, den Kasernenhof zu räumen, raffte er seinen Säbel wieder auf und schloß sich dem Prinzen an, welcher mit seinen Leuten die Kaserne verließ und zwar in der Ueberzeugung, daß sein Handstreich mißglückt sei. Knirschend und gedemüthigt gab er seinen Vertrauten den Entschluß kund, sich lieber niederschießen oder zusammenhauen zu lassen, als nach dieser neuen Vereitelung seiner Pläne noch einmal in die Verbannung zu gehen. Ein flüchtiger Blick auf seine Schaar überzeugte ihn zur Genüge, daß bereits in vielen Gesichtern sich Entmuthigung aussprach und auf die Mannschaft wenig Verlaß mehr sei.

Als die paar Posten, welche die verschiedenen Zugänge der Kaserne besetzt gehabt, von den Zweiundvierzigern verdrängt, wieder das Freie gewonnen hatten, stießen Graf Dunin und Lieutenant Bataille, jeder mit seinem Zuge Soldaten, zufällig zusammen.

„Lassen Sie uns beisammen bleiben und die Nachhut bilden, Lieutenant!" rief Graf Dunin; „wenn unsere Kolonne verfolgt wird, so naht uns die erste Gefahr von dieser Seite. — Soldaten, Pulver auf die Pfanne, und dann in Marschkolonne vorwärts!"

„Zug, halt! Lad't das Gewehr! . . . Schultert das Gewehr — vorwärts, marsch!" kommandirte Bataille und trat an die Seite Dunin's. — „Das Glück ist gegen uns, Graf; der fatale Schuß des Prinzen hat Alles verdorben! Es gilt nun den Kopf hübsch oben zu behalten!"

„Ist ein Mann verwundet worden?" fragte Dunin, der den Vorgang von seinem Standorte aus nicht hatte überblicken können.

„Ich sah einen der Soldaten im ersten Glied mit einem Schrei zusammenstürzen und sich an den Kopf greifen," erwiderte Bataille. „Ich fürchte, der arme Teufel ist nur allzu gut getroffen und von der Stammrolle ausgewischt!"

„Dann ist die Geschichte verloren und es bleibt uns nichts mehr übrig, als unser Leben möglichst theuer zu verkaufen, denn man wird uns den Rückzug abschneiden," sagte Dunin mit düsterer kalter Entschlossenheit, und schaute nach der Kaserne zurück.

Der Hauptmann Col=Puygelier hatte Besonnenheit genug gehabt, nach Verdrängung der Aufständischen zunächst die Kasernenthore schließen und mit Wachen besetzen zu lassen. Dann wandte er sich an die beiden Kompagnieen, forderte sie auf, ein Hoch für den König auszubringen und einem Rebellions=Versuch gegenüber ihre Pflicht zu erfüllen, und nachdem er noch allen Denen, welche sich pflichttreu erwiesen, Belohnungen versprochen hatte, ließ er scharfe Patronen an die Mannschaft austheilen und schickte die Trommler aus, um durch die Straßen Generalmarsch zu schlagen.

Die beiden Kompagnieen vom 42. Regiment hatten nicht so bald einen ihrer Kameraden mit blutigem Gesicht zusammenbrechen sehen und ihn tödtlich verwundet geglaubt, als in ihrer Stimmung ein plötzlicher Umschwung vor sich gieng. Wuthschnaubend verlangten sie gegen die Aufständischen geführt zu werden, und selbst die paar Unteroffiziere und Soldaten, welche insgeheim für das Komplott gewonnen sein mochten, bemühten sich nun, den größten Eifer an den Tag zu legen, um jedem Verdacht gegen sie entgegenzuwirken, denn der Mißerfolg des prinzlichen Unternehmens lag ja für sie klar am Tage.

Die Verwundung des getroffenen Geoffroy erwies sich jedoch nun, wo er von dem Bataillonsarzt untersucht und verbunden wurde, nicht so gefährlich, als es den Anschein gehabt hatte. Die Pistolenkugel hatte die Lippe verletzt, die Wange durchbohrt, und drei Zähne eingeschlagen, aber keine weitere schwere Verletzung verursacht, obschon der Schmerz und die Erschütterung des Nervensystems den armen Teufel anfangs halb ohnmächtig niedergeworfen hatten. Man brachte ihn auf die Krankenstube, und erklärte den Soldaten nur, daß er gefährlich verwundet sei. Die beiden Kompagnieen

blieben einstweilen in die Kaserne konsignirt, bis sich alle Offiziere eingefunden hatten und der Kommandant Weiteres verfügte. —

Die Kolonne der Aufständischen marschirte, mit dem Prinzen und seinem Generalstab an der Spitze, nach der Oberstadt. Mittlerweile war die ganze Stadt allarmirt und aus allen Quartieren und Seitenstraßen drängten sich die Leute neugierig nach der Hauptstraße, die von der oberen Brücke bei der Schleuße nach der Oberstadt hinaufführt. Die bedächtige und phlegmatische Natur der Bevölkerung äußerte sich aber besonders jetzt auch darin, daß trotz der fortwährenden Hochrufe der Pseudo-Soldaten auf den Kaiser die Leute aus dem Volke immer seltener in denselben einstimmten und namentlich die Männer vom Bürgerstande sich den Vorfall mit finsteren und argwöhnischen Blicken betrachteten.

Der Platzkommandant war inzwischen von dem Attentate des Prinzen Louis Napoleon benachrichtigt, hatte die Thore der Oberstadt schließen und die schwache Besatzung unter das Gewehr treten lassen. Als Louis Napoleon mit seiner Kolonne an das Thor gelangte und es verschlossen und versperrt fand, gab er den Befehl, es mit der Axt einzuschlagen, allein dies war unmöglich. Dieser einfache Umstand, dieses triviale Hinderniß vereitelte das ganze Unternehmen des Prinzen. Nach einigen vergeblichen Versuchen, in die Oberstadt einzudringen, mußte die ganze Expedition umkehren. Im Schloß der Oberstadt hätte Louis Napoleon eine größere Anzahl Geschütze nebst der dazu gehörigen Munition im Ueberfluß, fünfhundert Musketen und allen möglichen Kriegsbedarf gefunden; er wäre aber vor Allem im Stande gewesen sich hier zu verschanzen und sogar eine Belagerung auszuhalten und Verstärkungen, sowie den Erfolg seiner Unternehmung abzuwarten. Aus diesem Grunde war die Oberstadt mit dem Schloß auch zum Sammelpunkte aller derjenigen Anhänger dieses neuen Putsches im Pas de Calais und den benachbarten Departements, auf deren Mitwirkung man zählen zu dürfen wähnte, ausersehen worden.

Nun die Oberstadt dem Prinzen verschlossen und dieser aus Mangel an Artillerie außer Stande war, sich den Eintritt zu erzwingen — obschon selbst dann der Ausgang eines Kampfes zweifelhaft gewesen wäre, da die königlichen Truppen entschieden in der

Mehrzahl waren, — so mußte Louis Napoleon sich offen eingestehen, daß seine Sache verloren sei, daß er sich unnöthig einer großen Gefahr und dabei noch einer unverzeihlichen Lächerlichkeit ausgesetzt habe. Die Kolonne seiner Anhänger machte also Kehrt, marschirte die Grand'Rue wieder herab und aus der Stadt. Die höhnischen Mienen der Zuschauer sagten den Theilnehmern der Expedition zur Genüge, daß sie sich in den Augen der Volksmasse lächerlich gemacht, daß die Leute aus dem Volke das Fehlschlagen des ganzen Unternehmens begriffen hatten und den angetretenen Rückzug richtig deuteten. Die Volksmasse betet nur den Erfolg an, und die Gassenjungen, welche zuvor aus Leibeskräften ihr „Vive l'Empereur!" gebrüllt hatten, riefen jetzt ebenso laut: „Es lebe der König! Zu den Waffen! Nationalgarde heraus!" und begrüßten jeden Trommler, der Generalmarsch schlagend an einer Ecke von Weitem erschien, jeden Nationalgardisten, der in Uniform vorerst schüchtern aus dem Fenster schaute, mit lautem Jubel.

Der Rückmarsch der Kolonne des Prinzen geschah auch mit einer Eile, die etwas Komisches hatte. Obschon Louis Napoleon sich Mühe gab, gefaßt, kaltblütig und heiter zu erscheinen und seine nächste Umgebung möglichst bemüht war, seinem Beispiel zu folgen, so sah man doch an den verdutzten und ängstlichen Gesichtern der in die Uniformen gesteckten, gleichsam von der Straße aufgelesenen Diener und ihrem besorgten Umschauen genugsam, wie sehr sie einen Zusammenstoß mit dem Linienmilitär fürchteten und wie emsig sie beim Inhalte ihrer blechernen Feldflaschen Trost, Muth und Standhaftigkeit suchten. Droben auf dem Schlosse donnerte der Alarmschuß, in den Straßen und Gassen der Stadt erscholl der schaurige Wirbel des Generalmarsches, und in der Entfernung sah man schon einzelne Gruppen von Nationalgardisten in Uniform und mit Ober- und Untergewehr nach den Sammelplätzen eilen. Die Thatsache, daß die Truppe des Prinzen werde verfolgt und angegriffen werden, war unumstößlich gewiß, und der Beginn der Feindseligkeiten nur noch eine Frage der Zeit.

Jeder der Theilnehmer an der Expedition des Prinzen hatte gleich diesem selbst die Ueberzeugung gewonnen, daß nun Alles verloren sei. Wie verliebt in seinen Plan und wie zufrieden mit

demselben war Louis Napoleon gewesen! Hatte er den Entwurf dieses Putsches nicht für einen nach allen Theilen wohl erwogenen und ausgezeichnet vorbedachten gehalten, der gar nicht fehlschlagen konnte, wenn er nur Schritt für Schritt und Punkt um Punkt gewissenhaft ausgeführt wurde? Und nun war der Plan dennoch mißglückt und zwar vorzugsweise darum, weil er nicht nur mangelhaft und leichtfertig ausgeführt worden, sondern offenbar von vorne herein auf falsche Voraussetzungen und allzu sanguinische Erwartungen gebaut war. Man hatte namentlich mit der Zeit nicht hausgehalten, sondern eine kostbare halbe Stunde in der Kaserne der Zweiundvierziger vertrödelt, dann durch den Pistolenschuß des Prinzen die Truppe gegen sich aufgebracht. Aus Mangel an Organisation, an Mannszucht, an Pünktlichkeit und geordnetem In-einander-greifen, die bei einer solchen Masse auch nicht zu erwarten gewesen wären, war nichts von demjenigen geschehen, was man in den Verhaltungsmaßregeln für die Einzelnen so genau vorgeschrieben und angeordnet hatte. Man war weder in die Oberstadt eingedrungen noch Herr des Schlosses geworden, und da die öffentlichen Gebäude, namentlich das Rathhaus, die Unterpräfektur u. s. w., in der Oberstadt lagen, so hatte man sich weder dieser noch der Personen der betreffenden Beamten zu versichern vermocht, was doch so wesentlich gewesen wäre, noch hatte man sich der Mauth und des Hauptsteueramts nebst ihren Kassen oder auch nur der wesentlichsten Posten in der Unterstadt bemächtigt.

Es war abermals eine echauffourée, eine tollkühne, unbedachte, kopflose Unternehmung gewesen, deren Mißerfolg einen um so größern Fluch der Lächerlichkeit auf den Prinzen werfen mußte, als er nicht einmal gewußt zu haben schien, daß die Besatzung des Schlosses augenblicklich nur aus zwanzig Mann bestand, mit denen der Platzkommandant sich in der Oberstadt eingeschlossen hatte, weil die übrige Garnison zu den Uebungen im Lager von St. Omer kommandirt war!

Das Häuflein der Anhänger des Prinzen hatte in sichtlicher Verwirrung und Zaghaftigkeit den Alton-Platz erreicht, als der Unterpräfekt Launay Le Prevost ihm nachgeeilt kam, ganz allein dem Prinzen entgegentrat und ihn und seine Begleiter im Namen des

Gesetzes aufforderte, alsbald aus einander zu gehen. Man antwortete ihm mit einem Hochruf auf den Kaiser, worauf der Unterpräfekt seine Aufforderung wiederholte und den Hut schwenkend ein Hoch auf den König ausbrachte und den Prinzen im Namen des Gesetzes für verhaftet erklärte. Da Herr Launay Le Prevost aber keine bewaffnete Macht hinter sich hatte, um seinen Verfügungen Nachdruck zu geben, so lachte man ihn aus, brachte neue Hochrufe auf den Kaiser aus und der Fahnenträger Lombard stieß den Unterpräfekten mit der Fahnenstange bei Seite, während das Häuflein in beschleunigterem Tempo aus der Stadt zu gelangen suchte und unter dem Rufe: „Nach der Säule! nach der Säule!“ der Hochfläche des ehemaligen Lagers zu strebte.

Noch innerhalb der Stadt konnten die Theilnehmer des Aufstands bemerken, daß die Polizei, von welcher man bisher keine Spur gesehen hatte, wieder zum Vorschein kam und die Plakate und Proklamationen abriß, die in der Unterstadt angeheftet worden waren. Der Unterpräfekt hatte, bevor er sich dem undankbaren Versuch den Prinzen aufzuhalten und zu verhaften gewidmet, alle Vorkehrungen getroffen, um den Besitz der Oberstadt und des Schlosses sicher zu stellen, und eilte jetzt nach der Kaserne der Zweiundvierziger und nach dem Hafen, um die Linie und die Zollschutzwächter aufzubieten und die Verfolgung und Zerstreuung, respektive die Verhaftung der Empörer einzuleiten.

Im Rückmarsch nach der Säule der Großen Armee oder des Kaisers, wohin die kleine Truppe gleichsam durch die begleitende Volksmenge gedrängt wurde, hielt der Generalstab des Prinzen eine Berathung, an welcher der Prinz selbst beinahe gar keinen Antheil nahm. Das Fehlschlagen seines Plans schien ihn ganz entmuthigt und verdüstert zu haben; er verharrte in finsterem Schweigen und äußerte nur: es bleibe ihm nichts mehr übrig, als der Tod. Die Ansichten seiner Vertrauten über das was man zu thun habe, waren getheilt: die Einen stimmten für unverweilte Wiedereinschiffung; Andere verlangten, daß man sich in der mit Wall und Gräben versehenen Einfassung der Napoleonssäule vertheidigen und auf Zuzug aus der Umgebung warte; Alle aber waren darin einig, daß man sein Möglichstes thun müsse, um dem

Prinzen das Leben und die Freiheit zu erhalten. Louis Napoleon selbst schenkte weder Rathschlägen noch Bitten und Vernunftgründen Gehör — er hatte anscheinend ganz den Kopf verloren und gab nur den Entschluß, den Tod zu suchen, kund.

9.

Jetzt hatte der Zug die Napoleonssäule erreicht und sich innerhalb der Umfassung aufgestellt. Man hatte der Volksmenge, die meist aus Leuten der unteren Klassen bestand, den Eintritt in den inneren Raum der Einfassung gewehrt und sie jenseit des Grabens und der Baumalleen, welche denselben umfaßten, zu erhalten gesucht. Der Prinz und sein Generalstab schaarten sich um das Fußgestell der Säule, und Herr v. Mesonan gab dem Fahnenträger Lombard die Weisung, die Fahne mit dem kaiserlichen Adler auf dem Kranzgesimse der Säule aufzupflanzen und zugleich nach dem erwarteten Zuzug von Linie und Nationalgarde aus der Umgegend auszuschauen. Allein wie weit auch die Blicke von dort oben reichten, nirgends war nur die mindeste Spur von der Annäherung von Truppen zu bemerken.

Mittlerweile pflog man unten im Kreise der Vertrauten eine neue Berathung, die aber zu keinem andern Ergebniß als zu unnöthigem Zeitverlust führte. Der Prinz verharrte in seinem finstern, gleichgiltigen Schweigen, und setzte den verschiedenen Aufforderungen, sich zu flüchten und wieder an Bord der ‚Edinburg-Castle' zu gelangen, nur einen kindischen Trotz und eine verzweiflungsvolle Hartnäckigkeit entgegen.

„Geht und rettet euch!" sagte er eigensinnig und klammerte sich an das eiserne Gitter der Einfassung; „ich bin ein Verbannter und Verlorener. Ich suche den Tod und will auf französischem Boden sterben. Suchet ihr das Dampfboot wieder zu erreichen und die englische Küste zu gewinnen! Ich bleibe hier!"

Von Neuem drang man in den Prinzen, sich nicht kleinmüthig zu opfern, sondern der napoleonischen Sache zu erhalten, und insbesondere Conneau und Persigny stellten ihm vor, daß er es dem Andenken seiner theuren Mutter und der Partei, die er vertrete,

schuldig sei, sich zu retten. Man erinnerte ihn an seine eigene Weisung, es solle kein französisches Blut vergossen werden, und erklärte ihm, es gebe keine andere Alternative, als entweder zu fliehen oder sich bis auf die letzte Patrone zu vertheidigen.

Während dieses leidenschaftlich erregten Auftritts hörte man Trommelschlag in der Ferne und die Spähwache oben auf der Säule verkündete, daß die Nationalgarde von Boulogne im Laufschritt und in mehreren Abtheilungen heranrücke und der Befürchtigung Raum gebe, man werde das kleine Häuflein umzingeln. Die in Uniform gesteckten Diener zeigten eine Haltung, die von ihrer Seite nur Schlimmes befürchten ließ, und nachdem der Prinz nochmals vergeblich seine Freunde gebeten hatte, ihn zu tödten oder seinem Schicksal zu überlassen, bewog man ihn endlich, mit den Anderen den Rückzug nach dem Strande anzutreten.

Kaum war man unterwegs, so lichteten sich die Reihen der Anhänger des Prinzen und ein Theil der vorgeblichen Vierziger riß schmählich aus und flüchtete nach Wegwerfung der Waffen und Patrontaschen und theilweise auch der Tschakos und Kapotten nach allen Seiten hin. Da der Rückzug nur langsam vor sich gieng, so kam die Vorhut der königlichen Linientruppen und der Nationalgarde im Laufschritte immer näher, versuchte aber keine Feindseligkeiten, da sich noch ein Kern von 50 bis 60 wohlbewaffneten Männern um den Prinzen schaarte, sondern beobachtete dieses Häuflein nur aus einiger Entfernung, bis die Hauptmasse herankäme.

Die Volksmenge hatte anscheinend nur diesen Moment erwartet, wo das Schicksal der Aufständischen besiegelt sein mochte, um aus der Haltung neugieriger Gaffer oder unentschlossener Freunde des Skandals herauszutreten. Sobald die Anhänger des Prinzen dargethan hatten, daß sie auf Widerstand verzichteten und der Begegnung mit dem überlegenen Feind auswichen, schlug die Stimmung des Pöbels um und während die Einen dem Prinzen und seinen treugebliebenen Freunden Schimpf- und Spottreden nachsandten, setzten die Anderen den einzelnen Flüchtlingen nach, welche nach Wegwerfung der Waffen querfeldein liefen oder sich in der Umgebung der Säule zu verstecken trachteten, packte diese und schleppte sie den Verfolgern entgegen.

Die Zahl der Züge der Nationalgarde mehrte sich zusehends, denn die guten Bürger von Boulogne, die der Generalmarsch unter die Waffen gerufen hatte, merkten nachgerade, daß eine ernstliche Gefahr nicht mehr vorhanden sei, und wetteiferten nun in Bethätigung ihrer Loyalität, indem sie sich den Behörden zur Verfügung stellten. Sie traten auf dem Altonplatze an, wo ihr Kommandant Oberst Sansot sie anredete und scharfe Patronen unter sie vertheilen ließ und jeden nur einigermaßen vollständigen Zug alsbald nach der Hochfläche und in der Richtung von Vimereux dem Strande entlang aussandte. So waren etwa tausend Mann Nationalgarde ausmarschirt und schwenkten in verschiedenen Abtheilungen so über die Hochfläche, daß sie gleichsam ein Kesseltreiben gegen den Strand von Vimereux anstellten.

Der Augenblick der ernsten Gefahr war nun da, als der Prinz mit seinen Getreuen den Strand erreichte. Man hatte darauf gerechnet, die ‚Edinburgh-Castle' noch auf ihrem bestimmten Ankerplatze zu finden, und bedeutete den Kapitän durch Zeichen, er solle ein Boot nach dem Strande herübersenden. Niemand hatte eine Ahnung davon, daß inzwischen eine Abtheilung Zollschutzwächter und Linienmilitär unter Führung des Maire's von Boulogne und der Hafenbeamten sich in einem Boote an Bord des britischen Dampfers begeben und diesen besetzt und in Beschlag genommen hatte, um ihn in den Hafen zu bringen. Man bemerkte wohl eine ungewöhnliche Bewegung auf dem Verdeck der ‚Edinburgh-Castle', aber man schloß daraus, die Signale vom Strande her seien von der Bemannung verstanden worden und diese bereite sich vor, ein Boot auszusetzen und an den Strand zu senden. Und in der That sah man denn auch während dieser qualvollen Spannung ein Boot von dem Dampfer abstoßen und nach der Küste heranrudern; aber dieses schwanke Boot war trotz der steigenden Fluth noch ziemlich ferne. Dagegen zeigten sich allenthalben auf den Klippen und am Strande schon die Züge der Nationalgarde und der Linie, deren Eifer im selben Maße zu wachsen schien, als die Chancen sich gegen den Prinzen und sein Unternehmen erklärten.

Der General Montholon, der Oberst Parquin, der Lieutenant Lombard und verschiedene andere Offiziere des Prinzen waren theils

in der Stadt, theils unterwegs oder bei der Napoleons-Säule verhaftet worden, und die meisten der in Uniform gesteckten Diener waren bereits als Gefangene auf dem Wege nach der Stadt.

Noch war das von der ‚Edinburgh-Castle‘ abgestoßene Boot weit in See, als eine stärkere Abtheilung Linie und Nationalgarde im Laufschritte herankam und das kleine Gefolge des Prinzen cernirte. Nun stand die höchste Gefahr auf weiterem Verzuge.

Persigny und einige der jüngeren Freunde des Prinzen wateten in's Meer hinein, bis ihnen das Wasser unter die Arme gieng, bemächtigten sich eines kleinen Rettungsbootes von der Gesellschaft für Rettung der Schiffbrüchigen, das dort angesurrt lag, kappten das Tau und schoben das Boot zum Strande her. Dieses konnte höchstens acht Personen fassen und man bewog den Prinzen zum Einsteigen. Kaum aber war derselbe darin, so stiegen mindestens zwölf weitere Personen mit Sack und Pack nach, reihten sich stehend um Louis Napoleon und suchten ihn mit ihren Leibern zu decken. Ein Lieutenant von der Linie watete bis um die Hüften in's Wasser hinein und forderte die im Boote befindlichen auf, sogleich beizulegen und sich zu ergeben. Statt dessen setzten diese die Ruder ein und versuchten davon zu kommen. Das vorderste Peloton der Nationalgarde und Linie gab nun Feuer auf die Flüchtlinge, und ein gewisser Du Faure, welcher die Uniform eines Unter-Militärintendanten trug, ward tödtlich getroffen und brach zusammen und die hastige Bewegung der Anderen im Boote, welche sich unwillkürlich bückten, um den Kugeln zu entgehen, machte das Boot umschlagen. Die ganze Bemannung desselben stürzte in's Meer und patschte und zappelte darin herum. Ein Theil von ihnen konnte schwimmen und bemühte sich, das umgestürzte Boot wieder aufzurichten. Andere standen bis um den Hals im Wasser, hatten aber wenigstens festen Boden unter sich. Einer dagegen, Graf Dunin, auf dem schlüpfrigen Schlick ausgeglitten, zappelte eine Weile im Wasser, um Hilfe rufend und nach Luft schnappend, versank dann und ertrank etwa fünfzig Schritte vom Lande.

Die Linie und die Nationalgarde feuerten noch immer nach den Flüchtlingen. Louis Napoleon hatte seinen Uniformsfrack abgeworfen und schwamm dem herankommenden Boote zu; auch Persigny

that ein Gleiches und suchte in der Nähe des Prinzen zu bleiben. Von den Anderen konnten nur zwei oder drei schwimmen und wandten sich vom Strande, die übrigen kamen nach und nach gezwungen an's Land und wurden verhaftet. Oberst Voisin war von drei Kugeln getroffen und einige Andere schwer verwundet.

Louis Napoleon war bereits aus dem Schußbereich der glattläufigen Musketen und schwamm energisch trotz der Hindernisse, welche ihm das Gewicht seiner durchtränkten Kleider bereitete; und Persigny, welcher ihm möglichst nahe zu bleiben versuchte, rief ihm zu, guten Muthes zu sein, denn wenn nur er gerettet werde, sei nichts verloren. Dem schwächeren und des Schwimmens minder kundigen Persigny begannen aber bereits die Kräfte zu schwinden.

Das vom Dampfer abgestoßene Boot war mittlerweile schon ganz nahe an die Schwimmenden heran gekommen; da bemerkten diese nicht nur einen französischen Offizier, den Hauptmann Pollet, im Bug desselben, sondern auch einige Soldaten, Douaniers und französische Matrosen in demselben, und gleichzeitig flog die französische Tricolore an der Gaffel des Dampfers empor und belehrte die Schwimmer, daß die ‚Edinburgh-Castle' mit Beschlag belegt sei. Der Kapitän Crown war verhaftet, die britische Bemannung von französischen Douaniers und Marinesoldaten überwacht, und Hauptmann Pollet, welcher die Beschlagnahme vollzogen, war mit seinem Boote nur herangefahren, um den Flüchtlingen, die sich durch Schwimmen zu retten suchten, den Rückweg abzuschneiden.

Nun war alles verloren. Der Prinz erkannte dies und verzichtete darauf, sein Leben zu retten; er ließ eine Woge über sich hereinschlagen und sich von derselben forttreiben. Als Persigny der dem herankommenden Boote am nächsten war, dies bemerkte, rief er, obschon seine Kräfte ihn bereits zu verlassen und er unterzusinken drohte, den Leuten im Boote zu: sie sollten den Prinzen retten, und griff nicht nach dem Tau, das man ihm zuwarf. Trotzdem wurde er, als er schon versunken war, beim Wiederauftauchen aufgefischt und bewußtlos in's Boot gelegt. Auch Louis Napoleon hatte „nicht zu sterben vermocht", wie er es angeblich gewünscht hatte; man hatte ihn aufgefangen; und als Persigny wieder zum Bewußtsein kam, sah er sich in demselben Boote mit dem Prinzen und gefangen.

„Gott sei Dank, nun hat meine Verbannung ein Ende, und ich werde — lebend oder todt — in Frankreich bleiben!" flüsterte Louis Napoleon mit schmerzlicher Resignation seinem Freunde zu, dem er tröstend die Hand drückte.

* * *

Die Unternehmung gegen Boulogne, von welcher sich die Tafelrunde des Prinzen so viel versprochen hatte, war zu Ende; aber wie ganz anders war sie ausgefallen, den so kühnen und zuversichtlichen sanguinischen Erwartungen gegenüber?! Das Rettungsboot und die Fischerbarken, welche die Aufständischen losgemacht und worein sie sich geworfen hatten, wurden theils eingeholt, theils strandeten sie. Nur ein einziges Boot, in welches Graf Querelles gestiegen, war durch die gewandte Führung zweier Fischer entkommen, deren Dienste Herr v. Querelles erkauft hatte. Graf Dunin war ertrunken, Herr du Faure erschossen, Oberst Voisin und einige Andere verwundet, und den Prinzen selbst, der seit der Gewißheit von dem gänzlichen Scheitern seiner Unternehmung mit einem fatalistischen stumpfen Gleichmuth Alles über sich ergehen gelassen, hatten drei Kugeln gestreift. Die Füsiliere vom 42. Regiment und die Nationalgardisten hatten sich zuerst der noch am Lande befindlichen Theilnehmer der Expedition versichert, dann sich in die Boote der Zollschutzwache geworfen und die Anderen in den Kähnen verfolgt oder aus dem Wasser herausgefischt. Keiner von all den Theilnehmern hatte auch nur den mindesten Widerstand versucht, und nun standen außer dem Prinzen und Persigny noch 47 Männer theils pudelnaß und triefend, theils mit halb zerrissenen Uniformen oder in Hemdsärmeln tief beschämt und verlegen im Kreise der höhnenden Soldaten und Nationalgarden, und selbst der dressirte Adler, dem man bei dem ganzen Unternehmen eine so theatralische Rolle zugedacht hatte, ließ Kopf und Flügel verdrießlich hängen und verdrehte schielend die Augen, als man ihn, gefesselt wie er war, dem Kammerdiener Thelin von der Schulter nahm und auf die Schranke bei einer der Anländen setzte.

Prinz Louis Napoleon selbst spielte eine furchtbar klägliche Rolle. Die kleine leibarme Gestalt erschien noch dürftiger in den

anliegenden nassen Beinkleidern und dem durchnäßten Hemd, denn er hatte, nachdem er in's Wasser gefallen war, den Uniformsfrack ausgezogen und untersinken lassen, obschon in dessen Taschen eine sehr bedeutende Summe in englischen Banknoten sich befand, um welcher willen hauptsächlich man den Uniformsfrack hernach mit einem Bootshaken vom Meeresgrund herauffischte. Der Werth der Banknoten, welche bei der Durchsuchung des Prinzen in den Taschen seiner Beinkleider und seines Spensers gefunden wurden, betrug zwischen fünf- und sechsmalhunderttausend Franken. Merkwürdigerweise zog man aber aus der Tasche des Prinzen auch ein Stück Speck, das nach der Aussage des Kammerdieners Thelin dazu bestimmt war, auf des Prinzen Hut gelegt zu werden, damit der in die Luft geworfene Adler einen Augenblick über dem Prinzen schwebe und sich dann auf dessen Schulter niederlasse, von welchem opernhaften Spektakelstück sich der Prätendent einen großen und erfolgreichen Eindruck auf die Zuschauer versprochen zu haben schien. Die politische Satyre hat sich bekanntlich später dieser Thatsache in ausgiebigster Weise bemächtigt, um sie in Karikaturen und Sarkasmen aller Art auszubeuten. Den zahmen Adler hatte der Prinz von dem Obersten Parquin zum Geschenk erhalten, wie man später unter Verleugnung der oben angeführten Thatsache behauptete. — Außer dem genannten namhaften Betrage in Banknoten, die allerdings ganz mit Seewasser getränkt waren, hatte man bei vier Personen aus dem Gefolge des Prinzen noch je eine blecherne Büchse gefunden, welche je 25,000 Franken in Golden enthielt. Dieses Gold war zugestandenermaßen zur Vertheilung unter die Truppen bestimmt, welche im Lager von St. Omer zu dem Prinzen gestoßen sein würden, und eine dieser Goldrollen kam nach der Verhaftung der Theilnehmer des Attentats auf räthselhafte Weise abhanden. — Man hatte dem Prinzen, nachdem man ihn durchsucht, seinen grauen Ueberrock und eine Interimsmütze gereicht, und sein Frostbeben und gedrücktes Aussehen erregte wahrhaft Mitleid. Er erschien geistig gefaßt, aber von Müdigkeit und Erschöpfung so heimgesucht, daß er beinahe nicht mehr auf den Beinen stehen konnte. Dies war auch sehr erklärlich, denn er hatte seit mehr als sechzig Stunden beinahe nichts mehr ge-

gessen und kaum einige Stunden geschlafen, dagegen diese Zeit in steter geistiger Anstrengung und Aufregung zugebracht und schließlich in den letzten Stunden noch die aufregendsten und erschütterndsten Scenen durchlebt. Jetzt war der übermäßigen Anspannung seiner Nerven eine förmliche Erschlaffung gefolgt. Man brachte ihn zuerst nach dem Bureau der Mauth und von hier geleiteten der Maire und der Unterpräfekt ihn und die übrigen Gefangenen, deren Zahl sich auf einundfünfzig belief, nach dem Schloß, wo diese sämmtlich in die Arrestantenliste eingetragen und dann eingesperrt wurden.

Der Prinz hatte unterwegs erst den Tod seiner beiden Gefährten Dunin und Du Faure und die Verwundung einiger Andern erfahren und sein inniges Bedauern und Beileid darüber ausgesprochen. Sobald er in das ihm zum Kerker angewiesene Zimmer geführt und mit trockenen Kleidern versehen worden war, versank er in einen tiefen Schlaf der Erschöpfung, aus welchem er erst Nachmittags ein Uhr geweckt wurde, um von dem Instruktionsrichten des Civiltribunals von Boulogne, Herrn Buisson, summarisch über sein Unternehmen vernommen zu werden. Der Prinz war nun ganz gefaßt, ruhig und resignirt, und erklärte mit voller Geistesgegenwart und Klarheit, daß er die Verantwortung für die ganze Unternehmung ausschließlich auf sich nehme, da er, wie er energisch betonte, „seine Freunde ohne deren Wissen und Willen in diese Expedition hereingezogen habe." Er hatte seinen Gefährten im Voraus anbefohlen, ihm in dieser unwahren Behauptung nicht zu widersprechen, die jedoch von Seiten der Behörden keinerlei Beachtung fand, denn man hatte ja an Bord der ‚Edinburgh-Castle' außer den Reitpferden, Equipagen, Uniformen, Waffen u. s. w. und den paar Hundert Flaschen Champagner, welche den Muth der Theilnehmer beleben sollten, auch noch ganze Ballen und Päcke der gedruckten Proklamationen und Manifeste und das Reiseschreibepult des Prinzen und seines Sekretärs mit Papieren und Entwürfen aller Art gefunden, welche nicht nur über alle betheiligten Personen Auskunft gaben, sondern auch noch Andere bloßstellten, deren die Gerichte nicht habhaft geworden waren und die man theilweise nicht unter den Theilnehmern des Handstreichs bemerkt hatte, wie die Obersten Vaudrey und Mabru, die Kommandanten

Bacciochi und Querelles, den Lieutenant Forrestier, den Hochbootsmann Flandin-Vourlat, welcher im Verdacht stand, der ‚Edinburgh-Castle' als Lootse bei der Fahrt nach und der Landung an der französischen Küste gedient zu haben, u. A. m.

10.

Nach einem weitern Verhör am 7. August wurde der Prinz, den man seither in strenger Einzelhaft gehalten und dessen Dienerschaft man es abgeschlagen hatte, ihn bedienen zu dürfen, am Morgen des 8. August um 7 Uhr benachrichtigt, daß er sich zur Abreise fertig zu machen habe. Seine Fragen nach dem Reiseziel blieben ebenso unberücksichtigt, wie sein Protest gegen die Abführung und sein Verlangen, vor die ordentlichen Gerichte gestellt zu werden. Nachdem er sich angekleidet hatte, wurde er in den Schloßhof hinunter geführt, wo drei vierspännige Reisewägen zur Abfahrt fertig bereitstanden. In den ersten und dritten Wagen stiegen Munizipal-Gardisten mit Ober- und Untergewehr; im zweiten sollte der prinzliche Staatsgefangene Platz nehmen unter der unmittelbaren Bewachung eines Gendarmerie-Kapitäns und eines Obersten der Munizipalgarde, welchem der wenig beneidenswerthe Auftrag ertheilt worden war, den Prinzen zu escortiren, und der seinem Gefangenen nun mit aller offiziellen Ruhe und Artigkeit eröffnete, daß er, der Oberst, mit seinem Kopfe für den Prinzen zu haften und daher den Befehl erhalten habe, ihn beim geringsten Fluchtversuche niederzuschießen. Eine Abtheilung Dragoner war eigens von Amiens aus kommandirt worden, dem Gefangenen zur Escorte zu dienen; und alle Vorbereitungen, welche die Regierung in's Werk gesetzt hatte, deuteten darauf hin, daß man von Seiten der Anhänger des Prinzen einen Versuch befürchtete, denselben unterwegs zu befreien. Aus diesem Grunde waren nicht nur die Straßen von Boulogne militärisch besetzt, sondern auch auf der ganzen Heerstraße, welche der Gefangene auf seiner Reise zu passiren hatte, waren in Zwischenräumen von 2 zu 2 Kilometern Militärpatrouillen von der Linie aufgestellt, und alle Punkte, wo Seitenwege und Straßen in die große Heerstraße einmündeten, mit Posten von Gendarmerie und Linie besetzt.

Das Ziel der Reise des Prinzen war das Fort von Ham bei dem gleichnamigen Städtchen im Somme-Departement, inmitten von sumpfigen Niederungen südöstlich von Peronne. Die kleine ehemalige Burg war zum Aufenthalt von Staatsgefangenen eingerichtet und die ehemaligen Minister Karl's X., welche die berüchtigten Juli-Ordonnanzen erlassen und dadurch die Juli-Revolution von 1830 hervorgerufen hatten, waren hier eingesperrt gewesen. Man hatte dem Prinzen dieselbe Wohnung hergerichtet, welche der Fürst v. Polignac, der Präsident des Ministerraths unter Karl X., bis vor Kurzem inne gehabt, und zu seiner Bewachung waren zwei Kompagnieen von einem in Amiens garnisonirenden Regimente nach Ham vorausgeschickt worden.

Der Prinz Louis Napoleon langte am 9. August Morgens gegen zwei Uhr in Ham an, und zwar ganz insgeheim und in Stille, und sollte vorerst nur zwei Tage daselbst verweilen; dann ward er nach Paris abgeführt, wo man im Justizpalaste und zwar in der Frauen-Abtheilung der Conciergerie, ein Gefängniß für ihn hergerichtet hatte, nämlich denselben Kerker, in welchem nach einander die beiden Königsmörder Fieschi und Alibaud vor ihrer Verurtheilung verwahrt worden waren; — und auch dies war kein Zufall, sondern ein vorbedachter feiger Racheakt, der daher im Publikum auch gebührend gewürdigt wurde und eher dazu beitrug, dem Staatsgefangenen Theilnahme zuzuwenden und die öffentliche Meinung gegen die Regierung einzunehmen, als die Sympathieen für die Orleans'sche Dynastie zu erhöhen.

Der Prinz langte am 12. August gegen Mitternacht in einer Postchaise in der Conciergerie an, unter einer zahlreichen Bedeckung von Departement-Gendarmerie und Munizipal-Garde; er ward sogleich in die Gefangenenliste eingetragen und von drei Schließern bewacht, welche ihn Tag und Nacht nicht verlassen, alle seine Bewegungen beobachten und alle seine Aeußerungen hinterbringen sollten.

Schon am nächsten Tage wußte ganz Paris, daß man den Prinzen in der Zelle der Königsmörder untergebracht hatte, und machte seine Glossen darüber. Aber ebenso wußte man auch, daß im Ministerrath schon am 9. August der Beschluß gefaßt worden war, die Aburtheilung des Boulogner Attentats nicht den

gewöhnlichen Gerichten anzuvertrauen, gegen welche das Kabinet nach dem Vorgang der Freisprechung der Straßburger Angeklagten ein mißtrauisches Vorurtheil hegte, sondern die Pairskammer als Obergericht ad hoc zu berufen und den Prinzen Louis Napoleon und seine Mitschuldigen vor diesen zu stellen. Demzufolge hatte der Großkanzler Pasquier wieder die Einleitung dieses Prozesses übernommen und der königliche Gerichtshof in Douai, welcher unmittelbar nach Empfang der Nachricht von den Boulogner Ereignissen diese Sache zu führen beansprucht und den Vorsitzenden seiner Anklagekammer behufs unverweilter Einleitung der erforderlichen Schritte nach Boulogne geschickt hatte, erhielt Gegenbefehl. König Ludwig Philipp glaubte seiner Sache sicherer zu sein, wenn er die Aburtheilung des staatsgefährlichen Gegners zunächst den vorherrschend orleanistisch-gesinnten Pairs übertrug.

Ludwig Philipp und seinen Ministern lag vor Allem daran, durch diesen Prozeß vermeintlich „dem Bonapartismus den Gnadenstoß zu geben," wie sich ein bekannter Staatsmann damals ausdrückte; es kam ihnen dabei gar nicht darauf an, ob sie bei dieser Gelegenheit auch zeigen würden, wie unzuverlässig viele von den persönlichen Stützen des Julithrons geworden waren und wie sehr die Hingebung Einzelner unter den Anhängern der Regierung nachgelassen hatte. Der Bürgerkönig hatte nur den einzigen Wunsch und Gedanken, den Bonapartismus unmöglich zu machen und zu entkräften, indem er die Pairs, unter welchen noch die meisten berühmten Namen aus der Zeit des Kaiserreichs sich befanden, zwang, sich in demonstrativ energischer Weise gegen die Rechte des bonapartistischen Prätendenten auszusprechen.

* * *

Mittlerweile saß der Unheilstifter Louis Bonaparte in der Zelle der Königsmörder in der Conciergerie, eng bewacht, in finsteres Schweigen versunken, um ja seinen Wächtern keine Gelegenheit zu geben, daß sie Aeußerungen von ihm den Behörden hinterbrachten, damit diese sie zu Belastungs-Material gegen ihn verwenden könnten. Der Prinz hatte gebeten, daß man ihm den Gebrauch seiner Bücher gestatte, und man hatte ihm diese Einräu-

mung gemacht und die gewünschten Werke übergeben, nachdem dieselben zuvor genau durchsucht worden waren, denn man fürchtete fortwährend, der Prinz unterhalte Einverständnisse nach außen mit seinen Anhängern und diese denken darauf, ihn zu befreien. Man hatte daher die umsichtigsten Vorsichtsmaßregeln getroffen, um jeden derartigen Befreiungs- oder Entführungs-Versuch zu vereiteln.

Louis Napoleon war anscheinend ganz gefaßt und in sein Schicksal ergeben, aber sehr umsichtig. Die peinliche Einsamkeit seiner Haft hinwegzutäuschen (denn man hatte ihm sogar die Bedienung durch seinen Kammerdiener Thelin trotz mehrfacher Bitten von seiner Seite abgeschlagen), saß er vom frühesten Morgen bis zu der Stunde, wo er der Gefängniß-Ordnung gemäß das Licht löschen mußte, lesend oder mit der Feder in der Hand an seinem Pulte und übersetzte aus dem Deutschen, Italienischen und Englischen; unter Anderm übertrug er auch das bekannte Schiller'sche Gedicht „die Ideale" in's Französische. Er wußte sich ja so streng überwacht, daß jede von ihm geschriebene Zeile durchsucht und beschnüffelt wurde, und darum hütete er sich wohl, irgend einen seiner eigenen Gedanken dem Papier anzuvertrauen. Er suchte in der fieberhaften geistigen Thätigkeit nur die Möglichkeit, sich selbst und sein Schicksal zu vergessen, das in der That peinlich genug war.

Vom Verkehr mit der Außenwelt ganz abgeschnitten, erfuhr er nichts über das Schicksal seiner Freunde und Gefährten und konnte nur hie und da aus dem nächtlichen Getöse in der Conciergerie abnehmen, daß man seine Mitschuldigen nach und nach einzuliefern bemüht sei, und sie theils in die benachbarten Zellen, theils in die Kerker von St. Pelagie vertheile.

Was draußen in der Welt vorging, darüber hatte der Prinz nur Vermuthungen; aber es war vielleicht ein Glück, daß er es damals nicht erfuhr, denn es hätte ihm den Mangel seiner Freiheit noch bitterer gemacht. Das Ministerium des Bürgerkönigs machte krampfhafte Anstrengungen, den Prinzen gewissermaßen moralisch hinzurichten, ehe er noch vor Gericht erschien, und die ganze öffentliche Meinung gegen ihn aufzubringen. Keine Regierung hat vielleicht jemals so viel für die Reptilien-Presse verausgabt, wie diejenige des Bürgerkönigs, deren bezahlte Federn und

Korrespondenzler über die gesammte europäische Presse vertheilt waren. Alle diese feilen und erkauften Federn im In- und Auslande erhielten nun die Weisung, den Prinzen und sein Unternehmen in der Presse lächerlich zu machen und die Thatsachen des Boulogner Attentats möglichst zu verfälschen, als ob nicht schon das faktische klägliche Fehlschlagen allein gravirend genug gewesen wäre, und Dank diesen Preßreptilien und Lohnschreibern erschien auch der Prinz in der öffentlichen Meinung wie gebrandmarkt vom Fluche der Lächerlichkeit und eines unverzeihlichen Leichtsinns.

Der Widerwille und die Geringschätzung, welche seither so Viele gegen den Prinzen Louis Napoleon hegten, zumal wenn sie die glänzenden Erfolge und wohlberechneten Thaten des Oheims mit dem kläglichen Fiasco des Neffen in den Putschen von Straßburg und Boulogne verglichen, schreibt sich aus jener Zeit her, wo beinahe alle Zeitungen einstimmig über den wehrlosen Gefangenen herfielen und ihn schon verdammten, ehe ihm noch der Prozeß in ordentlicher Weise gemacht war!

Und doch hat die Zukunft gelehrt, daß diese Fälschung der öffentlichen Meinung den Bürgerkönig nichts nützte, daß das Vorurtheil gegen Louis Napoleon ein ungerechtes und verfrühtes war. Man darf keinen Mann verachten oder geringschätzen, der im Stande war, sein Leben für eine große Idee oder einen kühnen Plan einzusetzen! Ein solcher Mann mag irren in der Beurtheilung des Zeitpunkts des Losschlagens oder der Verhältnisse oder seiner eigenen verfügbaren Mittel; er mag sich getäuscht haben in der Wahl seiner Vertrauten und seiner Mittel; er mag momentan verblendet worden sein durch Fanatismus oder Fatalismus. Allein immerhin entsprang die Beurtheilung seines Schritts in der öffentlichen Meinung mehr oder weniger aus dem Erfolg, welcher zumeist entscheidet, ob die Welt eine vollendete Thatsache für die Verwirklichung einer fixen Idee oder diejenige einer erhabenen Ueberzeugung, eines festen Glaubens an sich selbst hält. Spätere Zeiten haben gezeigt, daß der Urheber der Attentate von Straßburg und Boulogne auch größeren Aufgaben gewachsen war, und daß er diese nicht gelöst hätte, ohne jene vorangegangenen Mißerfolge und die daraus entstandenen Erfahrungen.

Auch ohne die systematische Verunglimpfung des Prinzen durch die bezahlte Presse und ihre feilen Kosaken zeugten augenblicklich zu viele Dinge gegen den Prinzen und seine scheinbare Berechtigung zu jenem Unternehmen.

Als Thiers vernommen, welche hohe Stellung als Präsident der provisorischen Regierung ihm der Prinz zugedacht hatte, vertheidigte er sich in den Zeitungen mit bitterem Sarkasmus gegen dieses Vertrauen, welches ihm der Prätendent entgegen getragen, und fragte spöttisch: ob man ihm zutrauen könne, daß er ein Minister-Portefeuille aus der Hand eines Mannes nehmen werde, der sich wie eine Ente im Teich mit der Angel fangen lasse? Thiers mochte einiges Recht dazu haben, darüber empört zu sein, daß der Prinz auf ihn gerechnet, denn er hatte ihm niemals die geringste Sympathie entgegengebracht, und der Prinz, welcher um die vertrauteren Beziehungen Thiers' zu seinem Oheim Jerome wußte, war vielleicht von seinen Freunden bezüglich der Stimmung des verherrlichenden Geschichtschreibers Napoleon's I. hintergangen worden oder hatte sich selbst getäuscht. Gewiß ist jedenfalls, daß diese öffentliche Verleugnung aller Gemeinsamkeit mit ihm von Seiten Thiers' dem Prinzen in der öffentlichen Meinung sehr schadete und ihn so empfindlich berührte, daß Louis Napoleon später mit Wollust die Gelegenheit ergriff, beim Staatsstreich von 1851 sich an Thiers zu rächen.

Allein noch bitterer für den Prinzen wäre es gewesen, erleben zu müssen, wie viele von Jenen, auf deren Treue und feste Ergebenheit er sich verlassen hatte, nun die größte Beeiferung an den Tag legten, ihn zu verleugnen, als die Polizei eine Menge Verhaftungen und Haussuchungen bei Personen vornahm, welche der bonapartistischen Partei angehörten. Verhaftet und der Haussuchung unterworfen wurden die Vollstreckerin von Königin Hortense's Testament, die Baronin Salvage de Faverolles, der Graf Bacciocchi und eine Menge anderer Personen, die man dann nach kurzer Haft wieder freigeben mußte. Haussuchungen fanden statt bei den Redacteuren und Mitarbeitern der Zeitung „Capitole", bei Armand Laity, beim ehemaligen Präfekten Felix Desportes, bei Belmontet, Barginet, dem Advokaten Susini, dem Obersten

Vaudrey, der auf eine geschickte Weise der Verhaftung entging, bei dessen Schwager Perier, bei Bac, Vassaroli und vielen Anderen, die man ganz unschuldig erfand. Dies warf natürlich viel Staub auf und gab den Oppositionsblättern Gelegenheit, das Verfahren der Regierung gegen den Prinzen einer einschneidenden Kritik zu unterwerfen und insbesondere die von den Regierungs-Organen verbreiteten Lügen und Uebertreibungen zu kennzeichnen und zu widerlegen. Ohne direkt für den gefangenen Prinzen Partei zu nehmen, deuteten ‚National' und ‚Siècle' an, daß Louis Napoleon nur in eine Schlinge gefallen sei, die ihm die Polizei gestellt habe, und das ‚Capitole' bat seine Leser in einem gediegenen, ruhigen und würdevollen Leitartikel, angesichts der Fluth von Verdächtigungen und Verunglimpfungen gegen den Prinzen in den Journalen, ihr Urtheil aufzusparen bis nach Austrag des Prozesses, welcher die richtigen Thatsachen an den Tag bringen müsse.

Diesen Wenigen standen aber desto mehr Andere gegenüber, welche sich in auffallender Weise von der bonapartistischen Partei lossagten und den Prinzen für sein Unglück und die Schädigung der Partei-Interessen verantwortlich machten, oder welche Louis Napoleon der Unbesonnenheit, Uebereilung oder Unvorsichtigkeit anklagten, und schließlich wiesen Viele, die früher den größten Eifer für die Wiederaufrichtung des Kaiserthums an den Tag gelegt hatten, durch öffentliche Erkärungen jede Solidarität mit den „Narren von Boulogne" zurück.

Noch willkommener als derartige Kundgebungen aber waren dem Kabinet des Bürgerkönigs verschiedene Erklärungen, welche aus dem Schoos der Familie Bonaparte mittelbar oder unmittelbar hervorgingen. Ein englischer Baronet Sir J. W. Elmore, welcher sich einen intimen Freund des Grafen v. Survilliers nannte, glaubte sich ermächtigt, in öffentlichen Blättern im Namen des vom Schlage gelähmten Königs Joseph Bonaparte, der damals die Kur im Wildbad in Württemberg gebrauchte, die Erklärung abzugeben, daß dieser weder Kenntniß von dem Unternehmen seines Neffen gehabt! noch dieses gebilligt habe. In den pariser Salons circulirte ein Auszug aus einem Briefe, den der Exkönig Jerome an einen französischen Staatsmann geschrieben haben sollte, um

ebenfalls jede Solidarität mit dem Attentat seines Neffen abzulehnen und seine Mißbilligung darüber auszusprechen. Außerdem wußte man angeblich aus zuverlässiger Quelle, daß auch noch mehrere andere Mitglieder der Familie Bonaparte sich mit entschiedenster Mißbilligung über den Versuch des Prinzen ausgesprochen hatten, den sie als ein unverhofftes Glück begrüßt haben würden, wenn der Erfolg den Wünschen Louis Napoleon's entsprochen hätte.

Mitten in diesem Gewirre und Kampf der Ansichten über die Unternehmung des Prinzen begann am 18. August die Instruktion des Prozesses vor dem Pairsgerichtshofe durch den Großkanzler Pasquier und fesselte die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt. Aber in diese Spannung herein fiel wie ein ableitendes Ereigniß ein Brief des Exkönigs von Holland, des Vaters des Prinzen, der noch immer in seiner philosophischen, nur dem Studium und den Wissenschaften geweihten Zurückgezogenheit in Florenz lebte und durch die Boulogner Ereignisse gewaltig erschreckt und erschüttert, noch mehr aber durch die unnöthige Grausamkeit und vorbedachte Schmach empört worden war, daß man seinen Sohn in dem Kerker der Königsmörder Fieschi und Alibaud untergebracht hatte. Louis Napoleon war alt, krank, schwächlich und vor Allem jeder öffentlichen Kundgebung, jeder Theilnahme an Tagespolitik abhold, wie man wohl wußte. Um so mehr Eindruck machte der Inhalt seines Schreibens an einen vertrauten Freund in Paris, welches in den gelesensten Zeitungen Frankreichs und des Auslandes abgedruckt erschien und folgendermaßen lautete:

„Florenz, den 24. August 1840.

„Mein Herr! Gestatten Sie mir die Bitte, Ihnen folgende Erklärung zufertigen zu dürfen:

„Ich weiß, es ist ein eigenthümliches und vielleicht nicht sehr geeignetes Mittel, sich auf die Oeffentlichkeit zu berufen; allein wenn ein tiefbetrübter, alter, kranker, durch ein Gesetz aus seinem Vaterland verbannter Vater in keiner andern Weise seinem unglücklichen Sohne zu helfen im Stande ist, so kann ein derartiges Mittel nur von allen denen gebilligt werden, welche ein Vaterherz in der Brust tragen.

„Ueberzeugt, daß mein Sohn, der einzige der mir noch ge-

blieben, das Opfer niederträchtiger Ränke und von elenden Schmeichlern, falschen Freunden und vielleicht sogar von hinterlistigen Rathschlägen verführt ist, dürfte ich nicht schweigen, ohne eine Pflicht zu verletzen und mich den bittersten Vorwürfen auszusetzen.

„Ich erkläre also, daß mein Sohn Napoleon Louis zum dritten Male in eine furchtbare Schlinge, in einen abscheulichen Hinterhalt gefallen ist, weil unmöglich ein Mann von Mitteln und gesundem Menschenverstand sich mit sehenden Augen und frohen Muthes in einen derartigen Abgrund zu stürzen vermag. — Wenn er schuldig ist, so sind diejenigen, welche ihn verführt und irre geleitet haben, noch schuldiger und die eigentlichen Urheber.

„Ich erkläre vor Allem, mit einem heiligen Abscheu, daß die Schmach, welche man meinem Sohne angethan, indem man ihn in die Zelle eines niederträchtigen Meuchelmörders gesperrt hat, eine ungeheure Grausamkeit, die dem französischen Namen Unehre macht, eine ebenso niederträchtige wie hinterlistige Beschimpfung ist!

„Als tiefbetrübter, schwer heimgesuchter Vater, als ein durch dreißigjährige Verbannung erprobter guter Franzose, als Bruder und — ich darf wohl sagen, als Schüler desjenigen, dem man wieder Statuen*) aufrichtet, empfehle ich meinen verführten und irregeleiteten Sohn seinen Richtern und allen denjenigen, welche das Herz eines Franzosen und eines Vaters in der Brust tragen.

Ludwig von St. Leu."

Dieser Brief eines betrübten und entrüsteten Vaters übte eine große Wirkung und veranlaßte die Regierung wenigstens zu der entschuldigenden Erklärung, daß die Kerkerzelle worin nun der Prinz verwahrt werde und allerdings vordem Fieschi gesessen hatte, gänzlich umgebaut, neu hergerichtet und frisch möblirt worden sei; den Vorwurf des Hinterhalts und der Falle, welche die Polizei dem Prinzen gestellt habe, wagte aber die Regierung weder zu rekusiren noch zu widerlegen. Auch milderte die Wirkung des Briefes auf das Publikum in keiner Weise die Animosität und Gehässigkeit, womit der liebedienerische Großkanzler Pasquier seit

*) Die Vendôme-Säule mit dem Standbild des Kaisers, das aus dem Erz in Algier eroberter Kanonen von 1831 gegossen worden war.

dem 19. August das Verhör des Prinzen und seiner Mitangeklagten betrieb. Pasquier war Vorsitzender der Instruktions-Kommission, die außer ihm noch aus dem Generalprokurator (Staatsanwalt) Francke Carré und dessen beiden Substituten Boucly und Nouquier und den Instruktionsrichtern Zangiacomi und Boulloche bestand.

Nach beendigtem Verhör, das bis zum 12. September dauerte, gewann der Prinz zu seinem Vertheidiger den rühmlichst bekannten legitimistischen Advokaten Berryer, welcher sich noch den entschiedenen Republikaner Marie und den Bonapartisten Ferdinand Barrot, zwei der schneidigsten Advokaten von Paris, die zugleich die Vertheidigung mehrerer Mitangeklagten des Prinzen übernommen hatten, zugesellte. Louis Napoleon bat Herrn Berryer und seine Kollegen, im Einverständniß mit den anderen Vertheidigern das Hauptgewicht ihrer Vertheidigung darauf zu legen, daß sie die ganze Schuld und Urheberschaft auf ihn zurückführten und die Mitangeklagten nur als getäuschte, durch blinde Ergebenheit gegen den Prinzen in diese schiefe Lage versetzte persönliche Freunde darstellten.

Die langen Wochen dieser Untersuchungshaft waren eine schwere Prüfung für den Prinzen, der immer gefaßt und ruhig erschien und seinem Schicksal mit einem fatalistischen Gleichmuth entgegensah. Trotzdem aber litt es ihn niemals müssig; er ermüdete sich sichtlich durch geistige Arbeiten und Anstrengungen, um niemals dem Grübeln und Sinnen Raum zu geben und um schlaflose Nächte zu vermeiden. Er verhehlte seinen Wächtern die Ungeduld, mit welcher er der Verhandlung seines Prozesses entgegensah, denn er brannte vor gieriger Erwartung des Augenblicks, wo es ihm vergönnt sein würde, seine Gefährten wiederzusehen und gleichsam vor ganz Frankreich von sich und seinem Vorhaben zu sprechen, seine selbsterkorene Mission einzugestehen und seine vermeintlichen Rechte an den Thron von Frankreich darzulegen.

Wir wollen hier keine eingehende Schilderung von dem Schlußverfahren dieses Prozesses geben, sondern denselben nur in seinen Hauptmomenten berühren. Der Pairshof versammelte sich am 15. September als Rathskammer, um den Bericht der Instruktions-Kommission anzuhören. Am 16. hielt der Pairshof die Anklage gegen den Prinzen und zwanzig andere Angeschuldigte aufrecht, welche

vor den hohen Staatsgerichtshof verwiesen, während die übrigen Gefangenen sogleich freigegeben wurden. Man brachte dann die Angeklagten in das sogenannte kleine Luxembourg, und am 28. September begannen im neuen Sitzungssaale der Pairskammer die Schlußverhandlungen. Der Prinz erschien in einfachem schwarzem Frack und Beinkleidern, weißer Weste und schwarzer Militärkravatte, das blonde Haar kurz geschnitten, den kleinen Schnurrbart gestutzt, aber mit dem großen Ordensstern der Ehrenlegion auf der Brust, was vielfach verspottet und ihm als kindische Eitelkeit ausgelegt wurde, und nannte sich, um Namen und Stand befragt: „Karl Ludwig Napoleon Bonaparte, französischer Prinz in der Verbannung.“ Als ihm das Wort ertheilt wurde, verlas er eine kurze Rede, in welcher er den Muth seiner Ueberzeugung und die unerschütterliche Logik seines Systems mit ebenso viel Unerschrockenheit wie glänzender Rednergabe darlegte. Manche Stellen in dieser kurzen Rede reichen mit ihrer Tragweite bis weit in die spätere Zeit seines Lebens hinein, und der Grundgedanke derselben war, seiner Freude Ausdruck zu geben über die Gelegenheit, daß er nun endlich einmal in Frankreich seine Stimme erheben und zu Franzosen reden dürfe, nicht als Angeklagter vor seinen Richtern, sondern um seine Rechte geltend zu machen. Nie hat ein Prätendent mit stolzerer Zuversicht und innigerem Glauben an sich selbst von seinen Rechten und von den Pflichten, welche diese ihm auferlegten, gesprochen, noch sein politisches Glaubensbekenntniß mit einem kühnern und gehobenern Bewußtsein und mit hinreißenderem Enthusiasmus dargelegt und seine Berechtigung auf die Geschichte gestützt. „Die Verfassung des Kaiserreichs, durch die Volkssouveränität in's Leben gerufen,“ sagte er, — „besteht noch zu Recht und ist niemals vom Volke widerrufen worden. Alles, was ohne sie geschehen, ist, nach des Kaisers eigenen Worten, unrechtmäßig.“ Vor Allem verwahrt er sich gegen die Anschuldigung, er habe aus persönlichem Ergeiz und gegen den Willen des Landes eine Restauration des Kaiserreichs versuchen wollen. „Ich bin durch höhere Lehren gebildet und habe unter edleren Vorbildern gelebt. Ich stamme von einem Vater, der ohne Bedauern vom Throne stieg an dem Tage, wo er es nicht mehr für möglich erachtete, die Interessen des Volkes, das er zu regieren

berufen war, mit den Interessen Frankreichs in Einklang zu bringen. Mein Oheim, der Kaiser, entsagte lieber der Herrschaft, als daß er durch Verträge eingeschränkte Grenzen annahm, welche Frankreich der Gefahr der Verachtung und Bedrohung aussetzen mußten, wie sie sich das Ausland dermalen erlaubt. Ich habe derartige Lehren nicht einen einzigen Tag meines Lebens vergessen. Die unverdiente grausame Aechtung, welche 25 Jahre hindurch mein Leben von den Stufen des Thrones, auf welchen ich geboren bin, bis zu dem Kerker hingeschleppt hat, den ich so eben verließ, war außer Stande, mein Herz zu verbittern oder zu ermüden; sie vermochte mich keinen einzigen Tag der Würde, dem Ruhm und den Interessen Frankreichs zu entfremden!" So sprach er mit all dem theatralischen Pathos, welches den Franzosen so sehr imponirt, und als er dann noch die glänzende Vergangenheit Frankreichs unter dem Kaiserreich mit der gegenwärtigen Ohnmacht des Königthums verglichen und betheuert, daß er keine Mitschuldigen habe und wie schon die Klugheit ihm verboten habe, seinen Freunden zu gestehen, wie zuversichtlich seine Hoffnungen auf Erfolg gewesen seien, wandte er sich an die Pairs noch mit folgendem „letzten Wort":

„Ich vertrete vor Ihnen, meine Herren, ein Prinzip, eine Sache, eine Niederlage! Das Prinzip ist die Volkssouveränität, die Sache ist das Kaiserreich, die Niederlage ist Waterloo! Das Prinzip haben Sie anerkannt, der Sache haben Sie gedient, die Niederlage wollen Sie rächen! Nein, es besteht keine Meinungs-Verschiedenheit zwischen Ihnen und mir, und ich will nicht glauben, daß ich dazu auserseheu werden könnte, die Strafe für die Abtrünnigkeit eines Andern zu tragen! — Als Vertreter einer politischen Sache kann ich keine politische Gerichtsbarkeit als Richter meines Wollens und Handelns annehmen. Ihre Formen täuschen Niemand. In dem bevorstehenden Kampf gibt es nur einen Sieger und einen Besiegten. Sind Sie die Männer des Siegers, so habe ich keine Gerechtigkeit von Ihnen zu erwarten, und Großmuth will ich nicht!"

Dieser stolzen Zuversicht, diesem rücksichtslosen Darlegen und Geltendmachen seiner vermeintlichen Rechte an Frankreichs Krone

und Frankreichs Glück blieb Louis Napoleon während des ganzen Schlußverfahrens treu. Er suchte unerschrocken die ganze Schuld für das Attentat auf sich zu nehmen und selbst diejenigen Geständnisse seiner Anhänger abzuschwächen, welche für diese nachtheilig werden konnten. Seine eigene Vertheidigung war ruhig, maßvoll und umsichtig; die Vertheidigungsrede seines Anwalts Berryer ein glänzendes Meisterstück gerichtlicher Beredtsamkeit und Umsicht. Die perfide Unterstellung Pasquier's, daß der Prinz mit dem Pistolenschuß im Kasernenhofe zu Boulogne einen Mordversuch habe begehen wollen, was zu einer Strafverschärfung geführt hätte, wurde mit Indignation zurückgewiesen und hinfällig gemacht.

Endlich waren die Verhandlungen zu Ende, aber mehr als fünf lange Tage mußten der Prinz und seine Mitangeklagten noch auf ihr Urtheil warten und alle Qualen der Ungewißheit ertragen. Der Gerichtshof erwog in fünf auf einander folgenden Sitzungen die von dem General-Staatsanwalt Franck-Carré gestellten Strafanträge, ohne sich mit denselben vereinbaren zu können. Erst in der Sitzung vom 6. Oktober kam die Verurtheilung zu Stande und verlas der Präsident des Pairs-Gerichtshofs, Herr v. Pourtalis, das Urtheil, welches folgendermaßen lautete:

Gegen Louis Napoleon auf ewige Gefangenschaft, in einer auf dem festländischen Gebiet des Reiches liegenden Festung zu erstehen;

gegen den Lieutenant Aladenize auf Deportation;

gegen General Montholon, Parquin, Lombard, Fialin de Persigny, auf zwanzigjährige Einsperrung;

gegen Leduff de Mésonan auf 15jährige Haft;

gegen Voisin, Forrestier, Ornano auf 10 Jahre Haft;

gegen Bouffet-Montauban, Bataille und Orsi auf fünfjährige Haft, mit nachheriger Stellung unter polizeiliche Aufsicht auf Lebenszeit;

gegen Conneau auf fünfjähriges, gegen Laborde auf zweijähriges Gefängniß.

Desjardins, Galvani, d'Almberg und Bure wurden freigesprochen und sogleich in Freiheit gesetzt.

Viele Pairs hatten sich der Abstimmung enthalten oder in der Schlußsitzung gefehlt; die meisten Mitglieder des Pairsgerichts-

hofes aber mochten kaum etwas Anderes erwartet haben, als daß die Gnade des Königs den Angeklagten unmittelbar nach Verlesung des Urtheils die verhängte Strafe ganz oder theilweise erlassen und durch diesen Gnadenakt namentlich auf das Haupt des Prinzen feurige Kohlen sammeln werde. Allein diese Erwartung ward in jeder Hinsicht getäuscht, denn das Urtheil selbst ward den Gefangenen nicht in öffentlicher Sitzung verkündigt, sondern ihnen einzeln oder gruppenweise in ihren Zellen oder in der Kanzlei der Pairskammer vorgelesen, und von einer, wenn auch nur theilweisen Begnadigung war nirgends die Rede.

Prinz Louis Napoleon schritt am 6. Oktober Nachmittags gegen 4 Uhr ungeduldig und in fieberischer Spannung in seiner Zelle auf und ab und erwartete vergebens die Antwort auf einen Brief, den er am Tage zuvor an seinen Vertheidiger geschrieben hatte, um endlich Bescheid über das verzögerte Urtheil zu bekommen; da traten der zum Gerichtsschreiber ad hoc ernannte Archivsekretär der Pairskammer, Herr Cauchy, und der oberste Gerichtsbote Desmons in seine Zelle und verlasen ihm das Urtheil, welches auf ewige Gefangenschaft lautete.

Der Prinz hörte dieses Urtheil ruhig, ohne Staunen oder Wehmuth an, dann äußerte er lächelnd gegen Herrn Cauchy: „Herr Obergerichtsschreiber, man hat oft wiederholt, das Wort ‚unmöglich‘ sei nicht französisch; seien Sie überzeugt: ein Gleiches gilt von dem Wort ewig!“

Hierauf hörte er mit gespannter Aufmerksamkeit die Verlesung der Namen derjenigen Pairs, welche bei der Feststellung des Urtheils im Berathungssaale anwesend gewesen waren

„Und welche Festung ist zu meinem Aufenthalte bestimmt, Herr Obergerichtsschreiber?“ fragte er dann.

„Ich bedaure, hierauf keinen Bescheid ertheilen zu können, mein Herr,“ erwiederte Cauchy. „Hierüber wird wahrscheinlich erst in dieser Stunde der Ministerrath seinen Beschluß fassen. Jedenfalls habe ich die leidige Pflicht, Sie auffordern zu müssen, daß Sie sich zur Abreise von hier vorbereiten, denn der Beschlußfassung des Ministerraths dürfte Ihre Abführung alsbald folgen.“

„Aber es ist mir doch wohl verstattet, von meinen Freunden noch Abschied zu nehmen?“ fragte Louis Napoleon.

„Ich bezweifle dies sehr, wenigstens bin ich nicht befugt, dies zu gestatten, noch hierüber Auskunft zu ertheilen,“ war die Antwort.

Der Prinz beauftragte nun die Herren Cauchy und Desmons, seine dahin zielende Bitte an die betreffende Behörde zu bringen, allein die Herren Pasquier, de Pourtalis und Franck-Carré, denen dies Gesuch vorgelegt ward, erklärten sich für incompetent, dasselbe zu gewähren, und die einzige Vergünstigung, welche man dem Verurtheilten einräumte, war, daß er noch seinen Kammerdiener Thelin im Lauf des Abends beauftragen durfte, den Mitverurtheilten den Dank, die Abschiedsgrüße und den Ausdruck der Hoffnung auf baldiges Wiedersehen von Seiten des Prinzen zu überbringen.

Kurz nach Mitternacht ward der Prinz aus dem Schlafe geweckt und benachrichtigt, daß der Reisewagen bereit sei, der ihn nach Ham bringen solle. Eine abermalige Bitte um einen kurzen Abschied von seinen Freunden ward wiederum abschläglich beschieden, und der Verurtheilte stellte sich nun dem Oberstlieutenant Lardenois von der Municipalgarde zur Verfügung, welcher ihn nach Ham zu bringen hatte und gleichsam mit seinem Kopfe für ihn haftete. Als Louis Napoleon und sein Geleitsmann mit einander in dem verschlossenen Wagen saßen, bat Herr Lardenois den Verurtheilten in geziemender Weise, bei dem Passiren von Städten und Dörfern sich nicht am Wagenfenster zu zeigen und überhaupt keinen Flucht- oder Befreiungsversuch zu machen, weil er sonst den leidigen Auftrag, ihn niederzuschießen, ausführen müßte. Ueberdem stand der Wagen unter einer Eskorte von berittener Gendarmerie.

Am 7. Oktober bald nach Mittag langte der Verurtheilte wohlbehalten in Ham an, und der optische Telegraph meldete das Ereigniß sogleich nach Paris. Der Bürgerkönig athmete hoch auf, und hoffte nun ruhiger schlafen zu können, weil er dem Bonapartismus den Todesstoß gegeben habe und die Weltgeschichte über den unruhigen abenteuerlichen Prinzen Louis Napoleon in aller Stille zur Tagesordnung übergegangen sei! — —

* * *

Die Nachrichten über den Prinzen, sein Attentat und dessen Folgen beschäftigten damals die ganze politisirende Welt und füllten die Spalten aller größeren Zeitungen. Der gedankenlose und denkfaule Haufen modelte sein Urtheil mechanisch nach der Verurtheilung und dem Spotte, welchen die feilen Journale und die erkauften Federn Ludwig Philipps über den Prinzen so beeifert ergossen, allein wie in der französischen Zeitungspresse der ‚National' und ‚Siècle' sich eine unabhängige Ansicht bewahrten und über dem Unglück und der Niederlage des Verurtheilten nicht das Mannhafte und Bewußte in seinen Bestrebungen vergaßen, so zollten noch eine Menge anderer Blätter dem Unglück des Prinzen Achtung und seinem Streben und Charakter, namentlich aber der während des Prozesses bewahrten Haltung desselben aufrichtige Anerkennung. Auch die bonapartistischen Blätter wie ‚das Kapitol' u. a. m. waren Louis Napoleon selbst im Unglück treu geblieben.

Niemand aber war dem Schicksale des Prinzen und den über ihn in der Tagespresse erscheinenden Aeußerungen und Kundgebungen mit größerer Spannung und innigerer Theilnahme gefolgt, als die Prinzessin Mathilde von Montfort, die abwechselnd in Florenz und Quarto lebte. Sie hatte wahrlich keinen Grund, ihrem Vetter noch gewogen zu sein, denn er hatte unschön und illoyal an ihr gehandelt. Man vermied es vor ihr, von ihm zu sprechen, oder äußerte sich über ihn nur abgünstig, und es hatte lange Wochen gegeben, wo ihre verletzte Eigenliebe eine stille wehmüthige Genugthuung empfand bei den harten verurtheilenden Worten Anderer gegen ihn. Sie hatte sich gewöhnt, seiner gleichgültig zu gedenken, weil es denn unvermeidlich war, daß sie noch oft an ihn denken mußte. Sie hatte sich zu überreden versucht, daß er wirklich ein Phantast, ein Roué, ein innerlich haltloser Mensch sei, daß es ein Glück für sie gewesen, von ihm nicht heimgeführt worden zu sein. Sie hatte sich bemüht, ihre Heirath mit dem reichen Demidoff von einem allgemeinern wie von einem höhern Standpunkte der Vernunft, der Politik und der Gesellschaft zu betrachten und die damit verbundenen Pflichten auf sich zu nehmen. Sie pflegte sich täglich, stündlich vorzusagen und einzureden: der Vetter, welcher sich so unsterblich lächerlich gemacht

und blamirt habe, gehe sie gottlob nichts mehr an und stehe ihr fürder als ein Fremder ganz objektiv gegenüber....

Aber wie ohnmächtig ist die Vernunft gegenüber von der Stimme des Herzens und der Neigung! Wie sehr mußte sie erfahren, wie gewaltig und unzerstörbar seelische Eindrücke sind!

Als die Prinzessin Mathilde die erste Kunde von dem Boulogner Attentat erhielt, war sie erschrocken, hatte mitleidig über diesen neuen tollen Streich gelächelt und sich abgezwungen, im Geiste dem Vetter zuzurufen: Du hast es ja so gewollt, George Dandin! — Allein sie war so begierig, Näheres über jene Ereignisse zu erfahren, daß sie mit wahrere Gier nach allen Zeitungen griff und die darin verzeichneten Thatsachen studirte und mit einander verglich und die Urtheile der verschiedenen Blätter gegen einander abwog. Und so hatte sie bald ganz den objektiven Standpunkt verloren, den sie diesen Ereignissen gegenüber einzunehmen gesucht hatte. Sie empörte sich über die feigen Verdächtigungen, über die Ausschmückungen und Uebertreibungen, womit die orleanistischen und urtheilslosen Zeitungen das Attentat von Boulogne lächerlich zu machen suchten, und fühlte sich wohlthuend und dankbar angeregt, wenn sie in irgend einem Blatte auch nur eine schüchterne Widerlegung jener Verleumdungen, auch nur den entfernten Versuch einer Vertheidigung und Rechtfertigung des Prinzen fand, denn ihr erschien der Vetter nicht lächerlich, sondern zwar unglücklich, aber als der muthige, unerschrockene Träger einer Idee, der Mann der Zukunft und des Schicksals; er stand vor ihrem innern Auge gerechtfertigt und nicht ohne einen gewissen Nimbus.

Niemals hätte sie geglaubt, daß das Unglück eine solch sühnende Macht habe, als sie nun erfahren mußte. Je länger der Prozeß gegen den Vetter sich hinzog, je höher die Wogen des Unheils an ihm emporzuschlagen und ihn zu verschlingen drohten, desto höher stieg ihre Theilnahme für ihn und desto gesühnter und bedeutender stand sein Bild vor ihrer Seele. Sie durfte nicht von ihm sprechen aus Furcht sich zu verrathen, denn sie war ja nun eines Andern, eines Mannes, der weder Verständniß noch Interesse für den ‚Abenteurer von Boulogne‘ und ihr Mitgefühl für denselben hatte, —

eines Mannes der ein potenzirter Egoist, ein blasirter Weltmann, ein gedankenloser Vergnügling war und ihr in keiner Weise genügen konnte! Es war ein fürchterlicher Zustand für dieses junge Herz von noch nicht einundzwanzig Jahren, das doch schon so viel erlebt hatte, — für ein Weib von solcher Begabung und in solch beengenden Verhältnissen, dem man endlich mit List, Ueberredung, Gewalt und Appellation an ihre Pietät, Ehre, Weltklugheit u. s. w. den Entschluß abgerungen hatte, ihr Leben jenem russischen Knjäsen zu opfern, vor dem ihr beinahe graute! dem sie einstweilen verlobt war und dem sie sich als hals- und leibeigen betrachten sollte, bis es ihm beliebte oder möglich war, sie heimzuführen und mit ihr zu prunken wie mit seinen Gemälden und Kunstschätzen!

Niemand errieth, was ihre Wange bleichte, ihre Stirne furchte, den Glanz ihrer Augen trübte! Niemand ahnte, was in stiller Nacht in ihr vorgieng, — wie sie weinte um den Geliebten, den sie verloren, den sie unglücklich wußte und beklagen mußte, — wie sie schauderte vor der Zukunft an der Seite jenes Weltmannes, — wie sie sich ängstlich und verzweifelnd vorsagte und in die Seele rief: Man hat mich demoralisirt, depravirt, der Selbstachtung beraubt, und ich werde mich rächen für all diese vergoldete Schmach, für diese verkaufte Ehre und wahres Glück!....

Und endlich, nachdem die Prinzessin mit athemloser Spannung und verzehrender Unruhe und mit einer stillen, aber desto aufrichtigern Theilnahme dem ganzen Gang des Prozesses gefolgt und im Geiste alle Pein und Folter des Hauptangeklagten selbst mit empfunden hatte, brachten die Zeitungen die Kunde von dem gefällten Urtheil und dessen Vollstreckung: ewige Gefangenschaft!....

An diesem Tage durchbrach das Wehe und Uebermaß des Schmerzes alle Bande der Vernunft und Konvenienz bei Mathilden. Sie fuhr im Wagen aus, erst die einsamsten Wege und Straßen um Quarto, und weinte sich aus; dann, gegen Abend, hieß sie den Kutscher die müden Pferde wieder zurück nach Florenz lenken. Die Nacht lag über der Arnostadt, als der Wagen zur Porta a' Pinti hereinfuhr. „Zum Grafen von St. Leu!" herrschte sie dem Diener zu und der Wagen hielt bald vor dem Palast.

Louis Bonaparte Graf von St. Leu lag krank auf dem Sopha seines Studirzimmers; der Arzt hatte verboten, daß man dem Grafen die Kunde von der Verurtheilung seines Sohnes mittheile, obschon die Gewißheit vielleicht weniger schrecklich gewesen wäre, als die Furcht nnd Spannung. Als die Prinzessin Mathilde sich melden ließ, wollte man ihr den Eintritt zu dem Greise wehren, aber sie drang doch zu ihm ein. Der Kranke erkannte sie und streckte ihr die matten Hände entgegen. Eine tiefe Erschütterung bemächtigte sich seiner, Thränen stürzten ihm aus den Augen und mit bebender Stimme rief er: „Er ist todt, Tilda, nicht wahr?“

Mathilde war vor dem Sopha niedergekniet, hatte seine beiden Hände ergriffen und geküßt und ihn kopfschüttelnd, mit schmerzlichem Lächeln und Blick zu trösten versucht, denn die Worte versagten ihr. Sie hatte die Prinzessin vergessen und war nur Weib, ganz Weib.

„Nein, Oheim, er stirbt nicht; er ist nur zu lebenslanger Haft verurtheilt!“ rief sie endlich in unbeschreiblichem Weh. „Wir beide allein kennen und verstehen ihn, und doch — doch ist er für uns beide auf ewig verloren!“

Ihre Stirne sank auf die Wange des kranken Greises, die sie mit heißen Thränen bethaute. Keines fand ein Wort und doch verstanden sich Beide und ihr Schmerz löste sich in stillem Weinen und in ihre Seelen leuchtete tröstlich die Hoffnung auf die Zukunft, denn Ketten und Bande und Kerker sind ja zu sprengen! — — —

(Ende des zweiten Bandes.)